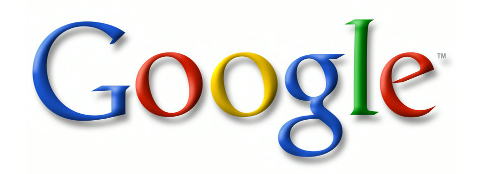
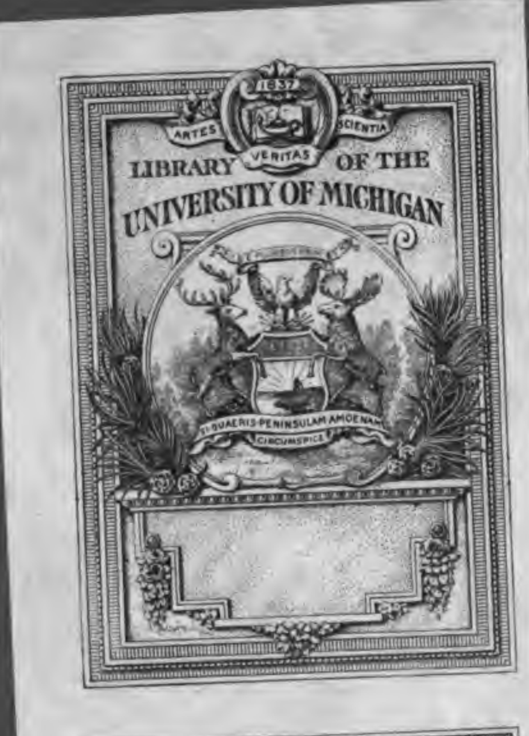



1837
ARTES
VERITAS
SCIENTIA
LIBRARY OF THE
UNIVERSITY OF MICHIGAN
SI QUAERIS PENINSULAM AMOENAM
CIRCUMSPICE



Kulturgeschichte
des klassischen Altertums.

Alexander Ziwek

ADOLF HOLM, W. DEECKE, W. SOLTAU.

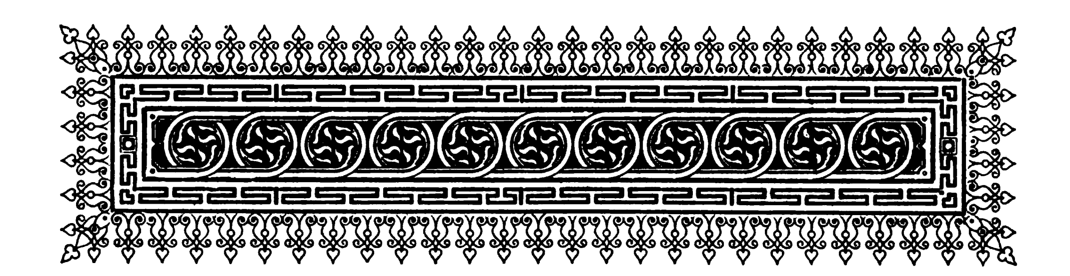
KULTURGESCHICHTE

DES

KLASSISCHEN ALTERTUMS.



LEIPZIG
VERLAG VON P. FRIESENHAHN,
1897.



Vorwort.

Jedes Zeitalter hat seine eigenen wissenschaftlichen Interessen. In Petrarcas Zeit jubelte die gebildete Welt beim Fund einer ciceronischen Handschrift. Huttens Zeitgenossen freuten sich, wenn wuchtige Hiebe der Satire auf die Dunkelmänner der Scholastik fielen. Im vorigen Jahrhundert war alles einer guten Aufnahme gewifs, was der Aufklärung, philosophischen und philanthropischen Ideen dienstbar war. Unser Jahrhundert, das Zeitalter der *exakten Forschung*, verfolgt mit merkwürdiger Vielseitigkeit ebenso lebhaft die neuen Ergebnisse der Naturforschung wie die erfolgreichen Versuche, die historische Wahrheit zu ergründen.

Auf dem Gebiete der Geisteswissenschaft ist es in neuester Zeit vorzugsweise die Kulturgeschichte, welche das Interesse weiterer Kreise auf sich lenkt. Die einseitige Vorliebe für die politische Geschichte hat abgenommen. „Die Zeit rückt immer näher heran“, sagte schon Carlyle, „wo die Geschichte sich nicht damit begnügen wird, eine Antwort auf die Frage zu geben, wie die Menschen früher besteuert und ruhig erhalten wurden; sondern wo sie die andre unendlich weitere und höhere Frage zu beantworten

suchen wird: Wie und was waren die Menschen damals?" „Will die Geschichte (sagt ein moderner Forscher) im gegenwärtigen Entwickelungsstadium des menschlichen Geistes ihre Stellung behaupten, dann kann sie nur Kulturgeschichte sein. Eine ausschliefslich politische Geschichtschreibung, die nur die Gestaltung des Staatslebens behandelt, kann dieser Aufgabe nicht gerecht werden. Politische Geschichte bleibt in ihrer Notwendigkeit und ihrem Wert bestehen; aber die allgemeine, die Kulturgeschichte, verlangt von ihr, dafs sie sich ihr ein- und unterordne."

Diese Zeitrichtung auf eine kulturgeschichtliche Behandlung der Vergangenheit ist durch zahlreiche Ausgrabungen, durch prähistorische Funde wie durch Entdeckungen auf den berühmtesten Kulturstätten des Altertums kräftig gefördert worden. Sie steht aber auch im Zusammenhang mit dem weitverbreiteten philosophischen Bestreben, das allmähliche Werden aller einzelnen Seiten unsrer jetzigen Bildung zu ergründen.

Diesem Zuge der Zeit verdankte Hellwalds Kulturgeschichte in ihren früheren Ausgaben ihre Popularität, verdankt die jetzige Neubearbeitung ihre Entstehung.

Vornehmlich die Rücksicht auf dieses Interesse weiterer Kreise für kulturgeschichtliche Darstellungen hat die Bearbeiter dieser „Kulturgeschichte des klassischen Altertums" veranlafst, ihre Ausführungen, welche für die 4. Auflage von Hellwald's Kulturgeschichte bestimmt waren, auch gesondert herauszugeben. Gerade durch solche kulturgeschichtliche Schilderungen hoffen sie der Antike viele alte Freunde zu bewahren und viele neue Freunde zu erwerben in einer Zeit, die bei ihrem lebhaften Vorwärtsstreben nur zu oft des wahren Ursprungs ihrer Güter und der unvergleichlichen Bedeutung der alten Kultur für die Jetztzeit vergifst.

Gewichtige Bedenken standen einer besonderen Ausgabe dieses Bandes im Wege. Zunächst solche allgemeinerer Art.

Gegen eine derartige kulturgeschichtliche Behandlung ist wohl nicht ohne Grund der Vorwurf erhoben worden, „dafs sie aus unzähligen Einzelheiten bestehe, die sich nicht in einem Bilde zusammenfassen lassen." Die Gefahr einer Zerstückelung des Stoffes und der Betonung von nebensächlichen Einzelheiten ist allerdings nicht zu unterschätzen. Auch soll nicht die Erwartung erweckt werden, dafs alle folgenden kulturgeschichtlichen Skizzen in einem engen Zusammenhang stehen, oder dafs sie alle wichtigeren Seiten

des antiken Kulturlebens gebührend berücksichtigen. Aber es kommt hier auch weniger auf einen äufserlichen Zusammenhang oder auf eine äufsere Gleichförmigkeit an. Gerade darin liegt auf der andern Seite ein Vorzug derartiger locker aneinandergereihter Zeitbilder, dafs sie bei bedeutsamen Einzelheiten eingehender verweilen und an vielen Stellen tiefer eindringen können.

Gewichtiger schienen die Bedenken mehr persönlicher Art.

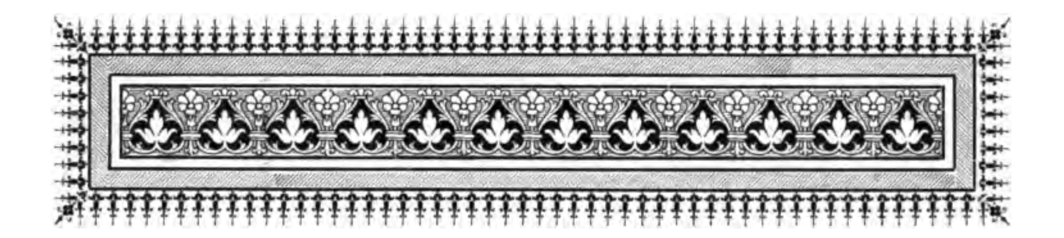
Die Verfasser dieser kulturgeschichtlichen Abhandlungen waren sich bewufst, dafs durch eine besondre, unter ihren Namen erfolgte Ausgabe derselben leicht die Erwartung erregt werden könne, dafs hier in jeder Beziehung selbständige wissenschaftliche Forschungen geboten würden.

Demgegenüber bitten dieselben zu beachten, dafs sie in der Anlage des Ganzen, wie auch in manchen Einzelausführungen an das Werk Hellwalds gebunden waren. Allerdings hätten sie diese Neubearbeitung nicht unternommen, wenn ihnen nicht in Tendenz und Auswahl des Stoffes freie Hand gelassen wäre. Andrerseits aber gebot doch auch die Rücksicht auf die Gesamtanlage des Werkes, mit einer gewissen Pietät vorzugehen.

Vor allem aber sollte nicht vergessen werden, dafs die Verfasser auch noch nach einer andern Seite hin in ihrer Freiheit begrenzt waren. Es war ihre Pflicht, den Stand der jetzigen Forschung zusammenzufassen und gerade diesen in geeigneter Form weiteren Kreisen mitzuteilen. Dagegen konnte es nicht ihre Aufgabe sein, ihre subjektiven Urteile und die Ergebnisse ihrer Spezialforschungen in den Vordergrund zu stellen.

Diese Begrenzung bei der Auswahl des Stoffes hat die Verfasser daneben keineswegs gehindert, bei allen prinzipiell wichtigen Fragen auch ihre eigene wissenschaftliche Überzeugung klar zum Ausdruck zu bringen. Einsichtige werden nicht verkennen, dafs gerade in der geistigen Freiheit, mit der die Verfasser über die vielfach platte Anwendung naturwissenschaftlicher Methoden auf die Probleme der Kulturgeschichte hinausgegangen sind, eine genügende Existenzberechtigung der vorstehenden Veröffentlichung liegt.





Die Verfasser haben sich ferner streng an den Wunsch des Verlegers gehalten, dass das Buch kein Nachschlagebuch sein sollte, sondern ein Buch zum Lesen, deshalb haben sie auch nur wenige Citate gegeben. Dagegen ist es nicht ohne Nutzen, zu sagen, in welchen Büchern man überhaupt über den Gegenstand mehr finden kann, als die Verfasser haben sagen können. In diesem Sinne mag die folgende Aufzählung aufgefasst werden. Den Stoff der griechischen Kulturgeschichte behandelte K. F. Hermann, „Kulturgeschichte der Griechen und Römer", herausgegeben von K. G. Schmidt, 2 Bände. (Göttingen 1857—58.) Aber seitdem sind manche Studien hinzugekommen; Hermanns Darstellung reicht nicht mehr aus. Da treten drei Bände eines englischen Schriftstellers in die Lücke ein, des Dubliner Professors J. P. Mahaffy, betitelt: „Social Life in Greece from Homer to Alexander". (6. Auflage London 1888.), (Social life ist ein englischer Ausdruck für Kultur). „Greek Life and Thought from the age of Alexander to the Roman Conquest" London 1887 und „The Greek World under Roman Sway from Polybius to Plutarch". London 1890. Mahaffy, einer der besten Kenner der Ptolemäischen Zeit, über die er das schöne Werk „The Empire of the Ptolemies", (London 1895) veröffentlicht hat und besonders eifriger und glücklicher Forscher in den griechischen Papyri der Ptolemäischen Periode, behandelt das gesamte Leben der Griechen — am wenigsten die ja auch sonst mehr erforschte Plastik — und weiss durch geschickte Herbeiziehung von Analogien die Zustände jener Zeiten klar zu machen. — Alles, was Dinge betrifft, die sich durch Abbildungen klar machen lassen, Waffen, Kleidung, Gebäude u. s. w. wird in dem Buche von Guhl und Koner, jetzt von Engelmann bearbeitet, systematisch vorgeführt. Hier müssen auch Baumeister's treffliche „Denkmäler des klassischen Altertums" (München und Leipzig 1884—1888.), angeführt werden. Der auch von uns angedeutete Zusammenhang der Kulturgeschichte mit der politischen Geschichte bewirkt, dass die Werke über letztere

auch für unsern Zweck höchst nützlich sind: hier sind vor allem die bekannten Werke von Grote und Curtius zu nennen; ausserdem ist Ad. Holm's „Griechische Geschichte" (4 Bände, Berlin, 1886—1894) anzuführen, schon weil es die einzige griechische Geschichte ist, welche die Kultur mit umfasst und zugleich bis auf den Tod des Antonius und der Kleopatra geht, also bis zum Ende des letzten aus Alexanders Eroberungen hervorgegangenen Reiches; sie giebt überall die Quellen an. Die im Erscheinen begriffene englische Übersetzung (London, Macmillan) vertritt durch ihre Zusätze und Verbesserungen die Stelle einer zweiten Ausgabe. — Nun kommen die Darstellungen der einzelnen Richtungen der menschlichen Thätigkeit. Für die Religion ist das beste Buch die „griechische Mythologie" von Preller, neue Bearbeitung von Robert, (Berlin); eine Fundgrube besonders einzelner Notizen ist das Lexikon von Roscher, (Leipzig); eine treffliche Religionsgeschichte der Griechen ist enthalten in Band 2 des „Lehrbuchs der Religionsgeschichte von Chantepie de la Saussaie" (Freiburg im Breisgau 1889). — Die sittlichen Anschauungen der Griechen stellt in musterhafter Weise dar das gewöhnlich zu wenig benutzte Werk von Leop. Schmidt, „Die Ethik der alten Griechen" (2 Bände Berlin 1882). — Über das Recht haben wir noch keine umfassende Darstellung, abgesehen von der sorgfältigen Behandlung der Rechtsaltertümer in Hermann's griechischen Altertümern, bearbeitet von Thalheim. Für die Naturwissenschaften s. den Abriss von Günther (München, Beck); für die Philosophie Zeller u. a. — Die sozialökonomische Seite des griechischen Altertums behandelt trefflich Pöhlmann, u. a. in seinem Werke über die Grossstädte. Die Statistik sucht mit vielem Fleisse zu verwerten J. Beloch: „Die Bevölkerung der griechisch-römischen Welt" (Leipzig 1886). Über die Erwerbsverhältnisse der Griechen ist sehr lehrreich Büchsenschütz: „Besitz und Erwerb im griechischen Altertum" (Halle 1869). — Fast unendlich ist die Zahl der Bearbeitungen der griechischen Kunstgeschichte. Dem grossen Publikum dürfen die Einleitungen von R. Kekulé zu den verschiedenen Bänden von Bädeker über Griechenland und über Italien besonders empfohlen werden als Arbeiten eines Meisters des Faches. Overbecks „Geschichte der griechischen Plastik" schildert sehr gut die vorhandenen Kunstwerke. Über griechische Architektur ist das beste Werk das Durms (Darmstadt 1892). — Es giebt manche populäre Veröffentlichungen von Meisterwerken der griechischen Plastik; das schöne von Bruckmann verlegte Werk ist leider durch seinen hohen Preis für Privatleute so gut wie unerschwinglich. Hoppe's „Bilder zur Mythologie und Geschichte der Griechen und Römer" (Wien 1895) sind trefflich und billig. Überdies sind einzelne Photographien von allen wichtigen Kunstwerken der Griechen, die sich in Griechenland und in Italien befinden, auch in Deutschland erhältlich. Wertvolle Reisewerke giebt es besonders über Kleinasien; für Griechenland die populären, illustrirten Werke von Bötticher; über Olympia sind die amtlichen Veröffentlichungen leider sehr teuer, so auch die über Perga-

mon; für dieses letztere ist die Beschreibung, welche die Verwaltung der königlichen Museen herausgegeben hat, (bearbeitet von O. Puchstein) ein ausgezeichneter, vollkommen genügender Führer. Für Troja, Mykenai und Tiryns giebt es die bekannten Publikationen von H. Schliemann und Dörpfeld, sowie die Bearbeitung von Schuchardt. — Nun ist noch von der Litteratur zu reden. Hier sind wir in dem Sinne hinter der Bearbeitung der Kunst zurückgeblieben, dass, während diese unter den Fachgelehrten solche gefunden hat, welche die Ergebnisse ihrer Wissenschaft auf eine auch Laien verständliche und doch gründliche Weise darzustellen verstanden, für die Litteratur nur streng gelehrte, sehr gediegene, aber für einen Laien nicht so leicht lesbare Bücher vorhanden sind: Christ's Abriss, das Werk von Bergk, Susemihl's ungeheuer gelehrtes Nachschlagebuch über die Litteratur nach Alexander. — Für Thatsächliches über Einzelheiten sind die rein gelehrten Handbücher nachzuschlagen, unter denen das von Schömann über die Altertümer auch sehr gut geschrieben ist.

Das einzig umfassendere Werk über das etruskische Volk in kulturhistorischer Hinsicht ist noch immer: K. Otfr. Müller: „Die Etrusker", neu bearbeitet von W. Deecke, in 2 Bänden, (Stuttgart, 1877). Die etruskische Kunstgeschichte ist zuletzt abschnittweise behandelt in K. Sittl Archäologie der Kunst, (München, 1895.) Ein wissenschaftliches Corpus Inscriptionum Etruscarum hat C. Pauli (Leipzig, seit 1893) begonnen.

Wenden wir uns jetzt zu den Werken, welche bei der Darstellung der römischen Kulturgeschichte gute Dienste geleistet haben und zugleich weiteren Kreisen zum tieferen Eindringen bei Einzelheiten empfohlen werden können. Vor allem kommen auch hier wieder viele der soeben für die griechische Geschichte grundlegenden Schriften in Betracht, so die Werke von K. F. Hermann, Mahaffy, Guhl und Koner, Baumeister, Pöhlmann, Beloch, Hoppe u. a. m.

Bekannt ist ferner, dass in Theodor Mommsens Römischer Geschichte die Welt ein Werk besitzt, welches ebenso bewundernswert in seinen kulturhistorischen Abschnitten, wie in seinen Darstellungen der politischen Geschichte ist. Wer noch tiefer in die einzigartigen Forschungen dieses genialen Historikers eindringen will, wird seine Geschichte des römischen Münzwesens, seine 2 Bände „Römische Forschungen" und vor allem sein „Römisches Staatsrecht" zur Hand nehmen. Das letztere bildet die ersten 3 Bände des siebenbändigen „Handbuches der Römischen Altertümer", welches Mommsen mit Marquardt zusammen herausgegeben hat, und welches für lange Zeit hinaus die Grundlage aller Studien über römische Geschichte und Zustände bleiben wird.

Namentlich für die Verhältnisse der römischen Kaiserzeit bieten daneben vortreffliche Auskunft die neueren Werke von Karlowa „Römische Rechtsgeschichte", Rudolf Sohm, „Institutionen des römischen Rechts", Hermann Schiller „Geschichte der

römischen Kaiserzeit", Otto Seeck „Geschichte des Untergangs der antiken Welt" (1 Band Berlin 1895).

Fast über alle Zweige der klassischen Altertumskunde, vor allem über römische Verhältnisse, handeln die gross angelegten Werke von Daremberg et Saglio „Dictionnaire des Antiquités grecques et romaines" und Iwan v. Müller's „Handbuch der klassischen Altertumswissenschaft in systematischer Darstellung." In letztgenanntem Buche ist namentlich die 2. Abteilung des 4. Bandes, „die römischen Staats-, Kriegs- und Privataltertümer" von Hermann Schiller und Moritz Voigt enthaltend, zu beachten (2. Aufl. München 1893), sowie die römische Geschichte von Niese.

Manche instruktive Schilderung der politischen wie kulturellen Verhältnisse Roms bietet Hertzberg in seiner römischen Geschichte (Allgem. Geschichte in Einzeldarstellungen herausg. von Oncken). Ihm anzureihen ist Victor Duruy „Histoire des Romains" (5 Bände).

Für die Zustände des alten Italiens sind belehrend Wolfgang Helbig „Die Italiker in der Poebene" (Leipzig 1879), Heinrich Nissen „Pompejanische Studien" und „Italische Landeskunde", Otto Gilbert „Geschichte und Topographie der Stadt Rom". Für die Kulturzustände der Kaiserzeit besitzen wir das vortrefflich geschriebene klassische Werk von Ludwig Friedlaender „Darstellungen aus der Sittengeschichte Roms in der Zeit von Augustus bis zum Ausgang der Antonine" (3 Teile). Über viele Seiten des römischen Privatlebens geben Aufschluss das ältere Buch von Becker-Göll „Gallus" (3 Bände), die neueren Schriften von W. Lange „Das antike griechisch-römische Wohnhaus" (Leipzig 1878) und Saalfeld „Haus und Hof in Rom" (Paderborn 1884), ferner Werke allgemeineren Inhalts wie W. Richter „Handel und Verkehr der wichtigsten Völker des Mittelmeeres im Altertum" (Leipzig 1886) und H. Blümner „Die gewerbliche Thätigkeit der Völker des klassischen Altertums" (Leipzig 1869).

Je mehr die Geschichte der einzelnen Provinzen in den Vordergrund tritt, desto eingehender sind neben Mommsens trefflichem 5. Bd. seiner „Römischen Geschichte", welcher auf Grund seines grossen Inschriftensammelwerkes (Corpus Inscriptionum latinarum) die „Provinzen von Caesar bis Diocletian" behandelt, Spezialwerke einzusehen, wie A. Budinszky „Die Ausbreitung der lateinischen Sprache über Italien und die Provinzen" (Berlin 1881), J. Jung „Die romanischen Landschaften des römischen Reiches" (Innsbruck 1881), oder der erste Band von Bordier et Charton „Histoire de France"; für die Berührungen der Germanen mit der Römerwelt vor allem Georg Kaufmann „Deutsche Geschichte bis auf Karl den Grossen" (2 Bände), Felix Dahn „Urgeschichte der germanischen und romanischen Völker".

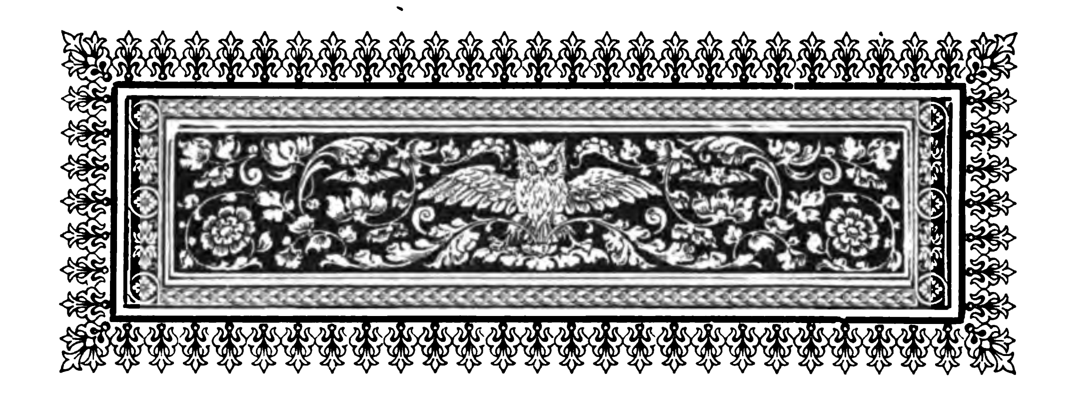
Für die Entwickelung des Christentums kommen neben den allgemeineren Werken von Hausrath, Weizsäcker, Heinrich Holtzmann, Wellhausen in Betracht: Oskar Holtzmann „das Ende des jüdischen Staatswesens und die Entstehung des Christentums"

(Oncken), E. Schürer „Geschichte des jüdischen Volkes im Zeitalter Jesu Christi" (Leipzig 1886 2 Bde.), Karl Johannes Neumann „Der römische Staat und die allgemeine Kirche bis auf Diocletian" (Leipzig 1890 bisher 1 Band), sowie die Kirchengeschichten von Hase, Müller, Kurtz. Populären Anforderungen entspricht sehr wohl E. Langhans Handbuch der biblischen Geschichte und Litteratur.

Bei der römischen Kunst sind neben den unter Griechenland erwähnten Schriften die bekannten Werke von Schnaase, Lübke, Overbeck, Friederichs einzusehen.

Über römische Litteraturgeschichte mögen sich diejenigen, welche grössere Übertragungen aus Dichtern lieben, in der durch Oskar Seyffert verbesserten Munk'schen „Geschichte der römischen Litteratur" (Berlin 1875) zu orientieren suchen. Gründlichere Belehrung bietet Teuffels „Geschichte der römischen Litteratur", vor allem aber Otto Ribbecks Meisterwerk „Geschichte der römischen Dichtung" (Stuttgart 1887).





Die Griechen.

HERAUSGEBER: PROFESSOR DR. AD. HOLM.



Aus dem Westgiebel des Zeustempels zu Olympia.

Die Kultur, welche wir als die antike bezeichnen und schätzen, hat zur Grundlage die der Griechen. Die griechische Kultur ist ja immer noch einer der mafsgebenden Faktoren unserer Bildung. Bekanntlich haben die Römer sie mit geringen Modifikationen angenommen, und es hat sich so eine griechisch-römische Kultur gebildet, welche die ganze civilisierte Welt beherrschte. Das Mittelalter wollte allerdings von ihr nichts wissen, hat aber doch zweimal ihren Einflufs erfahren müssen, erstens zur Zeit Karls des Grofsen und zweitens, als die Araber die von den Christen verschmähte griechische Philosophie und Naturwissenschaft zu den Europäern retteten. Dann

kam aber die wirkliche Renaissance der antiken Bildung im 15. Jahrhundert, die sich zunächst noch besonders auf Rom stützte; am Ende des vorigen Jahrhunderts sind aber an Stelle der Römer die Griechen als geistige Vorbilder getreten, und so bildet jetzt die griechische Kultur neben der Religion die Grundlage der Lebensanschauungen aller derer, die sich über die tägliche materielle Arbeit durch Gedanken an rein geistige Schöpfungen zu erheben imstande sind. Wenn nun in den Bereich der Kultur die Religion, die Moral, das Recht, — öffentliches wie privates — die Sprache, die Kunst, die Litteratur, die Wissenschaft und das technische Können einbezogen werden müssen, so sind Kunst und Litteratur noch gegenwärtig im höchsten Grade von den Griechen beeinflufst, unser Wissen und technisches Können hat von ihnen einen grofsen Teil der Grundlage empfangen, auf welcher sie sich aufbauen, die Ausbildung der modernen Sprachen beruht in syntaktischer Hinsicht durchaus auf dem von den Griechen geleisteten, während inbezug auf die Formen wenigstens die romanischen Sprachen durch die Vermittelung der Römer von den Griechen vielfach abhängig sind; unser Recht und unsere Moral sind nicht ohne die von den Weisen Griechenlands aufgestellten Sätze ausgebildet worden, und die christliche Religion ist wenigstens zuerst in griechischer Sprache überliefert und somit durch sie der Mehrzahl der Menschen, denen sie zuerst nahe trat, mitgeteilt worden. Dies alles berechtigt uns dazu, die griechische Kultur an dieser Stelle so eingehend zu schildern, wie es der Umfang des gesamten Werkes irgend gestattet, ohne dabei in trockene Aufzählungen zu verfallen. Es ist nicht blofs eine Pflicht der Dankbarkeit, die wir damit erfüllen; die Kenntnis einer der wichtigsten Quellen unseres geistigen Lebens gehört notwendig zu diesem Leben selbst, wenn dasselbe seinen idealen Zweck erfüllen soll.

Unsere Darstellung der griechischen Kultur mufs aber eine historische sein. Sie mufs den Gang der Entwickelung des griechischen Volkes verfolgen, sie mufs zeigen, wie die Griechen allmählich das geworden sind, was sie in ihrer Blütezeit waren, damit man daraus sehen könne, wie ihre Kultur, obschon selbst alternd und ermattend, doch in anderen Nationen fruchtbringend weiter wirken konnte. Würde es sich nur um die Zeit der höchsten Blüte der Nation handeln, so wäre diese schnell gefunden; wir hätten das Perikleische Zeitalter zu schildern, und für eine ganz übersichtliche Behandlung der allgemeinen Kulturgeschichte könnte eine solche Schilderung vielleicht als Teil des grofsen Ganzen genügen. Aber man würde damit den Griechen nicht gerecht geworden sein. Von dem, was aus der griechischen Bildung noch jetzt auf uns wirkt, fällt vieles vor Perikles, vieles auch nach

seiner Zeit. Homer und Sappho sind älter, Plato und Menander später als Perikles. So ist unsere Aufgabe die Schilderung nicht einer, sondern mehrerer Epochen von Bedeutung; wir haben zu zeigen, welchen Charakter diese Epochen haben und wie sie sich nach- und auseinander entwickelten. Das letztere wird anfangs nur unvollkommen der Fall sein. Anfangs fliefsen die Quellen so spärlich, dafs wir uns an der Kenntnis der Zustände wichtiger Zeiträume genügen lassen müssen, ohne sagen zu können, wie dieselben sich entwickelt haben und aus welchen Keimen. Die Urgeschichte ist auch hier, wie die Kindheit aller anderen Völker, in ein Dunkel gehüllt, das Vermutungen nur unvollkommen aufhellen. Aber sowie wir uns der Zeit der höchsten Blüte nähern, haben wir es mit einem zusammenhängenden und überschaubaren Strome der Entwickelung zu thun, und während es früher schwer war, die verschiedenen Bilder mit einander zu verbinden, wird es jetzt schwer, in den bald ruhiger, bald stürmischer fliefsenden Strom Einschnitte zu machen und in der Darstellung zu sondern, was in Wirklichkeit in einander übergeht. Wir können fast nichts anderes thun, als die hervorragendsten Wellen dieses Stromes beleuchten. Anfangs ist es die Armut an Nachrichten, die uns bei der Wahl des Darzustellenden die Hände bindet, später wird der Reichtum derselben so grofs, dafs er es ist, der uns bei der Auswahl die gröfsten Schwierigkeiten bereitet.

Wir sprechen von Griechenland, aber das ist im Grunde ein irreführendes Wort. Es giebt kein abgrenzbares Land dieses Namens, welches das Griechentum in sich schlösse oder jemals in sich geschlossen hätte. Zu Griechenland in kulturhistorischem Sinne gehören nicht blofs Sparta und Athen, Theben und Korinth, Olympia und die Thermopylen, es gehören dazu Ephesos und Sinope in Asien, Pantikapaion im Skythenlande, Naukratis und Kyrene in Afrika, Syrakus und Selinus in Sicilien, Tarent und Neapel in Italien, Massalia in Gallien. Griechenland war, wo Griechen wohnten, wo griechische Laute ertönten, wo Griechen Mauern bauten und Kaufhäuser besafsen, wo auf griechischen Altären vor säulenumgebenen Tempeln die Opferfeuer zu den Göttern des Olympos emporflammten, wo griechische Künstler Götter- und Menschenbilder schufen, wo griechische Wechsler auf ihren Tischen die Silbermünzen mit feinem griechischem Gepräge erklingen liefsen. Griechenland war fast überall an den Küsten des Mittelmeeres. Natürlich gab es ein Centrum, das wir ganz besonders Griechenland nennen: der südliche Teil der Balkanischen Halbinsel, aber auch dieses Griechenland im engeren Sinne war nur im Osten, Süden und Westen scharf begrenzt, nämlich da wo das Meer es bespülte. Im Norden sind seine Grenzen

unbestimmt. Thessalien ist griechisch; aber in wie weit auch Epirus für griechisch zu halten sei, ist zweifelhaft und über Makedoniens Zugehörigkeit zu Griechenland ist, soweit es das gesamte Volk betrifft, noch keine Einigung unter den Forschern vorhanden. Im Osten sind die Inseln des ägäischen Meeres griechisch, aber auf dem Festlande Asiens ist wiederum keine Grenze zu ziehen; im Westen haben wir sogar ein Grofsgriechenland, aber wie weit dasselbe ins Innere reicht, vermögen wir nicht zu sagen.

Wenn nun geographisch dem Griechentum keine feste Grenze gezogen werden kann, läfst es sich dann etwa ethnographisch fest umgrenzen? Für eine ethnographische Abgrenzung genügen nicht etwa Namen wie Dorier, Jonier, Äoler und zwar aus zwei Gründen. Der letzte dieser drei Namen bezeichnet nichts Bestimmtes, und Stämme, welche zu keiner dieser drei Gruppen gehörten, könnten doch echt griechisch sein. Man müfste also, um genau zu wissen, wen wir einen Griechen nennen dürfen, unterrichtet sein über die Abstammung der verschiedenen in Griechenland und an seinen Grenzen wohnenden Völkerschaften, und das sind wir nicht. Für die spätere Zeit genügt es allerdings, diejenigen als Griechen zu betrachten, die sich selbst Hellenen nannten. Aber für die älteren Zeiten reicht dies Kennzeichen nicht weit, weil der Name Hellenen noch nicht die spätere Bedeutung hat. Bei Homer sind die Hellenen ein ganz kleiner Stamm, und doch sind die Helden Homers, welchem Kanton sie auch angehören mögen, und ohne dafs sie Hellenen hiefsen, so hellenisch wie nur möglich; ja sogar die Troer sind in Hinsicht ihrer Kultur nicht von den Griechen zu trennen; sie haben dieselbe Sprache und dieselbe Religion. So bleibt als Kennzeichen des Griechentums für uns, die wir nur nach halbverklungenen Berichten urteilen können, nur ein einziges übrig: die Sprache. Es war mit den Griechen, wie es nach dem berühmten Liede mit den Deutschen ist: Griechenland war überall da, wo die griechische Zunge klang und den heimischen Göttern Hymnen erschallen liefs.

Ethnographische Stellung der Griechen. Griechische Sprache.

Natürlich hindert uns dies nicht, ja es fordert uns vielmehr auf, die ethnographische Stellung der Griechen unter den Völkern der Erde zu bestimmen; ist doch die Sprache dasjenige Mittel, die Völkerverwandtschaften zu verfolgen, das am wenigsten irreführt. Allerdings weifs man

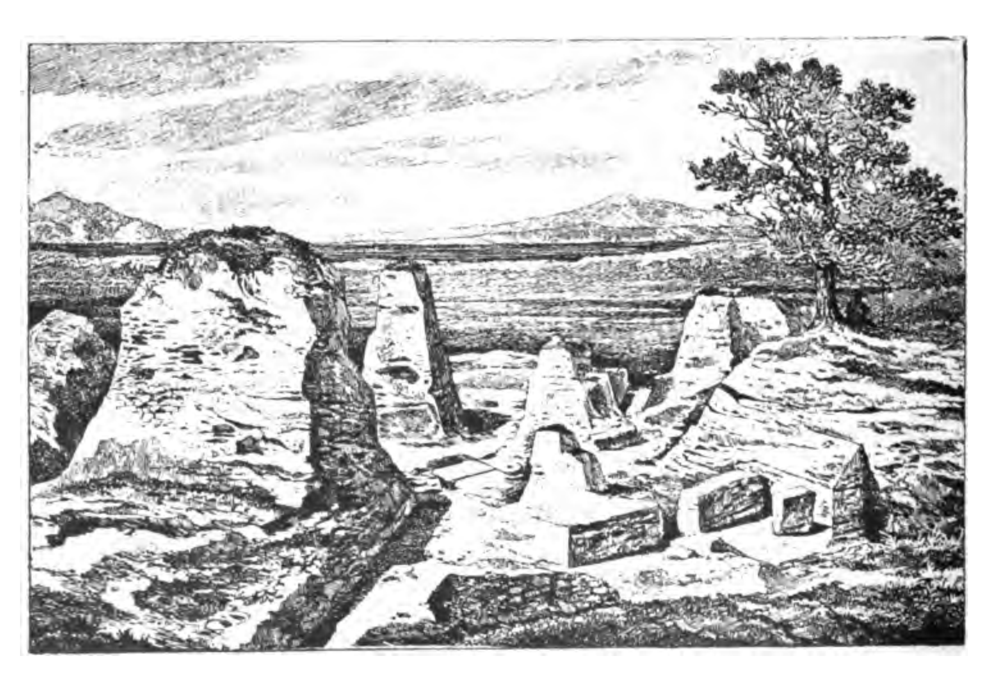
sehr wohl, dafs Völker Sprachen annehmen können, die ihnen ursprünglich fremd sind, aber im ganzen und grofsen decken sich doch Sprachen- und Völkerverwandtschaft. Auf diesem Grunde und unter dieser Voraussetzung aufgebaute Studien der verschiedenen inbetracht kommenden Sprachen haben nun gezeigt, dafs die Griechen, d. h. die Volksstämme, welche einen griechischen Dialekt sprachen, zu dem grofsen Völkerstamme gehörten, dessen Wohnsitze sich von dem Mittelpunkte Asiens bis zum atlantischen Ozean ausdehnen und der Inder, Perser, Armenier, Italiker, Gallier, Germanen, Littauer und Slaven mit umfafst, nicht zu sprechen von den Stämmen, deren Sprachen uns nicht genau bekannt sind. Zu diesen letzteren gehören aber viele Völkerschaften, deren Sitze an die der Griechen stiefsen, in Asien und in Europa. Manche derselben sind offenbar nahe Verwandte der Griechen gewesen, wie die Phryger, vielleicht auch die Thraker; von anderen, z. B. von den Lykiern und den Karern, fehlen uns noch Anhaltspunkte, um ihre Zugehörigkeit zu den Indoeuropäern, wie wir alle vorhin genannten Stämme zusammenfassend nennen, im Gegensatz zu den Semiten, zu den finnischen Völkern u. s. w., mit Entschiedenheit annehmen zu können; man hält sie jetzt für Nicht-Arier.

Die griechische Sprache, welche nach dem vorhin Gesagten das Zeichen der Einheit des griechischen Volkes ist, mufs zugleich als eine der wichtigsten und bezeichnendsten Hervorbringungen des griechischen Geistes gelten, die einzige dieser Hervorbringungen, welche sich von Anfang bis zu Ende, obschon in den mannigfaltigsten Formen, stets auf einer Höhe gehalten hat, zu der die übrigen Nationen nur mit Bewunderung emporblicken können. Ihr Formenschatz ist von grofsem Reichtum, ihre syntaktische Ausbildung von ungemeiner Feinheit, so dafs die geringsten Schattierungen des Gedankens mit grofser Schärfe sich in ihr ausdrücken liefsen, ihre Fähigkeit für die Dichtkunst gebraucht zu werden, auch infolge der Leichtigkeit der Zusammensetzungen, so grofs, dafs wenig andere Sprachen darin mit ihr wetteifern können. Sie zerfiel ursprünglich und noch später, wie jede Sprache, in Dialekte, die von den Bewohnern der einzelnen Gaue gesprochen wurden und die man unter drei gröfseren Einheiten zusammenfafste, benannt als dorische, jonische und äolische Dialekte nach der später bei den Griechen gebräuchlichen Einteilung des gesamten Volkes in Dorier, Jonier und Äoler. Diese Dialekte wurden nicht von zusammenhängenden Volksmassen gesprochen, wie etwa die deutschen. Dorisch sprach man im gröfsten Teile des Peloponnes, in Tarent und einem grofsen Teile des italischen Griechenlands, in Syrakus und Akragas, jonisch in Athen und Milet, äolisch in Böotien, Thes-

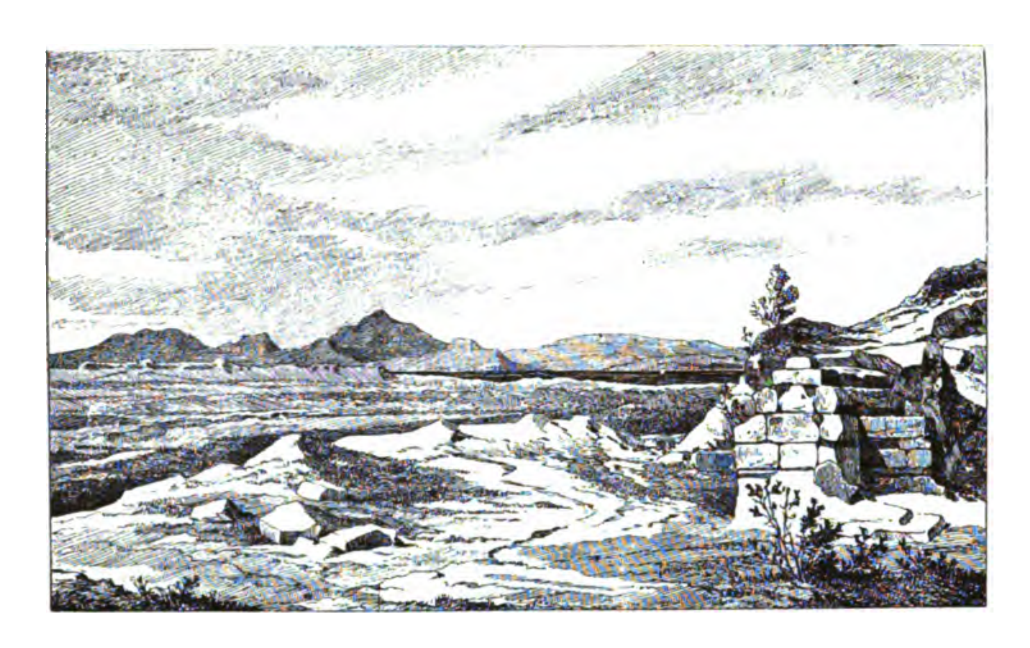
salien und auf Lesbos. Diese Dialekte wurden bisweilen auch von Bevölkerungen gesprochen, die ihrer Herkunft nach anders benannt zu werden pflegten. Dorische Halikarnasseer redeten jonisch, Achäer in Unteritalien dorisch. Schon hier zeigt sich eine der Haupteigentümlichkeiten der Griechen: die ungemeine Mannigfaltigkeit im einzelnen bei aller Übereinstimmung im grofsen und ganzen, ein Hang zum Partikularismus, wie er sonst in demselben Grade fast nur bei den Germanen vorkommt.

Urzeit. Überreste. Troja. Mykenai. Tiryns.

Die griechische Sprache ist ein sehr alter Beweis der griechischen Kultur, aber der älteste uns überkommene ist er nicht. Wir begegnen ihr erst bei Homer. Aber vor Homer hatten die Griechen bereits Jahrhunderte durchlebt, in fortwährender Ausbildung begriffen, und aus diesen Jahrhunderten sind noch keine Sprachdenkmäler vorhanden, nur Denkmäler der bildenden Kunst. Mit einer kurzen Schilderung dieser Kunstdenkmäler haben wir



Ansicht der Ausgrabungen von Troja von Nordwesten. (Nach Perrot-Chipiez).



Ansicht der Ausgrabungen von Troja von Westen. (Nach Perrot-Chipiez).

unsern Gang durch die griechische Kultur zu beginnen. Freilich entsteht hier eine Schwierigkeit. Wenn nur Kunstdenkmäler vorhanden sind, die keine Inschriften tragen, wie können wir behaupten, dafs diese Werke gerade den Griechen zuzuschreiben sind, die wir doch an ihrer Sprache als solche erkennen wollten? Es handelt sich um das in Troja, Mykenai, Tiryns und auf Inseln des ägäischen Meeres entdeckte. Könnte das nicht, zum Teil wenigstens, Völkerschaften angehören, die mit den Griechen nicht viel mehr gemein hatten als den Ort an dem sie wohnten? Man hat bei den Funden in Mykenai an die Karer gedacht, die doch nicht als wirkliche Griechen betrachtet werden können. Es ist ja wahr, dafs der Beweis dafür, dafs alle diese Gegenstände Zeugnisse alter griechischer Kultur sind, nicht vollständig erbracht werden kann, aber dafs Mykenai und Tiryns griechische Kulturstätten waren, dafür bürgt Homer, der Agamemnon an die Spitze der Achäer stellt, und mit dem, was an diesen beiden Orten gefunden ist, erschliefst sich uns ein Kulturbild von hoher Bedeutung, dem sich dann die anderen Stätten jener uralten Zeit erläuternd anschliefsen.

Die Kenntnis aller dieser Denkmäler ist in den letzten Jahrzehnten in überraschender Weise gefördert worden. Bis vor einem Vierteljahrhundert kannte man das Löwenthor von Mykenai, das sogenannte Schatzhaus des

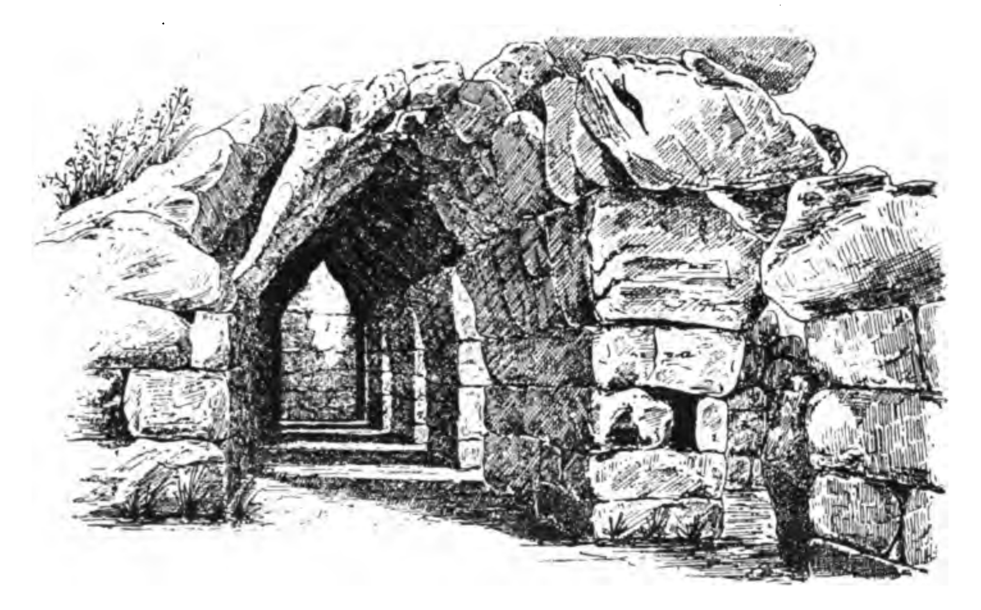
Atreus ebendaselbst, die Mauern von Tiryns (aber nicht vollständig), und einige andere weniger bedeutende Überreste. Nun ist infolge der energischen und begeisterten Thätigkeit Heinrich Schliemanns, dem andere seitdem sich angeschlossen haben, eine solche Fülle von Denkmälern gefunden worden, dafs die einfache Beschreibung des Gefundenen Hunderte von Seiten füllt. Bekanntlich fing Schliemann seine Forschungen auf dem Boden Trojas an, dann wandte er seine Thätigkeit Mykenai, Orchomenos und endlich Tiryns zu, stets mit grofsartigem Erfolge, worauf er schliefslich zu Troja zurückgekehrt ist, in den letzten Jahren überall durch die technische Bildung und den sorgsamen Fleifs Dörpfeld's unterstützt. Die wissenschaftlichen Vertreter Deutschlands, Frankreichs und Englands haben diese Forschungen weitergeführt



Trojanische Vasen.

führt und jetzt hat Arthur John Evans in Kreta auch eine uralte Schrift entdeckt, von deren Lautwert man freilich noch keine Ahnung hat. Die Ausgrabungen in Troja sind in mehrfacher Weise Aufsehen erregend gewesen. Zuerst dadurch, dafs sie die Lage jener alten Königsstadt auf Hissarlik festgestellt haben, sodann durch die Thatsache des successiven Übereinanderbaues von 7 Städten an demselben Orte, welche die Ausgrabungen ergaben; ferner dadurch, dafs bei den Kennern die Annahme geschwankt hat, welches denn eigentlich unter diesen Städten die wichtigste alte Stadt sei — einst war es die zweite, jetzt ist es die sechste — endlich durch die überraschenden Goldarbeiten primitiver Art, die dort gefunden worden sind, neben Thonarbeiten (Gefäfsen) eigentümlichen Charakters (Urnen mit Gesichtern als Verzierung),

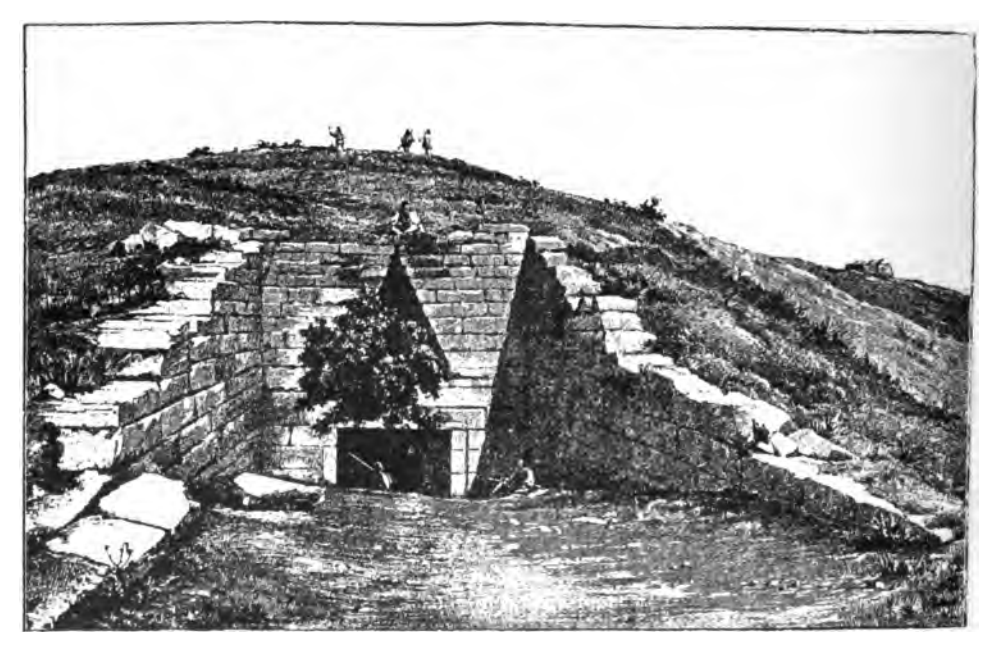
wie man sie übrigens auch in nördlicheren Gegenden gefunden hat. Es war nach Schliemann der Schatz des Priamos, den die Gattin des grofsen Entdeckers in ihrem Shawl vor der gefährlichen Neugier der Arbeiter gerettet hat. In Mykenai kam dann die nicht weniger Aufsehen erregende Entdeckung der Leiche Agamemnons mit der goldenen Gesichtsmaske hinzu. Jetzt glaubt man nicht mehr, dafs man das Recht hat, die Namen der beiden Fürsten des trojanischen Krieges bei der Benennung des in Troja und Mykenai Gefundenen anzuwenden, aber die alten Sagen haben doch neues Leben gewonnen und man weifs jetzt, dafs es ein altes, reiches und glänzendes Troja wirklich gegeben hat, und ein noch mächtigeres, glänzenderes



Gallerie von Tiryns. (Nach Perrot-Chipiez).

und reicheres Mykenai. Es handelt sich, wenn wir uns jetzt zum eigentlichen Griechenland wenden, um zwei Städte, um Mykenai und um Tiryns, beide in Argolis gelegen, nicht sehr weit von einander, beide als Königssitze in der Sage bezeichnet, Mykenai insbesondere als der Sitz des berühmten Agamemnon. Mykenai liegt über dem N. O. Rande der Ebene am Eingange eines Passes, der nach Norden führt. Kommt man, wie gewöhnlich die Reisenden, von der argivischen Ebene, so erblickt man über den Schutthalden die Gebäude der alten Burg. Aber vor und unterhalb derselben lag eine Unterstadt, von der nur wenige Reste erhalten sind, unter denen die merkwürdigsten sind die kuppelförmigen Gebäude, welche das

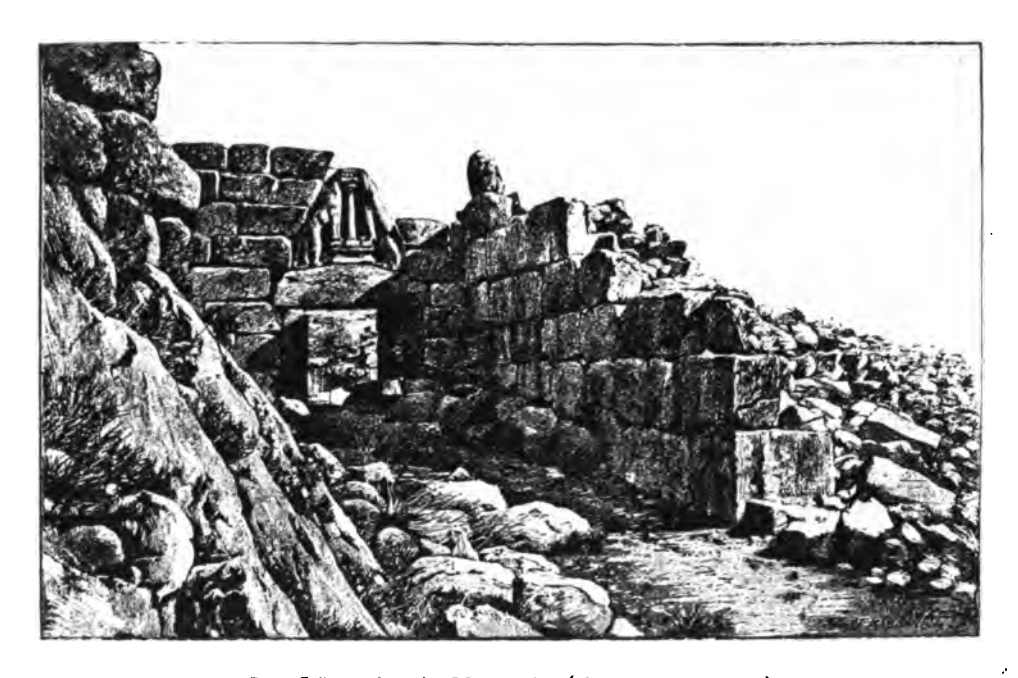
Altertum für Schatzhäuser erklärte, in denen die heutige Wissenschaft aber mit Recht Gräber erkannt hat. Das schönste und merkwürdigste derselben ist das sogenannte Schatzhaus des Atreus, auch Grab des Agamemnon genannt. Dieses sowie die andern ähnlichen Gebäude, die sich in der Nähe befinden und solche derselben Art, die in andern Teilen Griechenlands gefunden worden sind — u. a. das sogenannte Schatzhaus der Minyer bei Orchomenos in Böotien -- bestehen aus einem Gewölbe eigentümlicher Konstruction, zu dem ein Gang führt. Das Gewölbe ist nämlich in der Weise konstruiert, dafs kreisförmige Steinschichten sich nach oben verkleinern, so



Das sogenannte Schatzhaus des Atreus in Mykenai.
(Nach Perrot-Chipiez).

dafs kein Schlufsstein nötig ist, um das Gewölbe zu schliefsen und zu tragen; die immer kleiner werdenden Kreise halten sich selbst. Die Wände waren mit Metallverzierungen bedeckt, wie deutliche Spuren beweisen. Das sogenannte Schatzhaus des Atreus hat etwa 15 m. innere Höhe und ebensoviel Durchmesser im innern. Wenn man sich von diesem Monument zur Burg wendet, so kommt man zunächst zu einem berühmten Gebäude, dem sogenannten Löwenthor, das oft abgebildet ist. Die Öffnung desselben ist $3^1/_4$ m hoch, unten 3,13 m und oben 2,90 m breit, so dafs sie sich nach oben vermindert; sie ist bedeckt durch einen, wie man mit Recht gesagt

hat, wahrhaft Staunen erregenden Thürsturz, einen einzigen Steinblock von 5 m Länge, 2,5 m Tiefe und in der Mitte über 1 m Dicke. Zur Entlastung dieses gewichtigen Sturzes ist über demselben eine nach oben spitz zugehende Öffnung gelassen, die jedoch in ihrer Mitte ausgefüllt ist durch eine mit einem berühmten Bildwerk verzierte Steinplatte, 3 m hoch, $3^2/_3$ m breit und nur $^2/_3$ m dick, (also wenig drückend) welche eine Säule zeigt, neben der auf jeder Seite eine aufgerichtete Löwin ohne Kopf steht, in dieser Stellung erinnernd an die Art, wie im Orient von jeher Tiere zu beiden Seiten eines höheren Gegenstandes (z. B. eines Baumes) als Dekoration ver-



Das Löwenthor in Mykenai. (Nach Perrot-Chipiez).

wandt werden. Dieses Bildwerk war bis zu den neueren Entdeckungen auf dem Boden von Mykenai und von Tiryns dasjenige, welches den Anfang der griechischen Kunst bezeichnete. In den inneren Burgraum eingetreten, stehen wir vor den grofsartigen Spuren der Thätigkeit von Heinrich Schliemann. Es handelt sich zunächst um einen durch einen Plattenring von der übrigen Burg abgesonderten Raum, den Schliemann für eine Agora hielt. Hier grub er und war so glücklich, eine Anzahl von Gräbern (5) aufzudecken, welche zusammen die Leichen von 15 Personen enthielten, denen eine Menge von goldenen und anderen Schmucksachen beigegeben war. Die Gräber

bestanden aus tiefen Schachten, in deren Grunde die Leichen, nicht regelrecht gebettet, sondern wie hineingeworfen, lagen. Von den Schmucksachen waren das Merkwürdigste die Goldmasken, welche die Gesichter von vier Leichen bedeckten, die das vierte Grab enthielt. Schliemann glaubte bekanntlich, er habe die Leiche Agamemnons entdeckt, (1876) dessen Züge, wie er sich begeistert ausdrückte, somit die Nachwelt noch sehen könne. Wer in Wirklichkeit die in diesen Gräbern Bestatteten waren, weifs man natürlich nicht. Ein sechstes ähnliches Grab, ebenfalls mit kostbarem Inhalt, hat 1877 die athenische archäologische Gesellschaft gefunden und aufgedeckt. Der durch Steinplatten abgeschlossene Raum, über dessen Bestimmung viel gestritten worden ist, ist einfach, wie Chr. Belger gezeigt hat, der Rest des Grabhügels, der über den Gräbern nach alter Sitte gehäuft worden war. Das wird besonders durch den Umstand bewiesen, dafs zwischen den Gräbern sich auch Stelen, zum Teil mit Skulpturen verziert, gefunden haben, die offenbar dazu bestimmt waren, auf den Gräbern zu stehen und zu zeigen, dafs hier Gräber seien. Als Mykenai mehr und mehr verfiel, wurde auch dieser Tumulus vernachlässigt, und die Kenntnis desselben verschwand völlig; sonst hätte das Gold nicht bis zum Jahre 1876 unberührt in der Erde liegen können. Die nächstwichtige, Mykenai an Alter noch übertreffende Ruine ist die von Tiryns. Es war schon immer berühmt durch seine gewaltigen Umfassungsmauern, die stets sichtbar waren, denn Tiryns liegt auf einem bis 18 m. aus der Ebene von Nauplia hervorragenden Felsen. Die Mauer besteht aus



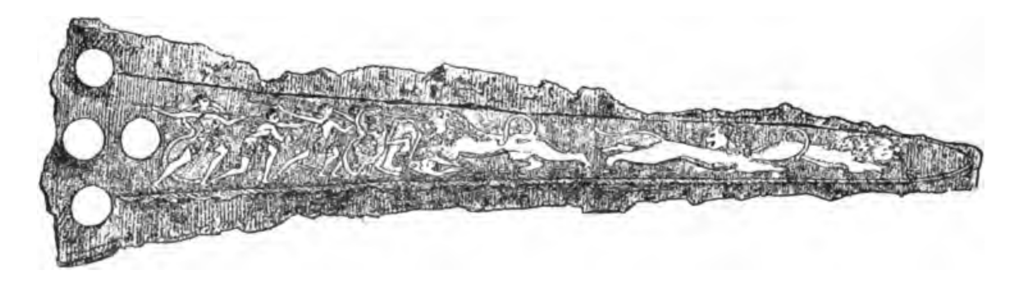
Das Löwenthor in Mykenai.

kaum behauenen riesigen Blöcken von 2--3 m. Länge und 1 m. Dicke. Der gesamte Raum ist etwa 300 m. lang und 100 m. breit. Er zerfällt in zwei Teile, einen oberen, welcher den Palast der Könige trug und einen unteren, welcher für die Mannen der Burg bestimmt war. Die Mauern haben durchschnittlich eine Dicke von 20 m. An einzelnen Stellen sind sie sogar noch dicker, weil sie hier im Innern hohle Räume enthalten, Gänge und Kammern. Die Gänge waren schon lange bekannt und erregten das Erstaunen der Reisenden; die sich an dieselben anschliefsenden Kammern jedoch sind erst 1885 entdeckt worden, als Schliemann und Dörpfeld ihre Ausgrabungen machten. Spitzbogenartige Thüren, d. h. durch in spitzen Bögen zusammenstofsende Steine, nicht durch Bögen mit Schlufssteinen nach mittelalterlicher Weise gedeckt, führen in die Kammern, welche ebenfalls durch übereinandertretende Steine bedeckt sind, und als Magazine dienten. Die Alten hatten von ihrem Standpunkte wohl Recht, wenn sie meinten, dafs so schwere Steine nur durch übermenschliche Wesen, nämlich durch Kyklopen, die aus Lykien gekommen sein sollten, zusammengefügt sein könnten. Die zweite erst durch Schliemann und Dörpfeld aufgedeckte Merkwürdigkeit von Tiryns sind die untern Teile der Mauern eines uralten Palastes, welcher den Königen von Tiryns als Wohnung gedient haben mufs, und in welchem sich sogar Reste von uralten Wandmalereien gefunden haben. Die innere Anordnung des Palastes ist sehr wohl erkennbar und Dörpfeld hat mit grofsem Scharfblick den Plan wieder hergestellt. Über die Bestimmung der einzelnen Räume sind allerdings noch viele Zweifel möglich; aber fest steht z. B., dafs der Palast eine grofse Halle (megaron) hatte, in der sich, wie Homer es beschreibt, der Heerd des Hauses befand, und wo sich die Männer um den König und die Königin bei Gelagen versammelten; man denke an Alkinoos



Knopf aus getriebenem Gold aus den Funden von Mykenai. (Nach Schliemann).

und Arete in der Odyssee. — Auch sonst sind noch auf griechischem Boden manche Gräber aus uralter Zeit aufgedeckt worden, mit Gegenständen, welche an die in Mykenai gefundenen vollkommen erinnern, sodafs man wohl von einer mykenischen Kunst reden darf. Nicht als ob diese Kunst ihren Ursprung gerade in Mykenai gehabt hätte, aber diese berühmte Stadt war einer der Hauptsitze derselben. Diese Kunst äufsert sich in der besondern Art der Vasen — man nennt sie Vasen mykenischen Stils — und der Schmucksachen, unter denen merkwürdige Goldplättchen mit Darstellungen von Polypen hervorragen, auch in geschnittenen Steinen. Es war die Kultur eines Seevolkes. Vieles von dem gefundenen hat orientalischen Charakter; eine im Tholos (Rundgebäude, Grab) von Orchomenos von Schliemann gefundene Decke ist ganz ägyptisch; anderes dagegen findet sich in dieser Weise nicht im Orient. Es ist klar, dafs Griechenland bereits damals den Anfang einer besonderen Kunst hatte; das beweisen unter anderem die Löwinnen, die nicht über's Meer



Dolchklinge aus Mykenai. (Nach Milchhöfer).

nach Mykenai gebracht worden sein können. Merkwürdig sind zwei Goldbecher, die in Vaphio gefunden sind und das Einfangen von Stieren darstellen; über die Herkunft dieser Becher, ob einheimisch, ob etwa ägyptisch, darüber ist man noch nicht einig. Im ganzen ist klar, dafs damals nach Griechenland viele Erzeugnisse der orientalischen Kunst kamen, ägyptischer, phönikischer und kleinasiatischer, dafs aber die Griechen bereits anfingen eine eigene Kunst zu schaffen, die freilich von der späteren Kunst, die uns so sehr imponiert, von der eigentlichen griechischen Kunst, völlig verschieden war.

Wir haben oben gelegentlich die Beziehungen zwischen den in Mykenai und anderswo aufgedeckten Denkmälern und der Homerischen Poesie erwähnt. Wenn Homer nicht wäre, könnten wir nicht mit Sicherheit behaupten, dafs die mykenische Kultur die älteste bekannte Stufe der griechischen Bildung vertritt. Dürfen wir deswegen das durch die Überreste gewonnene Bild der Kultur der griechischen Heroenzeit, wie man sie zu

nennen pflegt, dadurch vervollständigen, dafs wir zu dem materiellen Leben, das uns jene Reste vor die Augen führen, das geistige nach den Darstellungen Homers hinzufügen? Dafs wir das in den Ruinen von Mykenai und Tiryns gefundene als Illustration des Lebens der Helden, wie sie uns Homer schildert, betrachten, das ist leider nicht möglich. Homer hat lange nach der von ihm geschilderten Zeit gelebt und mufste vieles aus seiner eigenen Zeit in die Beschreibung der alten Zeit hineintragen. Wir können also sagen: Was in Mykenai gefunden wurde, zeigt, wie Agamemnon, wenn er in Wirklichkeit gelebt hat, lebte, aber nicht wie er lebte, wenn wir Homer zu glauben haben. Ebensogut könnte man das Nibelungenlied für die Darstellung der Sitten der Völkerwanderung als Quelle benutzen. Homer wird uns später beschäftigen.



Modell eines Tempels aus Gold aus den Funden in Mykenai. (Nach Schliemann).

Dorische Wanderung.

Die Kultur, deren materielle Seite uns die Entdeckungen in Mykenai, Tiryns u. s. w. vor Augen führen, fand ein Ende durch eine Begebenheit, welche an die Völkerwanderung erinnert, die dem römischen Reiche ein Ende bereitete. Die Geschichte bezeichnet sie als die dorische Wanderung. Die Überlieferung ist über die Einzelheiten derselben durchaus nicht einig, und das ist auch natürlich, wenn man bedenkt, dafs, als diese Züge vor sich gingen, es niemanden gab, der sie hätte beschreiben wollen oder können. Wenn man damals in Griechenland schrieb, so schrieb man keinesfalls Geschichte. Als die Zeit der Wanderung kann nur ganz allgemein die Wende des zweiten zum ersten Jahrtausend v. Chr. bezeichnet werden. Was vor-



Goldene Totenmaske aus den Funden von Mykenai.
(Nach Schliemann).

fiel, ist, kurz gesagt, die Eroberung des gröſsten Teiles des Peloponnes durch die Dorier, die seitdem in den von ihnen gewonnenen Landstrichen die Herren waren, und in den übrigen Gebieten des Peloponnes wenigstens einen überwiegenden Einfluſs ausübten. Vor und nach der dorischen Eroberung fanden aber andere Züge statt, welche den ethnographischen Zuständen Griechenlands vollends einen neuen Charakter gaben. Der Verlauf des Ganzen ist nun nach der herrschenden Annahme der Alten folgender. Die Dorier, ein kleiner griechischer Stamm, der schon in Thessalien viel umhergezogen war, setzten sich endlich am Flusse Pindos südlich von den Thermopylen, in der Gegend, die seitdem noch Doris hieſs, fest, und brachen von da, wenige in der Doris zurücklassend, zur Eroberung des Peloponnes auf, den sie als ihr Eigentum beanspruchten, weil die Rechte des Herakles auf

Stücke desselben angeblich dadurch auf sie übergegangen waren, dafs die Nachkommen des Herakles, die Herakliden, sich an ihre Spitze gestellt hatten. Den Anstofs zu dieser ihrer Wanderung gab nach der Sage eine Bewegung, welche weiter nördlich stattgefunden hatte. Von Epirus aus war der Stamm der Thessaler nach Osten gezogen und hatte sich in dem Lande niedergelassen, das seitdem nach ihnen den Namen geführt hat. Sie verdrängten daraus die Böoter, welche nach Süden gingen und das nach ihnen benannte Land, Böotien, besetzten, wo sie dann seitdem geblieben sind. Bei dieser Gelegenheit gerieten nun die Dorier wieder aus der Doris in Bewegung und zogen aus zur Besetzung des Peloponnes. Sie gewannen ihn aber nicht so schnell, wie sie erwartet hatten; erst der dritten Generation gelang es, und nicht auf dem Landwege über den Isthmos von Korinth



Vasenscherbe aus Mykenai.

kamen sie hinein in das inselähnliche Land — „die Insel des Pelops" — sie mufsten bei Naupaktos (Lepanto) über den korinthischen Golf setzen, im Einvernehmen mit den Ätolern. Dafür bekamen diese das Küstenland Elis, die Dorier aber, Arkadien durchziehend, gründeten drei grofse und mehrere kleine Herrschaften im Peloponnes. Messenien, Lakonien und Argos waren die drei grofsen, Korinth die wichtigste der kleineren. Die besiegten Achäer — so heifsen ja bei Homer die Griechen der Zeit des trojanischen Krieges, insbesondere die Unterthanen des Agamemnon in Argolis und des Menelaos in Sparta — wanderten, soweit sie sich nicht den Eroberern gehorsam fügten, etwas weiter nach Norden, wo sie zunächst noch im Peloponnes die Jonier ihrer Sitze beraubten und das bis dahin von diesen bewohnte Land besetzten, das seitdem Achaia hiefs. Die vertriebenen Jonier fanden in dem stammverwandten jonischen Attika Zuflucht. Aber nun kam

noch ein Nachspiel. Die letzten Wellen der aufgewühlten Völkerflut schlugen nach Asien hinüber: Äoler aus Böotien, Achäer aus dem Peloponnes, Jonier aus Attika und Dorier aus dem Peloponnes, der ihnen schon nicht Raum genug bot, verliefsen Europa und wanderten nach Osten, woher die meisten von ihnen einst gekommen waren. So wurden nach der Sage die drei asiatischen Kolonistengruppen gebildet, die Äoler-Achäer im Norden, die Jonier in der Mitte, (besonders Milet und Ephesos, Chios und Samos), die Dorier im Süden. Nun ist das historische Griechenland fertig; es kann sich im weiteren Verlauf der Geschichte in seiner Gröfse wie in seiner Schwäche zeigen.

Eigentümlichkeit der Griechen. Streben nach Individualisierung. Polis.

Die Schwäche der Griechen der historischen Zeit liegt in ihrer Politik, ihre Stärke in der Mehrzahl der anderen oben aufgezählten Zweige der Kultur. Stärke wie Schwäche der Griechen gehen aber hervor aus einem höchst charakteristischen Kennzeichen ihres Wesens, ihrem erfolgreichen Streben nach Individualisierung. Dieses Streben hat in der Anlage des Volkes gelegen, es ist aber befördert worden durch äufsere Verhältnisse, vor allem durch die Natur seiner Wohnsitze. Von den Landmassen, welche die Erdoberfläche bedecken, ist keine so scharf gegliedert wie Europa, und in Europa ist kein Land bei aller Einheit im allgemeinen so sehr von der Natur in einzelne Teile gesondert, wie das Südende der Balkanischen Halbinsel. Nirgends in Europa greifen Berg und Thal, Land und Meer so sehr ineinander wie hier. Es giebt im griechischen Lande hohe Berge nahe dem Meere, es giebt sehr tiefe Thäler in gewisser Entfernung von demselben. Hochplateaus, die wenigst günstige Form der Oberflächenbildung, giebt es dort kaum. So war der Grieche überall veranlafst, sich mit neuem zu beschäftigen; entfernte er sich nur wenige Stunden von seinem Wohnsitze, so sah er schon eine andere Natur, fand er schon Menschen mit Beschäftigungen, die von den seinigen mehr oder weniger abwichen. Der Hirt der Berge sah von seinen Felsen herab schnelle Schiffe das Meer durchziehen; eine Reise von weniger als einem Tage brachte ihn an das Ufer, wo er mit Leuten sprechen konnte, die vor kaum einem Monat in einem asiatischen Hafen gewesen

waren. Die Bewohner eines solchen Landes hatten es schwer, einseitig zu werden in ihren Bestrebungen, ihre ererbten Anschauungen nicht wenigstens in einigen Punkten umzuwandeln. Leichtigkeit, auf neues einzugehen, mufste die Folge dieser Bodenverhältnisse sein. Dazu kam nun noch die Eigentümlichkeit des Klimas. Ein Meeresklima, also verhältnismäfsig milder, weniger extrem als ein kontinentales, und doch wieder kein erschlaffendes, denn Griechenland liegt nach Nordosten offen durch das ägäische Meer, das die rauhen, von den Steppen kommenden Winde zwar mildert, sie aber doch immer noch, wenn schon gemildert, den griechischen Gestaden zuleitet. So ist der Kampf zwischen der Sonne und den Wolken wenn auch nicht an der Tagesordnung, aber doch in der Ordnung der Jahreszeiten begründet, und auch in der Religion spricht sich dieser Kampf aus. Dafs die Griechen nicht in Bequemlichkeit ihr Leben hinbringen konnten, dafür sorgte auch die Natur des Bodens insofern, als derselbe nur an wenig Stellen reich und sehr fruchtbar ist. Gerade weil grofse Ebenen fehlten, hatte der Bewohner des Landes in der mannigfaltigsten Weise für seinen Unterhalt zu sorgen. Die Abhänge müssen sorgfältig bebaut werden, wenn sie ihn ernähren sollen, und durch den Handel war das fehlende zu ersetzen. Also Individualisierung in der Bebauung des Landes und in der Beschäftigung der Bewohner. Dazu kam dann aber Individualisierung in staatlicher Beziehung. Das Land durchziehen so viele Gebirge, durchdringen so viele Meeresarme, dafs der Verkehr auf dem Lande an vielen Punkten unbequemer ist als der übers Meer, und davon ist die Folge, dafs die staatlichen Gemeinschaften nur klein sind, der Zusammenhang durch den Verkehr dagegen grofs. Also in der Politik das, was man Kantonwesen nennt, wie in der Schweiz, nur mit dem Unterschiede, dafs die griechischen Kantone fast alle ans Meer stofsen und deswegen in engerer Verbindung mit einander und mit der grofsen Welt, mit den entferntesten Gegenden stehen. Mit einem Worte: Kleinstaaterei mit allen ihren Nachteilen und Vorzügen. Dieser Kleinstaaterei haben die Griechen nun verschiedene Formen gegeben, von denen die eine, für sie besonders charakteristische ist: der Stadtstaat, die Polis, von der alsbald die Rede sein wird. Der in einer Stadt konzentrierte Staat ist aber nicht die einzige bei den Griechen gebräuchliche Form des Kleinstaates, er ist nur die vornehmste; es gab weniger vollkommene, welche die Griechen unter dem Ausdrucke Dörferstaat zusammenfafsten. Es wohnten nämlich die weniger gebildeten Griechen, zumal solche, die mit dem Meere in geringerer Verbindung standen, in Dörfern (komai), welche sich selbst regierten und deren Bewohner, die sich im gewöhnlichen Laufe der Dinge zur Not gegen Räuber verteidigen

konnten, bei gröfserer Feindesgefahr in dem festesten Orte, oder in den festesten Orten der Landschaft zusammenströmten, wo sie auch ihre wenigen gemeinsamen Angelegenheiten besprachen. In diesem halb unzivilisierten Zustande lebten manche der westlichen Griechen: die Akarnanen, die Ätoler, ein Teil der Lokrer, der Arkader. Die östlichen Griechen, die gebildeteren, hatten schon früh einen Schritt vorwärts gemacht. Sie hatten aufgehört, in der Dorfgemeinschaft das hauptsächlichste Band zu sehen; sie hatten ihre Dörfer zu einer Stadt, Polis, vereinigt, die mit allen souveränen Rechten ausgestattet war. Die einzelnen konnten fortfahren, in den Dörfern zu leben, was ja auch in den meisten Fällen der Betreibung des Landbaues wegen notwendig war; aber wenn sie über ihre Angelegenheiten beraten wollten, kamen sie in die Stadt, wo viele unter ihnen, die es ermöglichen konnten, dauernd wohnten. Die Polis hatte viel mehr gemeinsame Interessen als die einzelnen Komai oder ihre vereinigten Mitglieder in der oben beschriebenen Verfassung der westlichen Griechen. An die Stelle der Dorfrichter traten schon die Stadtrichter. Gebietende (archontes) traten an die Spitze des gesamten Stammes. Wie die Gebietenden genannt wurden, war einerlei; der sehr gebräuchliche Ausdruck König — basileus — hatte bei den Griechen eine allgemeinere Bedeutung, als wir ihm nach römischem Vorgange jetzt beilegen. In dem Stadtstaate wie in dem Dörferstaate waren diejenigen, welche überhaupt Vollbürger waren und nicht einer unterthänigen Klasse angehörten, gleichberechtigt, und das in höherem Grade als man jetzt kennt, da sie persönlich ihre Rechte ausübten und ausüben mufsten; von Vertretung durch Gewählte, Abgeordnete, von dem Prinzip des modernen Verfassungslebens war nicht die Rede. Daher konnte auch der ausgebildete griechische Staat eine gewisse mäfsige Gröfse nicht überschreiten. Wenn die Bürger zusammenkommen müssen, sobald sie über gemeinsame Angelegenheiten beraten und entscheiden sollen, mufs die Stadt, in der sie sich versammeln, in höchstens einer Tagereise zu erreichen sein. Somit haben wir wieder die Notwendigkeit der Kleinstaaterei in Griechenland. Freiheit und Selbständigkeit, so wie die Griechen sie verstanden, persönliche Ausübung der politischen Rechte bedingten kleine Staaten. Das ist den Griechen so sehr in Fleisch und Blut übergegangen, dafs noch Aristoteles für Griechen keine andere Staatsform zuläfst als die Polis, in welcher die Bürger sich so ziemlich alle persönlich kennen. Die sich nicht kennen, haben ja auch keine gemeinsamen Interessen in einfachen Verhältnissen, wie es die des Altertums waren. Durch diese Stadtgemeinden steht Griechenland in schroffem Gegensatz zu den Ländern des Orients, in denen die weiten Landstriche, welche einem einzigen Staate

angehörten, die Herrschaft eines Einzelnen, d. h. Despotismus nötig machten. Nur einen Vorgang hat Griechenland gehabt: das waren die phönikischen Städte. Diese waren Poleis wie die griechischen. Es kann wohl sein, obgleich die herkömmliche Geschichtsschreibung davon nichts sagt, dafs die bürgerlichen Verhältnisse von Sidon und Tyrus den Griechen die Idee der Polis und den Anstofs zur Verwirklichung derselben gegeben haben.

Während nun die Griechen in politischer Beziehung von Anfang an Partikularisten gewesen und es stets geblieben sind, ist dies auf geistigem Gebiete durchaus nicht der Fall, soweit wir es nämlich nach vorhandenen Denkmälern beurteilen können. Gewifs sind auch hier bedeutende Verschiedenheiten unverkennbar, wie wir das später noch sehen werden; aber auf dem geistigen Gebiete, sei es der Kunst, sei es der Litteratur, geht doch ein Streben nach Einheit durch die ganze Nation und ein so kräftiges Streben, dafs zuletzt eine Stadt, die sich lange bemüht hat, das politische Übergewicht zu bekommen, und die trotz ihrer Macht dieses Ziel nie hat erreichen können, das geistige Übergewicht erringt, wovon dann die Folge ist, dafs die so mannigfaltige griechische Sprache endlich den wenig veränderten attischen Dialekt als das gemeinsame Griechisch (koine) anerkennt, dessen sich alle Schriftsteller bedienen müssen, die von allen Lesern verstanden sein wollen. Das politisch in die zweite Linie gedrängte Athen wird in der Sprache Herrscherin aller Griechen.

Religion.

Diese Gemeinsamkeit, man könnte sagen Einheit des griechischen Wesens zeigt sich auch auf einem Gebiete, ohne dessen Betrachtung die Darstellung der griechischen Kultur ein Fragment sein würde, auf dem der Religion. Das Studium derselben ist schwierig, trotz der vielen Nachrichten, die über dieselbe erhalten sind, und zwar deswegen, weil es schwer ist, aus diesen Nachrichten alles auszuscheiden, was nicht zur Religion im eigentlichen Sinne gehört. Denn Religion ist das Verhältnis, in welchem der Mensch zur Gottheit steht. Aber der Begriff der Gottheit war gerade bei den Griechen ein so sehr unbestimmter. Wir finden bei ihnen Götter, wirkliche Götter, d. h. solche, deren Natur eine von der menschlichen durchaus verschiedene

ist, aber diese Götter sondern sich in höhere und niedere, oder vielmehr die höheren und die niederen Götter gehen ineinander über, so dafs man nicht einmal die Grenze zwischen beiden scharf ziehen kann, wenn schon die an beiden Enden stehenden Figuren scharf genug von einander geschieden sind. Zeus und Pan sind von gewaltig verschiedenem Wesen, aber wer Herakles mit Hephaistos vergleicht, wird wenig Gründe finden, die gewöhnliche Annahme zu verteidigen, dafs Herakles als ein Halbgott, Hephaistos als ein wirklicher Gott aufzufassen sei. Und dann kommt die ganze Schar der Heroen, die für Menschen erklärt werden, denen man göttliche Verehrung zollte. So erscheint der Begriff der Gottheit, d. h. der in der Religion verehrten Wesen als ein ziemlich vager, wenn man auf die Menge der Gestalten blickt, welche man verehrte. Noch unklarer wird aber das Bild, wenn man scharf zusieht, wie es denn eigentlich zustandegekommen ist. Die Religion ist Sache des Volkes. Wie viel von dem, was von den Göttern der Griechen berichtet wird, und somit, wenn es zur Religion gehörte, im Glauben des Volkes vorhanden sein mufste, war wirklich in demselben vorhanden? Wie viel ist nicht von einzelnen Personen erfunden, sei es von Dichtern, sei es von Priestern oder andern beim Kultus beteiligten Personen? Die Griechen haben selbst gesagt, dafs Homer und Hesiod ihnen ihre Götter gemacht hätten. Was die gemacht haben, kann nicht Religion des Volkes gewesen sein und war es auch nicht. Es ist Mythologie, es ist zum Teil nicht einmal das, sondern blofse Fabelei. Haben nun das die Griechen nicht gewufst? Und wenn sie es wissen mufsten, wie haben sie sich als religiöse Menschen dazu im praktischen Leben gestellt? Es war dabei eine Schwierigkeit vorhanden, welche für die übrige, besonders die moderne Welt, nicht vorhanden ist. Die meisten Kulturvölker besitzen eine Menschenklasse, deren Beruf es ist, darüber zu wachen, dafs das, was das gesamte Volk oder die bestimmte Religionsgenossenschaft zu glauben hat, möglichst genau bestimmt und festgesetzt werde; die Priester sorgen dafür, dafs es Dogmen giebt. Das war bei den Griechen nicht der Fall. Dogmen gab es nicht und kein Priesterkollegium hatte zu entscheiden, was irgend ein Grieche zu glauben habe. Aber darum war doch der Willkür nicht Thür und Thor geöffnet. Die Religion war Stadtsache. Die Stadt, d. h. die Gesamtheit der Bürger entschied, was religiös war, was irreligiös. Nicht als ob sie das hätten durch Mehrheitsbeschlüsse festsetzen können; das Gefühl dafür lag als ungeschriebenes Gesetz in ihrem Bewufstsein und nur bei der Anwendung in einem bestimmten Falle, nämlich bei der Entscheidung, ob ein Mitbürger sich gegen die Religion der Stadt vergangen habe, entschied die Mehrheit. Als die Athener den

Sokrates wegen Gottlosigkeit zum Tode verurteilten, haben sie sich von keinem Priesterkollegium oder einzelnen Priestern ein Gutachten darüber geben lassen, ob Sokrates gottlos sei oder nicht; sie waren sich bewufst, dafs sie es als Gesamtheit der Athener wissen müfsten und niemand zweifelte ihr Recht, sich dessen bewufst zu sein, an. Es wurde auch nicht viel über das einzelne gestritten; das Gefühl entschied. So hatte jede Stadt ihre Religion, die sie interpretierte, wie es ihr gefiel. Das war wieder Partikularismus. Aber in seiner Schärfe äufserte sich dieser Partikularismus doch nur selten. Im Allgemeinen herrschte bei allen Griechen der Glaube, dafs sie insgesamt dieselben Götter hätten und verehrten und es war wirklich so. Wie ist nun die Einheit der griechischen Religion, die unbestreitbar ist, mit der ursprünglichen Sonderung in einzelne Stämme zu vereinigen? Hat nicht gerade nach dem soeben von uns gesagten, wenn nicht jede Gemeinde, wenn nicht jede Polis, so doch jeder Stamm, der sich doch von den andern in der Sprache, nämlich durch seinen Dialekt unterschied, seine besonderen Götter gehabt? Das ist an sich wahrscheinlich; es läfst sich nur absolut nicht mehr nachweisen. Man hat die sinnreichsten Versuche in dieser Richtung gemacht, um herauszufinden, ob es wohl einen Nationalgott der Dorier und einen anderen der Jonier gegeben habe und wer dieselben gewesen seien. Aber man hat es nicht entdeckt. Die spätere Einheit der griechischen Religion hat alle früheren Verschiedenheiten für uns ausgelöscht. Dagegen lassen sich in den Sagen noch lokale Bestandteile unterscheiden. Die Götter treten in den einzelnen Landschaften in besonderer Weise auf, und die Heroen sind zum gröfsten Teile Produkte der Phantasie bestimmter Landschaften.

Wir können hier über die griechischen Sagen keine Übersicht geben, aber eine Darstellung der griechischen Götterwelt, soweit sie allgemeine Geltung hatte, kann hier nicht übergangen werden, zugleich mit der Erwägung der Frage, welches eigentlich der Entstehungsgrund dieser Götterbegriffe und welches der Sinn der wichtigsten Gottheiten sei.

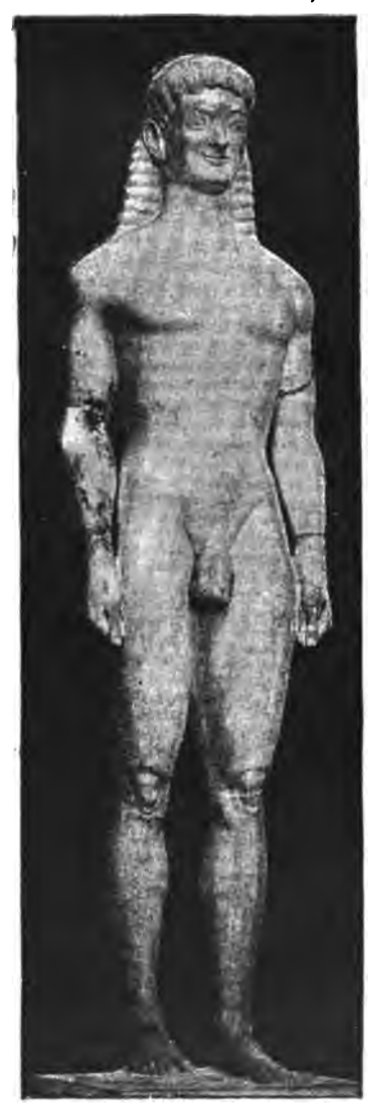
Die Griechen waren Polytheisten, ihr Olymp war von einer Menge von Gottheiten bevölkert, die durch die schöpferische Poesie der Griechen auch in verwandtschaftliche Verhältnisse zu einander gebracht waren. Diese Dinge gehen uns hier nichts an; es ist ja klar, dafs ursprünglich jede Gottheit allein dastand, als Vertreterin irgend einer Idee. Da ist dann möglich, dafs in der Urzeit je ein Stamm nur wenige Gottheiten gehabt hat, ja vielleicht sogar nur eine einzige; zweifellos ist die Masse der Gottheiten nur dadurch entstanden, dafs die verschiedenen Stämme, indem sie in nähere Beziehungen zu einander traten, ihre Gottheiten sich gegenseitig mitteilten.


Artemis, Statue aus Delos.

Bekannt sind die Namen der Hauptgottheiten: Zeus, Hera, Apollon, Artemis, Athena, Ares, Aphrodite, Hermes, Poseidon, Hades oder Pluton, Demeter, Persephone, Hephaistos, Asklepios, Bakchos. Die Zwölfzahl ist eine Erfindung späterer Systematik. Von diesen Gottheiten geben sich einige sofort als Spezialgötter. Dafs Poseidon das Meer beherrscht, Hades oder Pluton nebst Persephone die Unterwelt, Ares den Krieg anfacht und regelt, Aphrodite die Liebe entzündet, Demeter die fruchtbare Erde versorgt, Hephaistos dem Feuer vorsteht, Asklepios der Heilkunst und Bakchos dem Weinstock, versteht sich von selbst, ebenso dafs Zeus der höchste, allen gebietende Gott ist. Aber damit ist das Verständnis der griechischen Götterlehre noch nicht bis zum Ende gelangt. Denn erstens bleiben noch Gottheiten zu deuten. Was ist ursprünglich die Bedeutung von Hera, was die von Apoll, Artemis, Athena, Gottheiten, die zu den allerwichtigsten und gewissermafsen populärsten gehörten? Was die von Hermes? Denn dafs er der Götterbote ist, ist doch eine kindliche Vorstellung, die seine ursprüngliche Bedeutung nicht entfernt trifft. Zweitens ist auch bei den Gottheiten, deren gewöhnliche Bedeutung klar ist, es noch gar nicht sicher, ob wir damit ihre ursprüngliche Bedeutung erfafst haben. Ist Aphrodite ursprünglich nicht mehr als Liebesgöttin, Poseidon nur Meeresgott, hat Bakchos ursprünglich nicht eine weitere Bedeutung, als blofs für den Wein zu sorgen? Und drittens: ist es denn überhaupt sicher, dafs die griechischen Gottheiten ursprünglich blofse Vertreter von Naturkräften oder Naturerscheinungen sind, wie man, allerdings mit grofser Wahrscheinlichkeit, annimmt? Denn eine neuere Theorie will, dafs die Religion überall mehr aus dem Kultus der Toten hervorgegangen sei,


Aphrodite, Broncestatuette aus Olympia.

als aus dem der Naturkräfte, eine Anschauung, die gewifs etwas wahres enthält, aber von der ganzen Wahrheit nur ein kleines Teilchen. Zwischen dem Toten- oder Seelenkultus und dem Dienst des Zeus ist eine Kluft, die nicht überbrückt werden kann. Nur Kulte, die Familien eigen waren, keine Staatskulte können solchen Ursprung haben. Und wie steht es mit den Beziehungen der griechischen Religion zu denen der übrigen indoeuropäischen Völker, unter denen besonders die Inder zur Vergleichung herangezogen worden sind? Nachdem seit A. Kuhn und Max Müller die gröfsten Ähnlichkeiten zwischen griechischen und indischen Mythen gefunden worden sind — eine an sich sehr natürliche Sache — gelten die sprachlichen Grundlagen dieser Vergleiche manchem wieder als unsicher und man verwirft zu sehr die Identität griechischer mit indischen Gottheiten. Wenn auf diese Weise die Forschung über die ursprüngliche Bedeutung der griechischen Gottheiten noch lange nicht zum Schlusse gekommen ist, so ist das noch weniger der Fall bei der über die Bedeutung der hauptsächlichen Heroen und im Zusammenhange damit über den möglichen Einflufs des semitischen Orients auf die griechische Religion und Mythologie. Es handelt sich hier besonders um Aphrodite und Herakles. Lange Zeit zweifelte niemand daran, dafs die griechische Aphrodite durchaus eine übertragene semitische Astarte sei und Herakles zum Teil ein semitischer Melkart; jetzt wird das bezweifelt, und beide Gestalten sollen urgriechisch sein. In Wirklichkeit ist wahrscheinlich, dafs die alten Griechen eine Gottheit hatten, die der Aphrodite entsprach, aber diese, so wie sie auftritt, hat einen Charakter, der nur durch semitischen Einflufs erklärt wird, und es ist sicher, dafs in Griechenland selbst Herakles wesentlich ein griechischer, in den Kolonien des Westens aber bisweilen ein semitischer Gott ist. Ebenso ist Kadmos, und dieser auch dem Namen nach,



Apollo, Marmorfigur aus Tenea.

eine semitische Gestalt. In allen diesen Dingen herrschen, wie überall, wo strikte wissenschaftliche Beweisführung, die nur in den Naturwissenschaften möglich ist, nicht erreicht werden kann, abwechselnd entgegengesetzte Strömungen. So inbezug auf den Einflufs des Orients auf Griechenland. In einem halben Jahrhundert hat die Stimmung schon zweimal gewechselt. Vor Otfried Müller glaubte man allgemein an bedeutende Einflüsse des Orients; Otfried Müller wollte alles aus griechischer Quelle ableiten; dann kam Ernst Curtius, der die Bedeutung des Orients mit Recht betonte; eine neuere Schule schwört wieder auf nationalen Ursprung von allem Griechischen, aber die fortdauernden Entdeckungen in Ägypten und Kleinasien haben zum zweiten Male diese Anschauungen als irrig erwiesen, und besonnene Herleitungen aus dem Orient beginnen schon wieder das Übergewicht zu bekommen. Dafs das griechische Alphabet aus dem phönikischen herstammt, ist niemals geleugnet worden.

Mit ihrer eigentümlichen Verbindung von politischer Individualisierung und dem Streben nach Einheit, wenigstens Einigkeit, in der Bildung, treten nun die Griechen in diejenige Epoche ihres Lebens, die einige nicht so übel als ihr Mittelalter bezeichnet haben und deren Anfang jedenfalls klarer ist als ihr Ende. Denn wann hört dies Mittelalter auf? Um 600 oder um 500 v. Chr.? Um die Zeit Solons oder um die des jonischen Aufstandes?

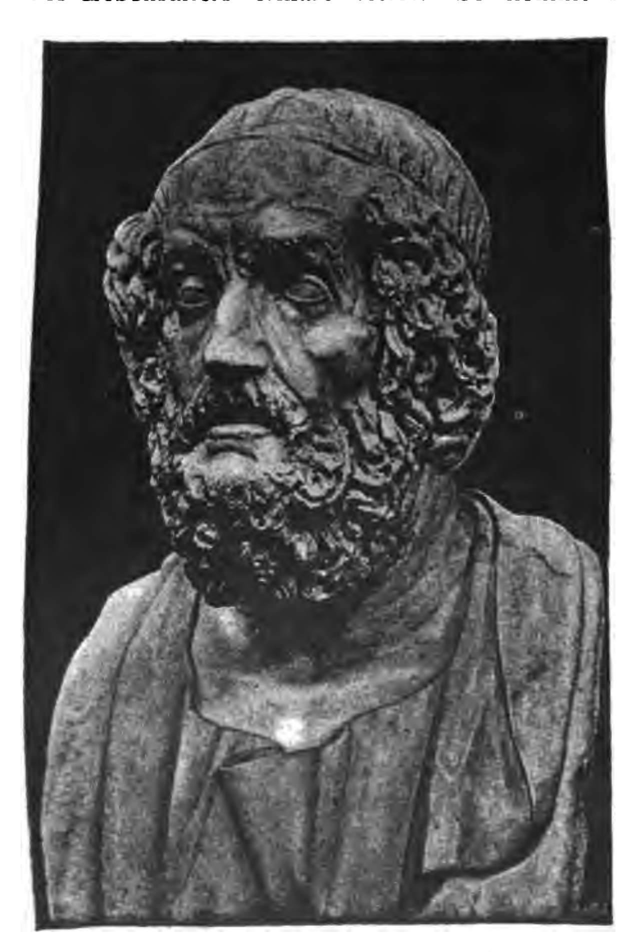
Homer. Hesiod.

Nach der dorischen Wanderung und den anderen Wanderungen, die sich an sie anschlossen, richteten sich die Einwanderer in den in Besitz genommenen Bezirken häuslich ein. Was bei ihnen in politischer Hinsicht vorfiel, werden wir später sehen, da aus jenen ersten Zeiten eigentliche Nachrichten nicht vorliegen. Selbst das, was in Lakonien wichtiges geschah, fällt, soweit es bekannt geworden ist, in die Zeit nach der grofsen kulturhistorischen Thatsache, die wir nun zu besprechen haben, nach der Entstehung der Homerischen Poesie, die als Kunstwerk und als Quelle für die Kulturgeschichte der Griechen von gleich hoher Bedeutung ist.

Hat es einen Homer gegeben? Wenn dem so ist, was ist von ihm gedichtet worden? Nachdem lange Zeit hindurch die antike Überlieferung, dafs ein Homer die Ilias und die Odyssee und noch manche andere Gedichte

geschaffen habe, unbeanstandet geglaubt worden war, trat am Ende des vorigen Jahrhunderts der berechtigte Zweifel an der unbedingten Wahrheit des geglaubten in verschiedener Weise auf. F. A. Wolf, einer der Schöpfer der neueren Kritik, wies darauf hin, dafs bei der Unmöglichkeit der Annahme, es sei damals schon die Schreibekunst in Gebrauch gewesen für derartige Schöpfungen, nicht daran zu denken sei, dafs im allgemeinen das dem Homer zugeschriebene ihm mit Wahrscheinlichkeit zugeschrieben werden könne. Dann hat man die offenbaren Mängel der Darstellung der Begebenheiten in den beiden grofsen Gedichten benutzt, um darzuthun, dafs es nicht blofs unwahrscheinlich, sondern unmöglich sei, dafs ein einziger Dichter das vorhandene geschrieben haben könne, und endlich ist man so weit gegangen, unter Benutzung eines sinnreich konstruierten Begriffes von Volkspoesie, welche sich von Kunstpoesie dadurch unterscheide, dafs diese von einzelnen gebildeten Menschen herrühre, die sich als Verfasser kundgeben, jene vom Volke gleichsam mit Naturnotwendigkeit geschaffen werde, ohne dafs ein einzelner beanspruchen könne, der Dichter zu sein, Ilias und Odyssee für anonyme Volkspoesie zu erklären. Es wäre gegangen wie bei Volksliedern, von denen niemand weifs, wer die erste Strophe gedichtet, und die viele ebenso wenig bekannte mit neuen Strophen versehen. Nach dieser Theorie gab es Sagen über den Zorn des Achill und die Heimkehr des Odysseus, und begabte Leute im Volke erzählten in Versen einzelne Teile derselben, die dann später von geschickten Menschen zu einem scheinbar wohlberechneten und wohlgefügten Ganzen zusammengefafst wurden. Einen Homer hat es darnach überhaupt nicht gegeben. In allen diesen Betrachtungen ist etwas wahres, aber sie leiden auch an Übertreibung, zumal die letztere, die auf einen willkürlich gebildeten Begriff von Volkspoesie begründet ist. So ist man denn gegenwärtig zu der Meinung gekommen, dafs sowohl in der Ilias wie in der Odyssee ein Kern vorhanden ist, der ein kunstvoll durchgearbeitetes Gedicht darstellt, an den sich aber im Laufe der Zeit Erweiterungen angeschlossen haben, und es bleiben nur noch zwei, beziehungsweise drei Fragen übrig. Erstens: sind die Erweiterungen der Art, dafs die ursprünglichen Werke einen von den jetzt vorhandenen ganz verschiedenen Charakter hatten? und zweitens: sind Ilias und Odyssee von demselben Dichter? Drittens endlich: wenn nur eines dieser Gedichte von Homer ist, hat er die ursprüngliche Ilias oder die ursprüngliche Odyssee geschaffen? In dem ersten Punkte sind die meisten Kritiker der Jetztzeit überkritisch. Ilias und besonders Odyssee haben viel mehr innere Einheit als man zugeben will. Man darf z. B. nicht die Telemachie als etwas fremdartiges aus der Odyssee ausscheiden; sie ist ein wesentlicher Teil derselben. Freilich ist es

unmöglich, genau zu sagen, was nun im einzelnen für ursprünglich zu halten ist. Zweitens: es ist kein Grund vorhanden, zu glauben, dafs Ilias und Odyssee nicht von demselben Dichter seien. Es wäre nicht das einzige Mal, dafs ein und derselbe Dichter so verschiedenartige Werke geschaffen hätte; die Verschiedenheit des Lebensalters erklärt vieles. So kommt für uns die dritte Frage nicht inbetracht; keinenfalls giebt es irgendwelche Gründe, im Falle der Trennung der beiden grofsen Werke gerade die Ilias, wie man dann gewöhnlich thut, dem Homer zuzuschreiben, und die Odyssee anonym zu lassen. Dafs es einen Dichter Namens Homer gegeben habe, hat übrigens nicht die geringste Unwahrscheinlichkeit; wenn man nicht weifs, wo und wie er lebte, so ist das bei der Entfernung der Zeiten nicht verwunderlich. Die Alten glaubten es zu wissen. Wunderbarer ist die unbestrittene Thatsache, dafs in jenen Zeiten verhältnismäfsig so vollkommene Gedichte verfafst werden konnten. Denn dafs sie im wesentlichen etwa aus dem 10. oder 9. Jahrhundert v. Chr. sind und nicht vieles in denselben aus der Zeit der Peisistratiden stamme, das beweist der Inhalt. Die in den Homerischen Gedichten geschilderte Kultur ist eine ganz andere als die des 6. Jahrhunderts v. Chr. Sie ist in vielen Beziehungen eine weniger vollkommene, in anderen jedoch eine viel höhere und edlere als z. B. die athenische Bildung um 550 v. Chr. Sehr vollkommen sind aber Ilias und Odyssee sowohl der Form wie dem Inhalte nach. Die Sprache ist reich in grammatischer Beziehung, zumal in den Formen, die



Homer. (Marmorbüste; Neapel).

gröfstenteils jonisch sind, der Vers — Hexameter — mannigfaltig und biegsam, einer der vollkommensten Verse, die es überhaupt giebt, weil er durch die grofse Abwechselung in den Formen die er gestattet, sich allen Stimmungen, die der Dichter auszudrücken wünscht, anzupassen und sie wiederzugeben vermag. Scherz und Ernst, Anmut und Würde, alles dies kann durch das Versmafs ausgedrückt werden in einer Weise, wie es sonst nur der Vers der Nibelungen leistet. Zwischen Form und Inhalt in der Mitte steht die Anwendung der Gleichnisse. Wohl keine Poesie enthält so viele, und besonders so ausgeführte. Sie machen die Erzählung anschaulicher, aber in ihrer Eigentümlichkeit sind sie doch auch zu einer hübschen Form geworden, die ihre eigenen Gesetze hat. Nun der Inhalt. So wie die Ilias die Darstellung heldenmütiger Kämpfe enthält, bei denen die gewaltigsten Leidenschaften in Bewegung gesetzt werden, so behandelt die Odyssee Abenteuer auf Reisen, mit dem steten Rückblick auf die Heimat, die endlich wieder erreicht wird. Es werden in der Ilias die Kriegsszenen in all der Mannigfaltigkeit, welche die damalige Kriegsweise gestattete, geschildert; besonders mannigfaltig sind aber die Szenen, welche die Odyssee bringt. Wir erhalten in beiden Gedichten eine vollständige Schilderung des griechischen Lebens vor der dorischen Wanderung, aber so gefärbt, wie es die in Asien lebenden Jonier und Aeoler um 900 v. Chr., also ziemlich lange nach jener Wanderung, sich vorstellten. Die allgemeinen Grundzüge waren die Sitten der früheren Zeit, die man zu schildern suchte, aber alle Details fügte der Dichter aus seiner eigenen Erfahrung hinzu. In der Ilias, die ein enger umschriebenes Gebiet des Lebens darstellt, war es deshalb leichter, die Sitten der Vergangenheit einheitlicher zu schildern; in die Odyssee mufste jeden Augenblick die Gegenwart mit



Sogenannte Penelope. (Marmorstatue; Vatikan).

ihren Gebräuchen hineinspielen. So bekam die Odyssee ein moderneres Gepräge. In beiden Gedichten werden die Menschen aufserordentlich lebendig geschildert. Und sie sind eben durch ihre Natürlichkeit anziehend. Die edleren Triebe sind von Homer in musterhafter Weise geschildert worden: Freundschaft, Gattenliebe können nicht besser dargestellt werden, als es Homer durch die Figuren von Achill und Patroklos, Hektor und Andromache, Odysseus und Penelope thut. Häfsliche Laster, die später bei den Griechen im Schwange waren, kennt Homer noch nicht, und alle guten Eigenschaften, die der Mensch haben kann, werden so dargestellt, dafs man sie lobenswert findet; nur eine fehlt, und ihr Fehlen ist bezeichnend. Die Wahrheit zu sagen ist für Homer keine Forderung der Sittlichkeit. Es giebt keinen gröfseren Lügner als Odysseus und er ist darum für den Dichter kein schlechterer Mensch. Allerdings ist die Forderung, sich der Lüge und Täuschung zu enthalten, erst eine Forderung der reflektierenden Moral, dem natürlichen Menschen unbekannt. Bei den Griechen wird Wahrheit reden erst später verlangt und eigentlich hat dies Verlangen der Philosophen niemals grofsen Eindruck auf das griechische Volk gemacht, bei welchem Erfolge durch List und Täuschung immer besonders hoch geschätzt wurden. Eigentümlich ist sodann bei Homer die Stellung der Religion und ihre Ausgestaltung. Wir sind hier schon auf einer neuen Stufe der griechischen Religionsgeschichte, welche von der vorhin betrachteten bereits weit absteht. Bei Homer sind die Götter grofse Menschen mit allen Schwächen und Leidenschaften derselben, nur mit mehr Kräften ausgerüstet. Sittliche Ideen vertreten sie nicht. Sie sind eine höher begabte Gesellschaft, die sich zu ihrer Unterhaltung und zu ihrem Vergnügen an den Streitigkeiten der Menschen beteiligt, mit denen sie auch eng verwandt sind als Väter und Mütter, Liebhaber und Geliebte einer Menge von Sterblichen. Sie haben eigentlich nur die Eigenschaften der Menschen potenziert an sich. Die weise Athene betrügt ebenso oft wie ihr Schützling Odysseus, nur in höherem Mafse. Dafs solche Gestalten, die in dieser Weise auftreten, nicht als höhere Wesen wirklich verehrt werden konnten, ist klar. Natürlich hat der Dichter mit diesen Figuren gespielt. Aber etwas von dem leichtfertigen Wesen dieser poetischen Gestalten mufste doch auch später noch in den Anschauungen des Volkes von seinen Göttern zurückbleiben, des Volkes, das die homerischen Gedichte so gerne hörte. Es war deswegen nicht zu verwundern, wenn der spätere Grieche zu seinen Göttern meistens nicht im Verhältnisse der Ehrfurcht stand, wenn er sie nur als mächtig, nicht als gut betrachtete, wenn die ganze Religion bei vielen und besonders amtlich darin aufging, dafs man

den Göttern gewisse Ehren erweisen, gewisse Opfer bringen müsse, damit sie den Menschen gewährten, was diese wünschten. Der griechische Kultus war ein wesentlich formeller, der gewisse Ceremonien verlangte; eine sittliche Beziehung konnte man ja zu den homerischen Göttern nicht haben und hatte sie deshalb zu den Göttern überhaupt auch nicht. Diesem Mangel in der griechischen Religion hat man dann in der nächsten Periode auf verschiedene Weise abzuhelfen gesucht, wie wir bald sehen werden. Übrigens ist der naive Polytheismus, wie er bei Homer hervortritt, nicht absolut unlogisch. Es fällt dem einfachen Menschen schwer, an eine sittliche Weltordnung zu glauben. Warum leidet denn, wenn eine solche existiert, so oft gerade der Gute? Aber dafs höhere Mächte vorhanden sind, daran kann auch der einfache Mensch nicht zweifeln. Warum dann nicht annehmen, dafs diese höheren Mächte ebenso uneinig untereinander sind, wie die Menschen unter sich, und dafs der Mensch gut daran thut, sie sich zu Freunden zu machen und zwar durch Opfer und andere Ceremonien. Die höheren Mächte sind aber wesentlich die in der Natur sich am klarsten offenbarenden: Sonne, Mond, Gestirne, Wasser, Feuer, Wolken. So werden alle diese Naturgegenstände und Erscheinungen den Griechen wie andern Völkern zu Gottheiten geworden sein, aber zu Gottheiten, die sich untereinander bekämpften. Denn Sonne und Wolken streiten sich oft, und so können auch Apoll und Athene, wenn diese Wolkengöttin sein sollte, sich streiten. Meistens sind aber die düsteren Naturerscheinungen zu niederen Gottheiten herabgesetzt worden. Interessant ist bei Homer die Art der Kriegführung, die eine ziemlich harte, jedoch nicht grausame ist. Der Tod wird immer vor Augen gehalten; aber Martern kommen nicht vor. Es sind doch immer Griechen die kämpfen, keine Indianer.

War Homer der naive Erzähler der göttlichen und menschlichen Thaten, so ist der bald nach ihm kommende Hesiod der Systematiker der primitiven Anschauungen der Griechen jener Zeit. Aber wir kommen mit ihm in eine andere Gesellschaft. Homer ist der Sänger der Vergangenheit für aristokratische Kreise, für Menschen, die sich bei Gelagen oder sonstigen Zusammenkünften angenehm unterhalten wollen, Hesiod schreibt belehrend; er belehrt über die Genealogien der Götter, er belehrt über den Landbau. Mit Hesiod tritt das subjektive Element in die Poesie, denn er teilt dem Hörer sogar über seine eigene Person etwas mit. Er ist aber keiner der vornehmen, die ihr Leben geniefsen oder, wenn sie sich abmühen, es nur im Kriege thun; er ist von mittelloser Familie, eines Mannes Sohn, der Seefahrer und Landbauer gewesen war. Und wenn Homer wahrscheinlich, wenn auch Äoler von Herkunft, doch in jonischer Bildung aufgewachsen war und

ein Vertreter dieser Bildung ist, so ist Hesiod ein ganzer Aeoler, ein Böoter, ein Glied jenes Stammes, der lange nicht so lebhaften Geistes war wie die beweglichen Jonier und deshalb von den spöttischen Athenern herabgesetzt wurde. Wie über der homerischen Poesie der heitere Himmel Joniens schwebt, so lagert über der Hesiods etwas von der schweren Luft Böotiens. Bei jenem die Mühen und die Freuden des gehobenen Lebens, energische That, harte Leiden — bei diesem das Alltagstreiben mit seiner regelmäfsigen Pflicht; dort über den Menschen ein heiterer Kreis von zechenden und zankenden Göttern, hier eine ernsthafte Götterfamilie, die sich mehr mit den elementaren Gewalten zu schaffen macht.

Die Hellenen. Ihre politische Entwickelung im allgemeinen.



Kopf der Hera.

So wie es Homeriden gab, die in Homer's Weise dichteten, so gab es eine Hesiodische Dichterschule, welche besonders die genealogischen Zusammenhänge der Menschen, die von Göttern hergeleitet wurden, verfolgte, und dadurch zur Geschichtsschreibung den mittelbaren Anlafs gab. Denn die Sagen, welche diese Dichter erzählten, schlossen sich an die einzelnen Gaue des Landes an und wurden so der Keim der lokalen Geschichte. Aber auch der Entstehung des Bewufstseins der Zusammengehörigkeit aller Griechen zu einem einzigen Stamme diente die Hesiodische Poesie. Es war nämlich in Asien die Anschauung aufgekommen, dafs die Griechen sich, besonders durch ihre gemeinsame Sprache, wesentlich von den das Innere des Landes bewohnenden Völkern unterschieden, welche unverständliche Sprachen redeten, und man nannte diese Fremden Barbaren, sich selbst aber Hellenen. Nun war unter den Griechen wie im Orient die Anschauung eingewurzelt, dafs die Stämme Nachkommen von einzelnen

wären und ihre Namen von diesen hätten. So mufsten die Hellenen abstammen von einem Hellen, und da man jetzt überzeugt war, dafs die drei Hauptstämme, die Asiens Küsten besetzt hatten, die Äoler, Jonier und Dorier, eines Ursprungs seien, so brachte man sie als Söhne oder Enkel mit Hellen in Verbindung, und gerade die Poesie Hesiods that dies.


Ares. (Rom, Villa Ludovisi).

Jetzt bilden sich die griechischen Kleinstaaten in der oben bezeichneten Weise weiter aus. Einige, die westlichen und nördlichen, blieben auf dem Standpunkte der Dorfverbände, andere, die östlichen, mit dem Meere in engerer Verbindung stehenden, wurden Stadtstaaten, und auch in diesen ruht die glänzende Zukunft Griechenlands einstweilen noch im Keime. Die innere politische Entwickelung dieser Staaten, der ländlichen, wie der städtischen, macht im allgemeinen dieselbe Wandlung durch. Anfangs ist Herrschaft von einzelnen die Regel. Das ist das Königtum. Aber dies Königtum ist kein absolutes. Die Könige sind den Einflüssen der Angesehenen, Älteren, Vornehmen des Stammes, der Gemeinde, zwar nicht formell, aber doch thatsächlich unterworfen. Das sehen wir bei Homer. Sie können Gehorsam beanspruchen, aber mit Sicherheit und Erfolg nur dann, wenn ihr Wille sich in Übereinstimmung befindet mit der Stimmung des Volkes. Wenn sie klug sind, tragen sie dieser Stimmung die gebührende Rechnung, sonst kann es vorkommen, dafs man ihnen nicht gehorcht. Allmählich geht das Streben der Angesehenen dahin, ihren thatsächlichen Einflufs zu einem gesetzlichen zu machen, die königliche Autorität mehr und mehr herabzudrücken und sie zuletzt ganz abzuschaffen. Aus dem Königtum wird Aristokratie. Diese Form

der Verfassung hat auch noch einen anderen Grund. Es haben sich nämlich in den meisten griechischen Staaten infolge der dorischen Wanderung und der anderen Völkerschiebungen, welche mit ihr zusammenhingen, scharfe Standesunterschiede unter den Bewohnern derselben Landschaft herausgebildet, von denen wir das auffallendste Beispiel alsbald in der Geschichte Spartas sehen werden. Die Eroberer bilden die bevorzugte Klasse, wenn wir nicht Kaste sagen wollen. Das ist schon Aristokratie. Wenn dabei einer der Sieger den Königstitel hat, so kann das zur Aufrechterhaltung der Macht des Standes beitragen, aber es liegt auch die Verlockung für den König nahe, sein Ansehen auch gegen seine Standesgenossen geltend zu machen. Dann wird ihm seine Macht genommen und auch formell Aristokratie eingeführt. Die Geschichte Athens zeigt als typisches Beispiel, wie es im allgemeinen in Griechenland zuging. Das wird später noch erwähnt werden. Hier ist zunächst das in Lakonien geschehene zu erzählen, weil Sparta früher mächtig war als Athen.

Sparta. Lykurg.

Hier gründete im Laufe des 9. Jahrhunderts eine neue Verfassung Lykurg, eine Verfassung, welche nicht nur in Griechenland, sondern auch in den Zeiten, wo von Griechenland als politischer Macht schon lange nicht mehr die Rede war, hohe Berühmtheit gehabt hat als eine der eigentümlichsten Erscheinungen der Kulturgeschichte. Wir sahen schon vorher, wie mächtig der Staat, d. h. meistens die Stadt, in Griechenland war, so sehr, dafs sogar die Religion Staatssache wurde. Der einzelne bedeutete dagegen wenig. Diese Vernichtung des Individuums zu Gunsten des Staates zeigt sich am deutlichsten und ist auf die Spitze getrieben in der Lykurgischen Verfassung Sparta's. In der allgemeinen Kulturgeschichte, um die es sich hier handelt, haben wir sie als ein Ganzes zu betrachten; die Frage, welche Stücke derselben ursprünglich, welche dagegen erst später eingefügt sein mögen, gehört nicht hierher, ebensowenig wie die neuerdings aufgetauchten Zweifel an der Persönlichkeit Lykurgs, den man zu einem Gotte machen will. Diese Zweifel verdienen nur deshalb hier erwähnt zu werden, weil sie auf einer bei der reinen Gelehrsamkeit, die nach methodischen Prinzipien

arbeitet, aber über Analogien der Forschung nur zu oft das wirkliche Leben vernachlässigt, erklärlichen Verkennung der Bedeutung der Persönlichkeit im Altertum beruhen. Wenn Homer nicht existiert hat — was noch lange nicht bewiesen ist — warum, sagen einige Gelehrte, soll Lykurg existiert haben? Wenn Agamemnon vielleicht ein Gott war, weil einmal von einem Zeus Agamemnon die Rede ist, warum soll nicht auch, sagen wiederum einige Gelehrte, Lykurg ein Gott sein, da es doch einen Apoll Lykeios gab? Solche Analogien beweisen sachlich nichts, zumal wenn sie so schwach sind wie diese. Der innere Beweis gegen diese Art von Schlufsfolgerung aber liegt in folgendem. Es ist noch jede grofse Gesetzgebung, welche lange Zeit unverändert bestanden hat, durch einen einzelnen eingeführt worden, was nicht besagen will, dafs er sie ganz und gar allein ersonnen habe. Ein so geschlossenes System, wie das der spartanischen Gesetzgebung, ist durch die Autorität eines einzelnen der Gesamtheit aufgelegt; ob nun Lykurg, der dieser einzelne war, diese oder jene persönlichen Schicksale gehabt hat, ist dabei gleichgültig. Der bei den Alten nie aufgetauchte Zweifel an der Persönlichkeit Lykurgs wird wohl noch eher verschwinden als der an der Persönlichkeit Homers. Nach der Lykurgischen Verfassung zerfällt die Bevölkerung Lakoniens in drei Klassen: die Gebietenden, die politisch rechtlosen aber nicht geknechteten Freien, die Hörigen. Erstere hiefsen Spartiaten, die zweiten Periöken, die Dritten Heloten. Die Spartiaten bildeten eine sozialistisch, d. h. mit geringer Selbständigkeit der Individuen organisierte Gemeinschaft, welche sich für den Zwang, den der sozialistische Staat seinen Mitgliedern auferlegen mufs, dadurch entschädigten, dafs sie die übrigen Bewohner des Landes, insbesondere die Heloten, ihre Willkür um so mehr empfinden liefsen. Ursprünglich hatten alle erwachsenen Spartiaten gleichviel Grundbesitz; das änderte sich mit der Zeit und es trat Verschiedenheit der Habe, also Reichtum und Armut ein. Aber wenn auch die Spartiaten Privatvermögen besafsen, so war doch dafür gesorgt, dafs dasselbe im Lande selbst nicht viel nützen konnte. Denn alle mufsten dasselbe einfache Leben führen, das für die männliche Bevölkerung im wesentlichen ein gemeinsames war, und alle wurden zu diesem einfachen gemeinsamen Leben gleichmäfsig und gemeinsam erzogen. Die erwachsenen Spartiaten hatten Privatwohnungen; aber nur die Frauen — Mütter, Gattinnen und Töchter, welche auch vielfach in die Öffentlichkeit traten — sowie die Knaben bis zum siebenten Jahre lebten den Tag über in ihnen; alle männlichen Spartiaten vom 7. Lebensjahre an führten in der Stadt ein gemeinsames, durch strenge Vorschriften geregeltes Leben; nur auf dem Lande waren sie ihre eigenen Herren und konnten die Zeit

hinbringen, wie sie wollten. Beliebt war die Jagd, von der sie vielfach abends nach der Stadt Sparta zurückkehrten, um noch mit ihren Standesgenossen zusammen zu speisen. Die Erziehung der Knaben war streng; Körperkraft, Körpergewandtheit und Elastizität des Geistes wurden als Ziel in's Auge gefafst. Viel wissen galt als überflüssig, viel reden als würdelos. Unbedingter Gehorsam gegen alle älteren Personen und gemessenes Benehmen waren streng vorgeschrieben, kurze treffende Rede erwünscht und gepriesen. Die ruhige Ertragung des Schmerzes, körperlichen wie seelischen, wurde von allen Spartiaten, Männern wie Frauen, verlangt. Musik wurde ge-



Sparta. (Nach Falke, Hellas und Rom).

trieben, soweit sie die gymnastischen und kriegerischen Übungen fördern und erleichtern konnte, und in soweit wurden auch die Dichter Griechenlands studiert. Die Erziehung der Mädchen war ähnlich und zum Teil wie die der Knaben öffentlich; gymnastische Übungen und Tänze bildeten auch bei ihnen den Mittelpunkt. Die spartanischen Frauen und Mädchen waren als die kräftigsten und schönsten Griechenlands berühmt; auch in den sittlichen Eigenschaften: Würde des Benehmens, Kürze der Rede und edles Ertragen des Unglücks, sind sie treffliche Gegenstücke zu ihren Männern und Söhnen gewesen. Die spartanische Zucht brachte ein Benehmen hervor, das mit dem, welches den Indianern Nordamerikas als Ideal vorschwebt, die gröfste

Ähnlichkeit hat. Die erwachsenen Männer speisten zusammen in freiwillig zusammengetretenen Genossenschaften; sie mufsten zu diesen Mahlen ihre Beiträge zahlen; wer es nicht konnte, entbehrte der politischen Rechte des Spartiaten. Bekannt ist, dafs das Hauptgericht die schwarze Suppe war, die mit Blut und Essig zubereitet wurde. Die Spartiaten lebten also wie die Offiziere in ihrer „Messe“, und ein erblicher Offizierstand waren sie in der That, denn in den meisten Kriegen lieferten Periöken und Heloten die Masse des Heeres. Der Krieg war für sie eine Festzeit; zur Schlacht schmückten sie sich, als ob es zum Festtanze ginge, und sie marschierten mit Musikbegleitung. Die Spartiaten waren ein stets zum Aufbruche bereites Heer auserwählter Krieger. So brauchten sie auch keine Festungen; Sparta war die einzige griechische Stadt, welche Mauern für überflüssig hielt. Die Periöken hatten ihre Äcker zu bestellen und im Kriege mitzuziehen; sie lieferten auch bisweilen Offiziere; sie waren die am besten behandelten der von den eingewanderten Doriern unterjochten Achäer. Die Heloten waren die am schlechtesten behandelten; als Leibeigene, die an die Scholle gebunden waren, gingen sie mit dem Gute an neue Herren über; verkauft konnten sie jedoch nicht werden. Damit sie nicht Lust bekämen, sich zu empören, wurden sie strenge behandelt, auf blofsen Verdacht hin auch umgebracht. Aber sie konnten durch Güte ihrer Herren oder in Folge von Beschlüssen des Staates ihre Freiheit erlangen, die bisweilen solchen, die sich um den Staat verdient gemacht hatten, durch allgemeine Mafsregeln zu Teil wurde; freilich kam es auch vor, dafs man denen, dis etwa freiwillig in den Kriegsdienst treten würden, die Freiheit versprach und das Versprechen dann nicht hielt, auch wohl ganze Mengen von Heloten auf einmal umbrachte.



Spartaner. (Nach Visconti).

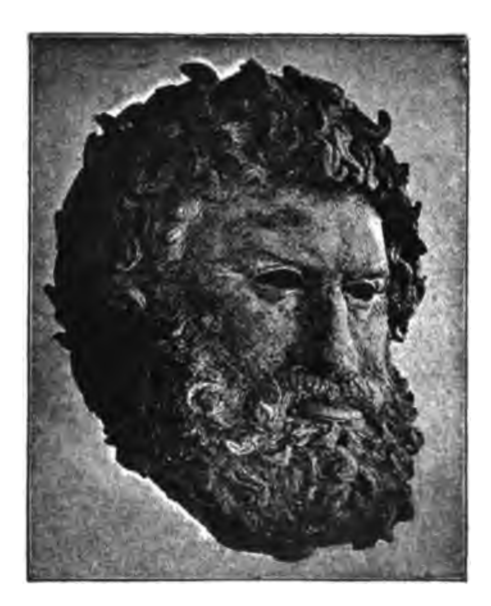
Die politischen Rechte übten die privilegierten Spartiaten in folgender Weise aus. An der Spitze des Staates standen nominell die zwei Könige, welche verschiedenen Familien angehörten; in jeder der beiden Familien vererbte sich die Königswürde nach dem Rechte der Erstgeburt. Diese Könige waren Befehlshaber im Kriege, Oberrichter und Vertreter des Volkes den Göttern gegenüber, aber in allen übrigen Dingen, auch was Kriegserklärung betraf,

von den anderen staatlichen Gewalten abhängig und überdies durch ihre Zweizahl an jeder Initiative behindert, sobald nicht die beiden vollkommen übereinstimmten, was nicht immer, sogar nicht oft der Fall war. Dann war da der aus 28, mit den Königen aus 30 Personen bestehende Senat (Gerusia), der im wesentlichen die Strafjustiz hatte, endlich die Volksversammlung, welche souverän war, deren Beschlüsse jedoch von den Behörden, wenn sie es wollten, vernichtet werden konnten. Aber Könige, Senat und Volksversammlung traten an Bedeutung zurück vor den Ephoren, den „Aufsehern" des Staates, die, fünf an der Zahl, jährlich vom Volke erwählt wurden. Sie führten die eigentlichen Regierungsgeschäfte, präsidierten den Versammlungen der Gerusia und des Volkes, verhandelten mit den fremden Staaten, beaufsichtigten und kontrollierten die Handlungen aller Bürger und Bewohner Lakoniens. Alle anderen mufsten sich erheben, wenn ein König vorbeiging, die Ephoren aber blieben sitzen; sie konnten die Könige vor sich citieren. Mit diesen Ephoren bekommt die spartanische Verfassung eine grofse Ähnlichkeit mit der von Venedig, wo die Zehn und die Drei eine unbeschränkte Kontrolle ausübten. Verschieden, grundverschieden, sind nur bei beiden Staaten, die in dem einen wichtigen Ziele, unbedingte Aufrechterhaltung des Bestehenden, übereinstimmen, die Mittel: in Venedig Gestattung der gröfsten individuellen Freiheit im Privatleben, ja Begünstigung der Ausschweifung, in Sparta strengste Zucht. So steht Sparta sittlich höher als Venedig, wenn man nicht sagen will, dafs in der Pflege des Handels, welche Venedig ausgezeichnet hat, doch wieder die Erfüllung einer hohen geistigen Aufgabe liegt, welche bewirkt, dafs manches, was in Venedig vom sittlichen Standpunkte aus höchst verwerflich scheinen mufs, (z. B. Gebrauch des Giftes oder anderer summarischer Mittel, um Leute aus dem Wege zu schaffen, die als Feinde des Staates galten) weniger beachtet wird. Sparta hat durch seine Zucht es ermöglicht, dafs an den Thermopylen der erste glorreiche Schritt zur Rettung Griechenlands vor der Überflutung durch die Perser geschehen konnte, und das ist ein Dienst, den die Weltgeschichte den Spartanern nicht vergifst. Handel und Gewerbe traten in Sparta zurück; man verwandte im Lande nur das notwendigste und das Geld, diese echt griechische Sache, war in Sparta im engeren Verkehr nur als Eisengeld geduldet, mit welchem jedenfalls keine gröfseren Ankäufe gemacht werden konnten.

Die Messenischen Kriege.

Ihr System der inneren Regierung haben die Spartaner dann etwa 100 bis 200 Jahre nach Lykurg über einen weiteren Teil des Peloponnes ausgedehnt durch die Messenischen Kriege. Durch sie ward ein zweites Sechstel dieser Halbinsel spartanisch und die lakonischen Verhältnisse, Perioken und Heloten, wurden auf das schöne Land der Messenier ausgedehnt. Aber diese haben es gemacht wie in der Neuzeit die Polen. Sie haben ihr Vaterland nie aufgegeben, auch nicht in der Verbannung; sie sind stets dem Sieger ein Dorn im Fleische geblieben und haben sich an alle angeschlossen, welche Sparta bedrohten. Im Kampfe gegen die Messenier hat der grofse Dichter Tyrtaios, angeblich ein Athener, die Spartaner, welche schon anfingen den Mut zu verlieren, durch seine Gedichte, von denen wir noch Fragmente haben, ermutigt. Sie sind eigentümlicher Weise im attischen Dialekt geschrieben, den die gewöhnlichen Spartaner doch nicht so gut verstehen konnten, sind aber andererseits durch ihre Klarheit, Einfachheit und Kraft wiederum würdig, von Spartanern mit Begeisterung gesungen oder gesprochen zu werden. Merkwürdig, dafs die unbezähmbare Freiheitsliebe der Messenier wieder in unserer Zeit litterarisch dadurch zu Ehren gekommen ist, dafs Casimir Delavigne seine bei Gelegenheit des Kampfes der Griechen gegen die Türken verfafsten schwungvollen Gedichte „Messéniennes“ genannt hat. Die Darstellung der Messenischen Kriege, welche ins 8. und 7. Jahrhundert vor Chr. fallen, durch die geschichtliche Überlieferung zeigt, dafs eine wirklich genaue, ungeschminckte Darstellung der historischen Thatsachen damals in Griechenland noch nicht möglich war. Was Aristodemos und Aristomenes zur Rettung Messeniens thun, ist durch die Sagen, wie sie zu allen Zeiten in der Geschichte heroischer Kämpfer für unterdrückte Länder vorkommen, vollständig überwuchert. Es sind anmutige oder schreckliche Geschichten, weiter nichts.

Einigungsmittel der Griechen. Amphiktyonien. Orakel. Spiele.



Kopf der Broncestatue eines Faustkämpfers.
(Ausgrabungen zu Olympia).

Die Spartaner haben sich also auf ihre Weise ihr Erbteil im Peloponnes zu vergröfsern gesucht, das hinderte sie indessen nicht, im übrigen alle die Bestrebungen zu begünstigen, welche auf eine ideale Einigung der Griechen hinausgingen, da nun einmal eine politische Einheit des Volkes nach dem oben geschilderten Charakter desselben nicht zu erreichen war. Diese Bestrebungen konzentrieren sich in drei Einrichtungen, welche uralt sind, aber gerade um 600 v. Chr. anfangen besonders hervorzutreten, und zu allen Zeiten einen grofsen geistigen Einflufs auf die Griechen ausgeübt haben. Es sind die Amphiktyonien, die Orakel und die Spiele.

Die Amphiktyonien sind ein Versuch, Bündnisse von Dauer aber ohne alle Kraft, Bündnisse religiöser nicht politischer Natur, zu schaffen auf rein religiöser Grundlage. Es gab deren mehrere von geringer Bedeutung, einer war von grofser, denn er umfafste sogar fast alle Griechen. Aber er war so mangelhaft organisiert, dafs er Kriege zwischen den Amphiktyonen nicht hat verhindern können. Dieser vorzugsweise Amphiktyonenbund genannte Bund hatte zwölf Mitglieder mit ziemlich gleichem Stimmrecht, von denen aber die Hälfte aus kleinen unbedeutenden Völkerschaften des nördlichsten Griechenland bestand. Die wichtigsten griechischen Stämme, die Athener und die Spartaner, kamen darin nur unter dem Namen Dorier und Jonier vor und hatten von zwölf Stimmen nur zwei. Das beweist, dafs der Ursprung des Bundes in eine Zeit fiel, in der in Griechenland die Dorier noch nicht die Bedeutung hatten, wie später, d. h. in die Zeit vor der dorischen Wanderung. Der Bund hatte zwei Sitze: den Apollotempel in Delphi und den Demetertempel zu Anthela beim Passe der Thermopylen. Es fanden jährlich zwei Versammlungen von Vertretern der Bundesglieder

statt, je eine in einem dieser beiden Tempel. Die Thätigkeit des Bundes bestand nur in der Aufrechthaltung gewisser Formen bei vorkommenden Kriegen zwischen Bundesgliedern und in der Sorge für den Unterhalt jener Tempel, besonders des delphischen. Die Amphiktyonen sind politisch fast nur dadurch hervorgetreten, dafs sie sogenannte „heilige“ Kriege zum Schutze des delphischen Heiligtums veranlafst haben, also hat die einzige Versammlung von Vertretern aller Griechen als Hauptleistung die Entfachung von Bürgerkriegen zu verzeichnen, welche zum Teil ohne rechten Grund unternommen wurden und überdies über Griechenland das gröfste Unglück herbeigeführt haben. Die Amphiktyonie war zuletzt nur ein Mittel zur Erfüllung ehrgeiziger Absichten in den Händen der mächtigeren unter ihren Mitgliedern; die Religion wurde von diesen ausgebeutet für egoistische politische Zwecke.



Wettläuferin. (Vatikan).

Von gröfserem Einflufs als der Amphiktyonenbund und im ganzen weniger schädlich, bisweilen sogar recht nützlich waren die Orakel, unter denen das von Delphi obenan stand. In einer Schlucht des Parnafs war ein Erdspalt aus welchem Dünste aufstiegen, die eine begeisternde Kraft ausüben sollten auf eine über ihm auf einem Dreifufs sitzende Priesterin. Sie stiefs unartikulierte Töne aus, welche die delphischen Priester deuteten. Man wandte sich an das Orakel zu praktischen Zwecken, speziell um zu erfahren, ob etwas, das man unternehmen wollte, Erfolg haben würde oder nicht. Als Lohn für diese Bemühung des Gottes Apollon, der das Orakel leitete, wurden dem Tempel und den Priestern Geschenke gegeben. Die göttlichen Äufserungen galten indessen im Grunde genommen als die des

Zeus, des höchsten Gottes, der in Dodona in Epirus und in der Oase der libyschen Wüste selbst Orakel hatte, welche sich mit nicht weniger unbedeutenden Sachen (Zurückgewinnung gestohlenen Gutes, Treue einer Gattin und ähnlichem) beschäftigten, als meistens das delphische. Delphi stand jedoch auch mit den Staaten Griechenlands in Verbindung, was bei Dodona nicht der Fall gewesen zu sein scheint, und beeinflufste die Beschlüsse derselben. Es hat aber auch längere Zeit hindurch einen allgemeinen bildenden und sittigenden Einflufs ausgeübt, zumal um die Zeit, mit welcher wir uns jetzt beschäftigen, um 600 v. Chr., einen Einflufs, von dem wir alsbald sprechen werden, wenn es sich um die Wirksamkeit der sogenannten Sieben



Ansicht von Olympia (Rekonstruktion von R. Bohn).

Weisen handeln wird. Delphi hat, das darf man wohl sagen, wirklich die geistige Einheit der Griechen befördert, weniger allerdings durch die Orakel, die es in einzelnen besonderen Angelegenheiten Privatleuten oder ganzen Staaten spendete, als vielmehr durch die Stellung, welche es seinem Gotte, dem Apoll, zu geben wufste, welcher als der Ausleger und Verkündiger des Willens des Zeus auftrat. Es hat auf diese Weise gewissermafsen eine neue Phase der griechischen Religion herbeigeführt. Anfangs waren die griechischen Götter entschieden die Geister der Natur, wenn wir auch nicht mehr sagen können, welche Naturkräfte oder Naturerscheinungen jeder einzelne von ihnen vertrat. Sie waren gröfstenteils Gottheiten einzelner Stämme — aber auch hier können wir den ursprünglichen Bezirk der einzelnen Götter nicht mehr

erkennen. Dann traten verschiedene Stämme in nähere Beziehungen zu einander, und die Gottheiten mufsten zusammen existieren, sich zusammen vertragen. Es bildete sich ein Götterkreis, ein Olymp, mit dem sich das Volk abfand, so gut es eben gehen wollte. Allen war aber eines klar, nämlich, dafs es einen höchsten Gott geben müsse, und als solcher wurde bald Zeus allgemein anerkannt. Wie stellten sich nun die übrigen Götter zu Zeus? Das beantworteten die Dichter in ihrer Weise. Homer machte aus dem Olymp eine aristokratische Gesellschaft, eine Familie, wie sie damals gerade mit denselben Charakteren vielfach existieren mochte, mit einem gebieterischen aber zu beeinflussenden Vater, einer auf ihre Würde und Rechte eifersüchtigen Mutter, Söhnen und Töchtern, die im Hause wohnen oder sich besondere Sitze erwählt haben und nicht immer unter einander einig sind.



Siegespreis und Sieger im Pferdewettrennen. (Vasenbild).

Hesiod stellte die Genealogie dieser Herrscherfamilie fest. Aber mit all diesem war dem Volke nicht gedient. Das waren Mythen, Religion war es nicht; es waren in all diesen Sagen keine sittlichen Ideen vorhanden. Diese hat der Apollodienst, vor allen Delphi's Priesterschaft geschaffen. Da wird die sittliche Bedeutung von Zeus betont, der alles weise regiert. Aber Zeus verkehrt für gewöhnlich nicht direkt mit den Menschen — das Orakel von Dodona ist eine Einrichtung, die für Bauern gut ist, nicht für gebildete Griechen. Diese brauchen etwas anderes; sie brauchen einen Vermittler, der ihre mannigfaltigen Bedürfnisse versteht und vertritt, und dieser Mittler ist Apoll. So hat sich für einen Teil der Griechen um 600 die Religion ganz anders gestaltet als früher. Die Priester im allgemeinen blieben was sie waren, Darbringer der Opfer an die vom Staate anerkannten Götter, ohne irgend welchen Einflufs auf die sittliche Haltung des Volkes, aber das was diese Priester nicht thun und nicht einmal versuchen, das unternehmen bis zu einem gewissen Grade die Priester von Delphi mit Hülfe einiger ausgezeichneten Männer des Volkes, die zu den sofort zu erwähnenden Sieben

Weisen gerechnet wurden. Aber die Wirksamkeit auch dieser Männer reicht für das Volk nicht aus. Sie geben keine Gewifsheit über irgend etwas. Giebt es ein Jenseits? Werden die Guten belohnt, die Bösen bestraft in einem andern Leben? Darüber sagt keiner der vorgenannten Priester von amtswegen irgend etwas. Aber auf andere Weise wird dem griechischen Volke hierüber etwas mitgeteilt. Es giebt geheime Dienste, sogenannte Mysterien, in denen durch Wort und Bild tröstliche Gedanken den Teilnehmern eingeflöfst werden. Solche Dienste sind meistens Privatsache. Schüler eines Orpheus z. B. bemühen sich, im Volke ihre Lehren zu verbreiten. In wenigen Fällen werden die Mysterien mit dem Staate in Verbindung gebracht und sind von demselben anerkannt und gefördert. Das ist besonders der Fall im athenischen Staate, der die Mysterien von Eleusis beschützt und als etwas besonders Heiliges hegt und pflegt. In ihnen wird Demeter verehrt, jene Göttin, die in Anthela die Amphiktyonen beschützt. Auf die Mysterien von Eleusis kommen wir noch zurück.



Bronzestatue eines Faustkämpfers. (Rom).

Wenn das hohe Ansehen, dessen sich das delphische Orakel bei den einzelnen und bei den Staaten erfreute — nicht immer mit Recht, da es sich schon während der Perserkriege zum Werkzeug der Landesfeinde und seitdem oft zum Werkzeug von Parteien hergab — die innere Einheit

der Griechen beförderte, so war das fast noch mehr der Fall bei den öffentlichen Wettspielen. Der Wetteifer, das Streben „immer der erste zu sein und zu übertreffen die andern" war den Griechen angeboren und er äufserte sich am glänzendsten in den Wettkämpfen, die zu Ehren von Gottheiten in vielen Gemeinden stattfanden. Die berühmtesten derselben, die nicht blofs aus der Umgegend, sondern aus ganz Griechenland und seinen Kolonien besucht wurden, waren die in Olympia, Delphi, am Isthmos und in Nemea gehaltenen, in letzterem Orte, einem Waldthale des nördlichen Peloponnes, zu Ehren des Herakles, auf dem Isthmos zu Ehren des Poseidon, in Delphi zu Ehren des Apoll und in Olympia zu Ehren des Zeus. Charakteristisch für das griechische Wesen ist, dafs die Wettkämpfe, welche am meisten Interesse erregten, die in körperlichen Leistungen waren; es sollte eben der kräftige Körper die Grundlage der griechischen Tüchtigkeit sein, — und es ist überdies klar, dafs Unparteilichkeit im Urteil eher gesichert ist, wenn es sich um körperliche Leistungen handelt, als um solche in Poesie oder Musik, was man meistens vergifst, wenn man auffallend findet, dafs die Siege in körperlichen Übungen bei den Griechen höher geehrt wurden, als die in geistigen Leistungen. In Olympia handelte es sich auch fast nur um die ersteren. In dem schattigen Thale der Altis fand sich alle vier Jahre mitten im Sommer jeder Grieche, der die Reise unternehmen konnte, ein, um mit anzuschauen, wer von den Jünglingen und Männern im Laufe, im Ringen, im Faustkampfe das beste leisten würde, wer von den Reichen die schnellsten Pferde in die Rennbahn zu schicken vermöchte. Die Sieger waren für ihre



Diskuswerfer. (Vatikan).

Lebenszeit hochgeehrt in ihrer Heimat und bei allen Landsleuten. Die Ausgrabungen, welche in der Altis in den letzten Jahrzehnten auf die begeisterte und begeisternde Anregung von Ernst Curtius gemacht worden sind, haben gezeigt, dafs der fromme Kunstsinn der Griechen die Stätte ihres höchsten Nationalfestes mit den schönsten Werken geschmückt hat, die sie zu schaffen vermochten. Die glänzendste dieser Schöpfungen wird später erwähnt werden; hier ist noch zu beachten, dafs die grofsen Spiele von ungemeiner Bedeutung waren für die Entwickelung der griechischen Kunst. Wir haben von derselben nicht gesprochen seit der vorhomerischen, vordorischen Zeit. Das stark von den Doriern beeinflufste griechische Mittelalter war zunächst unkünstlerisch. Allmählich erst machte sich der den Griechen innewohnende



Waffenlauf. (Vasenbild).

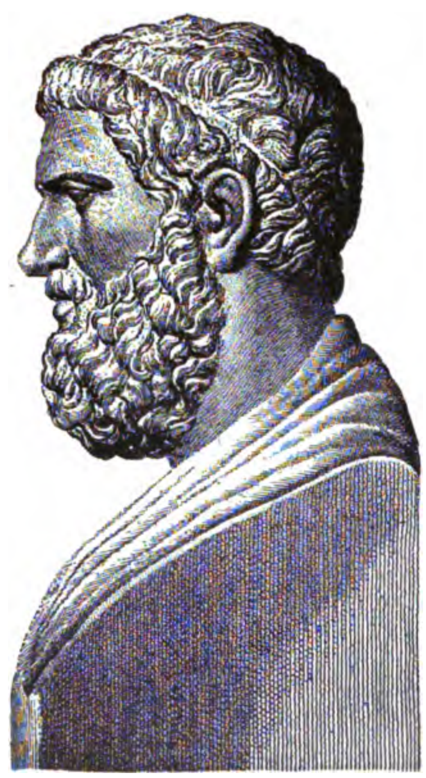
Kunstsinn wieder Bahn, und wenn er auch die alten Pfade nicht ganz aufgab, so erfüllte er sie doch mit neuem Leben. Die vordorische Kunst hatte noch viel orientalisches gehabt: das glänzende, bunte war bevorzugt worden; es war im wesentlichen dekorative Kunst. Diese bildete sich jetzt nach und nach zur reinen Kunst aus und zwar dadurch, dafs die Nachbildung der nackten männlichen Gestalt in den Vordergrund trat, und dafs dies geschah, verdankten die Griechen eben den grofsen Spielen, in denen sich der Körper nackt zeigte. Seitdem ist die Darstellung solcher Figuren, zuerst der Sieger in Olympia selbst, die Schöpfung von Statuen, die Hauptaufgabe der griechischen Kunst geworden, welche gerade darin das höchste geleistet hat. So haben die Nationalfeste, zumal Olympia, der griechischen Bildung einige ihrer höchsten und charakteristischsten Ziele geschaffen. Das der

Zeit nach erste Wettspiel in Olympia, um wenigstens von diesem weltberühmten Feste einen Begriff zu geben, war der Lauf im Stadion, einer Bahn von 600 Fufs Länge. Der Sieger in diesem Lauf war der erste aller Sieger; nach ihm wurde die Olympiade, d. h. der Zeitraum von 4 Jahren bis zur nächsten Festfeier benannt; so sagen die späteren Historiker z. B.: In diesem Jahre begann die erste Olympiade, in welcher Koroibos siegte. Das war das Jahr 776 v. Chr. In der 18. Olympiade kam eine Vereinigung von 5 Wettkämpfen hinzu: Springen, Lauf, Diskuswerfen, Wurfspiefswerfen und Ringen, das sogenannte Pentathlon und aufserdem das Ringen als besonderes Wettspiel. In der 23. Olympiade trat zu den vorigen der Faustkampf, in der 25. das Wagenrennen, welches allerdings nur den Reichtum des Siegers offenbarte, aber von den Dichtern nicht weniger gefeiert wurde, als der Sieg im Lauf oder im Ringen. Denn auch die Dichtkunst hat die kräftigsten Anstöfse durch Olympia erfahren.

Politische Entwickelung. Tyrannen. Gesetzgeber. Weise.

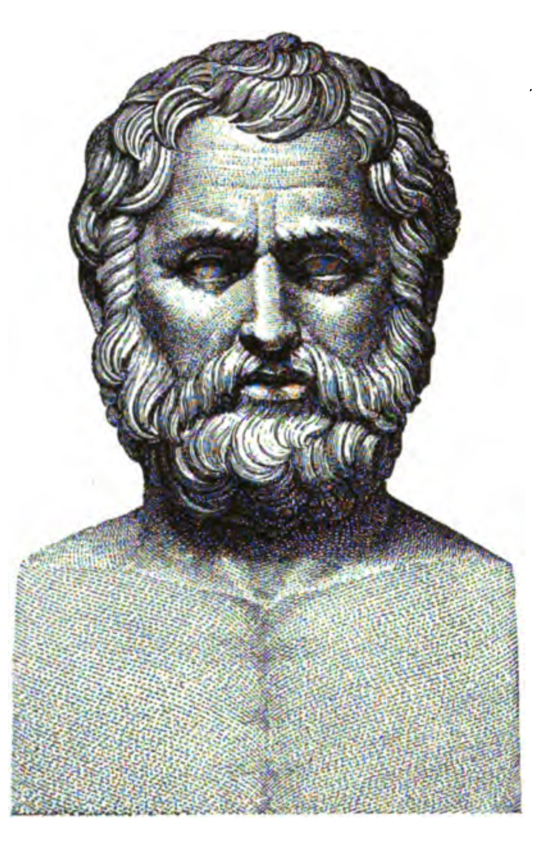
Wir kommen jetzt wieder auf die politische Entwickelung der Griechen zurück. Die Einigungsmittel sind ja im höchsten Grade von kulturgeschichtlicher Bedeutung; aber auch die rein staatlichen Zustände sind der Ausdruck der Kultur eines Volkes. Da hatte denn der Schlag der dorischen Eroberung allmählich einen Gegenschlag zur Folge, insofern eine Reaktion gegen den durch die Dorier und überhaupt durch die Eingewanderten ausgeübten Druck erfolgte. Nach und nach wuchs ja der Wohlstand durch den mehr und mehr aufblühenden Handel, und diese Verbreitung des Wohlstandes in immer weiteren Kreisen trug ganz besonders dazu bei, dafs man an Neuerungen dachte. In Sparta hatte man das Übergewicht der Eroberer eben dadurch aufrecht gehalten, dafs man Handel und Industrie unterdrückte; das war aber anderswo nicht möglich, denn die meisten griechischen Staaten lagen an der See, und keiner hatte eine so konsequent despotische Adelsregierung. So blühte nach der dorischen Wanderung der Handel in den meisten Staaten schnell wieder auf und es waren nicht mehr die Phöniker, wie in der von Homer geschilderten Zeit, welche den Verkehr vermittelten, es waren die Griechen selbst, die zwischen den Inseln und dem Festlande,

zwischen Asien und Europa hin- und herfuhren und die Kolonien gründeten, von denen wir alsbald sprechen werden. Durch diesen Handel bereicherten sich alle, die ihn betrieben, und das waren nicht blofs die adligen Eroberer, sondern ganz besonders die politisch Minderberechtigten, welche, wenn sie reich werden wollten, es nur auf diese Weise werden konnten. Der Mittelstand ward reicher, gebildeter und dadurch auch anspruchsvoller. Er wollte die Vorrechte der Adligen nicht mehr gelten lassen. So kam es zu Konflikten. Das Volk wollte Teil an der Regierung haben; aus einer Aristokratie sollte eine Demokratie werden. Das gelang aber nicht so schnell. Die sicherste Folge waren bürgerliche Unruhen. Um dieselben zu beendigen, gab es verschiedene Mittel, die angewandt werden konnten, wenn man vom einfachen Nachgeben der Privilegierten absah, einem Nachgeben, das nicht so leicht eintrat, und es gab, wenn man keine Mittel anwandte, eine unangenehme aber natürliche Folge, welche denselben Zweck erfüllte, das Volk zu beruhigen, wenn auch nur auf kurze Zeit. Diese Folge, die an vielen Orten eintrat, war die Tyrannis. Wenn Volk und Vornehme uneinig waren über ihre Rechte, erhoben sich kluge und energische Menschen, welche sich an die Spitze des Volkes stellten unter dem Vorwande, dessen Forderungen durchzusetzen, aber wenn sie im Namen des Volkes gesiegt hatten, nicht dieses sondern sich selbst zu Herren des Gemeinwesens machten. Solche Tyrannen sind besonders in Sikyon und Korinth aufgetreten, in einer Gegend, durch die der Zug des Handels damals ging, und wo deshalb das Volk reich geworden war. Diese Tyrannen, unter anderen z. B. die Kypseliden von Korinth, besonders Periander, haben dann durch Beförderung des Luxus, der Künste und Litteratur das Volk dafür zu entschädigen gesucht, dafs sie es betrogen hatten, aber sie haben auf die Dauer ihre Familien nicht im Besitz erhalten können. Die Periode der Tyrannis ist eine vorübergehende gewesen, sowohl in Griechenland überhaupt, als auch



Solon. Büste zu Florenz.
(Nach Visconti.)

inbetreff jeder einzelnen Tyrannenfamilie, aus denen keine die Herrschaft über drei Generationen hinaus bewahrt hat. Es sind diese drei Generationen 1. Der Gründer, ein rücksichtsloser, kräftiger Mensch; 2. der Erbe, der die befestigte Macht anwendet, um sich und bisweilen anderen ein gutes Leben zu schaffen; 3. der Erbe des Erben, der im Nichtsthun erzogene Prinz, der gestürzt wird, weil er keine Einsicht und Energie zeigt. Periander ist sogar zu dem Ruhme gelangt, einer der sieben Weisen gewesen zu sein, aber auch er hat seine dem griechischen Wesen widersprechende Art der Herrschaft nicht zu einer dauernden machen können, zuletzt hat auch in Korinth die Volksherrschaft den Sieg davon getragen. Natürlich waren die Tyrannen erster Generation recht kluge Leute, die auch durch ihre Klugheit ihren Mitbürgern imponierten. Aber ihnen fehlte die Rechtschaffenheit, sie waren eben Usurpatoren und nach griechischen Begriffen des Todes würdig. Durch Klugheit und Rechtschaffenheit zusammen haben dagegen einen günstigen Einflufs auf ihre Mitbürger ausgeübt die vom Volke zur Ordnung ihrer Angelegenheiten im grofsen Streite zwischen Adel und Demokratie berufenen Gesetzgeber, von denen wir in der Geschichte Athens die berühmtesten Beispiele finden werden. Der älteste Gesetzgeber war bereits Lykurg gewesen, bei dem es nur nicht klar ist, dafs er das Volk gegen die Vornehmen geschützt hat, und dessen Leistungen im ganzen eben so sehr moralischer wie politischer Art waren. Dann waren im griechischen Westen zwei nicht minder vielgenannte Männer gefolgt: Zaleukos im italischen Lokri und Charondas im sizilischen Katane. Diese Gesetzgeber haben, weniger ähnlich dem athenischen als vielmehr den spartanischen, nicht etwa blofs die Verfassung ihrer Städte



Bias. Büste zu Florenz. (Nach Visconti).

geordnet und die Strafen für Handlungen, die bereits als Vergehen anerkannt waren, festgesetzt, sondern im allgemeinen Vorschriften gegeben über das gesamte Leben der Bürger, und diesen Vorschriften Zuwiderhandelnde mit Strafen belegt. Unter die Zahl der Weisen ist aber der athenische Gesetzgeber Solon gezählt worden.

Diese sogenannten Sieben Weisen sind eine charakteristische Erscheinung jener Zeit — um 600 v. Chr. Nicht als ob es gerade sieben gewesen wären, — das ist nur eine runde Zahl, sowie man von sieben Wunderwerken der Welt sprach – oder als ob man unter dieser Bezeichnung immer dieselben Männer im Auge gehabt hätte; es waren auch Männer des allerverschiedensten Charakters, die man so nannte. Das gemeinsame war, dafs sie durch ihr Leben und irgend welche geistige Leistungen, wären es auch nur kurze Aussprüche gewesen, in dem Volke den Gedanken erweckten, dafs sie über den richtigen Weg durch die Irrgänge des Lebens besser unterrichtet seien als sonst jemand, weshalb man gut thue, ihrem Beispiele zu folgen und ihre praktischen Sprüche zu beherzigen. Sie ergänzten auf diese Weise die griechische Religion, welche selbst durch Orakel und Mysterien nicht alle Wünsche befriedigen konnte, die dahin gerichtet waren, einen Anhalt in schwierigen Lagen zu finden. Unter den Sieben stand obenan Thales von Milet, von dem wir noch sprechen werden; dann kamen Pittakos von Lesbos, ein Mann der als erwählter Aisymnet (beständiger Schiedsrichter) Mitylene regierte, Bias aus Priene, durch seine weisen Sprüche ausgezeichnet, Solon und nach zwei unbedeutenderen der Tyrann Periandros. Die Sieben Weisen standen unter dem besonderen Schutze des delphischen Gottes, der damals durchaus in ihrem Sinne, also in heilsamer Weise, zu wirken suchte.

Kolonien.

Wo aber Gesetzgeber und Weise, Tyrannen und Schiedsrichter nicht ausreichten, um die Bürger zufrieden zu stellen, da mufste das dritte Mittel helfen: die Auswanderung, die Gründung von Kolonien. Die Unzufriedenen gingen fort, liefsen sich anderswo nieder, es ging ihnen meistens gut, und die zu Hause Gebliebenen hatten Luft bekommen, sich besser zu entwickeln. Hier ist der Ort, von den Handelsverhältnissen der alten Griechen

zu sprechen. Die Griechen hatten neben allem, was sie sonst ausgezeichnet hat, den Vorzug, eines der bedeutendsten Handelsvölker der Welt zu sein. Sie haben im Seehandel kaum hinter den Phönikern zurückgestanden, sogar was die Ausdehnung ihrer Fahrten betrifft, denn diese erstreckten sich regelmäfsig vom innersten Winkel des schwarzen Meeres bis zur Meerenge von Gibraltar, und sie haben sich dadurch den Phönikern überlegen gezeigt, dafs sie die Bedeutung des Geldes zuerst von allen Völkern der Erde erkannt,



Handelsszene auf einer Schale aus Kyrene. (6. Jahrhundert v. Chr.)

und die vielleicht von dem Krämervolke (d. h. Landhandel treibenden Volke) der Lyder gemachte Erfindung der Münze in voller Ausdehnung verwertet haben. Die Griechen trieben nicht blofs unter sich, sondern wie die Phöniker, besonders auch Handel mit weniger gebildeten Völkern und legten zu diesem Zwecke, wie sie, Contore an den fremden Küsten an. Aber aus diesen Handelsniederlassungen, deren Geschichte uns unbekannt geblieben ist, wurden bald wirkliche griechische Städte mit selbständigen Gemeinden, sogenannte

Kolonien, und durch diese ihre kolonisierende Thätigkeit haben sich die Griechen grofse Verdienste um die Verbreitung der Kultur erworben. Diese Thätigkeit setzt reichliche Auswanderung voraus, und die Auswanderung hatte eine doppelte Quelle. Erstens den bereits durch die dorische Wanderung und die sich an sie anschliefsenden Züge bewiesenen Wandertrieb der ihnen eigen war, in welchem sie mit der germanischen Rasse übereinstimmen, und zweitens die bereits besprochenen inneren Streitigkeiten zwischen Adel und niederem Volke. Da nun diese Streitigkeiten bereits im 8. Jahrhundert v. Chr. beginnen, so beginnt auch die griechische Kolonisation schon damals. Wir können dieselbe nicht nach ihrem chronologischen Verlaufe erzählen; wir können nur einen Begriff geben von dem, was die Griechen in dieser Hinsicht schliefslich geleistet haben, als die Kolonisation vollendet war, im 6. Jahrhundert v. Chr. Da waren in allen Himmelsgegenden die Küsten des Mittelmeeres und der sich ihm anschliefsenden Meeresbecken von blühenden Pflanzstädten besetzt, in denen die griechische Zunge herrschte. Ein Gebiet für sich bildete das schwarze Meer, das „gastliche" (Euxeinos), das angeblich anfangs das „ungastliche" (Axeinos) genannt worden war, wie es das auch gewesen war. Dort safsen überall, wo nicht unersteigliche Gebirge bis hart an's Wasser reichten, Griechen: im Süden, Norden und Westen; nur die Abhänge des Kaukasus gestatteten keine hellenischen Ansiedelungen und zwar nicht blofs, weil dort nicht recht Platz für Städte war, sondern auch, weil von dort nichts auszuführen war. Denn die Blüte der griechischen Niederlassungen des Pontos beruhte besonders auf dem reichen Export von dort nach dem Mutterlande, zu welchem Meer und Land beitrugen: Fische, Korn, Häute, u. a. m. Besonders wichtig war der Kornexport, den die Südküste des europäischen Festlandes damals so gut betrieb wie jetzt, und welcher durch die dortigen griechischen Niederlassungen vermittelt wurde.



Bronze-Gewicht mit dem Kopfe des Herakles.
(British Museum).

Was jetzt Odessa leistet, das leistete damals ungefähr in derselben Gegend Olbia. Athen war lange Zeit auf die Versorgung durch das Korn des schwarzen Meeres angewiesen, und griechische Handelshäuser blühten damals wie jetzt in den Häfen der Nordküste des schwarzen Meeres. Und wie jetzt in Odessa, so drängten sich in den Strafsen von Olbia, Herakleia, Pantikapaion neben gebildeten Europäern die Einwohner der Steppe, die Skythen, wie man sie mit einem allgemeinen Namen bezeichnete, in einem Aufzug und einer Kleidung, die einigermafsen an die heutigen Steppenbewohner erinnerte. Durch die Griechen dieser Kolonien kam höhere Bildung auch zu den Skythen, und die Grabhügel skythischer Fürsten, die besonders in der Krim in nicht geringer Zahl entdeckt und ausgegraben worden sind, haben durch ihren reichen, jetzt gröfstenteils in der Hermitage in St. Petersburg aufbewahrten Inhalt gezeigt, wie griechische Kunst jenen Barbaren ein be-



Griechische Schiffe. (Vasenbild).

gehrenswerter Schmuck des Lebens und des Todes geworden war. Natürlich wurde Goldschmuck bevorzugt. Die bedeutendsten Kolonien am schwarzen Meere waren im Süden: Herakleia, eine mächtige Republik, die sich noch unter den Nachfolgern Alexanders selbständig behauptete, Sinope und das im Altertum weniger als im Mittelalter, wo es der Sitz eines byzantinischen Kaisertums wurde, bedeutende Trapezunt; im Westen und Norden: u. a. Odessos, Tyras, Olbia und die Städte der Krim, der Halbinsel, auf welcher bei der taurischen Artemis einst Iphigenia geweilt haben sollte, Chersonesos, Theodosia, Pantikapaion und gegenüber auf asiatischem Boden Phanagoreia. Diese Städte waren teils jonischen, teils dorischen Ursprungs. Von den Doriern hatte das sonst in Griechenland keine wichtige Rolle spielende Megara viel am Pontos kolonisiert; aber noch gröfser war die Zahl der Kolonien des jonischen Milet, das mehr als 80 Pflanzstädte an jenem Meere angelegt hat. Der Eingang des Asow'schen Meeres hiefs bei den Griechen der taurische

Bosporos; die dortigen Griechenstädte haben sogar ein blühendes Reich gebildet, das man deswegen das bosporanische nannte. Ihre Herrscher waren Könige bei den ihnen unterworfenen Skythen, in den Griechenstädten wollten sie nur als die ersten Bürger betrachtet sein. Megarischen Ursprung hatte auch die Stadt, welche am thrakischen Bosporos, der Verbindung der Propontis (Marmarameer) und des Pontos gelegen, im Laufe der Zeit zu immer höherer Bedeutung aufgestiegen ist, Byzanz, das spätere Konstantinopel oder Stambul, die viel begehrte, viel umstrittene Stadt, um die sich Jahrhunderte lang die Geschichte der europäischen Civilisation drehte, und die noch jetzt einen der Angelpunkte der europäischen Politik bildet. Weiter nach Westen folgen die thrakischen Kolonien, welche sich bald durch hohe Bildung auszeichneten, was durch ihre berühmten Bürger, die Philosophen Demokritos, Protagoras und Aristoteles bewiesen wird. Die beiden ersten waren aus Abdera, das seinen Ruf, das Schilda des Altertums zu sein, durchaus nicht verdient hat. Wir wenden uns nun, da Kleinasien hier nicht inbetracht kommt, weil seine Kolonien viel älter sind, nach Süden, und finden dort griechische Kolonien an zwei Punkten, in Ägypten und in der Kyrenaike. In Ägypten war es besonders Naukratis, eine gemeinsame Niederlassung verschiedener griechischer Metropolen, ähnlich einem hansischen Kontor des Mittelalters, in der Kyrenaike besonders Kyrene und Barka, welche den Dienst des ägyptischen Gottes Ammon, der besonders in der grofsen Oase verehrt wurde und auch bei den Griechen als Orakelspender in hohem Ansehen stand, den Griechen des Mutterlandes vermittelten. Weiter kommen wir nach Sizilien, das an griechischen Kolonien reich war. Da finden wir Messana, einst Zankle genannt, mit seinem herrlichen Hafen, das noch blühende Katane, stets den Verwüstungen durch Lava und Erdbeben ausgesetzt, das mächtige Syrakus, das eine so grofse Rolle in der griechischen Geschichte, der politischen wie der Kulturgeschichte, gespielt hat, und, um nicht alle zu nennen, das reiche und üppige Akragas (jetzt Girgenti), und das wegen seiner wunderbaren Ruinen viel besuchte Selinus. Den Schlufs macht, abgesehen von dem berühmten Massalia in Gallien, Italien, wo in einem Teile desselben, der Küste des Golfes von Tarent, eine so entwickelte griechische Kultur herrschte, dafs man diese Gegend Grofsgriechenland nannte. Hier lagen, um nur die kulturhistorisch wichtigen Städte zu nennen, das reiche Tarent, eine spartanische Kolonie, aber keineswegs von spartanischer Sittenstrenge, das durch die Gesetzgebung des Zaleukos bekannte Lokri, Metapont; am tyrrhenischen Meere das zu allen Zeiten bedeutend gebliebene, stets durch seine bequemen Lebensgewohnheiten charakterisierte

Neapel, Kyme, jetzt verödet, die erste, der Sage nach bereits im 11. Jahrhundert v. Chr. gegründete Griechenansiedelung in Italien. Endlich nennen wir als die vielleicht wichtigsten die am südlichen Meere gelegenen beiden Nebenbuhlerinnen Sybaris und Kroton, jenes berühmt oder, wenn man sich richtig ausdrücken will, berüchtigt durch den Luxus seiner Einwohner, dieses wahrhaft berühmt durch die gesunde Kraft seiner Bürger, welche sich in den Wettspielen Griechenlands die ersten Preise errangen und einem grofsen Philosophen gestatteten, eine Probe zu machen mit der praktischen Anwendung seiner auf die Besserung der Menschen gerichteten Lehren, dem Pythagoras. Ehe wir von ihm und von der griechischen Philosophie überhaupt wenige Worte sagen, müssen wir einen Blick auf eine besondere Äufserung des Handelstriebes der Griechen werfen, auf das Münzwesen; dabei werden wir die genannten Städte von neuem zu berücksichtigen haben.

Münzen.

Das den Griechen eigene Handelsgenie fand seinen bezeichnendsten Ausdruck in der Thatsache, dafs sie die Erfinder oder wenigstens die hauptsächlichsten Verbreiter der Münze gewesen sind. Man sollte denken, hat mit Recht A. Blanchet zu Anfang seines hübschen Büchleins, Les monnaies grecques, gesagt, dafs die Münze bereits der ursprünglichen menschlichen Gesellschaft unentbehrlich gewesen wäre. Und doch ist dem nicht so. Anfangs genügte das System des Tausches und dies System wurde noch lange beibehalten. Indessen machte sich allerdings das Bedürfnis geltend, einen gemeinsamen Wertmesser zu haben; man konnte doch nicht immer im einzelnen Falle abschätzen, welchen Wert z. B. ein lebendiges Rind haben müsse für jemand, der sich eines Hauses entledigen wollte. Die Wertmetalle, Gold, Silber und Kupfer waren von selbst zu diesem Behufe als zweckmäfsig angezeigt. Diese Metalle brachte man in die Form von Stangen (Barren) oder Ringen, welche ein bestimmtes Gewicht hatten oder haben sollten. Natürlich war es oft erforderlich, sie zu wägen, sonst wären Täuschungen gar zu leicht möglich gewesen. Stangen und Ringe waren jedoch nur für gröfsere Zahlungen geeignet, für kleinere bedurfte man kleinerer Stücke. Hier war Täuschung, wenigstens Irrtum, noch leichter und das Wägen war noch notwendiger, was für den täglichen Verkehr etwas zeitraubend war. So kam es, dafs man

auf kleine Stücke einen Stempel drückte, welcher als Wappen irgend jemandes die Garantie aussprach, dafs dieser das Stück als vollwichtig anerkannte, d. h. nötigenfalls zu dem angegebenen Werte selbst nehmen würde. Solche Garanten waren Städte oder Könige. Als Form der Münze wurde bald die runde besonders beliebt. Wenn es sich nun um die Frage handelt, wer die Münze erfunden habe, welche weder Babylonier, noch Ägypter, noch selbst die handeltreibenden Phöniker oder Karthager in der Zeit der Blüte kannten, so geben uns die alten Schriftsteller eine doppelte Auskunft. Entweder waren es die Lyder, oder der Tyrann Pheidon von Argos. Mit Berücksichtigung aller Umstände ist man jetzt zu dem Ergebnis gekommen, dafs einen besseren Anspruch auf die Ehre der Erfindung des Geldes als Pheidon, dessen Zeit übrigens nicht genau bekannt ist, die Lyder haben. Die lydischen Münzen haben einen älteren Charakter als die ältesten Münzen



Athenisches Vierdrachmenstück. (Archaischer Stil). **Athenisches Vierdrachmenstück.** (Neuerer Stil).

(Nach Collignon, Gr. Archäologie.)

des eigentlichen Griechenlands. Überdies hebt Blanchet mit Recht noch einen anderen wenig bekannten Umstand hervor. Die Einführung von Münzen mit Aufschriften fällt in China in das 7. Jahrhundert v. Chr. und gerade da hat sich in China eine Kolonie von Fremden aus Kleinasien niedergelassen; das ist doch wohl eine Bestätigung dafür, dafs man die Münze soeben in Kleinasien erfunden hatte. Auch das Metall, aus dem die ersten Münzen waren, deutet auf Kleinasien hin. Es war das sogenannte Elektron, eine natürliche Verbindung von Gold mit etwas Silber, von hellerer Farbe, das sich in dem durch seinen Goldreichtum berühmten Flusse Paktolos, (das sogenannte Gold des Paktolos, das sprichwörtlich ward, war eben das Elektron), und in den Bergwerken des Tmolos und Sipylon fand (73 Teile Gold und 27 Teile Silber). In Griechenland selbst hat man zuerst Silber geprägt, welches zu dem Elektron in das Verhältnis von 1 : 10 gesetzt wurde. Münzen von reinem gelbem Golde (nicht Elektron) treten erst später,

etwa im 6. Jahrhundert, auf und man nimmt an, dafs zuerst Krösos sie prägte; das Verhältnis zum Silber war anfangs etwa 14 : 1. Kupfermünzen kommen erst im 5. Jahrhundert vor; sie erscheinen zuerst im Westen; in Italien war das Kupfer das Metall, das als Wertmesser diente. Da die Münzen ursprünglich ein bestimmtes Gewicht darstellten, sind sie abhängig von den Gewichtssystemen der Völker, die die Münzen brauchten, und in Vorderasien hingen diese Systeme von Babylon ab. Man wog nach Talenten und Minen und übertrug diese Namen auch auf bestimmte Gewichtsmengen von Münzen; für die Unterabteilungen der Minen gab es dann Namen, welche den Münzen besonders eigen waren. Hier hatte man natürlich bestimmte, beliebte und gebräuchliche Einheiten, wie wir etwa Thaler, Mark, Francs haben; man nannte die gebräuchlichste Münze als solche Stater; ihr



Kaiserliche Münze von Milet mit dem Tempel Apolls.

Kaiserliche Münze von Thyateira mit der Bestrafung der Dirke.

Münze von Knidos mit der Aphrodite.

(Nach Collignon, Gr. Archäologie.)

Gewicht und Wert konnte in verschiedenen Teilen Griechenlands verschieden sein. Es herrschten eben auch in Griechenland verschiedene Münzsysteme oder Münzfufse; die wichtigsten waren der euböisch-attische und der äginäische. Die Einteilung des Silbers als Geld war in Talente, Minen und Drachmen; ein Talent hatte 60 Minen, eine Mine 100 Drachmen; die Drachmen wurden wieder in 6 Obolen geteilt. Die Drachmen hiefsen an manchen Orten auch Statere; das will sagen, dafs dort die Drachme die gebräuchlichste Münze war; anderswo war ein Stater gleich 2 Drachmen. Da nun die Drachme nicht überall dieselbe war, (eine euböisch-athenische Drachme wog etwa 4,37 Gramm, eine äginäische 6,28 Gramm), so hatten die Wechsler — trapezitai — bei den Griechen viel zu thun. Die Wappen oder Abzeichen der Städte, welche auf die Münzen gesetzt wurden, waren höchst mannigfaltig; die Städte ändern

sie bisweilen. Sie werden allmählich immer schöner, und durch sie ist das Studium der griechischen Münzen einer der interessantesten Teile der griechischen Kunstgeschichte geworden. Ehe wir auf diese Typen kurz eingehen, mufs noch bemerkt werden, dafs, wie bekannt, das zweite Charakteristikum einer Münze die Inschrift ist, welche anzugeben hat, wer die Vollwichtigkeit des Geldstückes garantiert. Das war bei den republikanischen Griechen die Stadt, daher die Inschrift im Genitiv des Einwohnernamens, z. B. der Athener; aber man kürzte gewöhnlich ab und schrieb statt Athenaion nur Ath. In Königreichen stand natürlich nur der Name des Fürsten, ebenfalls im Genetiv z. B. Philippu — des Philipp: Münze des Philipp. Doch sind Inschriften nicht notwendig für eine Münze, der Typus, das Bild genügt; daran erkannte man, aus welcher Stadt die Münze war, und auch wir erkennen es daran, wenn Inschriften fehlen; dabei zeigt sich die Erfahrung und der Takt des Numismatikers. Die Typen sind höchst mannigfaltig; ursprünglich hatte nur eine Seite ein Bild, was mit der Art der Prägung der Münzen zusammenhing,



Syrakusanische Münze. (Archaischer Stil.) **Syrakusanische Münze.** (Neuerer Stil.)
(Nach Collignon, Gr. Archäologie.)

die durch Hammerschläge geschah, wobei die eine Seite der Münze den Abdruck unregelmäfsiger Einschnitte des einen Stempels empfing, welcher dazu bestimmt war, den Klumpen festzuhalten. Ein Wappen genügte ja auch, um den Ursprung der Münze anzudeuten. Weil diese Einschnitte in einem Quadrate eingeschlossen waren, nannte man dies auf den ältesten Münzen sich findende Bild ein quadratum incusum. So haben die älteren kleinasiatischen Münzen aus Elektron meist ein quadratum incusum auf der einen Seite. Die andere Seite hatte anfangs meist irgend ein Tierbild, dann häufig den Kopf irgend eines Gottes. Man hat sogar den Ursprung der Münzprägung überhaupt in religiösen Rücksichten gesucht; es seien dieselben zuerst bei gewissen Tempeln geprägt worden. Später waren es jedenfalls bürgerliche Gemeinden, die sie prägten. Es ward dann gebräuchlich, beide Seiten mit wirklichen Darstellungen zu versehen, stets aber blieb die Darstellung der Hauptseite vorzugsweise die eines Kopfes. Die Mannigfaltigkeit der Darstellungen auf griechischen Münzen ist ungeheuer grofs und ihre Schönheit meist hervor-

ragend, dies jedoch mit einer merkwürdigen Ausnahme. Die kunstsinnigste Stadt Griechenlands hat fast nie den mindesten Wert darauf gelegt, ihre Münzen mit schönen Bildern zu verzieren; die athenischen Münzen tragen stets auf der einen Seite den Kopf der Athene, auf der andern das Bild ihres Vogels, der Eule, und beide Darstellungen sind so altertümlich wie möglich, die Athene im Profil mit Augen en face, wie die Kunst es bis zum 6. Jahrhundert zu halten pflegte, und die Eule ist ebenfalls stets in derselben Weise mit grofsen Glotzaugen abgebildet. Am meisten Mühe inbezug auf die Schönheit der Münze gaben sich die Staaten, die im Rufe standen, weniger gebildet zu sein. Sie setzten kleine Kunstwerke auf ihre Münzen, so Kreta, Arkadien, Thessalien. Das Beispiel von Athen hat schon gezeigt, dafs bei der Wahl



Münze der Kaiserzeit mit dem Zeus der Phidias.



Silbermünze von Antiochus IV.

(Nach Collignon, Gr. Archäologie).



Münze von Argos mit dem Kopf der Hera.

der Typen die Rücksicht auf den Gottesdienst der Stadt überwog, deshalb in Athen Kopf und Vogel der Stadtgöttin. Nicht selten hat die Hauptseite den Kopf des Gottes, die Rückseite eine Darstellung, die auf ihn hinweist; besonders in späterer Zeit machte man sich die Sache auf diese Weise leicht; z. B. Vorderseite: Kopf Apollon's, Rückseite Lyra oder Dreifufs. Manche Städte blieben konsequent in ihren Typen; andere wechselten öfters. Jene sind die, welche den ausgebreitetsten Handel haben und wünschen, dafs ihre Münzen stets an denselben Typen leicht erkennbar seien und auch deshalb lieber genommen würden; weniger bedeutende Orte suchen durch die Schönheit neuer Typen gern die Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen. Wir geben eine kleine Übersicht der Haupttypen der griechischen Münzen, von Nordosten beginnend bis zum Westen. Die Kenntnis der griechischen Münzen, die in England so wie sie verdienen allgemein geschätzt sind, ist in Deutschland noch so wenig verbreitet, dafs es schon der Mühe lohnt, zu ihrer Förderung ein wenig beizutragen, zumal da die Münzen eines der eigentümlichsten





Bildnis Alexanders des Grossen auf einer Münze des Ptolemaios Soter. (Königl. Münzkabinet, Berlin).

Produkte der Kultur des griechischen Volkes sind, und somit in einer Kulturgeschichte besondere Beachtung verdienen. Es sind zum Teil Kunstwerke, die selbst ein Privatmann mit nicht übermäfsigen Mitteln erwerben kann, sicher, authentische Erzeugnisse der schönsten Kunst vor sich zu haben, was bei Skulpturen nicht immer der Fall ist. Auch Münzen werden vielfach nachgemacht, aber man mufs auch nicht kaufen, wenn man nicht den Rat eines Kenners gehört hat. Pantikapaion hat ein redendes Wappen, einen Panskopf, Odessos den Kopf eines bärtigen Gottes, der wie sonst Zeus abgebildet ist, Olbia einen Demeterkopf und auf der Rückseite der Münze einen Seeadler, der einen Fisch gefangen hat. Hier sieht man, wie die an der Mündung des Hypanis gelegene Stadt die Quellen ihres Reichtums (Olbia von Olbos, Reichtum), das Korn des Landes und die Fische der See auf ihren Münzen hervorzuheben wünscht. Byzanz zeigt einen Stier (Anspielung auf bus, Rind) und verschiedene Götterköpfe. In Thrakien hat Thasos den Kopf des Bakchos und einen Schützen (nämlich Herakles), Abdera den Kopf des Apoll und auf dem Revers einen Greifen (wie die Mutterstadt Teos in Jonien), Maroneia hat ein springendes Pferd und auf der Rückseite Weinlaub — bei Homer schon kommt in dieser Gegend guter Wein in dem Lande der Kikonen vor — die Stadt Ainos hat einen schönen Hermeskopf. Kehren wir wieder nach Kleinasien zurück, so finden wir in Sinope den Kopf der Nymphe Sinope und auf dem Revers einen Seeadler auf einem Delphin — so rühmt auch die Südküste des Pontos Euxeinos den Fischreichtum ihres Meeres. Kyzikos ist eine der interessantesten Städte für das Münzwesen durch die Mannigfaltigkeit ihrer Elektronmünzen, auf denen allerlei kleine Kunstwerke dargestellt werden; die Stadt wird nur nebenbei durch den Thunfisch angedeutet, dessen Fang eine wichtige Einnahmequelle für sie darstellte.





Bildnis des Seleukos Nikator auf einer Münze des Philetairos von Pergamon.




Bildnis des Demetrios Poliorketes auf einer Münze des Demetrios I. von Makedonien.

Tenedos hat eine Doppelaxt, Symbol des Zeus, Klazomenai, das den Dienst Apoll's pflegte, den Apollokopf, auf der Rückseite mit einer Lyra begleitet. Ephesos hat als Hauptstempel eine Biene (der Oberpriester der Artemis ward Essen, Bienenkönig, die Priesterinnen Melissai, Bienen, genannt), und auf der Rückseite den Hirsch derArtemis, Milet führt den Löwen, Phokaia als redendes Wappen einen Seehund (phoka). Von den jonischen Inseln hat Chios eine Sphinx, Samos das Vorderteil eines Löwenkopfes und einen Löwen. Wenn wir weiter nach Karien gehen, so finden wir in Knidos den Kopf der Aphrodite und das Vorderteil eines Löwen. Kos hat den Kopf des Herakles und auf der Rückseite das Symbol dieses Gottes, die Keule. Rhodos, die Hauptstadt der Sonneninsel, hat den Kopf des Helios und auf dem Revers eine Rose (rhodon). Indem wir die halbbarbarischen Orte von Kilikien und Pisidien, sowie die ganz barbarischen von Syrien (die späteren griechischen Münzen von Syrien gehören der Königszeit an) übergehen, kehren wir zum europäischen Griechenland zurück. Hier hat Thessalien schöne Münzen, die zum Theil auf die Eigentümlichkeit der Kultur des Landes hindeuten: so hat Larisa ein Pferd und Pharsalos einen Reiter — die Reiterei des thessalischen Adels war in ganz Griechenland berühmt. Korkyra hat eine Kuh, die ein Kalb säugt, die Landschaft Ätolien einen Herakleskopf und auf der anderen Seite eine sitzende Ätolia, die Schutzgottheit des ätolischen Bundes. Lokri hat einen kämpfenden Krieger, wahrscheinlich Aias, eine Figur, die sich dann auf Münzen des Westens wiederfindet. Wie Ätolien, so hat auch Böotien eine Bundesmünze; auf der einen Seite einen böotischen Schild von besonderer Form, auf der andern ein Symbol des Bakchos (einen Weinkrug) oder den Herakles. Bakchos und Herakles waren die Hauptgötter von Böotien. Von Athens einfachen sich stets fast gleichbleibenden




Bildnis Alexanders des Grossen auf einer Münze des Lysimachos. (Königl. Münzkabinet, Berlin).

Münzen habe ich schon gesprochen, Megara hat Apollokopf und Lyra, Korinth den Kopf der Pallas (von einigen für den der Aphrodite gehalten) und den Pegasus. Diese Münzen, Pegasoi genannt, sind wohl die verbreitetsten griechischen Münzen gewesen, neben ihnen die athenischen, Glaukes, Eulen, genannt. Ägina hat eine Schildkröte, Sikyon eine Chimära und eine Taube, Achaia's Bundesmünzen sind wenig schön, weniger als die von Ätolien, das doch eine rohere Bevölkerung hatte. Besonders schön sind dagegen wieder die Münzen von Elis, dem Sitze des Zeus und der olympischen Spiele; wir finden daselbst den Zeuskopf, (offenbar den der Statue des Pheidias), Symbole des Zeus, wie einen fliegenden Adler und einen hübsch stilisierten Blitz, eine Nike, endlich auch einen schönen Herakopf. Arkadiens Städte zeigen unter anderen einen schönen Zeuskopf, einen Herakles, einen sitzenden Pan, Kreta's Münzen sind aufserordentlich mannigfaltig und zum Teil sehr schön, bisweilen sonderbar, so z. B. eine Göttin, die auf einem Baume sitzt; andere haben den geflügelten Riesen Talos, der die Insel schützte, noch andere das Labyrinth, in welchem der Minotauros hauste. Kyrene hat den Kopf des Zeus Ammon mit Widderhörnern, auf der andern Seite eine Pflanze namens Silphion, die wegen ihrer medizinischen Eigenschaften aus Kyrene viel ausgeführt wurde. Im Westen haben wir die schönen Münzen von Sizilien, unter denen sich einige der schönsten griechischen Münzen, somit der schönsten Münzen überhaupt befinden. Syrakus, das hier besonders in Frage kommt, bevorzugt auf der Hauptseite einen weiblichen Kopf, den wir entweder Arethusa oder Kore (Proserpina) nennen können, auf der Rückseite ein Gespann, Hindeutung auf die Siege, welche syrakusanische Fürsten in Olympia mit ihrem Viergespann errungen haben. Dekadrachmen dieser Art, an Silberwert etwa 12 Francs entsprechend, werden bis 1000 Frcs. das Stück bezahlt. Katane und Leontini deuten auf den Dienst Apolls durch den Kopf dieses Gottes, den ihre Münzen tragen, hin, Naxos ebenso auf den ihm eigenen Kultus durch den Kopf des Bakchos und auf dem Revers derselben durch einen sitzenden Satyr. Zankle — Messana — hat anfangs einen Delphin in einer Sichel (Andeutung des sichelförmigen Hafens von Zankle), später einen Hasen und ein Maultiergespann, Gela das Vorderteil eines menschenköpfigen Stieres, das Bild des Flusses Gelas, die übrigen grofsen Städte der Insel endlich gewisse konstante Symbole, sogenannte Wappen: Himera einen Hahn (hemera-Tag), Selinus ein Eppichblatt (selinus-Eppich, Sellerie), Akragas einen Adler und auf dem Revers einen Seekrebs. Nun kommt Italien mit zum Teil sehr schönen Münzen. Neapolis hat den Kopf einer Göttin und einen menschenköpfigen Stier, Kyme

eine Muschel, Elea einen Löwen, Tarent einen auf einem Delphin reitenden Mann und einen Reiter, Metapont eine Ähre, die Fruchtbarkeit der Gegend andeutend, Rhegion das Vorderteil eines Löwenkopfes, Kroton, das Apoll verehrte, eine Leier, Sybaris einen Stier, einen Stier auch Poseidonia (Paestum). Endlich Massalia bevorzugt, wie das verwandte Elea, den Löwen. Zu diesen Städtemünzen kommen nun noch seit Alexander die Königsmünzen, welche durch die häufig auf ihnen sich findenden Porträts interessant sind. Hierfür mufs ich auf die schöne Arbeit von Imhoof-Blumer verweisen. — Was man gar nicht oder nur sehr wenig auf griechischen Münzen suchen mufs, das sind historische Anspielungen. Diese finden sich in grofser Menge auf den römischen, welche somit aus einem ganz anderen Gesichtspunkte das Interesse erregen. — Die schönsten Münzen sind die aus dem 5. und 4. Jahrhundert v. Chr.; zu ihnen gehören besonders sicilische, elische, thessalische, arkadische. Das griechische Schönheitsgefühl tritt in diesen kleinen Kunstwerken ganz besonders anmutig hervor; unter den späteren Königsmünzen sind noch manche mit höchst charakteristischen Köpfen, von den Alexandermünzen an über die der Pergamener und Seleukiden bis zu denen von baktrischen Königen griechischer Nationalität. Die letzte wirklich schöne griechische Münze ist vielleicht die mit dem Kopfe jenes Mithradates aus Pontos, der den Römern so viel zu schaffen machte.

Wir kehren jetzt zu Pythagoras zurück, dem Philosophen.

Philosopie. Pythagoras. Mysterien.

Ein Philosoph ist, wörtlich aus dem Griechischen übersetzt, ein Freund des Wissens, der Weisheit; Philosophie das Streben nach Wissen. Diese bescheidenen Ausdrücke bezeichnen die Sache sehr gut. Es handelte sich eben um Dinge, die man nicht eigentlich mit Sicherheit wissen kann, um die Ursprünge des Seienden, denen man nur durch Vermutungen nahe zu kommen vermag. Da das Seiende zunächst ein körperliches ist, so kamen die ersten Forschungen über die Ursprünge desselben auf körperliche Quellen hinaus. Die ersten Philosophen waren asiatische Jonier; Thales machte den Anfang. Nach seiner Meinung ist alles aus dem Wasser hervorgegangen. Ihm folgten mit ähnlichen Versuchen Anaximander und Anaximenes, welcher letztere statt des Wassers die Luft setzte. Aber dieselben

Männer studierten auch die positiven Wissenschaften — Geometrie, Geographie, Astronomie — und leisteten darin tüchtiges; man begann sogar, geographische Karten zu entwerfen. Dafs sich Thales auch mit der Ordnung des praktischen Lebens beschäftigt hat, sahen wir schon, deshalb nannte man ihn einen Weisen. So war er Weiser — sophos — und nach Weisheit



Demeter, Kore und Triptolemos. (Relief von Eleusis).

(mithin einer anderen) Strebender — philosophos — zugleich; er war praktisch bereits ein Weiser, theoretisch suchte er noch die Weisheit. Beides fiel seitdem zusammen und die doppelte Bezeichnung ward überflüssig; man konnte eine von beiden aufgeben. Einer der ersten, die in bescheidener Weise nicht mehr Weise, sondern nur Weisheitsfreunde genannt sein wollten, war eben Pythagoras, ein Jonier aus Samos, der nach weiten Reisen sich in



Die Hinabführung der Persephone in die Unterwelt; Abschied von der Mutter. (Vasenmalerei.)

Kroton niederliefs, wo er für. seine praktischen Bestrebungen einen guten Boden zu finden glaubte und auch fand. Er wollte nämlich die beiden Bestrebungen, die bei Thales und seinen Nachfolgern in keiner inneren Beziehung zu einander gestanden hatten, mit einander verbinden; er wollte nicht mehr theoretische Weisheit allein lehren, sondern dieselbe für das praktische Leben nutzbar machen. Deshalb erteilte er Unterricht an alle, die ihn hören wollten, und gründete überdies eine dauernde Genossenschaft von Leuten, die sich zu gleicher Lebensführung vereinigten. Als Philosoph ging Pythagoras von den materiellen Ursprüngen, welche die oben genannten jonischen Philosophen aufgestellt hatten, ab und setzte als Norm der Schöpfung die Zahl, d. h. die Ordnung, die Harmonie. Was er auf Grund seines mathematischen Prinzips als Mathematiker geleistet hat, ist weltbekannt. In seiner Einwirkung auf das Volk suchte er ebenfalls nach dem Grundsatze der Harmonie das menschliche Leben zu regeln, indem er ein vernünftig geordnetes Leben zunächst für einen Kreis von Eingeweihten vorschrieb, die in Eintracht mit einander lebten, woraus sich dann die allmähliche Sittigung des Volkes im allgemeinen ergeben sollte. Aber dazu kam es nicht. Sein Bund hatte natürlich einen aristokratischen Charakter; diesem widerstrebte aber die demokratische Zeitströmung, die mächtiger war als er und sowohl ihn verfolgte, wie seine Schüler nach seinem Tode. Der Bund wurde gesprengt, aber seine Lehren wurden von einzelnen weiter verbreitet. Das Geheimnisvolle in der Gestaltung des Pythagoräischen Bundes hatte übrigens einem Bedürfnisse der Griechen entsprochen, welche in freiwilligen Vereinigungen eine Ergänzung ihrer allzu äufserlichen Religion suchten und diese Geheimdienste sogar in einzelnen Fällen mit dem Staate in Beziehung setzten. Rein private Geheimlehren waren die sogenannten Orphischen Mysterien, mit dem Staate



Der Philosoph Zenon.

traten sie in enge Beziehung besonders in Attika in den bereits kurz erwähnten berühmten Eleusinischen Mysterien. Wir sind über den Inhalt derselben nicht genügend unterrichtet, nur das wissen wir, dafs sie nicht eigentlich Lehren, nicht Dogmen zum Inhalt hatten, sondern nur Schaustellungen, aus denen natürlich gewisse Gedanken zu abstrahieren waren, dafs sie an den Mythos von dem Raube dcr Persephone — Kore — durch den Gott der Unterwelt, Pluton — Hades — anknüpften und an das Umherirren der Demeter, die ihre Tochter suchte; dafs endlich eine Analogie gefunden wurde zwischen dem Herabsteigen der Kore in den Hades und der Wiederkehr derselben, also dem Bergen des Kornes in die Erde und dem Emporsteigen des Halmes in das Licht einerseits, und dem Hinabsteigen des Menschen unter die Erde und den weiteren Schicksalen der Seele, die nicht mit dem körperlichen Tode ein Ende hat, andererseits, obschon diese Idee in keiner Weise bestimmt formuliert wurde, und wir nicht einmal sagen können, dafs die Mysterien von Eleusis die Unsterblichbkeit der Seele deutlich lehrten. Zugelassen zu diesen Mysterien wurden alle rechtschaffenen athenischen Bürger und Fremde von Auszeichnung; zugelassen zu sein, war eine Ehre, und galt als eine gewisse Garantie glücklichen Lebens in der Zukunft. Aber alles das war mit einem Schleier bedeckt, den niemand lüften konnte, und es gab keine Bevorzugten unter den Eingeweihten, die mehr wufsten als die andern, keine Klassen der Weihen, alle hatten sich mit denselben unbestimmten Anschauungen zu begnügen.

Die Aufgabe, die Philosophie in Unteritalien zu pflegen, wurde in der folgenden Zeit besonders von Philosophen aus Elea, einer phokäischen Pflanzstadt, die südlich von Pästum am tyrrhenischen Meere lag, gelöst, aber in etwas anderer Weise als Pythagoras es versucht hatte, nicht durch halborientalische Anwendung der Begeisterung und vollständige Erziehung der Gemeindeglieder, sondern vielmehr durch echt griechische Spitzfindigkeit, die jeden einzelnen überzeugen wollte. Pythagoras hat etwas vom Religionsstifter, Zenon, der Eleat, ist ein Mann, der durch Schlufsfolgerungen zu seinen Ansichten herüberzuziehen sucht. Dem Pythagoras konnten viele folgen; ein Zenon, der bewies, dafs keine Bewegung existiere, während doch jeder weifs, dafs sie existiert, die Beweisführung des Zenon also nur auf irgend eine Täuschung hinauslaufen kann, konnte nur zum Widerspruch anregen, höchstens zur Bewunderung seines unpraktischen Scharfsinnes.

Athen.



Athenaköpfchen in Athen.

Mit der Besprechung der eleusinischen Mysterien haben wir eine griechische Stadt berührt, welche später als andere Städte in die erste Reihe derselben eintritt, aber seit sie in dieselbe getreten ist, die Führung, wenigstens inbezug auf die Bildung, nicht wieder aus den Händen gegeben hat: Athen. Es wird bedeutend erst um 650 v. Chr., aber die Athener haben ihre Bedeutung bereits in uralte Zeiten zurückverlegt, indem sie behaupteten, dafs die wichtigsten der jonischen Kolonien Asiens von ihnen ausgegangen seien. Das ist wohl übertrieben, aber die Jonier Asiens erkannten die hohe Bedeutung von Athen für ihre Ansiedlungen thatsächlich an, und da unter den Gründern des reichen Milet Kodriden gewesen sein sollen, wurde der letzte König von Athen noch berühmter, als er sonst schon durch seine sagenhafte Aufopferung für seine Stadt gewesen wäre. Nach seinem Tode ward Athen Republik, aber es fuhr fort, seinen berühmtesten König, den uralten Theseus, hoch zu ehren, ihn sogar als Gründer seiner Demokratie zu preisen, Theseus, der in manchen Beziehungen ein sagenhaftes Gegenstück des Herakles, mit dem er an wunderbaren Heldenthaten wetteifert, in anderen aber doch wieder eine historische Persönlichkeit ist. Denn etwas wahres mufs an der Behauptung sein, dafs Theseus die bis dahin gesonderten Gemeinden Attika's zu einem Staate mit dem Mittelpunkte Athen vereinigt hat. Seit dieser Vereinigung, wer sie auch bewirkt haben mag, war Athen der gröfste unter den Staaten Griechenlands, in dem die meisten Gemeinden nicht mehr Land besafsen, als sie von den Mauern der Stadt übersehen konnten, und das gab ihm grofse Bedeutung gegenüber der sonst herrschenden Kleinstaaterei. Es mufs im attischen Charakter überdies eine Vereinigung von ausgezeichneten Anlagen gelegen haben, welche schliefslich, im Verein mit natürlichen Vorteilen, der soeben hervorgehobenen verhältnismäfsigen Gröfse des Staates, der günstigen Handelslage, dem Besitze von Silbergruben (Laurion), die Athener zu dem

gemacht haben, was sie gewesen sind, einem der bedeutendsten Kulturelemente des ganzen Altertums. Natürlich sind infolge der ausgezeichneten Schriftsteller, die Athen besessen hat, seine historischen Verhältnisse besser beleuchtet worden, als die der übrigen griechischen Staaten.

Athen hat den bei den Griechen üblichen Entwickelungsgang durchgemacht: vom Königtum durch die Aristokratie zur Demokratie. Es wurde regiert zuerst von Königen, dann von Archonten, die aus der Aristokratie hervorgegangen waren. Dem niederen Volke gab man lange Zeit keine Gelegenheit, an der Regierung Teil zu nehmen, oder auch nur seine



Ermordung des Hipparchos durch Harmodios und Aristogeiton.
(Malerei auf einer antiken Vase in der Universität Würzburg).

ökonomische Lage zu verbessern, daher Unzufriedenheit desselben und Klassenhafs, wovon die Folgen die oben angegebenen waren: Versuche Ehrgeiziger, eine Tyrannis zu gründen und Versuche guter Bürger, im Auftrage des Volkes durch Gesetzgebungen Abhülfe zu schaffen. Ein bemerkenswerter Versuch, mit Benutzung der Unzufriedenheit des niederen Volkes über die herrschenden Vornehmen eine Tyrannis zu gründen, ward von Kylon gemacht, aber ohne Erfolg. Kylon entkam zwar selbst, indem er seine Anhänger im Stiche liefs, aber diese wurden gefangen genommen und unter Verletzung der Religion ermordet, was lange Zwistigkeiten zwischen der

Familie, deren Angehörige bei diesem Morde besonders beteiligt gewesen waren, den Alkmeoniden, und den übrigen Athenern nach sich zog. Der Weg der Gesetzgebung ward zweimal beschritten, das erste Mal ohne sichtlichen Erfolg, das zweite Mal mit besserem. Das erste Mal liefs man Drakon Normen für die Bestrafung von Verbrechen aufstellen, aber sie fielen so streng aus, dafs sie nicht befriedigten; man sagte, sie seien mit Blut geschrieben; ob er Verfassungsbestimmungen gegeben hat, ist trotz der Behauptung des Aristoteles nicht klar. Das zweite Mal gab auf allgemeines Verlangen der in jeder Hinsicht angesehenste Bürger Athens, einer der sieben Weisen, Solon, der Stadt eine wirklich neue Verfassung, die einen Fortschritt auf dem Wege der Demokratisierung Athens bezeichnete. Es war eine Timokratie, eine Verfassung auf Grund des Vermögens, die er einführte, eine Verfassung ähnlich der des Servius Tullius in Rom. Er machte vier Klassen mit abgestuften Rechten; die höchste Behörde, das Archontat, war jedoch nach wie vor nur den wohlhabendsten, den Mitgliedern der ersten Klasse, zugänglich. Wie trefflich auch diese Verfassung sein mochte, Solon hat auch durch sie nicht verhindern können, dafs bald darauf auch Athen eine Tyrannenherrschaft erdulden mufste, es war sogar ein naher Verwandter Solon's, der sich zum Tyrannen machte: Peisistratos, nach dessen Tode noch seine Söhne Hippias und Hipparch regierten. Die Tyrannis des Peisistratos war allerdings eine sehr milde, und für Athen in vielen Hinsichten geradezu nütz-


Harmodios, aus der Gruppe der Tyrannenmörder. (Neapel).

lich. Die Gebieter haben kaum jemandes Privatrechte verletzt; sie haben Kunst und Wissenschaft gepflegt, nach Art der besten früheren griechischen Tyrannen, z. B. des Periander von Korinth, und sie haben die Macht ihrer Stadt weithin geltend gemacht. Athen steht am Ende des 6. Jahrhunderts vor Chr. als ein nur Sparta nachstehendes Gemeinwesen da, geachtet und gefürchtet von Asien bis nach Italien. So finden wir, nicht zum wenigsten durch Athens, d. h. der Peisistratiden Verdienst, Griechenland gegen 500 auf einer grofsen Höhe der Macht, des Ansehens und der Bildung. Die griechische Sprache herrscht an fast allen Küsten von der Krim bis Sicilien, und griechische Schiffe fahren, ungehindert durch Feinde, abgesehen von zufälligen Seeräubereien, auf allen Meeresstrecken, von Pantikapaion und Trapezunt im Osten bis Himera, Selinunt und Neapel, ja bis Massalia im Westen. Aber kein politisches Band vereinigte die Griechen, die auf dieser weiten Strecke wohnten. Sie fühlten sich als eine einzige Nation und halfen sich untereinander einzeln, niemals aber nach gemeinsamem Plane. Doch selbst so, vereinzelt oder in kleinen Gruppen vereinigt, wurden sie doch den scheinbar mächtigen Staaten, die im Osten und Westen an sie stiefsen, lästig und reizten dadurch diese, sich ihrer weiteren Ausbreitung zu widersetzen, sie womöglich sogar zu unterjochen. Die Begebenheiten, auf die ich hier hindeute, füllen die Epoche der Perserkriege aus.

Perserkriege.

Dieser Ausdruck ist vorwiegend dem entnommen, was damals geschah; er bezeichnet jedoch nicht alles, was dieser Epoche angehört, mit ausreichender Klarheit. Denn mit den Persern kämpften nur die Griechen des Ostens und der Mitte, d. h. die von Asien und dem eigentlichen Hellas. Einen fast ebenso schweren Kampf hatten aber um dieselbe Zeit die Westgriechen zu bestehen, einen Kampf, der mit den Persern direkt nichts zu thun hatte; es stritten die Sikelioten mit den Karthagern und Syrakus und Kyme mit den Etruskern. Es standen also gegen die Griechen in der ersten Hälfte des 5. Jahrhunderts die Perser, die Karthager und die Etrusker. Die Griechen waren überall siegreich, und die Folge dieser Kämpfe war eine noch kräftigere Entwickelung des griechischen Wesens. Das 5. Jahrhundert ward die Glanzepoche Griechenlands in politischer und geistiger Beziehung. Ich erzähle hier nicht die Kriege, von denen ich sprach; ich

erinnere nur ganz kurz an das, was geschah. Im Osten haben wir zunächst den jonischen Aufstand und den Zug der Griechen nach Sardes, dann die Feldzüge, welche Darios und Xerxes gegen Griechenland machten. Veranlassung zu diesen Kämpfen war das steigende Übergewicht der Perser gewesen, welche die griechischen Städte Kleinasiens unterworfen hatten; das bewog die Griechen, zu versuchen, ob sie sich nicht befreien könnten. Im Westen greifen die Karthager im Jahre des Feldzuges des Xerxes die Griechen Siciliens an und werden, wie die Perser geschlagen, später unterliegen auch die Etrusker, und zwar zur See bei Kyme dem syrakusanischen Tyrannen Hieron, dessen gröfserer Vorgänger, sein älterer Bruder Gelon, die Karthager bei Himera geschlagen hatte. Diese Kämpfe gehen uns hier nur insoweit an, als sie den griechischen Charakter von seiner schönen, oder auch bisweilen seiner weniger schönen Seite zeigen. Die schöne Seite ist Aufopferung für's Vaterland und Disziplin in der Schlacht, die nicht schöne ist Hader zwischen den führenden Staaten, und der Mangel an Patriotismus bei den Priestern des ersten Heiligtums, des delphischen Orakels. Das gilt für den Osten; im Westen, von dem wir weniger wissen, treten bei diesen Kämpfen ideale Momente überhaupt nicht so entscheidend hervor und zwar, weil hier alles Selbstherrscher machten; das Volk freut sich nur des Geleisteten. So weit, was den sittlichen Standpunkt der Griechen betrifft, der um 480 wohl auf der Höhe war, die er überhaupt erreichen konnte: bei beständiger Uneinigkeit patriotische Erhebung und Begeisterung für das Ideale. Anders steht es mit ihrer geistigen Bildung, die erst ein halbes Jahrhundert später ihren Gipfel erreichte, den wir alsbald schildern werden; eben deswegen müssen wir jetzt berichten, wie weit sie um 480 gekommen waren.

Geistige Bildung. Kunst.

Es handelt sich hier um Litteratur und um Kunst. Es ist merkwürdig, dafs die Kunst der Vorzeit, wie die Litteratur derselben, von der der historischen Zeit scharf geschieden sind; letztere fangen gewissermafsen ohne Zusammenhang mit jenen von vorn an. Deutlich zeigt sich das in der Kunst. Hier wird die vorhistorische Kunstübung, welche man kurzweg als den mykenischen Stil bezeichnet, nach der dorischen Wanderung wenig fortgesetzt;

sie verschwindet allmählich. Die Vasen, welche wir nun finden, die des sogenannten geometrischen Stils, sind von denen des mykenischen, die gerne niedere Tiere und einfache Pflanzen vorstellen, verschieden, und die Plastik fängt ganz von vorne in ganz anderer Weise an. Wir haben jetzt besonders männliche Figuren, welche, ohne nach völliger Naturwahrheit zu streben, doch nicht blofse Umrisse angeben, sondern die Muskeln in einer bestimmten Weise wiederzugeben trachten und von der Ausbildung der männlichen Gestalt geht überhaupt damals die echte griechische Kunst aus. Dieselbe wurde erst möglich durch die Spiele, besonders die olympischen. Dort lernte



Korinthische Vase mit schwarzen Figuren. (Der Aufbruch Hektors).
(Nach Collignon, Gr. Archäologie).

der Künstler den schönen männlichen Körper kennen und studierte ihn, und die Sitte, den Siegern in diesen Spielen Statuen zu errichten, machte die Anwendung solcher Studien möglich. Auf diesem Wege fortschreitend, war die Skulptur um 500 vor Chr. bereits zu einer gewissen Vollkommenheit gelangt; ihren Charakter sehen wir aus Statuen, die zahlreich auf der athenischen Akropolis gefunden worden sind, und aus Tempelreliefs, wie denen der älteren Tempel von Selinunt. Von dem Charakter der damaligen Malerei haben wir Kenntnis durch die bemalten Vasen, welche anfangs den schon erwähnten sogenannten geometrischen Stil zeigen, dann den sogenannten

korinthischen, der unter asiatischem Einflufs steht (Streifen von Gestalten wilder Tiere), endlich die Vasen, welche Scenen aus den Sagen vorstellen, ohne sie in Streifen übereinander anzuordnen, vielmehr meistens so, dafs eine bestimmte Darstellung die ganze Höhe des Bauches der Vase füllt und zwar zunächst die mit schwarzen Figuren auf rotem Grunde, dann die mit roten auf schwarzem, welche letztere etwa um die Zeit beginnen, mit der wir uns hier beschäf-



Mischkrug mit roten Figuren. (Kampf des Apoll mit dem Riesen Tityos).
(Nach Collignon, Gr. Archäologie).

tigen. Die schwarzfigurige Vasenmalerei zeigt die griechische Malerei bereits auf dem Wege zum Höchsten. Endlich die Architektur. Hier ist vollständige Scheidung von der mykenischen Kunst sichtbar. Das griechische Tempelideal, mit dem säulengetragenen Giebelfeld ist eine nachmykenische Schöpfung, deren Ursprung noch nicht nachgewiesen ist. Die griechische Architektur wird nicht wie Athena aus dem Haupte des Zeus hervorgesprungen sein; jede höchste Kunst hat Vorstufen; aber für uns giebt es nur vollkommene



Ostgiebel des Zeustempels. Alpheios. Viergespann. Hippodamia und Pelops.
(Funde zu Olympia)

griechische Tempel mit Säulenumgang und dreieckigem Giebelfeld, eine durchaus ideale Schöpfung. Die Vorstufen der Entwickelung, die Versuche, sich dem höchsten zu nähern, sind für uns verloren gegangen. Man unterscheidet bekanntlich drei Stile: den dorischen, den jonischen und den korinthischen. Aber dieser letztere ist nur eine spätere Abart des jonischen und für uns, die wir jetzt nur von der Zeit bis etwa 480 sprechen, hat nur der dorische Bedeutung. Kanelierte Säulen ohne Basis, einfaches Kapitell, einfacher Architrav, ein Fries, in welchem Triglyphen und Metopen abwechseln, sind seine Kennzeichen. Die glänzendsten Beispiele dieses Stiles geben die Tempel von Pästum, und in Sicilien die von Selinus, sowie die etwas späteren von Akragas und Segesta. Sie verkörpern die mit Grofsartigkeit verbundene Schönheit. Die Metopen und die Giebelfelder waren mit Reliefs geschmückt, von denen wir die von Selinus bereits gelegentlich erwähnt haben. Es ist noch nicht klar, in wie weit die ältere griechische Skulptur bemalt war, aber dafs sie es war, ebenso wie die Architektur, ist sicher. Die Vorstellung von dem blendenden Weifs der griechischen Tempel und ihrer Statuen mufs aufgegeben werden.



Sogenannter Theseus-Tempel bei Athen.

Etwas anders, als um die bildende Kunst, stand es allerdings mu die Poesie im Vergleich mit der-



Ostgiebel des Zeustempels. Zeus. Oinomaos und Sterope. Viergespann. Kladeos.
(Funde zu Olympia).

jenigen der ältesten Zeit. Diese letztere ist ja die Homerische, welche zwar die mykenischen Zustände schildert, aber selbst der nachmykenischen Zeit entstammt und deshalb vieles enthalten mufs, was nachmykenisch ist. Trotzdem ist die Verschiedenheit zwischen der Homerischen Poesie und der späteren griechischen, die zunächst die lyrische war, sehr bemerkbar. Es ist nicht blofs der Unterschied, der zwischen Epos und Lyrik überhaupt obwalten mufs; der ganze Geist der beiden Poesien ist ein anderer; es ist eine ganz andere Welt, in der wir uns in der Poesie eines Archilochos, Alkaios, einer Sappho befinden. Die grofsartige Einheitlichkeit und Geschlossenheit der epischen Charaktere, die Einfachheit und die Allgemeingültigkeit derselben ist verschwunden. Die Menschen der Lyrik sind keine Typen mehr wie die Homers; sie sind spezielle Individuen, wie sie nur einmal vorkommen. Homer ist allgemein menschlich, die Lyriker und Elegiker sind spezifisch griechisch, wenn schon sich ihre Äufserungen bisweilen auf die Höhe erheben, auf der es wenig ausmacht, ob es ein Grieche ist oder ein Germane, den wir vernehmen. So beginnt die rein griechische Poesie gewissermafsen erst mit der Lyrik, gerade wie reingriechische Kunst die Werke der mykenischen Zeit als Vorstufen ausschliefst, nur mit dem Unterschiede, dafs Homer unendlich viel höher steht, als die bildende Kunst der Bewohner von Mykenai. Es ist bezeichnend, dafs man den ganz subjektiven Archilochos mit dem ganz objektiven Homer verglich, den Dichter, der sich ganz malt, wie er ist, mit dem, der so sehr hinter seinem Werke verschwindet, dafs man noch nicht weifs, war es einer, waren es zwei, oder viele? Das beweist, dafs man den wahren Schöpfer der späteren griechischen Poesie fast weniger in Homer sah, als in Archilochos.

Die Poesie des 8. bis 6. Jahrhunderts vor Chr. ist in Asien und auf den Inseln zu Hause; sie zerfällt in die elegische, in Distichen (Hexameter und Pentameter) abgefafste, und in die meist in Strophen geteilte rein lyrische, deren Sitz neben Sizilien (Stesichoros) und Italien (Ibykos) besonders die Insel Lesbos war, wo Alkäus und Sappho ihre feurigen Liebeslieder dichteten, in einem Metrum, das noch jetzt nachgeahmt wird. Die Elegiker dichteten teils ebenfalls Liebeslieder, teils Spruchgedichte, auch Solon hat



Das Dionysos-Theater in Athen.

seine politische Weisheit in Elegien ausgesprochen. Klagegedichte, nach dem jetzigen Begriff von Elegien, sind dieselben damals nur selten gewesen. Die Elegien, d. h. Distichen, erheben sich in den patriotischen Dichtungen des Simonides zur Höhe der schönsten vaterländischen Dichtung, indem er in dieser Form die Grofsthaten der Griechen gegen die Perser in epigrammatischer Kürze pries, ein Vorbild für alle Zeiten. In diese Zeit der Erhebung der Griechen fallen aufser Gedichten der letzten Meister der Lyrik auch die

ersten Muster der neuen Gattung, der eben entstandenen, die ersten Dramen von Bedeutung. Die letzten Lyriker sind der oben genannte Simonides und sodann Pindar, welche beide sich hohen Ruhm erworben haben durch eine neue, echt griechische Gattung der Lyrik, durch Hymnen oder Oden zum Ruhme von Siegen in den grofsen Nationalspielen der Griechen. Das ist wohl bei keinem anderen Volke von gleicher Bildung vorgekommen, dafs im edelsten Tone besungen worden sind Sieger nicht nur im Ringkampf oder Lauf — das waren doch noch Leistungen der Personen selbst — sondern sogar Sieger im Wettrennen, wo der Gefeierte, zu dessen Ehre alle Töne erhabenster Poesie angeschlagen wurden, welche die Religion und die mythische Geschichte der Vorzeit nur irgend liefern konnte, doch nicht selbst gefahren oder geritten war, also nicht einmal seine Gesundheit aufs Spiel gesetzt hatte, sondern seinen Kutscher oder Jokei geschickt und dessen Leben in Gefahr gebracht hatte. Es ist, als wenn Lord Rosebery wegen seines Sieges im Derby von einem Tennyson angesungen worden wäre mit Verherrlichung des Pferdes, des Jokeis, der schottischen Kirche, der Vorfahren des edlen Lords, der Stadt Edinburg im besonderen und schliefslich noch Schottlands im allgemeinen, wobei dann auch der glänzenden Mahlzeiten gedacht worden wäre, die der Lord seinen Freunden und insbesondere dem Dichter nach seinem Siege gegeben hatte und sonst zu geben pflegte. Es gehört der ganze Respekt, den wir vor den Griechen und vor Pindar haben, dazu, um einen solchen Personenkultus nicht als Schmeichelei aufzufassen, was er bei anderen Dichtern, die ähnliches schrieben, auch wirklich gewesen sein wird. Diese ganze Gattung ist denn auch nach der Höhe, die sie mit Pindar erreicht hat, in sich zusammengefallen und von allen griechischen Dichtern wird Pindar vielleicht am wenigsten von den Gebildeten gelesen, wenn auch die Gelehrten ihn mehr anstandshalber bewundern.


Bärtiger Bakchos. (London).

Aber eine glänzende Zukunft hatte die damals aufblühende dramatische Litteratur. Damit ist wieder ein Zweig der Bildung berührt, in welchem die Griechen die ersten Meister und die Lehrer der später Gekommenen gewesen sind, denn auch das moderne Drama hängt wesentlich von dem antiken durch die Griechen geschaffenen ab. Das Drama hatte einen religiösen Ursprung, wie eigentlich jede Kunstleistung der Griechen, und zwar einen direkten, denn es ging aus Chören hervor, die in Athen zu Ehren des Gottes Bakchos an seinen Festen gesungen wurden. An diese Chorgesänge schlossen sich Rezitationen, welche anfangs nur von einer einzelnen Person gehalten wurden. Dann kam ein Zweiter hinzu; es entstand somit ein Dialog, der Anfang dramatischer Handlung. Von dem berühmten Thespiskarren, der auf dem Lande umherzog, zu einem bretternen Theater und weiter zu einem steinernen, war ein grofser Schritt, der aber schnell genug gemacht wurde. Das antike Theater zerfiel, seinem Ursprung entsprechend, nicht in zwei Teile, wie unseres, sondern in drei: Bühne, Zuschauerraum und Orchestra, d. h. den Platz für den Chor; es ist sogar neuerdings wahrscheinlich gemacht worden, dafs längere Zeit die Schauspieler nicht auf einer erhöhten Bühne, sondern auf der Orchestra selbst standen und sprachen. Um die Zeit der Perserkriege hat nun der erste der drei grofsen Dramatiker gelebt und gewirkt, Äschylus, von dem noch 7 Stücke erhalten sind, unter denen eines einen Gegenstand aus der Zeitgeschichte behandelt: Die Perser. Es ist eine Erzählung des Verlaufs der Schlacht bei Salamis, also eine Verherrlichung Athens. Drei andere bilden eine sogenannte Trilogie aus der Geschichte der Atriden, das erste den Mord Agamemnons durch Klytemnestra darstellend, das zweite die Rache, d. h. den Mord der Klytemnestra durch ihren Sohn Orest, das dritte endlich die Sühnung Orest's in Athen, was wieder auf eine Verherrlichung Athens hinauskam. Äschylus war in Sicilien ebenso zu Hause wie in Athen und verherrlichte dort in einem Drama die Familie der Tyrannen von Syrakus. Über den Adel der Gesinnung und die Kraft und Fülle des Ausdrucks, die in den äschyleischen Dramen herrschen, ist hier nicht der Ort zu sprechen.

Griechische Bildung nach 480 bis cirka 430 v. Chr.
Athen. Zeitalter des Perikles.


Perikles.

So waren die Griechen, als sie die Kriege gegen die Perser, die Karthager und die Etrusker beendet hatten, nicht nur politisch, sondern auch in ihrer Bildung auf einer sehr hohen Stufe, und es ist erklärlich, dafs das Bewufstsein, als einfache, nicht einmal durch feste Bande verbundene Republikaner die zahlreichen Heere von Despoten besiegt zu haben, ihr Selbstgefühl noch steigerte und sie befähigen mufste, ihre Bildung noch zu erhöhen, noch glänzender zu gestalten. Es ist erklärlich, dafs das halbe Jahrhundert, welches von der Beendigung der Perserkriege bis zum Beginn des peloponnesischen Krieges verflofs, die Glanzzeit der Kulturgeschichte Griechenlands bildet. Es ist aber zugleich die Glanzzeit Athens, das ja auch in den Kriegen stets voran gewesen war, und da wir nicht alles Grofse, was damals Griechenland in geistiger Beziehung geleistet hat, im einzelnen hervorheben können, so mag es gestattet sein, das Gröfste dieser Zeit in einer Schilderung Athens um 430, zur Zeit, da Perikles Athen leitete, hervortreten zu lassen. Dafs vor Perikles Kimon Athen gelenkt hatte, vor Kimon das Nebenbuhlerpaar Themistokles und Aristides, kann hier nur eben angedeutet werden; wir schreiben keine politische Geschichte. Aber das mufs gesagt werden, dafs Perikles, der Mann aus vornehmstem Geschlechte, die Demokratie in Athen vollendet hat. Alle athenischen Bürger waren jetzt vor dem Gesetze gleich, alle Ämter allen zugänglich, viele Ämter besoldet und überhaupt war den Bürgern ungemein viele Gelegenheit gegeben, für ihre politische Thätigkeit Geld zu erhalten, kurz, es war ein Staatssozialismus in hoher Potenz. Aber Perikles wollte, dafs diese Bürger nicht nur wohlhabend, sondern auch hoch gebildet sein sollten, und that, was er konnte, um ihnen Gelegenheit zu geben, sich zu bilden. Das geschah aber in Griechenland

nicht sowohl durch Unterricht in Schulen, sondern vielmehr durch die Anschauung des Schönen, durch schöne Kunstwerke auf den Plätzen und in den Tempeln, und durch Darstellungen im Theater. Athen war die Hauptstadt einer Bundesgenossenschaft, welche die reichsten und schönsten Städte von Kleinasien, Thrakien und den Inseln zu ihren Mitgliedern zählte. Es war der Sitz der Centralregierung dieses Bundes, den man mit Recht ein Reich genannt hat, und die Bürger der Bundesstädte hatten vielfache Veranlassung, sich nach Athen zu begeben, um dort ihre Geschäfte zu besorgen, denn auch die wichtigsten Prozesse derselben wurden in Athen entschieden von den Geschworenengerichten, die nur mit Athenern besetzt waren. Aber



Die Akropolis von Athen.

auch zu Festen kamen sie häufig nach Athen. Da waren die Panathenäen, das grofse Fest der Burggöttin Athene; da waren mehrmals im Jahre die Dionysien, an denen neue Dramen gegeben wurden; da waren die Eleusinien, an denen freilich als Teilnehmer nur Athener zugelassen wurden, nicht jeder beliebige Bundesgenosse; aber der Zug der Eingeweihten von Athen nach Eleusis war doch auch ein merkwürdiges Schauspiel, das jeder geniefsen konnte. Von dem, was die Fremden in Athen sahen, war ohne Zweifel das Schönste die Burg, die Akropolis mit ihren Kunstwerken, architektonischen und plastischen. Es ist ein isolierter Felsen, der die Stadt Athen überragt, einst Festung, dann seit Perikles nur heiliger Berg, Piedestal

Athen u



AÜSSERER
KERAMEIKOS
Denkmal
Die heilige Strasse
Gräber
Dipylon
Eubulides
Peiraeisches Thor
nach Salamis
Sog. Theseion
Giganten
Attalos Stoa
Gymnasion d. Hadrian
Horologium
Nymphen
Hügel
BARATHRON
Melitisches Thor
AREIOPAG
Treppe
AKROPOLIS
Pyrtaneion
Versammlungs Platz
Odeion d. Herodes
Asklepieion
Halle
Sog. Gefängniss d. Sokrates
Monument des Philopappos
MUSEION
Antike Säule
Itonisches Thor
LIMNAI
Mittlere lange Mauer
Nördliche lange Mauer
Acharnisches Thor

mgebung.



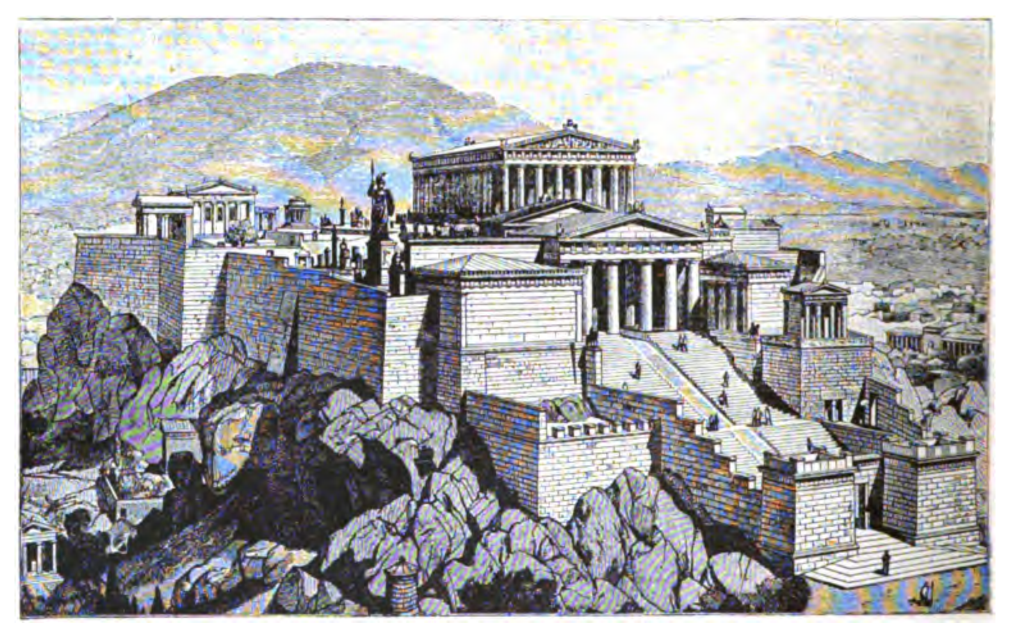
LYKABETTOS
Gräber
Wasserkammer d. Hadrianischen Leitung
Kynosarges
Weg nach Alopeke und Kephisia
DIOMEIA
Diomeisches Thor
Mosaik
Lykeion?
Antike Reste
Thermen
Diochares Thor
Mosaik
Thermen
Thor d. Hadrian
Olympieion
DIE GÄRTEN
Ardettos?
Stadium
Antiker Tunnel
nach dem Hymettos
Antike Reste
Tempelstätte
Windmühle
AGRAI
HELIKON?
Eridanos
thion

für die Tempel und Statuen, welche als Weihgeschenke für die Götter und besonders für Athene, die Namensgöttin der Stadt, sich auf ihr erhoben. Der Zugang war im Westen; statt eines Thores diente das Gebäude der Propyläen, aus pentelischem Marmor erbaut durch den Architekten Mnesikles 437—432 v. Chr. Es war — und ist noch, da ein grofser Teil erhalten ist — ein Gebäude mit fünf Öffnungen, das nach aufsen wie nach innen eine vorgebaute Säulenhalle ziert, und das an beiden Seiten von nach aufsen vorspringenden, ebenfalls mit Säulen geschmückten Flügelgebäuden eingefafst ist, von denen das eine als Pinakothek diente. Rechts, d. h. an der Südseite, springt eine Bastion nach aufsen vor, einst befestigt, aber zur Zeit des Perikles mit einem jetzt wieder aus seinen Trümmern aufgebauten kleinen reizenden Tempel geziert, dem Tempel der Nike Apteros, umgeben statt von einer festen Mauer, von einer mit schönen Reliefs verzierten Balustrade, die ebenfalls zum Teil noch erhalten ist. Aus den Propyläen getreten, befand sich der Beschauer in dem innern Burgraum, wo die Augen, von der Schönheit der Gebäude und Statuen geblendet, fast nicht wufsten, was sie zuerst betrachten, und wie sie in dem Drängen der Eindrücke das einzelne würdig geniefsen sollten. Die vielen Statuen können wir nicht aufzählen, nur darf das kolossale Bild der Athene Promachos nicht vergessen werden, welche in voller Rüstung dastand, ein Werk des Phidias, auf die Lanze gestützt, deren vergoldete Spitze so hoch ragte, dafs sie den von Sunion her Schiffenden als erste Ankündigung erschien des Schönen, das die Reisenden in Athen sehen sollten. Auch noch kleinere Tempel sah man in diesem Teile des Burgraumes, aber wer beachtete sie, wenn ihm von rechts her die Façade des herrlichsten griechischen Tempels entgegenleuchtete, des Parthenon? Ein dorischer Peripteros, d. h., ein von einem Säulenumgange umgebenes längliches Tempelhaus, bot der Parthenon seine westliche Stirnseite mit dem Giebelschmucke der Darstellung des Streites der Athene mit Poseidon über



Votivstatue in Athen.
(Nach der Athene Parthenos des Phidias).

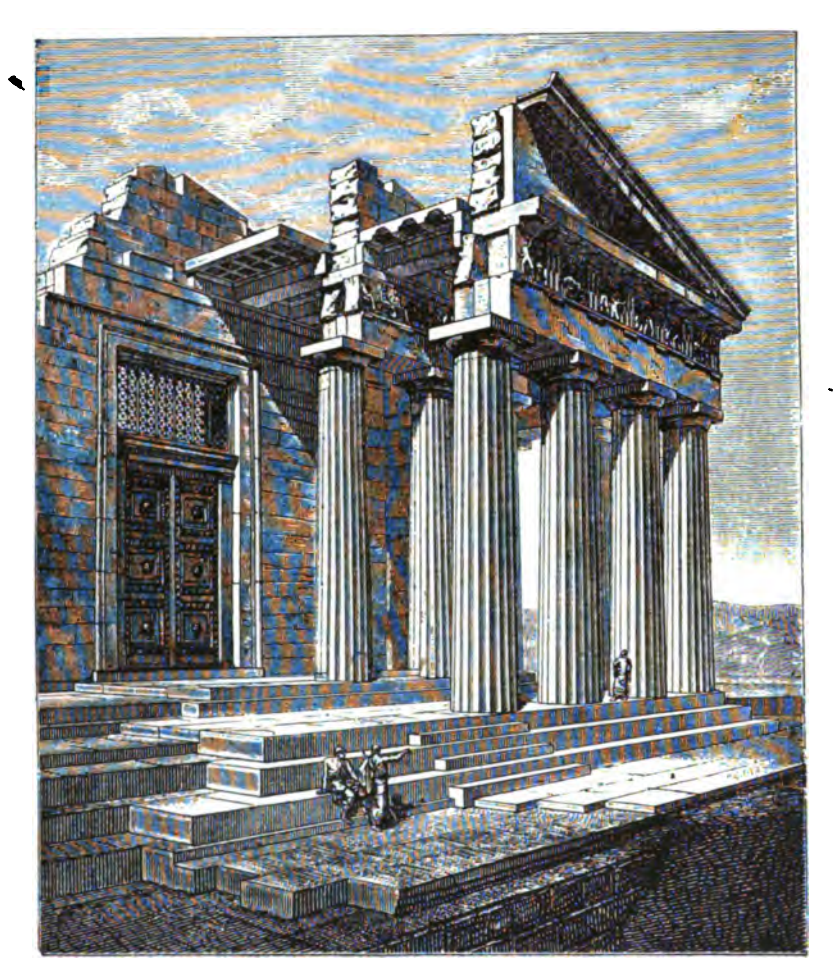
den Besitz des attischen Landes zunächst zur Beschauung; das östliche Giebelfeld, die eigentliche Vorderseite, — da der Eingang in die griechischen Tempel, verschieden von dem christlichen Gebrauche, von Osten her war — zeigte die Erscheinung der Athene, die aus dem Haupte des Zeus hervorgegangen war, unter den erstaunten Göttern des Olymps. Aber diese mächtigen Gruppen waren nicht die einzigen Zierden der Aufsenseiten; die Metopen, welche sich um den ganzen Tempel herumzogen, enthielten kleinere Bildwerke, welche besonders Kämpfe von Göttern darstellten. Ein dritter plastischer Schmuck war der zusammenhängende Fries, welcher das recht-



Restaurierte Ansicht der Akropolis von Athen. (Nach Thiersch).

eckige Tempelhaus innerhalb des Säulenumganges umzog; er stellte den Festzug der Athener bei den Panathenäen dar; man bewundert noch jetzt besonders die edle und natürliche, höchst mannigfaltige Darstellung der Reiter, welche einen Teil des Zuges bilden. Bekanntlich befindet sich ein grofser Teil des plastischen Schmuckes des Parthenon vom Giebelfeld, den Metopen und dem Friese im Britischen Museum. Das Innere des Rechteckes zerfiel in 3 Teile, von denen der hinterste die Schatzkammer der Athene und der Stadt bildete; am äufsersten Ende des mittleren stand das aus Gold und Elfenbein gemachte, über 12 Meter hohe Bild der Athene Parthenos von Phidias, der auch die übrigen genannten Skulpturen des Tempels teils wenigstens

entworfen, teils auch ausgeführt hatte. In diesen Skulpturen hat die griechische Kunst das Edelste geleistet; ihre Überführung nach London durch Lord Elgin hat zu neuem Aufschwung der modernen Plastik den Anstofs gegeben. Phidias ist der berühmteste Name unter den griechischen Künstlern, und er hat auch insofern das Höchste geleistet, als er das Edelste und Reinste, was



Aufbau der Nordostecke des Parthenon. (Wiener Vorlegeblätter).

den Griechen erreichbar war, geschaffen, und überdies den weitesten Bereich der Kunst beherrscht hat. Er hatte das Glück, in Perikles einen Staatsmann zu finden, der gerade das durchzuführen strebte, wozu Phidias geeignet war, nämlich die Ausschmückung der Stadt Athen mit edlen Kunstwerken, welche nicht nur ergötzen sollten,[1] sondern das Volk bilden. Perikles und Phidias



Der Parthenon.

hatten von der Kunst ungefähr die Auffassung, welche die frommen Künstler des Mittelalters von ihrer Architektur und Skulptur hatten, dafs nämlich für die Bildung des Volkes nicht Lesen von Büchern das Richtige sei, sondern Anschauung des passend ausgewählten und dargestellten Schönen. Wie eine gothische Kathedrale, etwa Notre Dame de Paris, worauf V. Hugo besonders hingewiesen hat, durch ihre Konstruktion und durch die nach bestimmten Zwecken ausgewählten Skulpturen an Portalen und Galerien das Volk belehren und zur Andacht stimmen sollte, gerade so wollten Perikles und Phidias mit ihren Bauten und Skulpturen wirken, und sie haben ihren Zweck erreicht. Phidias war der künstlerische Ratgeber des Perikles bei allen Unternehmungen desselben, die zur Kunst Beziehung hatten. Selten wohl haben zwei solche Männer so zusammen gearbeitet; nur Leo X. und Raffael bilden eine Parallele. Phidias allein hat dann vielleicht noch Höheres in der Plastik erreicht durch die Schöpfung des Zeus in Olympia, der den Griechen als das erhabenste Kunstwerk seiner Art galt. Zeus war sitzend dargestellt; auf der rechten Hand schwebte die Siegesgöttin; mit der linken hielt er das von einem Adler bekrönte Szepter. Noch ein merkwürdiges und schönes Bauwerk war auf der Akropolis, das Erechtheion, ein Tempel, der ursprünglich dem Landesheros Erechtheus, dann der Pallas als Burggöttin gewidmet war. Es war ein Gebäude von unregelmäfsiger Gestalt; berühmt sind die Karyatiden, die eine kleine äufsere Halle stützen. Von sonstigen Gebäuden waren besonders interessant die verschiedenen Hallen am Markte, zum Teil mit Gemälden ausgeschmückt, und das Theater unterhalb der Burg, damals freilich noch von einfacherer Gestalt, als die noch vorhandenen Ruinen verraten. Hier war es, wo die Tragödien des Sophokles die Begeisterung der Athener erregten; hier wurden damals die Komödien der Vorgänger des



Das Erechtheion.



Tempel der Nike Apteros.

Aristophanes aufgeführt. Sophokles bezeichnet einen neuen Fortschritt in der dramatischen Kunst der Griechen. Seine Stücke nähern sich schon sehr dem Begriffe der Modernen vom Drama in der Schürzung und Lösung des Knotens. Sie atmen milde Ruhe und weise Beschränkung in der Anwendung der Bühnenmittel; sie waren der rechte Ausdruck der harmonischen Empfindungen, welche die Besten der damaligen Zeit, vor allen Perikles selbst, beseelten.

Eine Schöpfung, wie die der Antigone, wird wahrscheinlich eine ebenso lange Dauer in der Achtung und Anerkennung der Gebildeten haben, wie die des Zeus von Olympia. Ich habe vorhin den Vergleich mit den Künstlern des Mittelalters herangezogen. Victor Hugo hat, von der Kathedrale und dem Buche sprechend, im Sinne des Mittelalters gesagt: ceci tuera cela, d. h., die Belehrung durch das Buch wird die Belehrung durch die Kunst verdrängen; die Renaissance wird mit der christlichen Kunst aufräumen. Perikles hatte nicht nötig, solche Furcht zu hegen. Buch und Kunst galten ihm als gleichwertige Bildungsmittel des Volkes und blieben es auch. Denn er wollte sein Volk auf alle Weise bilden. Deshalb begünstigte er die Ausbreitung des



Stätte der Pnyx in Athen. (Nach Curtius, Atlas von Athen).

Umfanges thatsächlicher Kenntnisse über Völker und Länder durch das Buch des Herodot, der die fernen Länder, welche Athen interessieren mufsten, schilderte; deshalb begünstigte er die Ausbreitung philosophischer Bildung durch seinen Freund Anaxagoras; deshalb begünstigte er die Hebung der Schätzung des weiblichen Geschlechtes, das für ihn durch seine Gattin Aspasia vertreten war. Aber nicht in allen diesen Beziehungen waren die guten Absichten des grofsen Staatsmannes von Erfolg begleitet, man könnte sogar sagen, dafs er in den meisten Stücken Mifserfolge zu bedauern hatte. Die Belehrungen Herodots über die Länder, in denen sie Interessen zu pflegen hatten, liefsen sich die Athener gerne gefallen, und der grofse Historiker

und Geograph erhielt sogar von der dankbaren Stadt ein grofses Geschenk. Aber die Aufnahme des Anaxagoras in den Kreis der Männer, welche Perikles umgaben, gefiel manchen einflufsreichen Athenern gar nicht; der Philosoph wurde der Gottlosigkeit beschuldigt und entwich seinen Verfolgern nach Lampsakos; sogar gegen Phidias selbst wurden Beschuldigungen, diesmal des Unterschleifes, erhoben, und der grofse Künstler soll wirklich bestraft worden sein; Aspasia endlich hatte unter schmählichen Anklagen, die ihre Sittlichkeit betrafen, zu leiden. Die Feinde des Perikles fafsten jeden seiner Freunde an Seiten, die eine Anklage erklärlich machten: den Philosophen bei der Religion, den Ausführer öffentlicher Arbeiten bei der Geldfrage, die Frau bei der Moral. Die Erklärung für alles dies liegt in einer gewöhnlich nicht



Poseidontempel zu Paestum.

beachteten Eigentümlichkeit des athenischen Charakters. Die Bürgerschaft, deren Ruhm gerade in der Beförderung von Kunst und Wissenschaft besteht, insoweit wenigstens als ihre Stadt der Sitz derselben in hervorragendstem Mafse war, war im Grunde genommen geistigen Richtungen hingegeben, welche keinen Kulturfortschritt erleichterten. Die Athener liebten die Kunst und waren Kunstkenner in einem Grade, wie es kaum ein Volk in alter oder neuer Zeit gewesen ist, aber die Kunst sollte der Religion dienen. Sie waren wifsbegierig wie wenige, aber auch hier sollte das Wissen die Religion nicht schädigen. Sie waren menschlich, liberal, freundlich gegen alle, besonders auch gegen Fremde, aber das, was geschah, sollte nicht aus dem Kreise des Herkommens offen heraustreten. So mufste die Freiheit der Forschung zurücktreten, wenn sie zum Atheismus zu führen schien; so mufste Aspasia

allen Schimpf erdulden, sobald man glauben oder glauben machen konnte, sie wolle den Frauen in Athen eine andere Stellung geben, als sie bisher gehabt hatten. Werfen wir bei dieser Gelegenheit einen Blick auf die Stellung der Frauen in Griechenland. Sie ist in verschiedenen Zeiten ganz verschieden gewesen. Wohl am idealsten war sie in der ältesten Zeit; Figuren wie Penelope, Andromache, Arete, Nausikaa können in Wert und Wertschätzung mit den besten jeder Zeit verglichen werden. Die Stellung der Gattin kann nicht besser aufgefafst werden, als es in der Gestalt der Andromache geschieht, die der Königin als in Arete, die der einsam stehenden Frau als in Penelope und die der Jungfrau in vornehmem Hause als in Nausikaa. Nachher wird das anders. Es treten an die Stelle der allgemein menschlichen besondere Zustände. Die Spartaner machen die Frauen fast zu Männern; die Jonier schliefsen sie ganz ins Innere des Hauses, wie in einen orientalischen Harem ein, die Äoler auf Lesbos geben ihnen alle Freiheiten, welche heute die Beförderer der Emanzipation der Frauen verlangen, und die Athener wollen, dafs sie gute Haushälterinnen seien, aber von einer Teilnahme an den geistigen Bestrebungen des Mannes soll bei ihnen nicht die Rede sein. Politik und Litteratur soll den Männern vorbehalten bleiben. Das wollte Perikles ändern. Aspasia gab das Beispiel der Frau, die in ihrem Hause geistreiche Menschen sieht und mit ihnen, wie mit Gleichstehenden verkehrt. Die Athener wollten das nicht und erklärten Aspasia für eine Buhlerin oder Gelegenheitsmacherin.

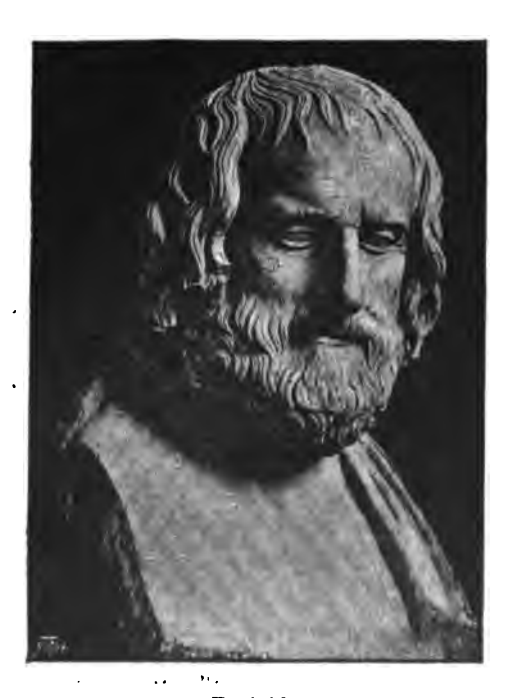


Sophokles. (Statue im Lateran).

Das gehörte zu den Dingen, die Perikles das Herz gebrochen haben: Verfolgung der Aspasia, des Anaxagoras und des Phidias trugen nicht weniger dazu bei als der Mifserfolg im peloponnesischen Kriege, der nach Perikles' Plänen für Athen glücklich ausgefallen wäre, wenn nicht die Pest seine Berechnungen durchkreuzt hätte. Athen hatte durch Aristides und Kimon einen Bund, anfangs gegen Persien, gegründet, einen Bund, der dann aber zum Vorteile Athens fortgesetzt wurde. Perikles benutzte ihn, um Athen mit den Mitteln desselben glänzend, reich und anziehend zu machen. Abseits standen jedoch die Spartaner mit ihren ganz anderen Prinzipien; auch sie hatten einen Bund, aber dieser Bund liefs jedem Gliede vollkommene Freiheit und verlangte nicht einmal Steuern, da fast keine gemeinsamen Unternehmungen stattfanden, und alle Bestrebungen des Bundes nur darauf abzielten, das Bestehende in Griechenland zu erhalten. Nun wurden, wie natürlich, die Bundesgenossen Athens unwillig über ihre Abhängigkeit von Athen, und Sparta, das schliefslich durch Athens wachsende Macht zu leiden hatte, nahm sich dieser Unzufriedenen an. Daher der Krieg, in welchem zuletzt Sparta vollständig gesiegt hat, aber nur durch Athens Schuld. Der Plan des Perikles war gut gewesen; er hatte darin bestanden, sich nur zu verteidigen, sich nie auf weitaussehende Unternehmungen einzulassen; so konnte Athen wohl Sparta und dessen meist nicht seetüchtige Bundesgenossen ermüden, und der Krieg hatte ein Ende. Aber nach dem Tode des Perikles wurden die Geschicke Athens von Politikern geleitet, die entweder durch extreme politische Ansichten oder durch persönliche Unwürdigkeit einer solchen Aufgabe nicht gewachsen waren: Nikias, Kleon und Alkibiades. Nikias war ein langsam denkender, im Handeln stets zögernder Aristokrat, Kleon ein hitziger Demokrat von guten Ideen, aber als selbständiger Feldherr unbrauchbar, Alkibiades ein gewissenloser Egoist. Kleon verschaffte den Athenern den Erfolg von Sphakteria und die Gefangennahme der Hunderte von Spartiaten; dann war er aber Ursache des Unglücks bei Amphipolis, wo er selbst fiel; Nikias widersetzte sich dem Unternehmen nach Syrakus, dessen unglücklicher Ausgang den Sturz Athens herbeigeführt hat, benahm sich dann aber als Feldherr vor Syrakus ungeschickt und hat die dortige Vernichtung des grofsen athenischen Heeres schliefslich verschuldet. Alkibiades endlich sorgte immer nur für sich und verriet jedesmal Athen, wenn er zwischen Athen und sich zu wählen hatte. Abwechselnd von solchen Staatsmännern geleitet, konnte Athen gegen Sparta, das sich noch dazu mit Persien verbunden hatte, keinen Erfolg haben, zumal da die Wandlung, die damals in den Anschauungen über Sittlichkeit in Griechenland

begann, und besonders in Athen durchgekämpft wurde, die innere Kraft des athenischen Volkes brach. Diese Wandelung bestand in dem glänzenden Aufschwung, den, um es kurz auszudrücken, damals in Griechenland der Rationalismus nahm.

Neue Bildung. Rationalismus. Philosophie. Sophisten. Sokrates. Aristophanes. Euripides. Thukydides.

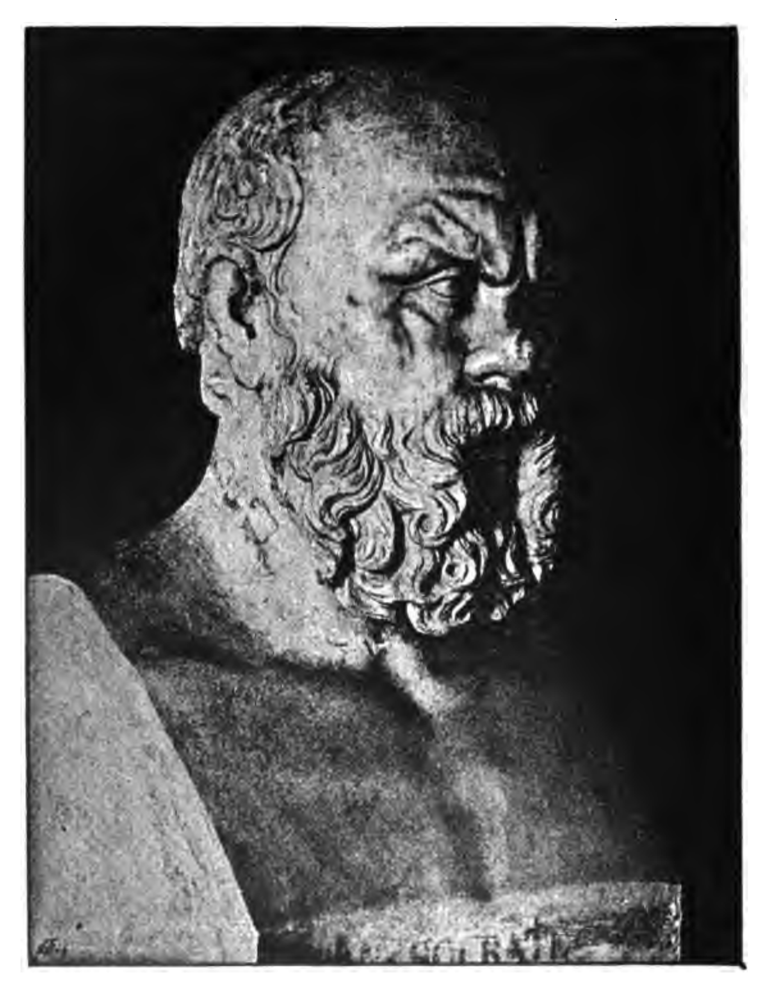


Euripides.

Man glaubte jetzt einzusehen, dafs der menschlichen Vernunft alles erreichbar sei, dafs Lernen, dafs geistige Arbeit genüge, den Menschen zu allem fähig zu machen und dafs die Regeln der Sittlichkeit nur durch logisches Denken geschaffen werden müfsten. Weise — sophoi — hatte es immer gegeben, Weisheitsfreunde — philosophoi — seit Thales; jetzt nannten sich die nach Weisheit strebenden Männer sophistai. Das bedeutete über Weisheit Nachdenkende und zwar besonders über praktische Weisheit. Es handelte sich bei ihnen um eine Verbindung des praktischen Strebens der sophoi mit dem theoretischen der philosophoi. Die Weisen hatten ihre Aussprüche gethan, wie die Orakel die ihrigen, nur viel klarer, aber immer, wie die Orakel, ohne sie zu begründen; die Philosophen hatten nach den Ursprüngen des Seienden geforscht, was den praktischen Menschen wenig interessierte; jetzt lehrten die sophistai, wie das praktische Leben auf grund theoretischer Studien nützlich und gewinnbringend — und letzteres wurde nicht vergessen — zu gestalten sei. Sie fanden viel Zulauf und verdienten viel Geld, was weder

sophoi noch philosophoi zu thun versucht hatten. Und weil sie Geld nahmen, fanden sie um so mehr Zuhörer. Denn es war schon damals wie jetzt; was man bezahlen mufs, hält man für besser, als was man umsonst bekommt. Die Sophisten legten einen besonderen Wert auf die Redekunst, durch die man sich ja zu einem tüchtigen Staatsmanne ausbilden konnte, was für einen republikanischen Griechen das Ziel seines eifrigsten Strebens war, und deshalb hiefsen sie auch Rhetoren. Es waren unter ihnen Schwindler, wie ja auch in ihrer ganzen Lehre, dafs durch Studium, besonders der Redekunst, dem Menschen jede Vollkommenheit erreichbar sei, viel Schwindel steckte; aber die bedeutendsten Sophisten waren doch nicht nur Ehrenmänner, sondern auch Männer von höchster Bildung und sogar tüchtige Philosophen: Gorgias, Protagoras, Prodikos. Wenn sie bei der Nachwelt in Verruf gekommen sind, so geschah das besonders dadurch, dafs kein Geringerer sie bekämpft hat, als der weiseste und tugendhafteste Mann des damaligen Griechenlandes: Sokrates, von dessen Thätigkeit wir besonders dadurch so viel wissen, dafs die Schriften zweier seiner Schüler über ihn uns erhalten sind, des Xenophon und des Platon. Sokrates ist eine der populärsten Figuren der Kulturgeschichte geworden, besonders Dank den Kontrasten, die in seiner Persönlickkeit und in seinen Schicksalen hervortreten. Häfslich von Gesicht, war er nicht nur gut, sondern schön von Seele; er, der nie jemandem geschadet hat, ist auf nichtige Gründe hin von den Athenern zum Tode verurteilt und hingerichtet worden; er, der verurteilt wurde, weil er die Gesetze seines Staates verletzt habe, hat sich diesen Gesetzen nicht entziehen und aus dem Kerker fliehen wollen, und hat in der letzten Stunde seines Lebens mit seinen Freunden über die Unsterblichkeit der Seele gesprochen; er, der behauptete, nur das zu wissen, dafs er nichts wisse, ist der Lehrer der weisesten und einflufsreichsten Denker Griechenlands geworden, und zu all diesem kommt noch, dafs er persönlich kein strenger, schroffer Tadler war, sondern ein milder Beurteiler der andern, und dafs seine einzige Waffe, allerdings eine sehr scharfe, in der Ironie bestand. Die Ähnlichkeit seiner Schicksale mit denen des Stifters der christlichen Religion braucht nicht besonders hervorgehoben zu werden; auch sie hat zu seinem Ruhme beigetragen. Hat er nun seinem Ruhme Entsprechendes geleistet? In dem einen Punkte ja, dafs er darauf hingewiesen hat, dafs für das Denken Klarheit der Begriffe die unerläfsliche Bedingung sei — und das ist eine scheinbar selbstverständliche, in Wirklichkeit aber selten erfüllte Forderung. Er hat seine Forderung auch so wenig durchgesetzt, dafs selbst seine Schüler bald anfingen, Worte über Begriffe zu setzen und sich mit dem Scheine der Wahrheit zu begnügen. Seinen

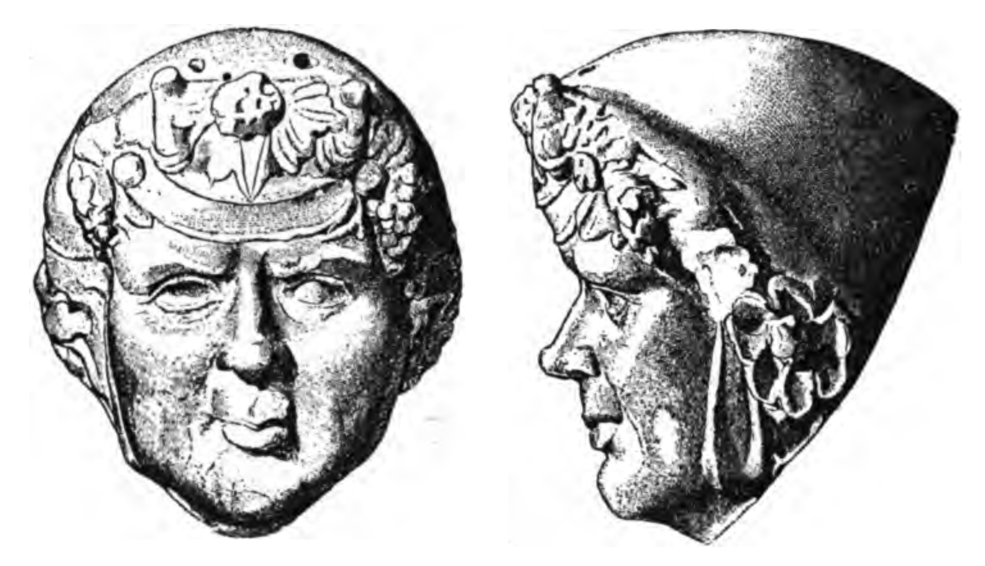
Mitbürgern war aber sein Gegensatz gegen das Scheinwesen, dem die Sophisten vielfach huldigten, so wenig klar, dafs sie ihn selbst unter die Sophisten gerechnet und gerade als solchen verfolgt haben. Seinen Tod führte aber die Frömmigkeit der Athener herbei. Er sollte neue Götter eingeführt haben. Athen ist am wenigsten ein Staat gewesen, in dem „jeder nach seiner Façon



Sokrates.

selig werden konnte." Von dem, was wir Toleranz nennen, wufsten die Athener nichts. Die Lehre des Sokrates läfst sich nun kurz so zusammenfassen. Das Wesentliche für jeden Menschen ist Klarheit der Begriffe über das, was in seinen Bereich kommt, für Denken wie für Handeln; nur wenn er richtig denkt, weil er eben die Dinge gesehen hat, wie sie sind, kann er richtig

handeln. Dadurch, dafs er auf die richtige Bestimmung der Begriffe hingewiesen hat, ist Sokrates dann der Vater der späteren griechischen Philosophie geworden; seine Kritik hat neue Systeme ermöglicht, ungefähr wie der kritische Kant der Vater der umfassendsten und genialsten philosophischen Systeme der Neuzeit, der von Fichte, Schelling und Hegel geworden ist. Die nüchternen Forscher, Sokrates und Kant, haben die begeistertsten Systematiker zu Schülern gehabt, Platon und Schelling, denen dann wieder die grofsen systematischen Theoretiker Aristoteles und Hegel als deren Schüler gefolgt sind. Sokrates selbst hatte von den Folgen seiner Methode keine Ahnung; er war durchaus Praktiker und hat als solcher unendlich viel genützt. Ich sagte



Charaktermasken der neueren attischen Komödie.

schon, dafs das Volk ihn mit den Sophisten zusammenwarf. Das hat auch ein grofser Dichter gethan, der es sich zur Aufgabe machte, der neuen, auf Raisonnement begründeten Bildung bei jeder Gelegenheit entgegenzutreten und der mit diesem Verfahren den Geschmack des frommen athenischen Volkes vollkommen traf: Aristophanes. Aristophanes hat in seinen Wolken ein Zerrbild von Sokrates entworfen, über das das Volk lachte; und er hat damit das endliche Schicksal des grofsen Weisen mit herbeigeführt, wenn er auch dergleichen natürlicherweise nicht entfernt beabsichtigt hat. Er hatte eben als Verteidiger des Alten im Sinne der frommen Aristokraten keine Ahnung von der Gröfse des Weisen. Dafs Aristophanes keinen Sinn für eine zweite geistige Grösse der damaligen Zeit hatte, für Euripides, ist

ihm weniger zu verdenken. Euripides war nicht in dem Maſse groſs, wie Sokrates. Für die Litteraturgeschichte ist er freilich eine höchst bedeutende Erscheinung, und nicht nur für Griechenland, sondern für die Weltlitteratur überhaupt. Er ist es gewesen, der der Tragödie, oder sagen wir besser dem Drama, seinen universalen Charakter gegeben hat. Die Tragödien des Äschylos sind nur als Dokumente der Litteraturgeschichte von allerhöchster Bedeutung; Bühnenwirkung könnte z. B. der Agamemnon mit der ewigen, schwülen Stimmung, die sich nie in klarer Weise äuſsert, heutzutage in keiner Weise haben. Es ist mehr Lyrik als Drama. Sophokles wirkt in seinen besten Stücken zumal auf ein gebildetes Publikum noch immer, Euripides dagegen kann, richtig bearbeitet, auch auf das groſse Publikum, so weit es



Nächtlicher Besuch des Herakles. Satyrspielscene. Vase von Adernò.
(Nach Benndorf).

nur Unterhaltung sucht, noch jetzt kräftig wirken. Seine Dramen sind das Vorbild der französischen klassischen Dramen gewesen, welche lange Zeit die gesamte europäische Litteratur beherrscht haben. Er nähert sich in den Intriguen, in der Einteilung des Stoffes, in der Vorbereitung der Lösungen, endlich in der Einführung der Liebe in das Drama (Phädra, Medea), am meisten dem Geschmacke der Modernen. Er hat allerdings ein Element des griechischen Dramas auf die Spitze getrieben, das uns jetzt nicht ganz sympathisch ist: das Wortgefecht. Die Wechselreden, in denen zwei Personen ihre Ansichten kurz und schlagend verteidigen, hat er besonders gepflegt. Die französische Tragödie hat das aufgenommen; Corneille ist oft ganz euripideisch in dieser Beziehung, und gerade so hielt man es noch das ganze vorige Jahrhundert auf der Bühne. Jetzt erscheint uns das etwas unnatürlich; den

Griechen war es im Gegenteil höchst willkommen, denn ihnen waren im allgemeinen Wortgefechte eine angenehme Unterhaltung, die sie auch auf der Bühne gerne genossen. Euripides geht übrigens in einer Hinsicht über die griechische Tragödie hinaus. Bei Sophokles und mehr noch bei Äschylus sind die handelnden Personen wirkliche Gestalten der alten Zeit, sie sind gröfser und erhabener als die Gegenwart; bei Euripides hingegen sind die Atriden, und wer sie sonst sein mögen, verkleidete Athener des 5. Jahrhunderts, welche reden, wie diese reden würden. Damit beginnt Euripides eine neue Gattung; er ist der Vorläufer des Familiendramas, wie es die Franzosen und Engländer des vorigen Jahrhunderts ausgebildet haben, und zugleich ist er damit ein Vorläufer der alsbald zu erwähnenden neueren attischen Komödie. Euripides galt als Weiberfeind, er hat in seinen Stücken Phrasen, die darauf hindeuten, und man könnte fragen: was hatten die Ideen über den Wert der Frauen mit der Darstellung der Heldengestalten des hohen Altertums zu thun? Aber zur Unterhaltung des Publikums im Theater, das über solche Dinge redete, wie man es jetzt thut, war es sehr wohl angebracht. Noch wichtiger als dieser Charakterzug ist, dafs er in seinen Stücken sehr lehrhaft war; auch das erfreute die Athener, die, wie die Alten überhaupt, gerne schöne Sentenzen hörten. Bekamen sie doch solche nur von den Dichtern und Rednern zu hören, da es keine religiösen Vorträge gab, weil keine Geistlichkeit in unserm Sinne existierte, keine Geistlichkeit, die für sittliche Förderung des Volkes zu sorgen gehabt hätte. Was wir in der Predigt finden, fanden die Alten im Theater; da wo kein Theater war — und das war anfangs nicht überall — war man auf das Lesen der Dichter und Philosophen angewiesen. Auch in der Geschichtschreibung hat sich die neue auf Raisonnement beruhende Bildung bemerkbar gemacht. Es handelt sich um den gröfsten Historiker der Griechen, Thukydides. Er war ein Schüler der Rhetoren und man sieht den Einflufs derselben in seinem Werke. Herodot



Tragischer Schauspieler.
(Elfenbeinfigur).

hatte ein umfassendes Thema behandelt und mit vielem Geschick: den Kampf zwischen Orient und Occident. Er hatte diesen Kampf nach Art eines Epos mit Episoden erzählt; es wechselten bei ihm Handlung und Schilderung der Zustände ab, es war eine Odyssee und Ilias, zusammengefafst in einem einzigen Werke. Thukydides wählt ein beschränktes Thema, den Peloponnesischen Krieg, freilich ein grofses Thema, das er sich aber bemüht noch gröfser erscheinen zu lassen, als es in Wirklichkeit war, — das ist rhetorisch-sophistisch — er bringt Reden hinein, die so nicht gehalten sein können — wieder Einflufs der Rhetorik der Zeit — er giebt seinen Reden einen Stil, der heutzutage in einer politischen Rede unerträglich sein würde und auch damals nicht jedem gefallen konnte, denn er bringt jeden Augenblick allgemeine Sentenzen hinein, die uns längst bekannte und selbst damals nicht unbekannte Wahrheiten sagen. Aber dabei ist er genau im höchsten Grade, wie kaum ein anderer Schriftsteller, und somit als Geschichtsquelle von ganz hervorragendem Werte. Einzelne Darstellungen, wie die der Belagerungen von Platää, von Syrakus, von Sphakteria sind fast unerreichte Muster historischer Erzählung, mit dem Zusatze von nationalen und zeitgenössischen Eigentümlichkeiten, der zur Folge hat, dafs er eine schriftstellerische Individualität ganz besonderer Art ist. Politisch stand er auf derselben Seite wie Aristophanes. Beide konnten den etwas derben Demokraten Kleon nicht leiden. Aristophanes, um auf ihn noch mit einem Schlufsworte zurückzukommen, ist durch die Kraft der Satire und die Vollendung der Form einer der gröfsten Dichter; sein Mangel liegt auf der sittlichen Seite, und er sucht ihn umsonst durch Lobreden auf die Vergangenheit zu verbergen. Wer Sokrates verkannte und Frieden um jeden Preis herbeisehnte, nur damit das Volk die Gelegenheit habe, ein Schlaraffenleben zu führen, kann ein grofser Dichter sein, ein grofser Mensch ist er nicht. Rabelais, der an Unanständigkeit dem Aristophanes gleich kommt, war viel gröfser als er, weil er einsah, was in seiner Zeit grofs war und nur das wirklich Gemeine verspottete. Das hat Aristophanes nicht vermocht; er hat Edles in den Schmutz gezogen. Aber den Athenern war Aristophanes gerade recht; Witz, Lob der Frömmigkeit und der guten alten Zeit, dabei lustiges Leben, das war es, was das athenische Volk in seinen unteren Schichten ehrte und das fand es in Aristophanes. — Von der bildenden Kunst dieser Zeit können wir nicht reden, die grofsen Künstler traten erst im 4. Jahrhundert auf, das Ende des fünften ist noch eine Zeit des Übergangs in der Kunst.

Übergewicht Spartas, dann Thebens. Xenophon.


Xenophon.

Mit dem Ende des peloponnesischen Krieges und dem Sturze Athens beginnt der Niedergang Griechenlands überhaupt. Zunächst folgt die Zeit der Hegemonie Spartas. Der Staat, welcher als der Schützer der Rechte der Schwächeren gegen Athen aufgetreten war, that jetzt selbst, was Athen gethan hatte. Hatte man sich unter Athen beugen müssen, so hatte man doch den Trost haben können, dafs die Gebieter sich Aristides, Kimon, Perikles nannten; nun regierte ein Lysander, Vertreter der brutalen Gewalt ohne den Reiz der höheren Bildung. Noch dazu geschah das meistens im Einvernehmen mit Persien; also Herrschaft der ungebildetsten Griechen mit Hülfe von Barbaren. Das wurde den Griechen leid, und als die besonders Geschädigten sich dagegen empörten, fanden sie vielen Beifall. Es waren die Thebaner, welche das Glück hatten, an ihrer Spitze Männer aufzuweisen, die an Bildung und sittlichem Wert sogar die meisten Athener der damaligen Zeit übertrafen: Epaminondas und Pelopidas. Freilich war Sparta nicht ganz ohne litterarischen Beistand. Für die Spartaner erklärte sich der gröfste damalige Schriftsteller, eine ganz ausgezeichnete Persönlichkeit: Xenophon. Als Schüler des Sokrates hat er zur Kenntnis dieses aufserordentlichen Mannes am meisten beigetragen, als Begleiter des Cyrus auf seinem Zuge gegen seinen Bruder Artaxerxes und als Führer der rückkehrenden 10,000 griechischen Söldner ist er der erste gewesen, der einen zeitgenössischen, selbsterlebten Gegenstand als Historiker behandelt hat, oder vielmehr als Memoirenschreiber, wenn wir nicht sagen wollen als Kriegsreporter. Er hat die Geschichte der Griechen im Anschlufs an Thukydides bis zur Schlacht bei Mantinea fortgesetzt und

zwar die Vergehen der Spartaner nicht verschwiegen, aber auch die Gröfse des Epaminondas nicht betont, und er zeigt sich im allgemeinen den aristokratischen Spartanern gewogen; der bedeutende König Agesilaos war sein Beschützer. Xenophon ist eine der liebenswürdigsten Schriftstellerindividualitäten unter den Griechen: bescheiden, tüchtig, sich nie für ein grofses Genie oder auch nur für ein grofses Talent haltend, immer vom Wunsche beseelt, sich an Tüchtigere anzuschliefsen, kein Rhetor, sondern auch im Stile einfach. Da er die Spartaner so hoch schätzte, so müssen diese auch damals noch viele gute Eigenschaften sich von früher erhalten haben. Bei Leuktra und bei Mantinea erlagen sie den Thebanern und zeigten im Ertragen des Unglücks noch die alten Tugenden. Gröfser als sie waren freilich die besten Thebaner, wie das Freundespaar Pelopidas und Epaminondas, jener durchaus Krieger, dieser auch Diplomat und Weiser — er war von einem Pythagoräer erzogen worden.

Sicilien. Dionys. Platon. Timoleon.



Platon.

In dieser Zeit mischen sich auch ferner wohnende Griechen oder Halbgriechen in die Angelegenheiten des eigentlichen Griechenlands, von Norden her die Macedonier, von denen bald viel die Rede sein wird, und von Westen her die Syrakusaner, während die Perser fortdauernd von Sparta zu Schiedsrichtern über griechische Angelegenheiten gemacht werden. Die Syrakusaner hatten sich des Sieges über die Athener im Jahre 413 nicht lange erfreut. So wie die Spartaner im damaligen Kriege nur durch die Hülfe der Perser gesiegt hatten, so fafsten die alten Bundesgenossen

der Perser, die Karthager, bald nach 413 wieder Mut, über die Griechen Siciliens herzufallen, wie sie es 480 gethan hatten. Sie vernichteten 409 Selinus und Himera auf grausame Weise und 406 das immer mehr in Wohlleben verkommene Akragas, und als die Gefahr sich Syrakus näherte, benutzte diesen Umstand ein unternehmender Syrakusaner, Dionysios, um sich zum Tyrannen der Stadt zu machen. Die Bürger liefsen es zu, da er gegen die Karthager glücklich kämpfen zu können schien; aber zuerst leistete er gegen sie nichts und war eben blofs Tyrann. Nachher hat er auch im Kriege gegen die Karthager Grosses geleistet, freilich ganz Sicilien hat er ihnen nicht mehr entreifsen können. Als Typus eines Tyrannen gehört er in die griechische Kulturgeschichte. Und zwar nicht blofs seiner Grausamkeit wegen, in der er von anderen seiner Klasse übertroffen worden ist, auch nicht wegen der sonst manchen Tyrannen eigenen Liebe zu Kunst und Wissenschaft — er liebte und schätzte besonders die eigene Poesie, die von sehr zweifelhaftem Werte war — wohl aber als grofser Organisator des Krieges, indem er im Flotten- und im Belagerungswesen Erfindungen machte (Penteren, Wurfgeschosse) und endlich wegen des Humors, mit dem er alles, Menschen und Götter, behandelte. Er war eben überzeugt, dafs bei beiden der Erfolg alles rechtfertige. Und den hatte er in wichtigen Dingen immer, nur seine Poesie wurde regelmäfsig verlacht. Dionys und Artaxerxes waren eine kurze Zeit die Gebieter der gebildeten Welt, dieser im Osten, jener im Westen, Griechenland zählte wenig.



Griechische Frauentracht.

Allerdings hatte Dionys auch Platon freundlich aufgenommen, aber nicht er hat Platons Anwesenheit gewünscht, Platon kam zu ihm aus eigenem Antriebe. Bei seinem Sohne und Nachfolger Dionys II. ist dann Platon auf dessen Wunsch gewesen, aber ohne Erfolg; der Philosoph konnte dem Tyrannen keine praktische Philosophie beibringen. Platon ist der gröfste Mann der Zeit, die uns hier beschäftigt, der ersten Hälfte des 4. Jahrhunderts v. Chr. Er ist wieder einer jener Griechen, die für die ganze spätere Welt von

Bedeutung gewesen sind. Er war es aber nicht durch irgend welche positive Lehren oder Entdeckungen, sondern durch die ganze Richtung seines Strebens. Indem er gesagt hat, dafs alles Wirkliche nur der Abglanz gewisser ewiger Ideen sei, hat er bildlich gesprochen, ungefähr wie Pythagoras, als er von den Zahlen in demselben Sinne sprach, und niemand, auch er selbst nicht, hat angeben können, wie das Verhältnis solcher Ideen zur Wirklichkeit zu denken sei. Aber sein Gedanke, dafs als das Wahre anerkannt werden müsse nicht das sinnlich Wahrnehmbare, sondern etwas älteres und vollkommeneres, etwas ewiges, was darüber schwebe, ist als Idealismus seitdem



Gräberstrasse bei Athen.

das Stichwort der edelsten Richtungen menschlichen Strebens geworden und geblieben. Seine einzelnen Schriften gehen uns hier nichts an; berühmt sind geworden, aufser seiner Bekämpfung der Sophisten in vielen Dialogen, der „Phaedon", der von der Unsterblichkeit der Seele handelt, und die Schilderung des nach seiner Meinung besten Staates in dem „Republik" betitelten Dialog. Wenn zu diesem besten Staate auch die Weibergemeinschaft gehört, so zeigt das, dafs Platon einen Staat geträumt hat, der für die Menschen nicht pafst, wenn sie ihren wahren Idealen entsprechen sollen; es ist ein Staat, der das griechische Ideal einer in sich geschlossenen Stadt noch übertreibt und es dadurch als einseitig nachweist. Ein Sozialdemokrat war er freilich nicht,

sondern ein Sozialaristokrat, dessen dem indischen Kastenwesen nachgeahmter Staat allerdings um etwas weniger unmöglich ist, als ein sozialdemokratischer, da im sozialaristokratischeu Staate Platons wenigstens eine gebietende Kaste vorhanden ist. Wie es mit Freiheit und wahrer Bildung in seinem Staate stehen müfste, sieht man aus dem Verbote Homers: Homer übe, meinte er, einen unsittlichen Einflufs aus. Allerdings konnte, wer Homers Dichtungen für eine Bibel nahm, neben viel Gutem auch manches Schlechte daraus lernen. Aber grofse Denker ohne Paradoxen sind kaum möglich und man wird, was ein Platon ersonnen hat, ebenso kritisieren dürfen, als wenn es der erste beste sich erdacht hätte. Platon meinte, ein Tyrann könne noch am ehesten den besten Staat einführen, und er ging deshalb zu Dionys II. Aber dieser junge Thor war eben nicht Despot genug, um überhaupt irgend etwas durchzuführen, und so setzte Platon bei diesem Besuche nur sein eigenes Leben in Gefahr. Auch das ist bezeichnend für das Unpraktische und nicht einmal wahrhaft Philosophische des grofsen Denkers, dafs er von der Initiative eines Tyrannen die Einführung eines besseren Staates erwartete. Das berühmte Wort: die Staaten werden nicht eher gut regiert, ehe nicht die Könige Philosophen oder die Philosophen Könige werden ist dagegen von grofsartiger Richtigkeit; nur mufs man dabei nicht den platonischen Idealdespotismus als Ziel vor Augen haben; für seine Zeit und sein Volk hat Friedrich der Grofse die Wahrheit des Satzes bewiesen. Eine wichtige Folge hatte jedoch die Anwesenheit Platons in Sicilien wirklich. Wenn er den jungen Tyrannen nicht bekehren konnte, so bekehrte er dessen Oheim, Dion, einen der rechtschaffensten und gebildetsten Männer von Syrakus. Dion wurde dadurch natürlich der Hofgesellschaft verhafst, dem Tyrannen verdächtig und infolgedessen verbannt. Er ging nach Griechenland, wo er Söldner anwarb, mit denen er nach Sicilien fuhr und sich in Syrakus festsetzte. Der Tyrann floh nach Lokri in Unteritalien, das er mifshandelte. Dion aber, der als



Grabstele zu Orchomenos.

Schüler Platons von Demokratie nichts wissen wollte, eine neue aristokratische Verfassung für Syrakus aber trotz seiner langen Mufse nicht fertig hatte, beging eine Reihe von Fehlern in der Regierung der Stadt, so dafs es Verschwörern, die ihn umbrachten, leicht wurde, mit ihrer That bei den Bürgern Beifall zu finden: er sei, sagte man, nur ein verkappter Tyrann gewesen. Er hatte zuletzt da gestanden, wie Louis Philipp als König; Dion galt wie der roi bourgeois, nur als ein Mensch, der unter dem Vorwand, die Freiheit zu befördern, einfach die der Familie angeborene oder anerzogene Herrschsucht dokumentierte. Die ältere Linie (Bourbon, Dionys) war offen despotisch gewesen, die jüngere (Orleans, Dion) handelte, so sagte man, in Wirklichkeit wie jene; ihr Liberalismus war nur Worte und Schein. Dionys kam wieder und die Karthager verherten die Insel auch, so dafs die Syrakusaner sich nicht mehr zu helfen wufsten. Sie wandten sich an Korinth, und diese Stadt schickte den besten Mann, den sie besafs, Timoleon. Das ist wieder ein Typus, der in der Kulturgeschichte der Griechen nicht fehlen darf; in gewisser Hinsicht ein Muster eines Weisen und Helden nach griechischen Begriffen. Er ist Tyrannenmörder und Befreier eines griechischen Volksstammes gewesen; mehr konnte ein griechischer Staatsmann nicht leisten, um sich unsterblichen Ruhm zu verdienen. Und zwar Tyrannenmörder unter Verhältnissen, unter denen kaum ein anderer den Mord unternommen hätte. Der Tyrann war sein eigener Bruder. Er warnte ihn, und als derselbe auf seine Warnung nicht hörte, ermöglichte er durch seine Beihülfe den Mord. Dann war er lange unter dem Banne des sittlichen Konfliktes, in den er sich freiwillig gestürzt hatte. Der Ruf seiner Stadt, Syrakus vom Tyrannen zu befreien, rifs ihn aus seiner Schwermut, und er bewies bei dem mit wenigen Truppen unternommenen Zuge nach Syrakus ebensoviel Umsicht und Tapferkeit, wie nur der erfahrenste Feldherr hätte beweisen können. Und er befreite nicht nur Syrakus, er schlug auch die Karthager in einer der glänzendsten Schlachten, die im Altertum geliefert worden sind. Seine letzten Jahre verlebte er in dem von ihm befreiten Syrakus, hochgeehrt und als Schiedsrichter angerufen in allen schwierigen Lagen der Bürger. Solche Charaktere zeichnen besser als abstrakte Schilderungen, wessen das griechische Naturell fähig war und was die Griechen besonders schätzten. So hoch Platon als Theoretiker steht, ein Timoleon wog ihn als Politiker reichlich auf, und es ist eine Ehre für das 4. Jahrhundert, dafs es diese beiden Männer hervorgebracht hat, und dazu noch die zwei Thebaner, den weisen Kriegsmann Epaminondas, der in die Kriegskunst eine neue Art des Angriffs eingeführt hat, die des sogenannten schrägen oder keilförmigen Angriffes, und den

edlen Krieger Pelopidas. Dieser letztere führt uns zu einem neuen Abschnitt der griechischen Kulturgeschichte hinüber, zur Macedonischen Epoche, weil er bei den Unternehmungen Thebens im Norden auch mit den Macedoniern in Konflikt geraten ist.

Die Macedonier. Demosthenes. Philipp. Chäronea. Die Kunst. Aristoteles.



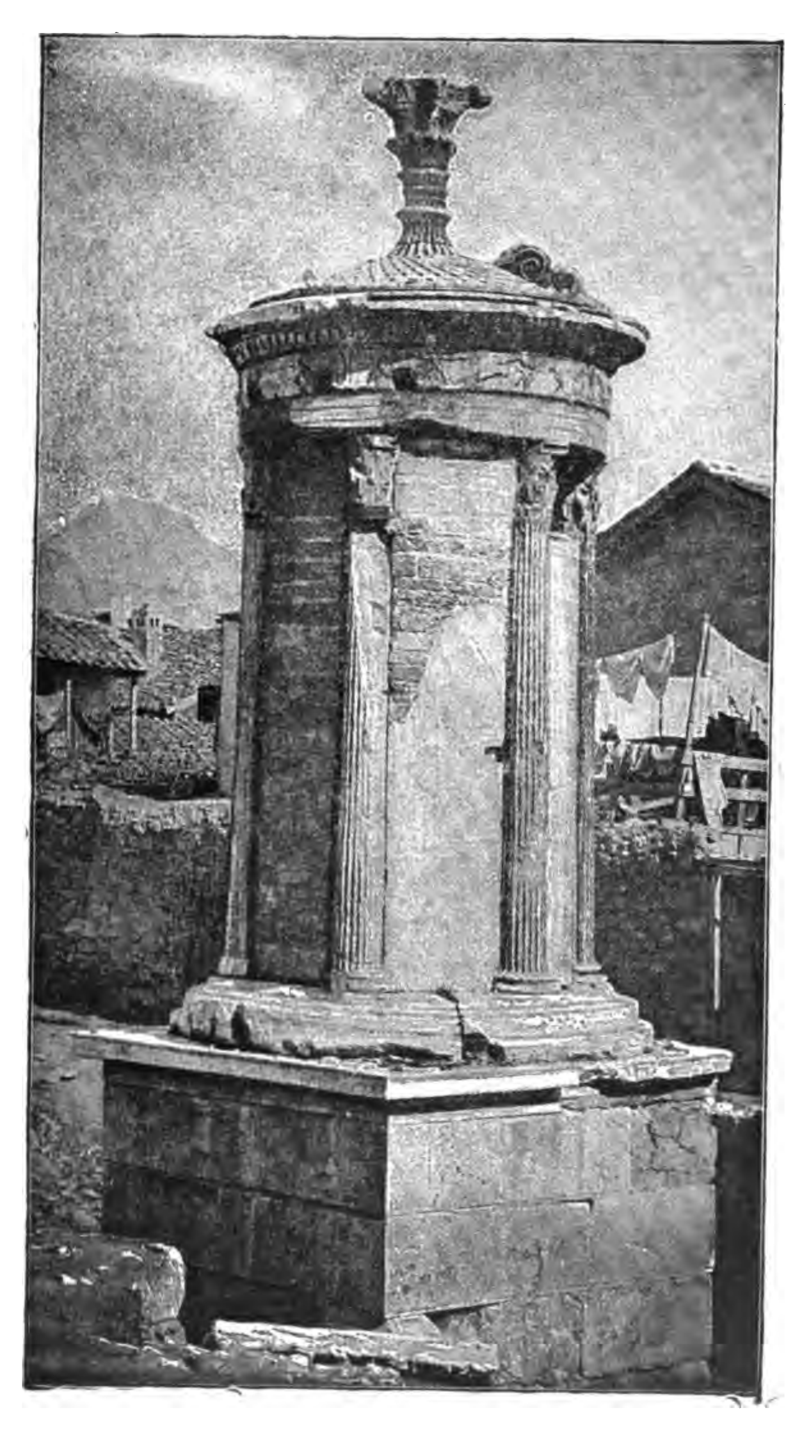
Köpfchen des Hermes als Kind.
(Berlin).

Die Macedonier, welche jetzt die Führung der griechischen Dinge übernehmen, waren ein halbgriechischer, d. h. mit den Griechen, speziell den Thessaliern nahe verwandter Stamm, der ganz in den Kulturverhältnissen der Heroenzeit geblieben war: Könige, mächtiger Adel, Landbau, unbedeutende Städte, Jagd und Krieg als Beschäftigungen der Waffenfähigen, Streitigkeiten in der Königsfamilie an der Tagesordnung. Die Fürsten gaben sich für reine Griechen aus; sie wollten Herakliden sein und die Griechen erkannten sie als solche an. Und es waren bereits über 100 Jahre verflossen, dafs macedonische Fürsten sich als Griechen gezeigt hatten. Zur Zeit der Perserkriege hatte König Alexander auf griechischer Seite gegen Persien gestanden und Griechenland Dienste geleistet, und dann hatte am Ende des peloponnesischen Krieges beim Könige Archelaos Euripides, dem es in Athen nicht mehr behaglich war, Zuflucht gefunden. Die Bildung der Macedonier war eine durchaus griechische, und der König der Zeit, in der wir uns jetzt befinden, Philipp, war überdies in Theben erzogen worden. Verwirrungen in Thessalien führten Philipp nach Griechenland, und in die griechischen Verhältnisse einzugreifen, bewogen ihn die Verwirrungen, welche in Griechenland selbst nach dem Tode des Epaminondas in der

Schlacht bei Mantinea ausgebrochen waren. Hier hatte kein Staat mehr Autorität; zufällige Bündnisse entschieden und zufällige Streitigkeiten dienten als Vorwand für zufällige Bündnisse, die dann eine zeitlang die Geschicke der Griechen bestimmten, bis neue zufällige Kombinationen den Sitz der Macht verlegten und neue politische Gestaltungen hervorriefen. Angebliche Tempelschändungen, welche die Phoker begangen haben sollten, führten einen sogenannten heiligen Krieg herbei, und in diesem Kriege wufste Philipp sich unter die Verteidiger des verletzten Heiligtums einzureihen und schliefslich zu siegen, scheinbar für Delphi, in Wirklichkeit für sich. Das alles gehört in seinen Einzelheiten nicht hierher, wichtig in kulturhistorischer Beziehung ist es jedoch, weil die damals von Athen gespielte Rolle uns den Charakter der Leiter dieses Staates, und besonders den eines derselben, im Lichte kulturhistorischer Bedeutung zeigt. Es handelt sich um Demosthenes, eine der merkwürdigsten Gestalten unter den Griechen. Er ist eine für Griechenland charakteristische Persönlichkeit, aber keine ideale, wie Timoleon und Epaminondas es gewesen waren. Er ist der Typus der athenischen Staatsmänner der Verfallszeit, der Zeit, in welcher das souveräne Volk nach der Majorität der Tausende, die in der Volksversammlung zusammenkamen, über alle Fragen, auch der äufseren Politik, entschied, aber nicht mehr wie zur Zeit des Perikles, wo Männer es leiteten, die auch die Beschlüsse im Felde ausführen konnten, während jetzt die sogenannten Redner Entscheidungen herbeiführten, welche dann ganz andere Leute draufsen im Felde zu vertreten hatten. Demosthenes spielte eine Rolle, wie die Deputierten der französischen



Demosthenes.



Der Dreifussträger des Lysikrates. (Athen).

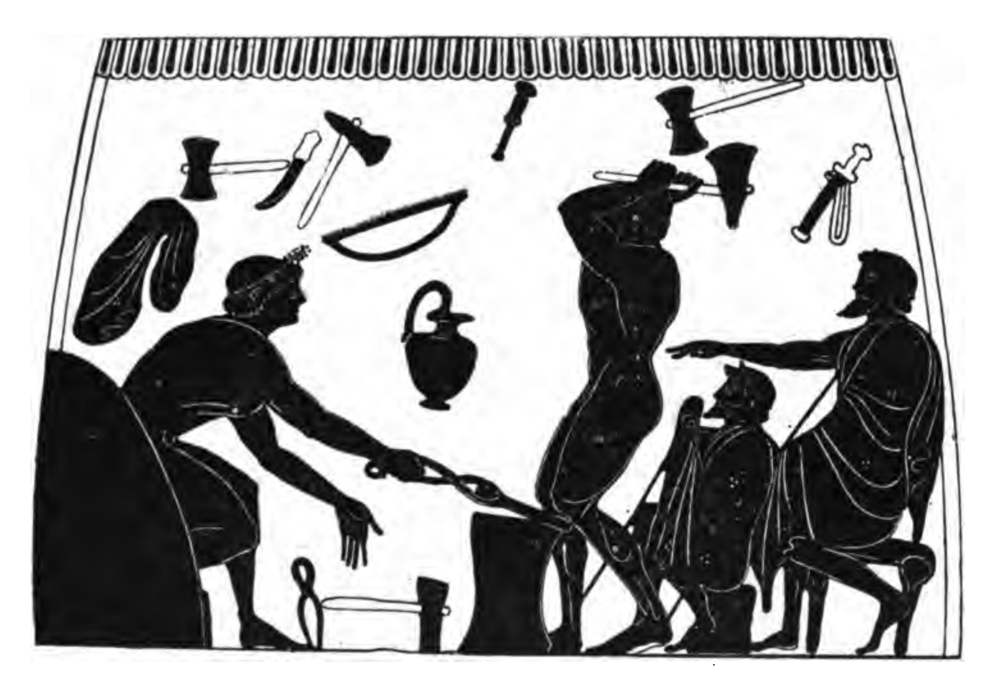
Nationalversammlungen seit 1792, welche Kriege dekretierten, aber nicht zu führen wufsten. Er hatte seine Laufbahn als Advokat in Zivil- und Kriminalsachen begonnen, und der advokatische Charakter hat seiner Beredsamkeit bis zu Ende angehaftet. Aber das gefiel gerade den Athenern, welche auf dem Markte ebenso wie im Theater dialektische Kunststücke zu hören wünschten. Demosthenes ist nicht oft pathetisch; er will meistens logisch beweisen, dafs er Recht hat; er ist somit selten rhetorisch, aber leider sehr oft sophistisch. Sein Zweck, die Verteidigung der Republik gegen einen König, der altgriechischen Tradition der Freiheit gegen einen Alleinherrscher, ist edel



Griechische Schusterwerkstätte. (Vasenbild).

und hat in neuerer Zeit ebensoviel Anerkennung gefunden, wie bei den Athenern, und das mit Recht. Aber seine Mittel sind nicht immer ehrlich, er entstellt die Wahrheit sehr oft, nur um seine Gegner verhafst zu machen, und sein gröfster Fehler in politischer Beziehung ist, dafs er stets zum Kriege gegen Macedonien gehetzt hat, ohne auf die Kräfte seines eigenen Staates und die des Feindes gebührende Rücksicht zu nehmen. Er hat sogar die Unverfrorenheit gehabt, zu behaupten, dafs Philipp als Organisator des Kriegswesens nichts geleistet habe und dafs er kein tüchtiges Heer besitze, blofs um den Athenern Mut zu machen, gegen ihn aufzutreten -- gegen Philipp,

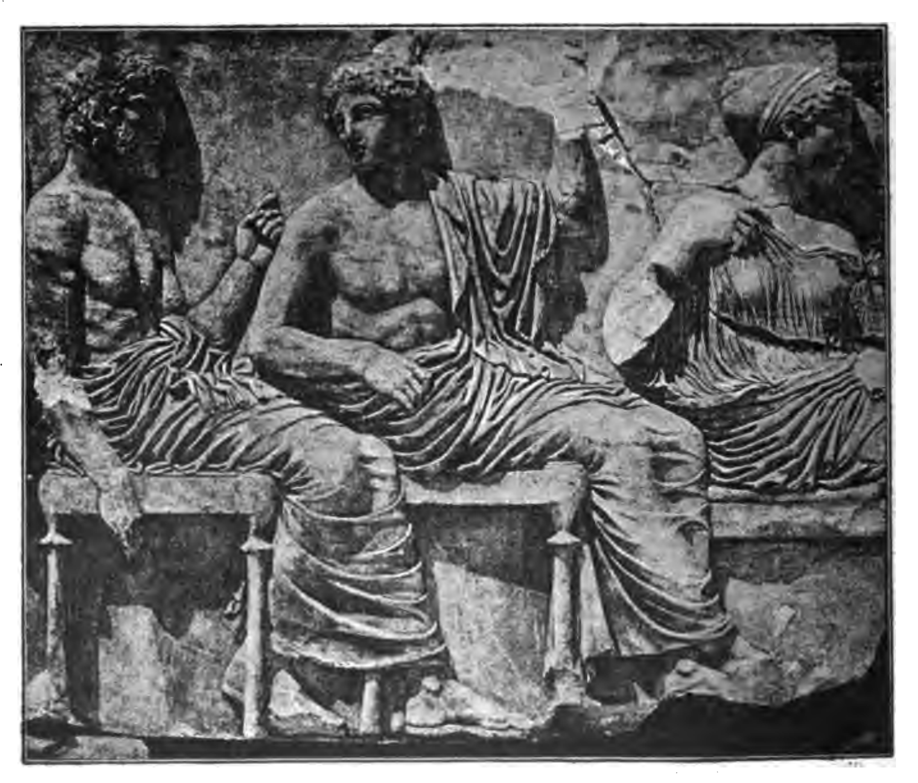
den Erfinder der macedonischen Phalanx! Dafs er im Schimpfen grofs war, kann einem Landsmann des Aristophanes verziehen werden. Aber er verstand es auch, mit Schimpfen und edlem Pathos in einer Weise abzuwechseln, wie wenige Redner es je vermocht haben, ein Beweis, wie sehr er sein Auditorium beherrschte. Wahrhaft grofs an ihm ist, dafs er an seiner politischen Überzeugung festgehalten hat und für sie hat sterben wollen. Er ist nicht der edle Mann, für den ihn manche Gelehrte ausgegeben haben, aber er ist ein hochbedeutender Mann, der eben so sehr manche Fehler der griechischen Nation: Neigung zur Unwahrheit und Sophistik wiederspiegelt, wie manche



Griechische Schmiedewerkstätte. (Vasenbild).

ihrer besseren Eigenschaften: Vaterlandsliebe und Aufopferungsfähigkeit. Philipp, von dessen wahrer Bedeutung er keine Ahnung hatte oder haben wollte, war ein gröfserer Politiker als Demosthenes und ein liebenswürdigerer Mensch als er; dafs er als Krieger und bei der Vorbereitung zum Kriege überhaupt nicht mit Demosthenes zu vergleichen ist, versteht sich von selbst. Er hat bisweilen wohl auch durch Täuschung sein Ziel zu erreichen gesucht, aber noch öfter durch Hinhalten des Gegners; aber in diesen Dingen ist Demosthenes nicht besser als er. Schlimmer kommt in der herkömmlichen Geschichtschreibung der Gegner des Demosthenes, Äschines, weg, aber im

grunde wissen wir nicht viel von seinem persönlichen Werte, da die Angaben des Demosthenes vielfach Lügen zu sein scheinen; seine politischen Bestrebungen waren nicht so edel in ihren Zielen, wie die des Demosthenes, aber vielleicht vorteilhafter für Athen als diese. Doch für den Ruhm Athens hat Demosthenes besser gesorgt, denn er hat es einem ruhmvollen Untergange zugeführt, der vielleicht einem unrühmlichen aber bequemen Fortvegetieren, worauf die Politik des Äschines hinauskam, vorzuziehen war.



Poseidon, Dionysos und Demeter. Aus dem Ostfries des Parthenon.

Die Katastrophe, welche der bisherigen Existenz Griechenlands als einer Gruppe von unabhängigen, andere Länder beeinflussenden Republiken ein Ende machte, wurde in folgender Weise herbeigeführt. Philipp verdrängte den athenischen Einflufs von der thrakischen Küste, ohne freilich das freie Byzanz erobern zu können. Dann wufste er sich an Stelle der von ihm im Auftrage der Amphiktyonen besiegten Phoker zum Mitgliede des Amphiktyonenbundes, also zum echten Griechen zu machen, und schliefslich benutzte er neue Streitigkeiten über Delphi, um sich innerhalb der Thermopylen zu

zeigen und Athen zu bedrohen. Da wufste Demosthenes mit grofser Geschicklichkeit Theben, das bis dahin Philipp befreundet gewesen war, für Athen zu gewinnen, und die Streitkräfte beider Republiken traten dem Heere Philipps bei Chäronea in Böotien entgegen. In Philipps Heere befehligte neben dem König sein Sohn Alexander; im athenischen focht Demosthenes als gemeiner Soldat. Die freien Bürger unterlagen der besseren Taktik der von den ersten Feldherrn der Zeit geführten macedonischen Phalanx. Griechenland hatte als mafsgebender politischer Faktor ausgelebt; es wurde fortan



Dreileibiger Typhon von einem alten Giebelfelde der Akropolis.

sogar in seinen inneren Angelegenheiten vielfach von Macedonien beeinflufst. Auf dem Schlachtfelde in Chäronea wurde über dem Grabe der gefallenen Griechen ein Löwe als Denkmal errichtet. Seine Reste existieren noch; die heutigen Griechen wollen das Monument wieder aufrichten. Philipp liefs sich von den Griechen, die er in keiner Weise übermütig behandelte, zum Oberfeldherrn gegen die Perser ernennen, und bereitete sich zum Übergange nach Asien vor. Da wurde er aus Gründen der Privatrache ermordet. Griechenland ward darum nicht freier, als es seit der Niederlage bei Chäronea gewesen war, denn an die Stelle des tüchtigen Staatsmannes und Feldherrn

trat ein grofser Mann, ein König, der das vom Vater Erworbene zu bewahren und unendlich zu vermehren wufste. Wir kommen zu Alexander dem Grofsen.

Ehe wir aber seine Thaten besprechen, müssen wir den Zustand der Bildung der Griechen um die Zeit, da sie ihre politische Glanzstellung verloren und nichts mehr waren, als eine Zahl von nebeneinander wohnenden Kleinstaaten, schildern. Zunächst ist ersichtlich, dafs die Griechen nicht mehr die kriegerische Nation waren, die dem Perserkönige bei Marathon, den Thermopylen, Salamis und Platää Halt geboten hatte; ja, man mufs sagen, dafs sie es nicht einmal mehr unter einander bewiesen; einen Bürgerkrieg, wie der peloponnesische gewesen war, zu führen, vermochten sie nicht mehr. Man könnte auf die sogenannten heiligen Kriege hinweisen, und auf die Expedition der Athener nach Thrakien gegen Philipp; aber da ist der grofse Unterschied sichtbar, dafs im 4. Jahrhundert das Meiste nicht mit Bürgerkriegern, sondern mit Söldnern gemacht wurde, worüber gerade Demosthenes selbst geklagt hat. Die grofsen Feldherren, wie Iphikrates Chabrias u. a. m. haben sich durch die geschickte Führung von Söldnern ausgezeichnet. Bei Chäronea allerdings haben Bürger gekämpft und zwar höchst tapfer, aber da war die gröfsere Kunst der Macedonier entscheidend. Dafs die von den Bürgern gesuchte Entlastung von der Pflicht, persönlich zu Felde zu ziehen, nicht vorteilhaft auf die Zustände der kleinen Republiken einwirkte, ist klar. Dies Streben kam von dem vergröfserten Wohlleben und beförderte das bequeme Nichtsthun, das ein griechischer Republikaner, wenn er wollte, pflegen konnte. Reden anhören, Geld für Kriege bewilligen, die andere

König Mausolos von Karien.

ausfochten, war keine den Charakter bildende Beschäftigung. Dennoch haben Theben und Athen damals, und Athen noch später, gezeigt, dafs sie ihre Tapferkeit noch nicht eingebüfst hatten. In religiöser Hinsicht war das alte Griechentum untergegangen. Kein Gebildeter glaubte mehr an Zeus oder Athene, wenn nicht etwa an jenen als an einen höchsten, vielleicht einzigen Gott. Höchstens an Asklepios glaubte man noch, wenn man krank war, und liefs sich von seinen Priestern in Epidauros auf wunderbare Weise heilen; von einem solchen Gotte hatte man doch noch Nutzen. Es ist wie heutzutage in der Wissenschaft; wie jetzt in ihr, so fand damals in der griechischen Religion nur der Spezialist Glauben. Aber mit Asklepios konkurrierten sehr die orientalischen Götter, die mehr und mehr bei den Griechen Beifall fanden; zumal Isis wurde beliebt. Auch das Element des Geheimnisvollen zog dabei das Publikum an. Für die Gebildeten ersetzten die Philosophenschulen die offizielle Religion. Aber die damals herrschenden Schulen, die Akademie Platons und das Lyceum des Aristoteles, waren nicht populär genug, um vielen zu nützen. Das geschah bald darauf durch andere Schulen, von denen alsbald die Rede sein wird.



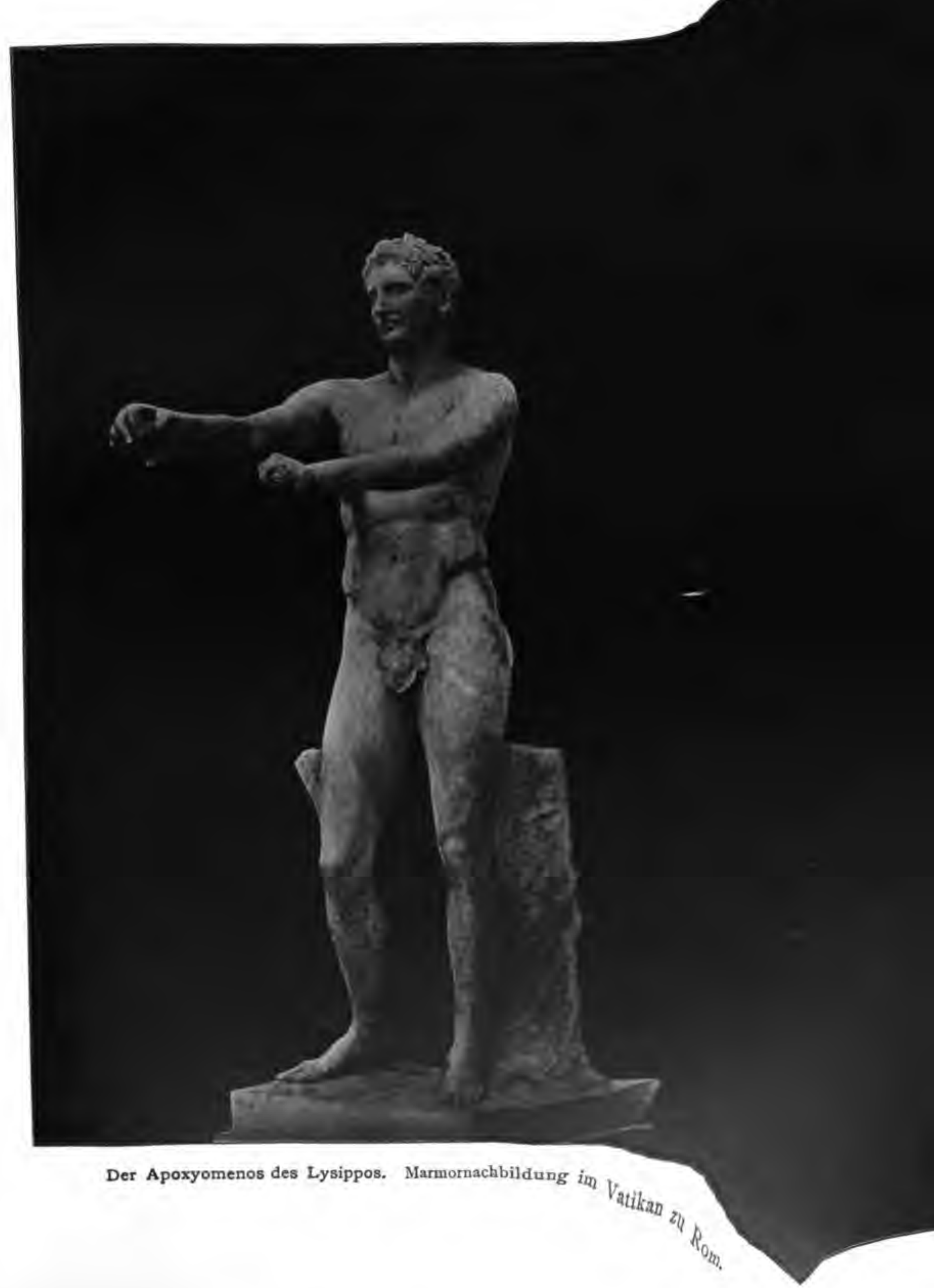
Kopf des Hermes von Praxiteles.

Nun zur Litteratur und Kunst. Sprechen wir zuerst von der letzteren, die mehr in die Augen Fallendes geleistet hat. In der Architektur herrscht jetzt der jonische Stil, dessen Sitz nunmehr gerade so Kleinasien ist, wie der des dorischen in seiner Blütezeit das eigentliche Griechenland und der Westen gewesen war (Athen, Phigalia, Pästum, Syrakus, Akragas, Segesta, Himera). Der Tempel der Artemis in Ephesus wurde nach dem grofsen Brande von 356 prachtvoll wieder aufgebaut, und von diesem Bau hat man noch Überreste, unter denen

mit Bildwerken geschmückte Säulen hervorragen. Es wären noch andere Tempelreste zu nennen, wenn wir ausführlicher sein könnten; so mufs nur auf eins der sogenannten Wunderwerke der Welt hingewiesen werden, auf das Mausoleum in Halikarnafs, das Grabmal des Königs Mausolos von Karien, ein Bau, aus drei Teilen bestehend, im ganzen 140 Fufs hoch, einem hohen Unterbau, einem tempelförmigen Gebäude darüber und einer Pyramide auf dem Tempel mit einer Statue des Königs auf der Spitze. Schön war das Ganze nicht, aber grofsartig; die Aufgabe war eben zu klein für den Kunstaufwand. Für den Ausdruck der Trauer der Witwe um den Verlust des geliebten Mannes, der schliefslich im öffentlichen Leben nur ein kleiner Tyrann unter fremdem Schutze gewesen war, ist ein so anspruchsvolles Gebäude zu viel. Wie hoch sollte dann das Grabmal eines wirklichen Königs und grofsen Feldherrn oder Staatmannes werden? Gröfser und begründeter ist der Ruhm der damaligen Skulptur. Hier stehen im Vordergrunde zwei berühmte Meister, Praxiteles und Skopas. Wenn man sich von dem ersten bereits durch die



Erostorso. (Nach Praxiteles). Vatikan.



Der Apoxyomenos des Lysippos. Marmornachbildung im Vatikan zu Rom.

Nachrichten der Alten eine so klare Vorstellung machen konnte, dafs eine Anzahl von erhaltenen Statuen als der Weise des Praxiteles entsprechend haben erkannt werden können, so ist doch die Kenntnis dieses Meisters durch die glückliche Auffindung eines Originalwerkes desselben in erfreulicher Weise auf noch bessere und sichere Basis gestellt worden. Es ist der allbekannte Hermes mit dem Bakchosknaben, der im Heratempel von Olympia an der Stelle, für die ihn der Künstler gearbeitet hatte, gefunden worden ist. Wir haben nun deutlich gesehen, dafs die Anmut, welche nach dem Berichte der Alten das charakteristische Merkmal der Werke dieses Künstlers war, ihm wirklich eigen war; dieselbe Anmut zeichnete seine Jünglingsgestalten, besonders Apollostatuen und seine Statuen der Aphrodite aus. Bei Skopas dagegen liegt die Sache nicht so einfach und nicht so gut. Nachrichten über Werke von ihm sind aus dem Altertum allerdings manche erhalten, Überreste aber wenige. Von den Skulpturen des Tempels von Tegea, die von ihm waren, sind nur unbedeutende Reste vorhanden, und ob die Niobegruppe im Original von Praxiteles oder von Skopas war, das war schon im Altertum zweifelhaft. Diese Figuren gehören zu dem Schönsten der vollständig ausgebildeten griechischen Bildhauerkunst. Dagegen haben wir eine



Apollon Sauroktonos von Praxiteles. (Vatikan).

grofse Zahl von kleinen handwerksmäfsig gearbeiteten Bildwerken, die im Stile jener Zeit sind, speziell des Praxiteles: die so berühmt gewordenen Frauenfiguren, welche neuerdings in grofser Zahl in Tanagra ans Tageslicht getreten sind. Ähnlich arbeitete man damals auch anderswo in griechischen Landen, in Kleinasien und in Sizilien. Von der Malerei jener Zeit können wir uns keine Vorstellung mehr machen: Zeuxis und Parrhasius sind für uns nur Namen; Anekdoten, welche die Naturwahrheit ihrer Gemälde illustrieren sollen, beweisen nichts. Wenn Parrhasius den athenischen Demos in einem Gemälde so personifizierte, dafs alle Fehler, die er hatte, an ihm zu erkennen waren, so hat er keinesfalls ein künstlerisch wertvolles Werk hervorgebracht; denn die Lösung einer solchen Aufgabe ist unmöglich, ohne in frostige Allegorie zu verfallen.



Aphrodite. (Vatikan). Nachbildung der knidischen Statue des Praxiteles.

Wenn wir uns jetzt zur Litteratur wenden, so ist zunächst eine allgemeine Bemerkung zu machen. Bei den Griechen war es wie bei uns, das Bedürfnis entschied über die Produktion. Es gab Zeiten, in denen Poesie Bedürfnis war, da wurde viel gedichtet, andere, in denen man Prosa wünschte -- da schrieben die Meisten in Prosa. In der Poesie selbst entspricht das Angebot der Nachfrage. Damals wollte in Griechenland niemand viel vom Epos wissen, wenig auch von der Lyrik; so wurden fast keine Epen, wenig Lyrik geschrieben. Die zeitgemäfse Poesie war die dramatische. Aber Grofses ward auch hierin damals nicht geleistet. Die Zeit der Tragödie war vorüber; das Lustspiel gefiel, aber seine Art und Weise änderte sich, und die Änderung war damals noch nicht vollendet; die Komödie der ersten Hälfte des 4. Jahrhunderts kann hier um so weniger besprochen werden, da fast nichts von

ihr übrig ist. Es bleibt die Prosa, und da herrscht neben der Redekunst die reine Wissenschaft. Demosthenes und Aristoteles haben genau zu gleicher Zeit gelebt, geboren 384, gestorben 322. Und es giebt keine gröſseren Gegensätze als diese beiden. Bei jenem alles Form, Schein, Suchen des augenblicklichen Effektes — erklärlich durch den Zweck der Reden, die stets eine sofortige, entweder richterliche oder politische Entscheidung herbeiführen sollten; bei diesem alles Sachlichkeit, Darstellung des Wirklichen, denn bei Aristoteles handelte es sich um das, was war oder gewesen war, nie um das, was nach seinem Wunsche sein oder herbeigeführt werden sollte. Mit Aristoteles tritt die reine Wissenschaft in Griechenland auf den Schauplatz, und in einer unerhört grofsartigen Weise. Deshalb, und weil die Griechen sonst besonders in dem nicht ganz unbegründeten Rufe stehen, nur das Schöne erstrebt und erreicht zu haben, ist ein genaueres Eingehen auf die Leistungen des Aristoteles hier nützlich.



Mediceische Venus.
(Florenz).

Aristoteles war 384 in der kleinen Stadt Stagira in der thrakischen Chalkidike geboren; sein Vater war Arzt und Freund des macedonischen Königs Amyntas II. Um 367 ging er nach Athen, wo er den Unterricht der Platonischen Akademie genofs, zuerst nicht des Platon selbst, der noch im Westen weilte, sondern der Schüler desselben, und auch des Isokrates, von dem er Rhetorik lernte. Zwanzig Jahre blieb er so, studierend und die Grundlagen seiner eigenen Ansichten legend, in Athen; als aber Philipp von Macedonien sich immer mehr als Feind Athens enthüllt hatte, gingen 347 Aristoteles und sein Freund Xenokrates aus Athen fort und lebten drei Jahre lang in Assos in Mysien, dann auf der Insel Lesbos, auch kurze Zeit wieder in Athen. 343 berief ihn König Philipp an seinen Hof, um die Erziehung



Marsyas nach Myron. (Rom, Lateran).

seines Sohnes Alexander zu übernehmen. Dafs Aristoteles dem Rufe gern folgte, entsprach sogar dem Sinn seines Lehrers Platon, der ja ebenfalls das Glück der Menschheit von gut gearteten und gut erzogenen Fürsten erwartet hat, und niemals wohl hat ein solcher Lehrer einen solchen Schüler gehabt, wie der gröfste Denker seiner Zeit, Aristoteles, den gröfsten Fürsten, Alexander. Man kann freilich nicht sagen, dafs Aristoteles je einen beson-



Niobe mit der jüngsten Tochter. (Florenz).

deren Einflufs auf Alexander ausgeübt habe, seit dieser erwachsen war; aber dafs das gediegene Wissen des Königs durch den Unterricht des Philosophen, wenn derselbe auch zunächst sich auf Litteratur bezogen haben mufs, im höchsten Grade gefördert worden ist, kann nicht beweifelt werden. Man hat

hehauptet, sie seien mit einander entzweit gewesen, und Alexander hat einen nahen Verwandten des Aristoteles, den Kallisthenes, der ihn nach Asien begleitete, schlecht behandelt; aber das ist auch das einzige, was zu jener Annahme Veranlassung geben könnte. Im Gegenteil weifs man, dafs Alexander dem Aristoteles selbst trotzdem stets gewogen blieb, und wenn es auch nicht wahr sein mag, dafs er ihm 800 Talente zur Beschaffung der Hülfsmittel für seine naturwissenschaftlichen Forschungen geschenkt habe, so hat er jedenfalls diese Studien wesentlich unterstützt. 335 ist Aristoteles nach Athen zurückgekehrt, wo er seine Schule, die sogenannte peripatetische, im Lyceum, dem Heiligtume des Apollon Lykeios, bis zum Jahre 323 geleitet hat. Da starb Alexander und Aristoteles ging nach Euböa, wo er 322 gestorben ist. Aristoteles bildet, wie Gercke in seinem Aufsatze über ihn in Pauly-Wissowa sagt, den Höhepunkt universaler hellenischer Wissenschaft. „In dem von Sokrates und auch von Platon stiefmütterlich behandelten naturwissenschaftlichen Gebiete sah Aristoteles den Hebel, zu einer festen Grundlage von Thatsachen durchzudringen, und so verschmolz er die naturwissenschaftliche Richtung eines Demokritos mit der Platons — er ging aber noch über Demokritos erheblich dadurch hinaus, dafs er die beschreibenden Naturwissenschaften heranzog, womit sich bis auf die Zeit Platons nur Praktiker abgegeben hatten. Erst dadurch wurde der Kreis geschlossen zu einem gewaltigen encyklopädischen Forschungs- und Wissensgebiete.“ (Gercke). Die Sammlung von Notizen für seine wissenschaftlichen Zwecke bewerkstelligten natürlich zumeist seine Schüler und Freunde, unter denen Theophrastus der



Amazone des Polyklet. (Berlin).

bedeutendste war, daneben Eudemus, Aristoxenus, Dicäarchus u. a. m. Aber Aristoteles hat auch nicht alles, was er gefunden hatte, selbst vollständig ausgearbeitet, vieles hat er den genannten Männern überlassen, die im ganzen im Sinne des Meisters, jedoch mit grofser Selbständigkeit die einzelnen Materien bearbeitet haben, z. B. Theophrastus die Pflanzenkunde, Aristoxenus die Musik, Dicäarchus die Staatswissenschaften. Das ist das Merkwürdige an Aristoteles, dafs er für das Einzelne ebenso Sinn hatte wie für das Allgemeine, dafs er in den speziellen Wissenschaften ebenso grofs war, wie in der Wissenschaft der letzten Gründe, der Metaphysik, der reinen Philosophie. In erster Hinsicht hat er an Alexander von Humboldt einen Nebenbuhler gefunden, aber dieser vereinigte nicht mit der Kenntnis der



Amazone im Kampfe gefallen. (Neapel).

Natur das philosophische und historische Wissen wie Aristoteles, der in dieser Beherrschung alles Wifsbaren absolut allein in der Kulturgeschichte dasteht. Und er war dazu, was die Hauptsache ist, gründlich, ja schöpferisch in allem. Die Logik, deren Auslegung bis vor kurzem noch das gesamte wissenschaftliche Leben von deutschen Professoren ausfüllte, hat Aristoteles geschaffen, gleichsam als Nebenarbeit; die Metaphysik hat von dem von ihm geschriebenen Buche über diese Grundlage der Philosophie sogar den Namen; seine Poetik beschäftigt noch jetzt Theoretiker und Praktiker der Dichtkunst; in der Ethik ist er durchaus originell; in der Politik streitet man sich noch um die Bedeutung seiner Definition der Staatsformen. Seine Sammlung von 158 Verfassungen verschiedener Städte ist leider nicht mehr vorhanden, aber die kürzlich auf einem ägyptischen Papyrus gefundene

Verfassung der Athener zeigt den Reichtum seiner Kenntnisse auch in dieser Hinsicht; von seinen naturwissenschaftlichen Schriften nenne ich nur die Meteorologie und die Tierbeschreibung. Ich verbreite mich so ausführlich über Aristoteles, weil ich zeigen möchte, dafs die Griechen auch in dem,



Ruhender Hermes. Bronzefigur. (Neapel).

was die neueste Zeit am meisten schätzt, in der exakten Forschung, Grofses geleistet haben. Da wird es denn allerdings wenig bedeuten, was an sich doch viel ist, dafs das ganze Mittelalter ihn als den Fürsten der Wissenschaft verehrte, aber mehr schon, dafs auch unsere Zeit sich mit ihm vielfach beschäftigt. Es ist doch etwas Grofses, dafs der Stagirit noch über

2000 Jahre nach seinem Tode für viele Wissenschaften immer noch ein belebendes Element ist, und man sich noch Mühe geben mufs, zu beweisen, dafs die Aristotelische Einteilung der Staatsformen: Monarchie, Aristokratie und Demokratie nicht mehr absolut mafsgebend für uns ist, was eigentlich selbstverständlich sein sollte! Am Schlusse der Geschichte des unabhängigen Griechenlands steht die Gestalt seines gröfsten Gelehrten, des Aristoteles, des Vertreters der besten Eigenschaften der Griechen; an der Schwelle der nicht schöneren, nicht edleren Zeit steht die des glänzendsten Kriegers des Altertums, des Macedoniers Alexander.

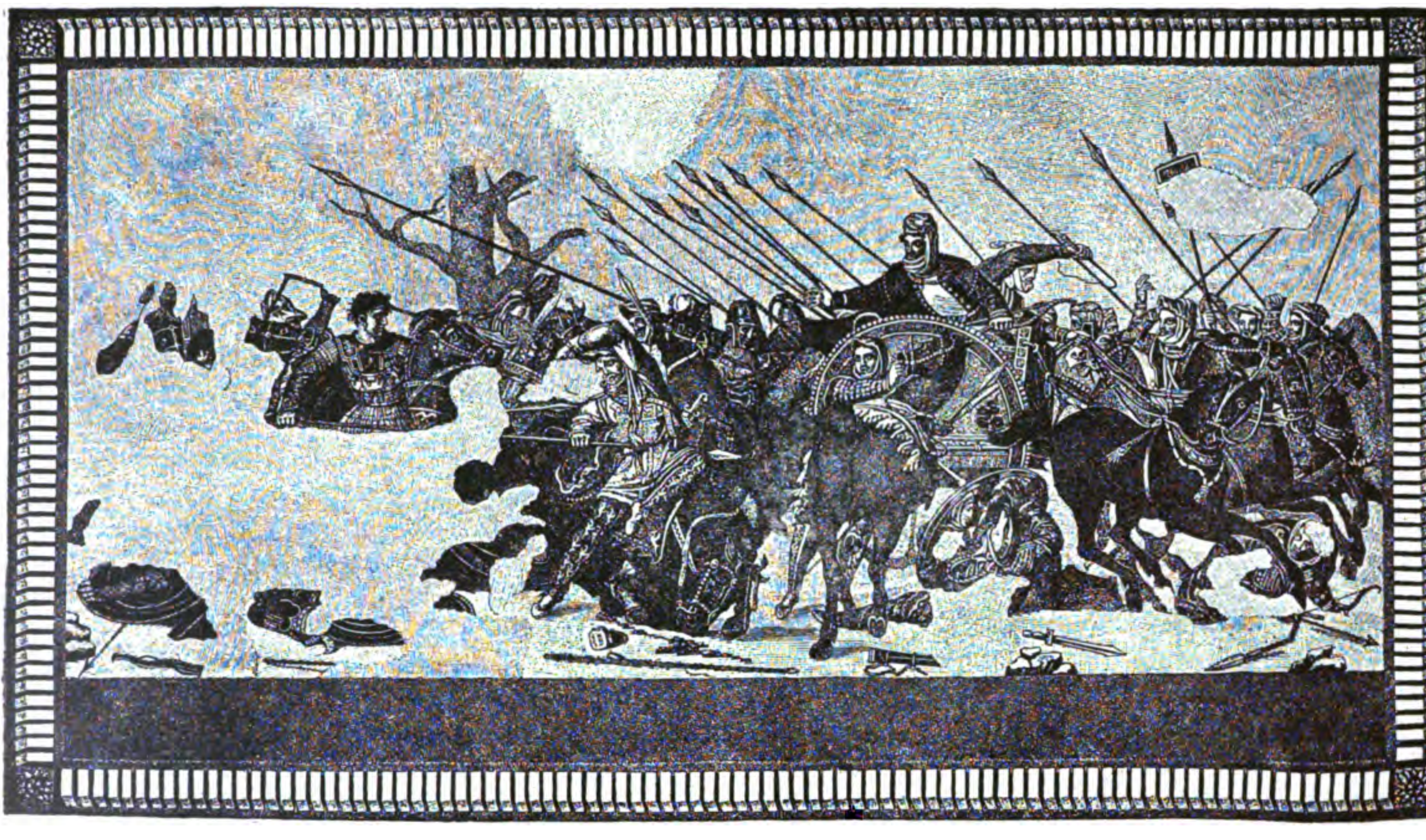
Alexander der Grosse. Apelles. Lysippos. Die Sarkophage von Sidon.



Kopf eines Leidenden.
(Alexander der Grosse?)

Alexander hat Unerhörtes, fast Unglaubliches geleistet; er ist nicht nur ein Eroberer gewesen, wie es kaum einen zweiten gegeben hat — er hat auch Dauerndes geschaffen auf den Trümmern des Vernichteten. Zwar nicht politisch, denn sein Reich ist sofort nach seinem Tode zerfallen, wohl aber geistig, denn er hat das von ihm vertretene Griechentum hingetragen bis nach Indien und fast überall im Bereiche des weiten persischen Reiches Sitze griechischer Bildung gegründet, die sich lange erhalten haben. Wenn wir sein kulturhistorisches Werk richtig würdigen wollen, so haben wir zweierlei zu beachten: 1. Seine Persönlichkeit, 2. den Zustand des von ihm bekämpften Gegners. Ich beginne mit dem zuletzt Genannten. Das persische Reich

war seit langer Zeit in Verfall begriffen. Seit dem Ende des 5. Jahrhunderts v. Chr. hielt es sich nur mit Mühe zusammen. Schon damals hätte Cyrus der Jüngere seinem Bruder Artaxerxes mit Hülfe seiner griechischen Söldner das Reich entrissen, wenn Cyrus ein wirklicher Feldherr gewesen wäre und nicht das, was diese gut gemacht, selbst verdorben hätte. Seitdem hielt sich das kolossale Reich nur durch die Zwietracht der Griechen und durch die Hülfe griechischer Mietstruppen. Zuletzt haben nur die Rhodier Mentor und Memnon in der Verteidigung des persischen Reiches noch die Ehre der persischen Waffen gerettet. Die Griechen Kleinasiens mufsten Persien Tribut zahlen, waren aber im Innern ziemlich frei. Aber Einflufs hatte der König von Persien in Griechenland trotz aller seiner militärischen Schwäche doch durch die Macht seines Goldes; hat er doch den sogenannten Antalcidischen Frieden diktiert. Wie leicht angreifbar Persien war, hat dann Agesilaos gezeigt. Aber das kolossale Reich stürzen, war doch eine andere Sache, als es in Kleinasien besiegen. Dazu gehörte eine Persönlichkeit, wie die Alexanders. Der war ein Mensch, wie in der Geschichte nur wenige aufgetreten sind: tapfer, klug, rechtschaffen, voll Begeisterung, leicht zum Zorne gereizt, leicht zum Verzeihen zu bewegen. Er war kein Politiker im gewöhnlichen Sinne des Wortes, während sein Vater Philipp einer der gröfsten Politiker gewesen war, die es überhaupt gegeben hat. Er war aufrichtig und wahrheitsliebend, ein guter Sohn und treuer Freund. Jähzornig war er, und er hat im Jähzorn Schlimmes begangen, aber dann hat er auch ebenso leidenschaftlich bereut. Alles Gemeine lag ihm fern; freilich betrank er sich leicht, zu seinem eigenen gröfsten Schaden, aber das war ein Fehler der macedonischen Vornehmen überhaupt. Er hat eine ungewöhnliche Arbeitslust und Arbeitskraft bewiesen, und für sein Heer und sein Reich dadurch Grofses geleistet. Seine Stellung zu seinem Heere war einzig; er konnte ihm das Äufserste zumuten, weil er selbst mit seiner Person überall eintrat, er konnte mit ihm schmollen, er konnte ihm im Notfall nachgeben, ohne an Ansehen einzubüfsen, kurz, er war seinen Soldaten König, Vater und Bruder zugleich. Im Felde hatte er das eine, richtige Prinzip, auf einen, den entscheidenden Punkt, alle Kräfte zu konzentrieren und bei Persern, die von Kriegskunst nichts verstanden, konnte er eine zehnfache Überzahl überwinden. Die Besiegung der Inder ist ihm schon schwerer geworden. Durch seine Persönlichkeit hat er auch die Perser und alle anderen Völkerschaften des persischen Reiches gewonnen; nur Griechen oder Macedonier scheinen überhaupt gegen ihn Verschwörungen gemacht zu haben, Perser nicht. Äufserlich stellte er sich zuletzt als den orientalischen Fürsten hin, innerlich



Die Alexanderschlacht. Mosaik aus Pompeji.

ist er immer Grieche geblieben. Das hat er unter anderem durch die zahlreichen Kolonien gezeigt, welche er in verschiedenen Teilen der von ihm eroberten Länder angelegt hat und deren Bewohner aus Macedoniern und Griechen bestanden, deren Sprache aber immer die griechische war, wie denn überhaupt von jetzt an die Macedonier als Griechen betrachtet wurden, was freilich schon ihre Namen zeigen, die rein griechisch sind, höchstens von etwas altertümlichen Formen. Nach Plutarch hat Alexander 70 Städte gegründet, von denen sehr viele seinen Namen trugen. Von dem ägyptischen Alexandrien spreche ich später. Viele Städte dieses Namens lagen im äufsersten Osten, in dem sich ja Alexander besonders lange aufgehalten hatte, (in Baktrien und Sogdiana, den Gegenden am Oxus und Jaxartes) und woher seine Gattin Roxane stammte. Ich nenne Alexandria, Merw am Murghâb, Alexandria am Kaukasus (dem indischen), nördlich von Kabul, Alexandria eschate (d. h. die äufserste), Chodschend, Alexandria am Akesines Wusirabad, Alexandria an der Mündung des Tigris. Alexander wollte die Barbaren civilisieren; sie sollten in Städten wohnen. Ich erlaube mir jetzt noch, hier die kurze Charakteristik Alexanders am Ende des XVII. Kap. meines 3. Bandes der griechischen Geschichte wiederzugeben, die auch anderswo wiedergegeben ist und also den Beifall mancher gefunden zu haben scheint. (S. 452). „Alexander der Grofse war eine Anomalie im 4. Jahrhundert. Seine Zeit liebte das Reden, er handelte; sie zweifelte stets und appellierte gern an die kleinlichen Seiten der menschlichen Natur, er glaubte, rechnete auf den edlen Kern im Menschen und fuhr gut dabei. Die Verbindung von fast kindlichem Vertrauen mit männlicher Thatkraft, von scharfer Überlegung mit ungemeiner Schnelligkeit im Handeln, von vollendeter geistiger Bildung und Liebe zu Kunst und Wissenschaft mit entschiedener Begeisterung für das Kriegsleben und grofser Begabung für die Verwaltung eines Reiches, dies alles macht ihn zu einer nicht blofs in der griechischen Geschichte einzig dastehenden Persönlichkeit. In ihm hat sich das gesamte griechische Wesen gewissermafsen verdichtet. Er repräsentiert Griechenland in seiner gesamten zeitlichen Ausdehnung. Denn es ist in ihm ebenso viel von Achill wie von Epaminondas; er hat sogar einiges vom Geiste des Perikles: die politische Einsicht und die Liebe zum Schönen und Wahren. In ihm hat noch mehr als in Alkibiades „die Natur gezeigt, was sie vermochte“, und er hat nicht wie Alkibiades die Gaben verschwendet; er hat, gekräftigt durch eine gute Erziehung, welche dem Alkibiades fehlte, dieselben zu Grofsem zu verwenden gewufst, und in seinem kurzen Leben wenigen geschadet, vielen genützt“.

Was von der Bildung jener Zeit zu sagen ist, schliefst sich eng an Alexander an; er war der Mittelpunkt aller Bestrebungen, freundlich oder feindlich; alles bezog sich auf ihn. Hier ist nur noch von der bildenden Kunst zu reden, die in den beiden gröfsten Vertretern der Skulptur wie der Malerei Männer zeigt, die in den engsten Beziehungen zu Alexander standen. Am wenigsten können wir natürlich von dem Maler sagen, von Apelles. Er war ein Jonier aus Ephesus oder Kolophon. Er malte schon in Pella, der Residenz Macedoniens, zur Zeit Philipps, dann besonders in Ephesus,



Paris-Alexandros vor Helena. Wandrelief. (Neapel).

und diente dem Alexander, der für ein Porträt von Apelles 20 Talente gezahlt haben soll (etwa 90000 Mark). Nach Alexanders Tode beschäftigte er sich auch mit anderen Gattungen; er malte z. B. mythologische Gegenstände. Mehr weifs man von dem Charakter der Skulptur des Lysippos, eines Sikyoniers, der ein äufserst fruchtbarer Künstler war — ihm wurden über 1500 Werke zugeschrieben. Er war der Darsteller des kräftigen, männlichen Körpers. Er schuf Götterbilder, auch kolossale Bilder von Heroen, endlich machte er Porträts, besonders des Alexander, der nur von

erwählt hatten. Die Herrscher der gröfsten und wesentlichsten Länder blieben in dem allgemeinen Gemetzel übrig. Es hatte sich anfangs ein Reich Thracien gebildet (Lysimachos), aber dies verschwand; eine thracische Gruppe von Provinzen war ja auch ohne Existenzberechtigung. Auch ein Reich Kleinasien (Antigonus) hatte keine Berechtigung zur Existenz, weil



Orpheus und Euridike. Relief. (Neapel).

Kleinasien eine ethnographisch zu bunte Zusammensetzung und geographisch keine innere Einheit hatte. Fest blieben die Reiche Aegypten und Macedonien, und es kam hinzu ein grofses Reich, das sich Syrien nannte und das ganze asiatische Stück des Alexanderreiches, also das alte persische Reich, dem Anspruche nach, in Wirklichkeit freilich fast nie auch nur die Hälfte umfafste. Die Begebenheiten, um die es sich hier handelt, sind folgende.

Zuerst vertritt Perdikkas die Einheit des Reiches, d. h. er will es allein beherrschen, aber die anderen Feldherren wollen seine Autorität nicht anerkennen und er wird beim Versuche, Ägypten zu erobern, ermordet, 321. An ihn hatte sich der Grieche Eumenes angeschlossen, gegen den sich nun der Hafs der Feldherren wendet. Er hält sich tapfer, aber er ist kein Macedonier und alle Macedonier bekämpfen oder verraten ihn; er wird 316 hingerichtet. Sein Besieger Antigonus wird der erste Mann in Asien, während Macedonien in der Familie des Antipater bleibt und Ptolemäus sich in Ägypten hält. Kassander, der Herrscher von Macedonien, bringt 310 den kleinen König Alexander und dessen Mutter Roxane um; 309 auch noch den letzten Sohn Alexanders des Grofsen, den Herakles, und damit ist das

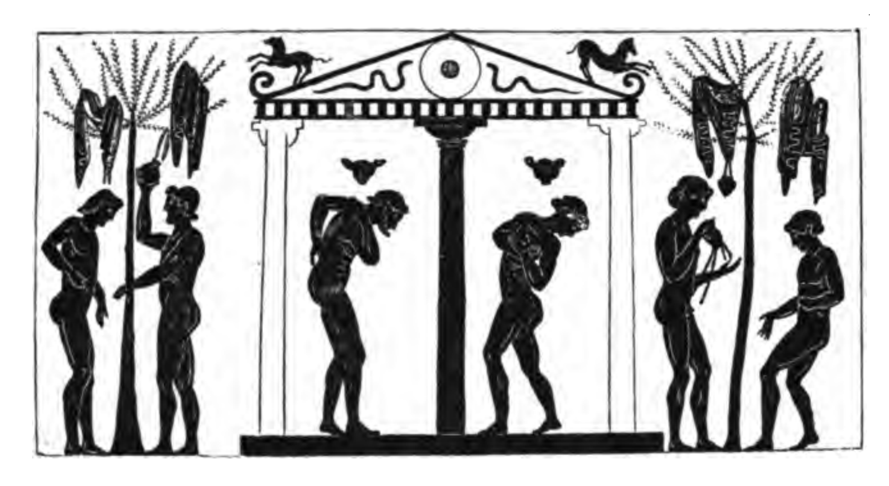


Griechische geschnittene Steine.

letzte Hindernis weggeräumt, dafs die Feldherren sich selbst Könige nennen können, was sie denn auch 306 thun. Die Kriege unter ihnen, besonders zwischen Antigonus und dessen Sohn Demetrius einerseits und Ptolemäus, sowie Kassander andererseits, dauern mit Wechselfällen fort, bis 301 in der Schlacht bei Ipsos Lysimachus und Seleukus, der sich in Babylonien festgesetzt hatte, Antigonus und Demetrius besiegen und den ersteren töten. So verschwindet das phrygische Reich (das Centrum der Macht des Antigonus war Phrygien gewesen); Seleukus nimmt den gröfsten Teil von Kleinasien und herrscht nun vom Halys bis Indien; Ptolemäus, der vorsichtigerweise nicht mit gegen Antigonus ausgezogen war, behält, was er hat. 281 wird dann Lysimachus von Seleukus besiegt, welcher dadurch sein Reich bis nach Europa hinein ausdehnt. So bleiben die drei Reiche: Macedonien

(Europa), Syrien (Asien) und Ägypten (Afrika) übrig; aber nur das letztere erfreut sich einer ungestörten Existenz. Um Macedonien streiten sich beständig Prätendenten, bis 277 Antigonus Gonatas, Sohn des Demetrius Poliorketes, es nimmt, und in seiner Familie bleibt es bis 167. Das syrische Reich übernimmt des ermordeten Seleukus Sohn, Antiochus, und es besteht, bis die Römer ihm durch Pompejus ein Ende machen. Das Reich der Ptolemäer besteht bis 30 v. Chr. Aber das Reich der Seleuciden hält sich nur durch beständiges Aufgeben von einzelnen Stücken, von Indien bis zum Hellespont; es war so grofs, dafs man ihm 200 Jahre lang etwas nehmen konnte, bis es ganz zerstückelt war. Im Osten bilden sich ganz neue Reiche von halb griechischem Charakter, das indische und das baktrische Reich, dann ein rein orientalisches, das Reich der Parther; in Kleinasien entsteht in Mysien das pergamenische Reich, ein rein griechischer Staat, und eine Anzahl einheimischer Reiche, Kappadocien, Bithynien, Pontus. Die Seleuciden haben zuletzt nur noch Syrien. Daneben existieren in Kleinasien und auf den Inseln griechische Republiken, von denen die mächtigste Rhodus ist. Im eigentlichen Griechenland herrscht bei den Griechen Freiheit, soweit die macedonischen Könige nicht versuchen, die Republiken zu knechten, wogegen sich dieselben durch feste Bundesgenossenschaften schützen, eine früher noch nicht dagewesene politische Gestaltung. Es handelt sich hier um den achäischen und den ätolischen Bund, von denen noch die Rede sein wird. Diese Bünde bieten dann Rom die Handhabe der Einmischung in die griechischen Angelegenheiten. Zunächst aber haben noch die Macedonier und die Könige von Syrien direkt mit Griechenland zu thun. Der macedonische König Antigonus Doson vernichtet die spartanische Macht bei Sellasia 222, und wenn er nicht alsbald gestorben wäre, wäre Griechenland eine macedonische Provinz geworden. So blieb es noch eine Zeitlang frei. Philipps Versuch, in dem sogenannten Bundesgenossenkriege die Griechen des Mutterlandes zu unterjochen, hatte keinen Erfolg, und bald mufste er, der die asiatischen Griechen mit unerhörter Frechheit behandelte, vor den Römern, denen er in seiner Thorheit ebenso frech zu imponieren suchte, die Segel streichen. Sein Reich wurde 197 durch die Schlacht bei Cynoscephalä gedemütigt und der Griechenfreund T. Quinctius Flamininus ordnete zu Korinth 196 die griechischen Angelegenheiten. Als dann nach Macedoniens Königen der von Syrien, Antiochus III., die Macht zu haben glaubte, in Griechenland trotz Rom den Herrn zu spielen oder, wie man zu sagen pflegte, Griechenland zu befreien, warf ihn der leichte Sieg der Römer bei Magnesia 190 hinter den Taurus zurück und auch die Ätoler mufsten

Roms Macht fühlen. Dann folgte noch die Vernichtung Macedoniens infolge der Fehler des Königs Perseus, durch Ämilius Paullus 168, und als nunmehr der achäische Bund die Fahne der Freiheit gegen Rom erhob, auch seine Vernichtung durch Mummius. Griechenland, dem Namen nach frei, wurde jetzt thatsächlich von Rom abhängig. Dasselbe Jahr 146 sah auch den Untergang Karthagos, das so lange die Griechenwelt des Westens in Schach gehalten hatte und nur Rom unterliegen sollte. Unteritalien war schon infolge des Krieges Roms gegen Pyrrhus von Epirus römisch geworden, Sicilien durch den ersten punischen Krieg, bis auf Syrakus, das noch eine Zeitlang unter Hieron II. unabhängig, mit Rom verbündet blieb, dann infolge seines Abfalls zu Karthago im zweiten punischen Kriege durch Marcellus ebenfalls



Bad im Gymnasion. (Vase in Leyden).

römisch wurde. Ein Wiedererwachen des griechischen Wesens zeigt sich nur im Orient zur Zeit des Mithradates, aber der damalige Kampf Athens gegen Rom war unglücklich und nun wurde eine Landschaft nach der andern auch in Kleinasien römisch. 133 war bereits das pergamenische Reich durch Testament des letzten Attaliden römisch geworden; Bithynien, Pontus u. s. w. folgten und 30 v. Chr. ward auch Ägypten römisch. So waren in Europa, Asien und Afrika die hauptsächlichsten aus dem Reiche Alexanders hervorgegangenen Staaten ins römische Reich aufgegangen, und Griechenland selbst wurde ebenfalls bald unter römische Verwaltung gestellt.

In den soeben mitgeteilten Thatsachen tritt als besonders wichtig eine hervor, die Bildung von Bünden, des achäischen und des ätolischen. Damit ist die Schranke überschritten worden, welche das Staatswesen der

Griechen zu einem so einseitigen machte, die Eigentümlichkeit des auf eine Stadt und ihr kleines Gebiet beschränkten Staates. Was war in einer Zeit, in der grofse Monarchen mit grofsen Republiken um die Herrschaft stritten, von Staaten zu leisten, die nach altgriechischem Herkommen höchstens 30,000 Bürger (wenn das je der Fall war) zählten und ein Gebiet wie Attika, oder Lakonien und Messenien zusammen? Zwar hatten Athen und Sparta versucht, gröfsere Bündnisse zu bilden, aber stets mit unbedingter Herrschaft der gröfsten Stadt, Athens oder Spartas; es war mehr oder weniger ein athenisches oder spartanisches Reich geworden, und diese Reiche waren gescheitert; das athenische im peloponnesischen Kriege, das spartanische bei Leuktra



Griechisches Trinkgelage. (Vasenbild. Nach Schreiber).

und Mantinea. Wie war es, wenn man jetzt Bünde mit Gleichbrechtigung der Mitglieder versuchte? Das konnten nur kleine Staaten thun; Athen, Sparta und Theben konnten ihrer Vergangenheit nach nicht in ein solches Bündnis eintreten. Aber Achäer und Ätoler konnten es, und damals haben sie es versucht und nicht ohne Glück. Unter ihnen war keine Gemeinde, welche über alle anderen einen wirklichen Vorrang und somit wirkliche Vorrechte beanspruchen konnte. Die Voraussetzung des Gelingens eines solchen Unternehmens war das regelmäfsige Zusammentreten von Bundesrat oder Bundesversammlung und diese konnten, wenigstens der erste, nur einen repräsentativen Charakter haben; seine Beschlüsse mufsten die einzelnen Staaten binden. Das war ganz neu; so etwas war in Griechenland noch nicht vor-

gekommen. Somit ist die Existenz von Bünden, ganz analog dem der nordamerikanischen Union oder der Schweiz, eine wichtige kulturhistorische Thatsache, denn sie zeigt eine Reife des Urteils, die nicht gewöhnlich war: Verzicht des einzelnen Staates auf die Möglichkeit, in allen Fällen nur dem eigenen Willen zu folgen. Dafs die Griechen nun nicht haben einen Schritt weiter gehen können, indem sich die beiden Bünde zu einem einzigen Bunde verschmolzen hätten, der dann auch Athen und Sparta umfafst hätte, daran ist das Wiederaufleben Griechenlands gescheitert. Immerhin hat Griechenland, wie wir hier sehen, noch in macedonischer Zeit einen neuen Fortschritt auf dem Gebiete der theoretischen und praktischen Politik, die doch auch ein wichtiges Kulturelement ist, gemacht; es ist über die Theorien des



Kunstreiter. Vasenbild aus Kameiros.

grofsen Aristoteles, der von Bünden und von repräsentativer Verfassung noch nichts ahnt, hinausgegangen und das ist doch viel. Wenn in dieser Weise auf republikanischer Seite bei den Griechen in einer Hinsicht wenigstens ein grofser Fortschritt zu verzeichnen ist, wie steht es mit der macedonischen Seite, den Königen, in Hinsicht auf die Politik? Haben sie es verstanden, auch einmal das Sonderinteresse vor dem allgemeinen Interesse zurücktreten zu lassen? Diese Fragen führen uns zu einer interessanten kulturhistorischen Betrachtung, welche Republiken und Könige jener Zeit betrifft. Manche gelehrte Kenner des griechischen Altertums haben behauptet, dafs im zweiten Jahrhundert v. Chr. die Griechen nicht blofs politisch von ihrer alten Höhe herabgesunken gewesen seien, sondern auch sittlich tief gefallen; Nichtsthun und Luxus seien die einzigen Dinge gewesen, um die sich die Nachkommen

des Themistokles und Leonidas gekümmert hätten. Wenn sie fähig gewesen sind, Staatenbildungen zu ersinnen und durchzuführen, an die selbst ein Aristoteles nicht gedacht hatte, so beweist das schon das Gegenteil; aber freilich kamen diese nützlichen Sachen besonders den früher in der Kultur zurückgebliebenen Griechen in den Sinn, den Ätolern und den Achäern. Man spricht, wenn man so scharf urteilt, wie wir soeben gesehen haben, besonders von Athen und von Sparta. Von Sparta ist das nun nicht wahr; Beweise dafür sind Agis und Kleomenes; aber dafs es auch von Athen nicht gilt, das haben manche Kämpfe der Athener zur Erlangung ihrer Freiheit vom macedonischen Joche bewiesen, die hier nicht erzählt werden können, und ganz falsch ist es, wenn man gesagt hat, die Westgriechen in Italien



Griechische geschnittene Steine.

und Sicilien, die von Tyrannen gepeinigt waren, seien kräftiger und weniger verweichlicht gewesen. Im Gegenteil, sie waren es viel mehr, eben infolge der Tyrannenherrschaften. Man darf also der Demokratie nicht die Schuld an der Verderbnis der Griechen geben, wie manche gethan haben, die von Aristides über Perikles und Kleon zu den Staatsmännern des vierten und dann des dritten Jahrhunderts eine absteigende Skala annehmen, unterbrochen nur durch die edle Gestalt des Demosthenes, der keineswegs ein durchaus edler Mann war. Dafs die Demokratie stets schlimme Folgen habe, ist heutzutage immer noch ein Aberglaube von manchen Gelehrten; sie ist im Gegenteil in einem gebildeten Volke, das nicht durch längeren Despotismus verdorben ist, (wie es in manchen Ländern Europas durch die Herrschaft der Bourbonen und der spanischen Habsburger geschehen ist), eine sehr

gute Verfassung, und der Luxus, der sicher die Menschen verdirbt, herrschte damals wohl an den Königshöfen, besonders in Ägypten und Syrien, aber nicht in dem ziemlich armen Athen und den meisten anderen griechischen Städten. Wie stand es nun aber im dritten bis ersten Jahrhundert mit den Königen, in denen nach der Meinung jener Gelehrten alle edlen Eigenschaften vereinigt sein mufsten? Dafs Eroberungen machen ihre Hauptbeschäftigung war, kann nicht auffallen und war bei ihnen nicht zu tadeln. Alle Verhältnisse waren unsicher; wer von den Fürsten nicht andere besiegte und verjagte, wurde selbst verjagt oder getötet. Sie hatten ihre Macht durch Usurpation, eigene oder die ihrer Ahnen, und konnten sie nur durch Gewalt erhalten; aber es ist ein Unterschied, wie man kämpft und streitet, und die Kampfesweise der Könige war in der Regel nicht edel. Es gab unter ihnen edle





Griechische geschnittene Steine.

Menschen, z. B. Demetrius der Städtebelagerer und Pyrrhus, der Epirote, aber auch Scheusale, wie eine Anzahl von ägyptischen Königen und Königinnen, und es dürfte das Urteil gestattet sein, dafs die republikanische Gesellschaft zwischen 323 und 30 v. Chr. immer noch besser war als die fürstliche derselben Zeit. Es giebt allerdings eine Geschichtsdarstellung, die in Erinnerung an Hegels Wort: das Seiende ist vernünftig — bei allen Thaten von Königen der damaligen Zeit beweist, sie hätten nicht anders handeln können, wenn sie sich überhaupt halten wollten. Erstens ist das kaum je zu beweisen und zweitens pafst hier das Wort von Richelieu oder Talleyrand, der einem, der seine Schlechtigkeit mit den Worten entschuldigen wollte: Monseigneur, il fallait bien vivre, antwortete: Pardon, Monsieur, je n'en vois pas la nécessité! Das gilt von vielen damaligen Fürsten, die selbst oder durch ihre Vorfahren Usurpatoren waren. Wenn die macedonischen Könige

Athen bedrängten, weil sie glaubten, sonst selbst in Gefahr zu kommen, und sie mit ihrer durch Athens Niederlage vergröfserten Macht doch niemandem genützt hätten, als sich selbst, so kann man nur sagen: wir sehen die Notwendigkeit, dafs Antigoniden überhaupt in Macedonien herrschen mufsten, nicht ein.

Bildung der Zeit. Athens Einfluss.



Köpfchen des Hermes als Kind. (Berlin).

Wenn somit die Sittlichkeit und die staatsmännischen Gedanken auch zwischen 323 und 30 v. Chr. auf Seiten der Republikaner sind, so ist dagegen nicht zu leugnen, dafs die positiven Fortschritte der Wissenschaften auf Seiten der Könige sind, dadurch, dafs dieselben die Mittel hatten und auch anwandten, die Studien derselben zu befördern. Die gröfsere allgemeine Bildung dagegen war doch auf der republikanischen Seite, und damit ein grofser direkter Einflufs auf die Nachwelt in gutem Sinne. Und hier war es wieder Athen, das immer noch an der Spitze stand. Athen hat sogar damals der Weltlitteratur und der Weltbildung Beiträge geliefert, die ihre Wirkung noch immer ausüben, im Bereiche des Guten sowohl wie in demjenigen des Schönen. In ersterem in der Philosophie. Griechenland hatte schon viele Philosophen gehabt und an Erhabenheit ist niemals Platon, an Sachlichkeit niemals Aristoteles übertroffen worden. Aber diese Philosophen wirkten meistens auf Schüler, die ebenfalls Philosophen werden wollten, nicht direkt auf das Volk. Der Gang der wissenschaftlichen Bestrebungen — theoretischer wie praktischer — war ja folgender gewesen. Wir finden zuerst die Weisen — sophoi — praktische Leute und fast gleichzeitig die philosophoi — Theoretiker, welche das

Wesen der Dinge suchen und manches aus orientalischen Quellen entlehnt haben. Dann kommt ein Mann, der zugleich Philosoph und Weiser ist — Sokrates — der nach dem Ausspruche der Alten die Philosophie vom Himmel (Naturwissenschaft) auf die Erde (Ethik) zurückgeführt hat. Seine Schüler verbinden Praxis und Theorie, sind aber doch ganz besonders Theoretiker, sogar Gelehrte (Aristoteles). Das nützte dem Volke wenig, für das Sokrates so viel gethan hatte. Sokrates hatte sich darum gekümmert, wie das Volk glücklich werden könne, Platon und Aristoteles hatten daran wenig gedacht. Aber das Volk, dem die Religion schon lange nicht mehr genügte, wollte statt ihrer, da eine neue Religion noch ausblieb, wenigstens eine praktische Philosophie haben, die ihm in allen Lebenslagen eine Richtschnur sein könnte, und diese boten ihm zwei neue Schulen, die des Zenon und die des Epikur, die Philosophie der Stoa und die der Gärten, nach den Orten, an denen jene Männer lehrten, so benannt. Den Stoicismus begründete Zenon; er lehrte in der Stoa am Markte von Athen, wo ihn jeder leicht treffen konnte, ohne die Stadt zu verlassen. Es war also für Zenon die Möglichkeit gegeben, ein wirklicher Lehrer des Volkes zu werden. Und das wurde er in edlem Sinne. Er stellte ein Ideal auf, das er den Zustand des Weisen nannte. Der Weise hat aber nicht irgend welche Dinge zu wissen, er hat sich nur von gewissen Dingen frei zu halten, nämlich von Leidenschaften, er hat sein Leben der Natur gemäfs, der Vernunft entsprechend, einzurichten. Die Leidenschaft ist vernunftwidrig; vernunftgemäfs handelt der Mensch, wenn



Portrait aus den Gräbern von El Fayjum.
(Nach Graf, Antike Portraitgalerie).

er sich mit dem allgemeinen Naturgesetze in Übereinstimmung befindet. Sich diesem anzuschliefsen, so gut er kann, ist Pflicht des Menschen; der Pflichtbegriff stammt gerade von den Stoikern her. Während die Griechen sonst und unter den Philosophen gerade Aristoteles, daran festgehalten haben, dafs der Mensch für das Leben im Staate — der Polis — bestimmt sei (bekanntlich nannte Aristoteles den Menschen ein politisches Tier „zoon politikon"), legte die Stoa keinen Wert auf politische Thätigkeit; sie setzte an die Stelle des Lebens für den Staat das Weltbürgertum, den Kosmopolitismus. Der Stoicismus ist im Laufe der Jahrhunderte immer mehr zu einer Philosophie streng sittlich lebender Menschen ausgebildet worden: Verachtung des Schmerzes, ja des Todes, bildete einen seiner Grundsätze. Mit dem Fernbleiben von Staatsgeschäften haben es die Stoiker freilich später und zum Teil schon damals nicht immer so genau genommen; sie haben sogar Alleinherrschern bei ihren Versuchen, gut zu regieren, gedient; wohl aus demselben Grunde, der ja auch Platon bewog, einem Tyrannen in guten Dingen zu nützen, weil nämlich die richtige Einsicht eines Alleinherrschers mehr Gutes zu Stande bringt, als die wandelbare, vielköpfige Menge. So bedeutend wie die Ethik der Stoiker ist, so unbedeutend, ja wertlos ist ihre Naturphilosophie und Physik. Innerlich nicht bedeutender ist die Naturlehre der mit den Stoikern wetteifernden Schule, der Epikureer, aber sie ist wenigstens sehr bekannt geworden, wie denn überhaupt diese Schule es nicht ohne Grund zu einer sehr grofsen



Portrait aus den Gräbern von El Fayjum.
(Nach Graf, Antike Portraitgalerie).

Berühmtheit gebracht hat. Sie wurde um 306 v. Chr. in Athen von dem Samier Epikuros gegründet, der schon dadurch in einen charakteristischen Gegensatz zu Zenon und den Stoikern trat, dafs, während diese sich in einer öffentlichen Halle versammelten, gewissermafsen andeutend, dafs sie nicht mehr sein oder haben wollten, als der ärmste Athener, die Epikureer in einem Privatgrundstücke zusammen kamen, dem schönen von Epikur gekauften Garten innerhalb der Stadt Athen. Den philosophierenden Stoiker konnte jeder Athener, wenn er unhöflich sein wollte, mit dem Ellbogen anstofsen; die Epikureer wandelten unter schattigen Bäumen und konnten, ungestört vom Lärm des Pöbels, über ihre Probleme nachdenken. Das für das Volk Charakteristische an den beiden rivalisierenden Sekten war bei den Stoikern die Pflicht, bei den Epikureern das Vergnügen. In Wirklichkeit mufs man die Sache aber bei den Epikureern nicht so schroff nehmen. Unter Vergnügen verstanden sie nur Abwehr des Schmerzes und sie verfolgten ihren Zweck, das Vergnügen, nicht durch ehrlose Mittel. Noch ein anderer Punkt war wichtig. Sie wollten nichts mehr von bürgerlicher Gemeinschaft wissen, auch nicht in der Form des Weltbürgertums. Ihr Ideal war die Freundschaft, das persönliche Band zwischen guten Menschen. Es war eine Philosophie für Bemittelte; denn wie konnten Unbemittelte oder Sklaven wohl daran denken, nach Freisein von Schmerz zu streben? sie hatten ja ihre Pflicht zu thun. Ein Gentleman dagegen konnte nicht angenehmer leben, als wenn er im Vereine mit gleichgesinnten Freunden oder Freundinnen, denn auch diese fehlten nicht im schönen Garten,



Portrait aus den Gräbern von El Fayjum.
(Nach Graf, Antike Portraitgalerie).

darüber nachdachte, wie er seine Zeit hinbringen könne, ohne sich Kummer zu bereiten, es war eine Philosophie für Rentiers. Dafs viele der Epikureer edel, ja höchst edel gehandelt haben, ist dadurch nicht ausgeschlossen; sie liefsen aber die Mühen des täglichen Lebens anderen und übernahmen nur solche Lasten freiwillig, die anderen nützten und ihnen selbst nicht schadeten. Der Mensch lebt ja nur unter dem Schutze des Staates, der Staat mufs also erhalten werden; die Sorge, dies zu thun, überliefsen die Epikureer anderen; sie nahmen nur die Vorteile, welche sich aus der Existenz des Staates ergeben, für sich in Anspruch. Viel von sich reden gemacht hat ihre Naturwissenschaft, d. h. Naturphilosophie, denn es handelt sich nur um Hypothesen. Durch sie ist der Ausdruck Atome berühmt geworden. Zwar erfunden haben sie ihn nicht; das hatte einer der tiefsten Denker des 5. Jahrhunderts gethan: Demokritus von Abdera — aber sie haben ihn populär gemacht. Es sollte nach Demokritus alles hervorgegangen sein aus unteilbaren Körperchen — Atomen — welche Körperchen im Raume unstät durcheinander wirbelten und durch ihre Zusammenklebung Körper bildeten. Epikur nahm dies Zusammenkleben der Atome von Demokrit an, aber er machte einen Atomenregen daraus, denn er meinte, die Atome seien nicht regellos durcheinander gewirbelt, sondern alle in einer bestimmten Richtung gefallen. Das war eine schöne Idee, aber warum berührten sie sich dann, wenn sie doch parallel fielen? Jedenfalls meinte Epikur, er habe durch diese Wirkung des Zufalles etwas aus dem Wege geräumt, was ihm sehr unangenehm war: die Götter. Er war der Meinung, und seine Nachfolger unter den Griechen und Römern noch mehr, dafs alle Leiden in der Welt von der Religion herkämen, und dafs, wenn man Religion und Götter weggeschafft habe, man den Menschen den gröfsten Dienst geleistet habe; dann könne der Mensch mit gröfserer Ruhe leben. In Wirklichkeit hat bei den Griechen der Fanatismus nicht



Epikur.

viel Unheil angerichtet und die Gottlosen unter Griechen und Römern haben ihren Mitmenschen mehr geschadet als die Frommen. Was ist die eine Hinrichtung des Sokrates gegenüber der Ruhe, in der die vielen Millionen Griechen gelebt haben? Mit Recht haben dann die späteren Religionen einen besonderen Hafs auf den Epikureismus geworfen, während Stoicismus und Christentum sich ziemlich gut vertragen haben. Bei dem Wort Atome mufs man übrigens nicht daran denken, dafs auch die moderne Wissenschaft Atome kennt; diese haben mit jenen nicht das Mindeste zu thun. Sie sind nur ein Wort in Ermangelung eines besseren; jedenfalls als Hypothese besser als die von Demokrit und Epikur, die kein fruchtbares Prinzip der Naturwissenschaft geworden sind. -- Die stoische wie die epikureische Philosophie sind in Athen geschaffen worden und haben zuerst dort ihren Sitz gehabt. Sie haben aus allen griechischen Gegenden Lernbegierige nach Athen gezogen, das gerade dadurch der Sitz der griechischen Bildung im 3. Jahrhundert geblieben ist. Ein neuer Ruhm Athens war um dieselbe Zeit die Schöpfung desjenigen Dramas, das bis auf den heutigen Tag die Welt beherrscht hat, des Dramas, das man damals die neuere Komödie nannte.



Menander.

Die alte Komödie, die des Aristophanes und seiner Zeitgenossen, war durchaus phantastisch. Es waren Fastnachtsspiele, wo Götter, Menschen und Tiere sich durcheinander bewegten, und alles auf die Verspottung politischer Gegner hinauskam. Bei den besten Dichtern dieser Gattung, z. B. bei Aristophanes, war unendlich viel Poesie im einzelnen, unendlich viel Geist, aber auch sehr viel Schmutz. Es waren Stücke für athenische Männer, die alle Vorfälle des öffentlichen Lebens und alle Schwächen der öffentlichen Charaktere kannten, und sich über ihre Verspottung belustigten. Von In-

triguen, von wirklicher Charakterentwickelung war keine Rede. Es ist die reine Situationskomik, z. B. in den Acharnern der Gegensatz zwischen dem Landmann, der seinen Separatfrieden mit Sparta geschlossen hat und sich nun allen leiblichen Genüssen hingeben kann, und dem Krieger Lamachos, der verwundet aus der Schlacht zurückkommt. Sokrates wird in den Wolken als verrückter Naturphilosoph geschildert, als Sophist niederen Ranges. Poetisch schön ist der Staat der Vögel in dem Stücke dieses Namens. Das war unterhaltend für Zeitgenossen des Aristophanes, für athenische Männer; später Lebende verstanden ihn schon nur mit Hülfe von Kommentaren. Es war kein Lustspiel für alle. Das lieferte die neue Komödie, von der man sagen kann, dafs sie im Keime das ist, was das Lustspiel bis in's 19. Jahrhundert hinein ge blieben ist. Charakterkomödie mit Entwickelung der Charaktere und Situationen; Stücke von Molière haben viel ähnliches mit denen von Plautus und Terenz, welche nur Übertragungen der griechischen Stücke von Menander und Philemon, den Hauptdichtern der neuen Kömödie sind. Somit haben die Athener des Endes des 3. Jahrhunderts v. Chr. eine Dichtungsart geschaffen, die noch heute die Litteratur aller gebildeten Völker beherrscht. Natürlich sind die Lustspiele des Menander und Philemon im Vergleich mit denen eines Molière gewissermafsen im Jugendalter, wenn man die letzteren als die reifen Produkte des Lustspiels bezeichnen will; aber der Keim ist da, besonders in einer Beziehung. Mit der neuen Komödie hält die Liebe ihren triumphierenden Einzug auf die Bühne, die sie seitdem nicht wieder verlassen hat. Bei Aristophanes kommt die Frau nur in wenig erfreulicher Charakteristik vor. Bei Menander haben wir allerdings auch die Hetäre, aber die fehlt ja gerade in den neuesten französischen Stücken nicht; aber wir haben auch die Gattin, und nicht immer die zänkische, wir haben die Jungfrau, die Tochter des Hauses, wir haben den guten und braven üngling, kurz, wir haben alle Charaktere, die in anständige Stücke passen.



Theokrit.

Und die Personen der neuen Komödie drücken sich nicht etwa philiströs aus; was aus diesen griechischen Lustspielen erhalten ist, sind gerade Sentenzen, die sich durch Kürze und gutes Urteil auszeichnen. So kann das Athen von 300--200 vor Chr. nicht blofs auf seinen republikanischen Patriotismus, sondern auch auf seine Philosophen und auf seine Dichter stolz sein. Wie stand es nun damals in den von Macedoniern beherrschten Königreichen?

Die Bildung in den Königreichen.

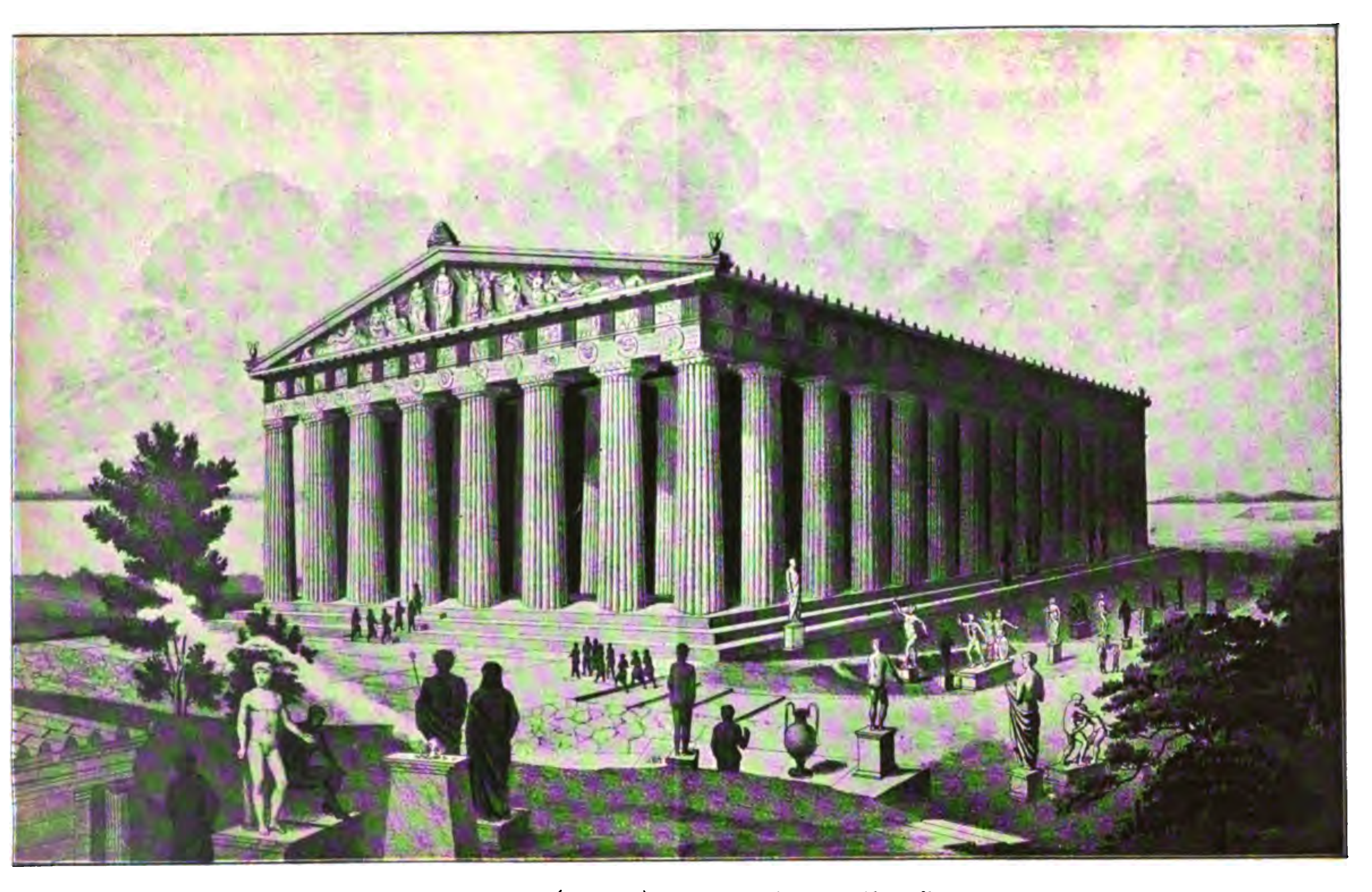
Es handelt sich hier besonders um drei Reiche: Das ägyptische, das syrische und das kleinasiatische, oder, nach der Dynastie benannt: um das Reich der Ptolemäer, der Seleukiden und der Attaliden. Da tritt nun äusserlich und innerlich das erste durchaus in den Vordergrund; äufserlich durch den Glanz der Leistungen, innerlich durch die weltgeschichtliche Bedeutung des Geleisteten, dann folgt durch den Glanz des Geleisteten das in Pergamon zu Tage Tretende. Syrien steht eigentümlich da. Es war dort mehr griechische Kultur als in Ägypten, und die syrischen Könige haben stets Griechen bleiben wollen, während die ägyptischen zuletzt sich für Ägypter ausgaben; aber für die Weltgeschichte ist dort durch die griechische Kultur nichts wahrhaft Grofses geleistet worden, wenn wir nicht den Umstand berücksichtigen wollen, dafs von Palästina aus das Christentum zuerst in griechischer Sprache verbreitet worden ist. — In Ägypten handelt es sich nur um Alexandrien, die fast einzige griechisch-macedonische Kolonie auf ägyptischem Boden. Aber in Alexandrien ist soviel für griechische Bildung gethan, dafs man mit vollkommenem Recht von einer alexandrinischen Periode in der griechischen Litteratur gesprochen hat, und dafs die alexandrinische Wissenschaft so vollkommen zu schätzen, wie sie es verdient, jetzt recht schwer ist, während allerdings Alexandriens Einwirkung auf die Kunst im ganzen untergeordneter Art ist. Fast alles aber, was dort für Litteratur und Wissenschaft geschehen ist, knüpft sich nicht sowohl an die Dynastie, die es allerdings ins Leben gerufen hat, als besonders an ein wissenschaftliches Institut, das vom ersten Ptolemäus geschaffen, vom zweiten befestigt worden ist und von den schlechten Nachfolgern wenigstens nicht geschädigt wurde. Es war das sogenannte Museum, ein Institut, das wir

jetzt als Akademie bezeichnen würden, d. h. eine Gesellschaft von Männern, die vom Staat dafür Besoldung erhalten, dafs sie Forschungen anstellen und veröffentlichen, die höchst nützlich sind, aber sonst von niemand bezahlt werden würden und somit unterbleiben müfsten, da Gelehrte gewöhnlich nicht reiche Leute sind, die von ihrer Rente leben und noch dazu kost-



Alexandrinischer Dichter. (Kallimachos?)

spielige Forschungen veranstalten können. Das Museum war, äufserlich genommen, ein Komplex von Gebäuden, welche einem einheitlichen Zwecke dienten: ein Musentempel, nach welchem das ganze Institut den Namen hatte; Hallen zum Spazierengehen und Diskutieren, nach Art derjenigen des Lyceums in Athen, nach welcher die Schule des Aristoteles den Namen der



Der Parthenon (restauriert). Nach Bötticher, Die Akropolis.

Peripatetischen erhalten hatte; Wohnungen für die Gelehrten, ein Speisesaal für dieselben, endlich eine Bibliothek. Der Name des Instituts schlofs sich an einen Gedanken Platons an, der seine Schule bereits unter den Schutz der Musen gestellt hatte. Das Museum hatte Vorsteher; es wird ein Priester erwähnt, der an der Spitze gestanden habe. Die hervorragendste wissenschaftliche Persönlichkeit war aber der Oberbibliothekar, ungefähr wie jetzt im British Museum der Leiter des Ganzen der Principal Librarian ist, obschon die Bibliothek nur einen kleinen Teil der dort gesammelten Schätze bildet. Die alexandrinische Bibliothek war die gröfste, die das Altertum kannte. Um 250 vor Chr. zählte sie etwa 530000 Bände, d. h. Rollen. Sie

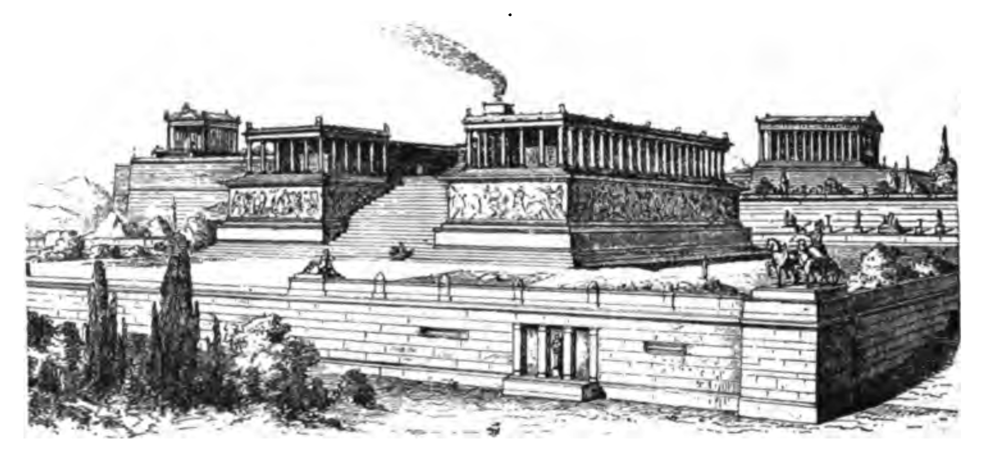


Statue des Nil. (Vatikan).

enthielt hauptsächlich griechische Schriftsteller; an eine Sammlung von Büchern in anderen Sprachen, etwa orientalischen, dachte man nicht. Es war ein rein griechisches Institut, und es wurde das Hauptgewicht auf die Sammlung der klassischen griechischen Schriftsteller, besonders der Dichter, gelegt. Oberbibliothekare sind nacheinander die berühmtesten Schriftsteller, Dichter oder Kritiker von Alexandrien gewesen. Es darf nicht übersehen werden, dafs derjenige, welcher Ptolemäus I. den Gedanken der Stiftung des Museums eingab, der athenische Philosoph Demetrius von Phaleron war, der als Vertreter des Königs Kassander in Athen eine wenig glückliche Rolle als Stadttyrann gespielt hatte, aber durch diese Stiftung das Schlechte, was er in Athen begangen, zum Wohle der Menschheit gesühnt hat. Denn es

ist keinem Zweifel unterworfen, dafs die wissenschaftlichen Studien, welche das Museum ermöglichte, für alle Zeiten von Wert gewesen sind. Demetrius war Peripatetiker, Schüler des Aristoteles, und man sieht im Museum die Verwirklichung des aristotelischen Gedankens der Universalität der wahren Wissenschaft. Die sich im Museum vereinigenden Männer waren anfangs besonders Dichter, unter denen Philetas von Kos, Apollonius von Alexandrien, Kallimachos aus Kyrene hervorragten, hauptsächlich Epiker und Dichter von Elegien (Distichen). Es war vielfach eine mühsame, gelehrte Dichtung, die Kommentare bedurfte, um verstanden zu werden. Auf die Römer haben diese Sachen grofsen Eindruck gemacht. Es wurden in Alexandrien auch Gedichte gemacht, die gar keinen poetischen Wert hatten, sondern nur Anhäufung von Gelehrsamkeit waren, sodafs die Kommentare das nützlichste und beste an ihnen waren. Auch das Lehrgedicht kultivierte man, eine für den Standpunkt, den man der Poesie gegenüber einnahm, recht bezeichnende Thatsache. Hatte doch schon Hesiod Lehrgedichte geschrieben; warum sollte man nicht Hesiod nacheifern, wie man Homer nacheiferte? Man merkte aber nicht den grofsen Unterschied zwischen den zwei Fällen. Fabelhafte Geschichten erzählen, wie Homer gethan, dazu war immer Veranlassung, und die konnte man, ehe der Roman erfunden war, nur in Versen erzählen, und jeder hörte sie gern. Aber Gedichte schreiben zum Zwecke der Belehrung in nützlichen Kenntnissen, das pafste wohl zu Hesiod's Zeit, als man Prosa überhaupt nicht kannte; jetzt Belehrungen in Versen geben, war unnütz, denn die Belehrung wurde meist unklar und mit poetischen Floskeln verquickt, und die Verse meistens langweilig, weil mit technischem Stoff erfüllt. Das berühmteste dieser Gedichte war das astronomische des Aratos, eine Versifikation — und oft keine schlechte — der Theorien des grofsen Astronomen Eudoxos. Nur einer der alexandrinischen Dichter hat sich die Unsterblichkeit errungen. Es war Theokrit aus Syrakus, der Bukoliker; er schilderte in einfachen Versen das bisweilen rohe Leben der Hirten auf den Abhängen der sizilischen oder unteritalischen Berge, mit Verzicht auf alle Übertreibung und Schönmalerei. Man hat später viele Hirtengedichte gemacht, aber den Theokrit hat kein Nachfolger erreicht. Allerdings war er kein Hofdichter, wie die anderen genannten. Seine Poesie war offenbar für die eleganten Kreise der Ptolemäer und ihrer Schützlinge nicht ganz geeignet; dem Dichter selbst that das leid und er hat geklagt, dafs ihm keine Fürstengunst zu Teil werde. Denn wie in Alexandrien, ging es ihm auch in Syrakus, wo Hieron ihm kaum Beachtung schenkte, obgleich er den König lobte als Retter Siziliens. Es darf übrigens hier bemerkt werden, dafs die beiden

Inseln, die in Theokrits Leben eine Rolle spielten: Sicilien und Kos, auch sonst mit den Ptolemäern in engen Beziehungen standen; Hieron war der vertraute Freund der Ptolemäer, und Syrakus suchte an Schönheit mit Alexandrien zu wetteifern; dafs es auch in der Wissenschaft mit ihm wetteiferte, werden wir sogleich sehen. Nachdem nämlich zu Anfang in Alexandrien besonders die Poesie kultiviert worden war, trat später an ihre Stelle die Wissenschaft, und darin hat Alexandrien Grofses und Unsterbliches geleistet. Ich nenne nur den Mathematiker Eukleides, dessen Schriften noch nicht veraltet sind und den Mechaniker Heron; vielleicht war auch der grofse Astronom Hipparchos in Alexandrien. In enger Beziehung zu dieser Stadt stand aber der grofse Syrakusaner Archimedes, dessen Schriften noch jetzt von Wichtigkeit sind und der sich bei der Belagerung von Syrakus



Der grosse Altar von Pergamon. Rekonstruktion von Bohn.

durch Marcellus so berühmt gemacht hat. Schliefslich darf nicht vergessen werden der Geograph und Historiker Eratosthenes von Kyrene, der sich um die richtige Methode der Messung des Umfangs der Erde grofse Verdienste erworben hat. Von den litterarischen Kritikern und Grammatikern will ich hier nur die Namen der berühmtesten nennen: Zenodotos und Aristarchos — der letztere Name ist geradezu zur Bezeichnung eines strengen Kritikers, zumal bei den Franzosen, geworden. Alexandrien hat noch das Verdienst, den Juden als Zufluchtsort für ihre Gelehrsamkeit gedient zu haben; hier ist durch die Septuaginta die Übertragung der jüdischen Gelehrsamkeit in die griechische Sprache begonnen worden.

Was die Stadt Alexandrien selbst anbetrifft, so war sie schön und glänzend; in den nach damaliger griechischer Art angelegten, zum Teil mit

langen Hallen versehenen Strafsen trieben sich Menschen aller Länder, des Orients wie des Occidents, und aller Farben umher. Ein interessantes Gebäude war das Serapeum, der Tempel eines von Ptolemäus I. erfundenen Gottes, des Serapis, der ein gräzisierter Osiris war, und allgemeines Erstaunen erregte der Leuchtturm auf der Insel Pharos, angeblich fast von der Höhe der Türme des Kölner Domes. — Die griechische Kunst hat in Ägypten keine Blüten getrieben; nur eine originelle Schöpfung stammt daher: die Statue des Nil mit den Kindern, die auf ihm sitzen oder stehen, allerdings eins der originellsten Werke der griechischen Skulptur. Der Einflufs Ägyptens auf den Occident ist besonders in dem Kultus der Isis und des Serapis, der sich im Westen weit verbreitete, und im Studium der Dichter der Ptolemäerzeit durch die Römer sehr bemerkbar. Ovid, Properz, Tibull sind ganz von Kalimachos und Philetas abhängig.



Gallier sein Weib tötend. (Rom, Villa Ludovisi).

Das zweite bedeutende Centrum der griechischen Bildung im Orient ist Pergamon. Hier tritt uns zunächst äufserlich ein ganz anderes Bild entgegen. In Alexandria Gemisch von Orient und Occident, tyrannische, abgesehen von den drei ersten, in jeder Hinsicht wertlose Regenten, in Pergamon rein griechisches Leben, anständige, bisweilen allzu kühl berechnende, aber niemals wild wütende Fürsten. Innerlich tritt uns die gleichmäfsige Pflege von Kunst und Wissenschaft entgegen; ja es hat die Kunst in Pergamon einen Charakter, der sie dem besten sonst in Griechenland Geleisteten

fast gleichstellt. Pergamon ist seit etwa 10 Jahren den Gebildeten ziemlich vertraut geworden, ebenso wie Olympia, und es soll die Erzählung der Entdeckung der schönen Überreste und der Verdienste des Ingenieurs Humann hier nicht wiederholt werden. Es darf nur kurz an das Bild erinnert werden, welches die ideal wiederhergestellte Akropolis von Pergamon von unten gesehen bildet: Hallen, Tempel und der grofse Altar mit seinen Reliefs. Von diesen stellen bekanntlich die hauptsächlichen den Kampf der Götter mit den Giganten dar, welche in den mannigfaltigsten Gestalten auftreten: menschlich und halbmenschlich. Bei der hohen Anerkennung, die die pergameni-



Sterbender Gallier (sogen. sterbender Fechter). Kapitol.

schen Skulpturen gerade in Deutschland gefunden haben, wo man mit Recht stolz auf einen so reichen Schatz ist, der durch deutsche Anstrengung geborgen wurde, wird es nicht ohne Interesse sein, zu hören, wie einer der bedeutendsten englischen Archäologen, Herr Murray, Direktor der antiken Skulpturen des British Museum, über sie urteilt. Er sagt S. 298 seines Handbook of Greek Archeology: „Die Skulpturen von Pergamon sind jetzt in Berlin, eine lange Reihe von Figuren in Hochrelief und kolossalen Proportionen. Sie werden in Deutschland sehr bewundert, wo Stärke und kräftige Handlung hoch geschätzt werden. Aber die Bewunderung dieser

Skulpturen beschränkt sich nicht auf Deutschland. Sie sagen jedem zu, der eine geschickte Behandlung der menschlichen Figur mit gründlicher Kenntnis derselben im einzelnen und mit Würdigung ihrer Schönheit schätzt. Sie zeigen auch Erfindung im Überflufs. Aber diese Erfindung ist nicht von guter Art". Und nun tadelt er z. B., dafs der Adler des Zeus und der Schlangenfufs des Giganten thätig am Kampfe teilnehmen, eine Übertreibung, der sich ältere Künstler nicht schuldig gemacht haben würden. Es ist also Mafslosigkeit, was er an den pergamenischen Reliefs auszusetzen findet. — Pergamon war aber nicht blofs Sitz der Kunst, sondern auch der Wissenschaft. Die pergamenische Bibliothek wetteiferte mit der von Alexandrien, und die pergamenischen Grammatiker und Naturforscher mit denen des Staates der Ptolemäer. In Pergamon hielt sich einer der gröfsten Mathematiker des Altertums auf, Apollonius von Perge. Aber Pergamon wurde auch Aufenthaltsort von Philosophen, was in Alexandrien kaum der Fall gewesen war. Die Attaliden schätzten Peripatetiker und sogar Stoiker; sie fühlten sich sicherer vor Versuchen des Tyrannenmordes, die in Alexandria bisweilen hätten vorkommen können, wenn es dort viele Griechen gegeben hätte. Zum pergamenischen Reiche gehörte auch Ephesus, das als Sitz der Kunst Bedeutung hatte; so konnte der Grieche, der gerne mit Fürsten verkehrte, in Pergamon leben, wer aber ohne das sich doch des Schutzes der Attaliden erfreuen wollte, in dem überdies lebhafteren und interessanteren Ephesus sich aufhalten. Es war, wie wenn man in Frankreich zwischen Versailles und Paris zu wählen hatte. Auch die medizinische Wissenschaft ward in Pergamon gepflegt. — In der Skulptur ist ein gewisser Zusammenhang zwischen den Werken der pergamenischen Kunst und denen der rhodischen nicht zu verkennen. Der Laokoon erinnert an manches aus dem Gigantenfriese, und wir haben jetzt um so mehr von Rhodus einige Worte zu sagen, weil diese Stadt gerade in der Zeit, mit der wir uns beschäftigen, eine eigentümliche und höchst ehrenvolle Rolle gespielt hat. Sie war eine junge Stadt, erst 408 durch Zusammensiedelung von drei Städten gegründet. Aber so wie die Rhodier von jeher, auch als sie noch in den drei Städten Lindos, Jalysos und Kameiros zerstreut wohnten, grofse Seefahrer gewesen waren und stets ein lebhaftes Interesse für die Aufrechthaltung der Sicherheit auf dem Meere kundgegeben hatten, so hielten sie es auch als Bewohner der grofsen Stadt Rhodus. Sie gehörten bereits im 4. Jahrhundert zu den bedeutendsten Handeltreibenden des mittelländischen Meeres, so sehr, dafs sie sogar einen besonderen Münzfufs schaffen konnten, welchen manche andere Städte und Inseln annahmen. Sie hielten strenge auf ihre Unab-

hängigkeit und wufsten zwischen den sich befeindenden Diadochen und Königen eine ehrenvolle, selbständige Stellung zu behaupten. Berühmt ist die Belagerung, der sie sich aussetzten, als sie sich weigerten, Antigonus und Demetrius gegen Ägypten beizustehen. Demetrius erwarb sich durch die erfolglose, in ritterlicher Weise von ihm geführte Belagerung den Beinamen „Städtebelagerer"; seine Hauptmaschine hatte er „Städteeroberin" genannt; die schenkte er in richtiger Bescheidenheit den tapferen Rhodiern — ein anderer hätte sie wahrscheinlich verkauft, um seinen Schatz zu füllen. — Die Rhodier waren so beliebt, dafs, als später, im Jahre 227, ein gewaltiges Erdbeben Rhodus zu Boden warf, Könige und Republiken sich um die Wette bemühten, zum Wiederaufbau der Stadt beizusteuern, ungefähr wie 1842 von allen Seiten Beiträge nach Hamburg flossen. Rhodus wurde auch ein Mittelpunkt der Kunst, zumal der Skulptur, und eine Besonderheit der Rhodischen Kunst war die Liebe zum Kolossalen. Der berühmteste Kolofs war der 105 Fufs hohe des Helios, des Schutzgottes von Rhodus; er stand am Hafen, aber nicht, wie man später gefabelt hat, mit ausgespreizten Beinen über der Einfahrt. 227 fiel er, und die Trümmer lagen 800 Jahre an Ort und Stelle. Die übrigen Kolosse waren zum Teil Portraitstatuen von Rhodischen Bürgern. So wie sich heutzutage ein reicher Kaufmann malen läfst, so wufste er damals, wenn er sehr beliebt war, durchzusetzen, dafs seine kolossale Erzstatue am Hafen aufgestellt wurde, in welchem so oft seine Schiffe gelegen hatten. Aber die Rhodische Kunst leistete auch wirklich grofses. Ihr gehört der berühmte Laokoon an; ihr auch die unter dem Namen des Farnesischen Stiers bekannte und berühmte Gruppe, ein schönes Werk, an dem nur leider nicht viel mehr als die Idee und Nebenteile der Körper antik sind. Man sieht am Laokoon den geistigen Zusammenhang mit der pergamenischen Kunst; aber der Laokoon scheint grofsartiger deswegen zu sein, weil hier Wesen Schmerz leiden, welche des seelischen



Archytas.

Schmerzes fähig sind, während bei dem Kampfe der Götter und Giganten es sich blofs um Vorführung von schönen Stellungen handelt, denn in die Empfindungen von Göttern und Giganten können wir uns nicht versetzen. Im Laokoon ist ein tragisches Element, das in dem Gigantenfries fehlt.

Als die Rhodier bei dem Kampfe Roms mit Perseus ihre Aufgabe, für den Frieden auf dem Meere zu sorgen, zu ernst nahmen und sogar Rom drohten, strafte die siegreiche Stadt die allzu selbstbewufste Gemeinde dadurch, dafs sie die Insel Delos zum Freihafen machte, sodafs ein Teil des Handels von Rhodus nach Delos überging, das jetzt etwa 100 Jahre hindurch eine merkwürdige Existenz als grofses Handelsdepot spielte, zwar fast nur für eine einzige Branche, aber in dieser auch in grofsartiger Weise. Es wurde nämlich auf Delos der grofse Sklavenmarkt des Mittelmeeres gehalten, wohin von Asien und Afrika Sklaven gebracht, und von wo sie nach Griechenland und besonders nach Italien abgeholt wurden. Die Hauptgeschäfte machten italische Kaufleute. Bei dieser Gelegenheit mag erwähnt werden, dafs im dritten, zweiten und ersten Jahrhundert vor Chr. die Haupthandelsplätze der Griechen waren die Häfen der Krim, sodann Byzanz, in Kleinasien Kyzikos, Ephesus, Rhodus, Tarsos, in Syrien Seleucia, Tyrus, Aradus, in Ägypten Alexandrien — Griechenland selbst hatte wenig Handel mehr — ferner Syrakus, Messana, in Italien Puteoli, endlich Massalia. Rhodus war überdies der Vereinigungspunkt der nach höherer Bildung strebenden Griechen von



Menelaos mit der Leiche des Patroklos. (Florenz).

Syrien und dem südlichen Kleinasien, wie denn z. B. als Rhodier betrachtet wurde der Syrer Posidonius, ein berühmter Philosoph und Geschichtsschreiber der Zeit des Cicero. Besonders wurde in Rhodus die Redekunst geübt und selbst Römer, wie z. B. Cicero, haben dieselbe dort studiert. So wetteiferte Rhodus auch in dieser Beziehung mit Athen, das seit einiger Zeit die hohe Schule der Philosophie für die gebildeten Römer, wie für die Griechen geworden war. Zumal in der Kaiserzeit bildete sich Athen zu einer förmlichen Universität aus. Davon können wir aber hier nicht mehr reden. In Delos, um auf diese heilige Insel noch einmal zurückzukommen, sind besonders von Fürsten viele Stiftungen und Schenkungen gemacht worden, deren Überreste von den Franzosen mit grofser Sorgfalt ausgegraben worden sind. Es sind viele interessante Inschriften dort zu Tage gefördert worden. Wir sagten, dafs nach Rhodus auch viele gebildete Syrer kamen, um dort zu leben. Freilich war die Dynastie der Seleuciden um die Förderung der Bildung, und zwar der rein griechischen, eifrig bemüht, aber es herrschten doch in Syrien oft Unruhen und Kriege zwischen Thronprätendenten, und so hatten Philosophen und Historiker keine rechte Stätte dort.



Sogenannte farnesische Flora. (Neapel).

Für die Kunst dagegen sorgten die Seleuciden ausgezeichnet, und ebenso die vielen Städte, deren Bildung eine ganz oder fast ganz griechische war, und die sich als freie Gemeinden so ziemlich selbst regierten. Die Hauptstädt der Seleuciden, Antiochien am Orontes, war eine mit prächtigen Gebäuden geschmückte Stadt. Zu besonderer Zierde gereichte ihr die nahe Vorstadt Daphne, mit dem Apolloheiligtum, das in einem herrlichen Parke stand und alle möglichen Vergnügungsorte enthielt. Hier sollte Daphne in einen Lorbeer verwandelt worden sein. Auch in Antiochien waren die beliebten Hallenstrafsen. Diese Art der Städteanlage: regelmäfsige Strafsen, teilweise mit bedeckten Hallen versehen, (etwa wie jetzt noch in Bologna und einigen Schweizerstädten, oder die Rue Rivoli in Paris) Terrassen, Gartenanlagen in oder neben der Stadt, wurde seit Alexander überall da, wo griechisch-macedonische Städte angelegt wurden, heimisch. Im Grunde kam man damit zum Ursprunge solcher Anlagen zurück, denn zuerst hatten doch die Babylonier in dieser Weise ihre Städte gebaut. Vom dritten Jahrhundert an war die Menge solcher Städte im Orient geradezu unzählig. In Kleinasien, das man jetzt besser kennen lernt, werden ihre Anlagen mehr und mehr aufgedeckt und bekannt gemacht. Es blieb so unter den römischen Kaisern; ja man kann sagen, dafs damals die rechte Blüte aller dieser Städte eintrat von Nicäa und Nicomedia an bis nach Seleucia am Tigris. Wir haben früher die von einheimischen Dynastien beherrschten Königreiche in Kleinasien erwähnt: Bithynien, Kappadocien, Pontus; auch diese hellenisierten sich und die eben genannten zwei Städte Nicäa und Nicomedia waren bithynische Städte. Die griechische Bildung herrschte bis zum Kabulstrom und zum Jaxartes.

Reaktion des Orients.

Wir dürfen aber nicht übersehen, dafs um die Mitte des 3. Jahrhunderts vor Chr. eine Reaktion gegen das Griechentum von zwei Seiten eintrat, von Westen und von Osten, freilich keine absolute. Im Westen war es Rom, das seine Macht fühlbar machte und Sicilien und Griechenland teils formell, teils thatsächlich unterwarf; im Osten waren es die einheimischen Reiche, die sich auf den Trümmern des Seleucidenreiches häuslich einrich-

teten; vor allen die Parther. Dic Reaktion, selbst die durch die Parther war aber besonders eine politische und eine religiöse; die griechische Bildung wollten die Partherkönige nicht antasten. Nannten sie sich doch auf ihren Münzen Philhellenen, wurden doch am Hofe von Ktesiphon Tragödien des Euripides aufgeführt, behauptete doch sogar Mithradates nicht ohne einen Schein von Recht, dafs er die Griechen gegen die Römer beschützen wolle. Aber politisch litt doch das Griechentum seit etwa 250 im Orient sehr, und zuletzt blieben nur im äufsersten Osten griechische Königreiche gerade zwischen Jaxartes und Oxus und südlich vom Oxus, sowie am Kabulstrom. Nahe bei Tschitral, das jetzt die Engländer nicht ohne Mühe unter ihren Schutz nehmen, wurde um 200 vor Chr. noch von vielen griechisch gesprochen und die griechische Bildung ist sogar auf die indische Kultur nicht ohne Einflufs gewesen. Allerdings wurde der Hellenismus in Asien fast überall durch den Einflufs des orientalischen Wesens in seinem Kerne etwas verändert. Ein griechisch sprechender Syrier war doch kein Hellene mehr, wie etwa der Böotier zur Zeit des Epaminondas. Schon in der Religion stand es anders um diese asiatischen Griechen. So konnte es kommen, dafs bald auch das Christentum von den Griechen des Ostens gerne aufgenommen wurde. Man sah, dafs die christliche Religion doch besser war, als der Dienst des Mithras oder der Isis. Später kamen dann fast alle diese orientalischen Griechen unter die Herrschaft desselben Staates, dem das echte Griechenland sich thatsächlich unterworfen hatte: Roms, und mit der Einwirkung des Griechentums auf Rom haben wir diese Betrachtung zu schliefsen.

Rom.

Ob Rom jemals von den Griechen als ein Barbarenstaat betrachtet worden ist, wissen wir nicht. Jedenfalls mufste der Name (griechisch = Kraft) ihnen nicht barbarisch dünken. Wie für alle bedeutenden Städte Italiens suchten die Griechen zu ihrem eigenen Ruhme auch für Rom einen griechischen Ursprung, und wenn derselbe diesmal an einen Trojaner angeknüpft wurde, so war damit doch auch nichts barbarisches gemeint. Schon früh hat Rom sich mit Griechenland in Verbindung gesetzt, wenigstens glaubte man es in Rom. Die Gesetze Solons und das Delphische Orakel

wurden auch für Rom geistige Autoritäten, und seit die Römer mit den Griechen Italiens bekannt wurden, hörte die Verbindung mit griechischem Wesen nicht wieder auf; ja griechische Gedichte — die Sibyllinischen Bücher — wurden für Rom eine Norm des Handelns in schwierigen Lagen. Was alles Rom den Griechen entlehnt hat, kann hier nicht aufgezählt werden. Zuerst lernte man von Kyme und Neapolis, also von den kampanischen Griechen, dann von den übrigen Griechen Unteritaliens, dann von den Sikelioten, dann kam das eigentliche Griechenland an die Reihe, endlich die kleinasiatischen Griechen. Wenn die Athener schon um 200 vor Chr. die Römer zu den Eleusinischen Mysterien zuließen, so bedeutete das doch so viel wie eine Anerkennung des griechischen Charakters der Römer. Die griechische Sprache ward früh in Rom bekannt; schließlich ward sie so beliebt, daß es Römer gab, die ihre Bücher, statt römisch, griechisch schrieben, so einer der ersten Geschichtsschreiber Roms, Fabius Pictor. Um 200 vor Chr. war eine entschiedene Vorliebe für Griechenland und griechische Bildung dort bei den gebildetsten Männern herrschend, vor allem im Kreise der Scipionen. Bekanntlich reagierte gegen diese Vorliebe für das Fremde der alte Cato, der Verteidiger jeder echt römischen Eigentümlichkeit; aber gegen das Ende seines Lebens sah auch er sich genötigt, griechisch zu lernen. Er sah ein, daß das Griechische eine Macht auch in Rom geworden war und daß, wenn er es nicht verstehe, er nicht imstande sei, die Dinge der praktischen Welt selbst in Rom richtig zu beurteilen. Das Griechische beeinflußte in der That alles in Rom. Die römische Litteratur, soweit wir sie besitzen, ist nur ein Abglanz der griechischen, freilich, das muß man gestehen, von größerem Werte als die Originale. Denn die Römer haben nicht das Beste nachgeahmt, nicht Homer, nicht Herodot, nicht Platon. Die Schriften der griechischen Epikureer sind klägliche Dinge, verglichen mit dem Gedichte des Lucretius; den Apollonius von Rhodus liest nur ein Philologe, seinen Nachahmer Virgil jeder Gebildete, der Lateinisch versteht; die Reden Ciceros haben gewisse Vorzüge vor denen des Demosthenes und der anderen griechischen Redner, während sie allerdings in vielen Punkten ihnen weit nachstehen, und wenn man Ciceros philosophische und rhetorische Schriften nicht gerade mit den Dialogen Platons und den Schriften des Aristoteles vergleicht, so sind sie hoher Anerkennung wert. Cicero und seine Freunde waren ungemein für Griechenland eingenommen, Atticus so sehr, daß ihm Griechenland fast lieber war als Italien; ihre Briefe sind voll von griechischen Redensarten. Daß das römische Drama zum Teil Nachahmung des griechischen ist, haben wir schon anderswo bemerkt. Bei der

Unzulänglichkeit der römischen Religion war die griechische Philosophie auch in Rom von Nutzen, ja, ein Trost für viele. Freilich ihr erstes Auftreten daselbst war nicht schön. 155 kamen drei griechische Philosophen mit politischen Aufträgen nach Rom und sie benutzten die Gelegenheit, um philosophische Vorträge zu halten; es war ein Akademiker, ein Peripatetiker und ein Stoiker. Der Akademiker Karneades glaubte etwas glänzendes zu leisten, wenn er an einem Tage bewies, dafs Gerechtigkeit etwas schönes sei, am nächsten aber ebenso klar, dafs sie nichts wert sei. Cato war der Ansicht, dafs solche Menschen so schnell wie möglich Italien verlassen sollten. Aber Bildung, auch wenn sie in entstellendem Gewande auftritt, läfst sich nicht leicht bannen. Bald schwärmten alle jungen Römer für griechische Philosophie, und Cicero hat das meiste dazu beigetragen, sie in Rom populär zu machen. Es gab Stoiker unter den Römern, es gab Peripatetiker, es gab Epikureer, es gab besonders viele Akademiker, denn die Akademie war damals eine Schule der Skepsis geworden, und so hatte man als Akademiker Gelegenheit, dieselbe Sache von allen Seiten zu beleuchten, gerade wie Karneades es gethan hatte. Dafs man Redekunst von Griechen zu erlernen wünschte, war sehr natürlich. Es stand in Rom so, wie im vorigen Jahrhundert in Deutschland; was in Rom griechisch sein mufste, das mufste in Deutschland französisch sein. Die griechische Schule hat den Römern genützt, wie die französische den Deutschen; freilich haben die Römer nicht das Fremde überwunden, wie wir; es lag nicht in ihrer Anlage, selbständig im Geistigen zu sein, wie die Germanen; der einzige römische Schriftsteller, den man als durchaus original bezeichnen kann und der kein griechisches Vorbild hat, ist Tacitus. In einem Punkte, wo Rom ganz original ist, in der Jurisprudenz — denn die Griechen wufsten nicht, was ein Jurist und was Jurisprudenz war — haben sie doch insofern von den Griechen gelernt, als diese durch ihre Philosophie den Römern das scharfe Denken und die Abwägung der Wahrscheinlichkeiten, wenn nicht anerzogen, so doch sie bei dieser Geistesthätigkeit wesentlich gefördert haben. Unter den Kaisern nahm das Eindringen des griechischen Wesens in Rom noch zu und wurde förmlich eine Manie. Es ist bekannt, dafs Nero als Schauspieler auftrat; zu Cäsars Zeit hätte so etwas einen anständigen Römer entehrt. Unter den Kaisern sah die Welt auch ein neues Aufblühen der griechischen Litteratur. Einen Biographen wie Plutarch hat es weder vor- noch nachher gegeben, auch die Neuzeit hat ihm nichts an die Seite zu stellen; so liebevoll eingehend, so mannigfaltig im Tone, so gerecht in der Beurteilung hat keiner seitdem Biographien geschrieben, und mit Recht ist Plutarch noch

jetzt überall da, wo man das Altertum nicht blofs als Modesache schätzt, Gegenstand des Studiums. Von der griechischen Kunst um Christi Geburt und etwas später rede ich hier nicht ausführlich. Es sind damals mehrfach Werke geschaffen worden, die auch vor strengen Richtern noch jetzt bestehen; ich erwähne nur die letzten Produkte der griechischen Skulptur: die Statuen des Antinous. Die Thatsache, dafs in der Hälfte des römischen Reiches das Griechische die amtliche Sprache war, dafs die Hälfte des römischen Reiches später von Byzanz — Konstantinopel — beherrscht wurde und dafs dieses byzantinische Reich über 1000 Jahre bestanden hat, dafs es jetzt wieder ein griechisches Reich giebt, nur nicht gerade mit Konstantinopel als Hauptstadt, beweist doch auch die Gröfse des hellenischen Geistes, der seit 3000 Jahren der Welt viel erfreuliches zu sehen und zu hören gegeben hat.

Schlussergebnisse.

Nun mag es noch gestattet sein, zum Schlufs eine Art von Fazit zu ziehen und zu sehen, was denn auf den verschiedenen Gebieten der Kultur die Griechen geleistet haben.

1. Beginnen wir mit dem religiösen Gebiete. Uns Monotheisten wird es schwer, uns in die Möglichkeit einer Religion hinein zu versetzen, die eine Mehrheit von Göttern annimmt. Dafs man indessen auch dadurch zu einer Lösung der Rätsel des menschlichen Lebens zu gelangen glauben kann, ist klar, zumal da durch die Annahme von vielen miteinander nicht oft einigen Göttern die grofse Frage eliminiert wird, warum denn der Gute leiden müsse. Er leidet eben, wie das noch Euripides ausgesprochen hat, weil ein beliebiger Gott es so gewollt hat und Zeus nicht immer die anderen Götter im Zaume hält. Das Monotheistische, das in allen Menschen liegt, trat bei den Griechen dadurch zu Tage, dafs Zeus die anderen Götter beherrscht, und die Idee, dafs der Mensch eines Mittlers bedarf, um sich der Gottheit nahen zu können, fand ihren Ausdruck in der Thätigkeits Apolls, an den sich die Menschen mehr als an Zeus, wenigstens in einer gewissen Periode der griechischen Geschichte, wandten. Mit den übrigen Göttern war es wie jetzt bei manchen Völkern mit den Heiligen. Hilft der eine nicht,

so kann der andere helfen; und Völker, unter denen viele so denken, zählen zu den zivilisierten. So ist nach der Meinung mancher die Madonna nicht eine einzige, die Mutter Christi; es giebt eine Menge von Madonnen; die Madonna von Lourdes ist eine andere als die Madonna von Pompeji, nach den einen mächtiger, nach den anderen weniger mächtig als diese. Die Besonderheit der griechischen Religion war nun, dafs sie keine Dogmen hatte. Man hatte die Ceremonien zu erfüllen, die Opfer zu leisten, dann hatte man seine Schuldigkeit gethan. Die Kulte waren städtisch und eine Stadt verlangt nicht die Annahme von Glaubensartikeln; daher bei den Griechen keine Herrschaft eines Klerus. Wir urteilen nicht, ob alles dies ein Vorzug oder ein Nachteil war; es war so. Später sind die Griechen, als sie einmal von Dogmen gehört hatten, mit ihrem Scharfsinn die eifrigsten Streiter um Dogmen geworden, sogar von solchen, die keiner verstand, weshalb sie sich um so leichter in präzise Worte fassen liefsen. Da kamen ihre sophistischen Neigungen wieder zum Durchbruch.

2. Sittlichkeit. Sie wurde von den Weisen des Volkes gelehrt und ihre Grundsätze waren so rein und ideal, wie man nur wünschen kann. Gutes thun, Menschlichkeit üben, haben diese Weisen gelehrt und auch die Bühne, die Tragödie immer, und von der Kömödie die neue, waren Stätten der Lehre des Guten. Es ist merkwürdig, dafs von Stücken, die uns ihres Inhalts wegen interessant sein würden, von Lustspielen und Mimen, hauptsächlich moralische Sentenzen erhalten sind. Das gefiel dem Volke besonders. Alle weniger edlen Instinkte sind von den Griechen natürlich ebenfalls ausgesprochen und verteidigt worden, und Grausamkeit war häufig, besonders in den Kriegen, aber gelehrt wurde immer, dafs man mild sein müsse; ein Fremder, an sich vogelfrei, wurde Gegenstand der Achtung und der Pflege, sobald er als Schutzflehender auftrat; er ward auf diese Weise Gastfreund und schliefslich Freund.

3. Das Recht ist nicht weniger ausgebildet gewesen als bei anderen Völkern, sowohl das öffentliche, wie das private. Gesetzgebungen gab es viele, berühmte und unberühmte; noch kürzlich ist das Recht von Gortyn auf Kreta gefunden worden. Appellation, Revision kam wenig in Griechenland vor; die Sprüche der Gerichtshöfe, besonders der Volksgerichte, waren meist inappellabel. So erklärt es sich auch leichter, dafs es keine Jurisprudenz, keine Juristen gab. Advokaten gab es sehr viele, aber die redeten, wie jeder Privatmann reden würde, der eine Sache durchsetzen und klar machen will; von Präzedenzfällen ist nicht die Rede.

4. Verkehr und Handel waren ungemein entwickelt. Die Griechen

waren, wie man jetzt [illegible] [illegible] wir sehen, daß sie sogar die Kunst [illegible] [illegible] hauptsächlich verbreitet haben. Sie haben alle Fehler, die man Kaufleuten zuschreibt: Neigung zur Übervorteilung, ja zur Täuschung, zum Betrug, alles zu thun, was Geld einbringen kann. Die [illegible] Verhältnisse, die mit der Kaufleuten verbunden sind, waren sehr entwickelt; der griechische Handel ging, wie wir sehen, von Spanien bis ins Asowsche Meer. Den Römern erschienen die Griechen oft im Lichte von Leuten, die um des Gewinnes willen alles, auch Böses thun.

5. Litteratur. Daß in der griechischen Litteratur die Vorbilder für manche Zweige der Weltlitteratur zu Tage getreten sind, ist bekannt. Im Epos, in der Lyrik, in der Tragödie, in der Komödie haben sie Hervorragendes ersten Ranges geleistet. In der philosophischen Prosa sind Platon und in mancher Hinsicht Aristoteles unerreicht; die Geschichtsschreiber nehmen noch jetzt Herodot und Thukydides als Muster. Nur in einer Hinsicht haben die Griechen nichts Nennenswertes geleistet: im Roman, in welchem psychologische Analyse des Seelenlebens die Hauptsache ist. Die griechischen Romane sind wohl die einzigen griechischen Schriftwerke, auf die man nie hinzuweisen Veranlassung hat, wenn von Vorbildern der Litteratur die Rede ist. Und der Grund ist klar: Die Frau hat im griechischen Leben nicht die Stellung eingenommen, welche ihr gebührt; es war eine Gesellschaft von Männern, die alles allein machte. Das Lustspiel konnte trotzdem gedeihen, weil es alles kurz darstellt; für die im Romane angebrachte ausführliche Analyse der Gefühle kam bei den Griechen im Privatleben nichts geeignetes vor.

6. Von der Kunst braucht nicht erst geredet zu werden. Die Skulptur ist noch jetzt unbedingt durch die der Griechen beherrscht, die Architektur zum großen Teile. Ein Volk, das so Jahrtausende hindurch seinen Genius wirksam offenbart, ist nicht bloß Gegenstand antiquarischen Studiums. Das Studium desselben bringt noch fortwährend wirklichen Nutzen in allen Zweigen des menschlichen Lebens, sowohl in dem, was das Gute, wie in dem, was das Schöne zum Ziel hat, und auch das Wahre geht nicht leer aus, denn auch

7. in der Wissenschaft sind die Griechen grofs gewesen. Wir weisen nur auf Aristoteles, Euklid, Archimedes hin.



Das alte Etrurien.

HERAUSGEBER: DIREKTOR DR. W. DEECKE.

Die Vor-Italiker.

Sichere Spuren jener in Mittel-Europa einst verbreiteten, den Nordpolarstämmen verwandten Bevölkerung der Eiszeiten mit Renntierresten lassen sich in Italien nicht nachweisen: die Alpen scheinen die Grenzscheide für sie gebildet zu haben. Als älteste sicher nachweisbare Bevölkerung wenigstens eines Teiles der Halbinsel haben die Iberer zu gelten, langschädelig, schrägzähnig, hochgewachsen, aber von etwas zartem Glieder- und Kiefernbau, von mäfsig dunkler Hautfarbe, braunhaarig, mit schwacher Bartentwickelung. Sie scheinen, vielleicht den Libyern verwandt, aus Nordafrika gekommen zu sein und besetzten das südwestliche Europa bis in den

Süden Irlands und Englands hinauf; ihre Hauptentwickelung fanden sie in der pyrenäischen Halbinsel, und wenn auch die spärlichen Reste ihrer in eigenem Alphabet geschriebenen Sprache unentziffert sind, so läfst doch die Ähnlichkeit geographischer Namen die heutigen Basken als ihre dürftigen Nachkommen erkennen. In Italien finden sich ihre Spuren in Skeletten aus Höhlen, in bis zur historischen Zeit hinabreichenden Sitten und in Ortsnamen an der ganzen Westküste von Kalabrien bis Nizza, sowie auf Sicilien, Sardinien und Korsika. Sie scheinen dort nicht über die Kultur der sogen. mittleren Steinzeit hinausgekommen zu sein, d. h. es fehlten ihnen Steinglättung, Töpferei und Haustierzucht; doch zeigt sich der Totenkult ziemlich entwickelt; die Leichen wurden rot bemalt beerdigt.

Die Iberer nun wurden, wie mehrfache gemischte Skelettfunde in den Höhlen zeigen, in einem grofsen Teile ihres Gebietes durch einen etwa 2000 vor Chr. von Nordwesten her über die Alpen eingedrungenen Stamm bekämpft, unterworfen, teilweise verdrängt oder vernichtet, dessen Name, Ligurer, sich in der ligurischen Küste und Bucht bis heute behauptet hat. Dies Volk, wahrscheinlich schon indogermanisch, wie die besonders in Personen- und geographischen Namen erhaltenen Sprachreste zeigen, und dessen Typus sich in der Umgegend Genua's ziemlich rein erhalten hat, war kurzköpfig, geradzähnig, mit geringem Wangenvorsprung, klein, aber kräftig von Wuchs, dunkel von Farbe, Augen und Haar. Es gehörte bei seiner Einwanderung bereits der neueren Steinzeit an und behielt zwar in den westlichen Küstengebirgen die Grottenwohnungen bei, in den Ebenen aber wohnte es in Dörfern aus Rundhütten von Lehm und Schilf, deren grubenartige Böden *(fondi di capanne)* besonders in der Emilia erhalten sind. Die Ausbreitung der Ligurer läfst sich an der Westküste bis ins südliche Etrurien hinab verfolgen; auch Elba und Korsika besetzten sie; östlich drangen sie im Pothal bis zum Piave, südlich bis zum Rubico vor; selbständig aber behaupteten sie sich gegen die späteren Einwanderer längere Zeit nur in den Seealpen. Dort schildert sie um 100 v. Chr., schon unter hellenisch-massiliotischem, gallischem und römischem Kultureinflufs, der griechische Philosoph Poseidonios als Ackerbauer mit Pflug und Haue, mit Bienenzucht und Bierbereitung, mit Holz- und Steinhäusern, Ochsenwagen und Jagdhunden, Bronzegeräten und -Waffen, aber immer noch geschickte Steinhauer, abgehärtet, freiheitsliebend und raubsüchtig, die Frauen an aller Arbeit beteiligt. Ihre Toten beerdigten auch die Ligurer ursprünglich in Höhlen, Steingräbern und flachen Gruben, wobei sie von den Iberern das Rotbemalen annahmen; später trat, unter dem Einflufs der Italiker,

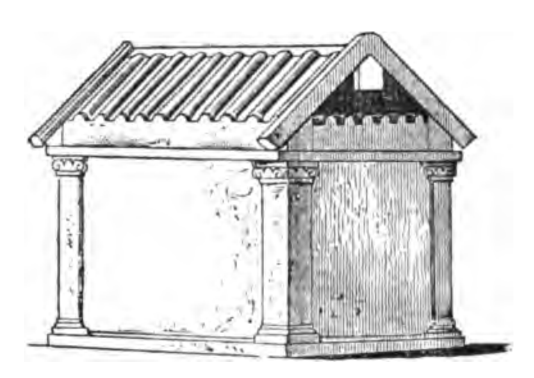
Verbrennung ein. Aufserhalb Italiens wohnten Ligurer einst in der Schweiz, dem Elsafs und fast ganz Frankreich, wo besonders in der Auvergne sich ihr Typus behauptet hat.

Die Italiker.

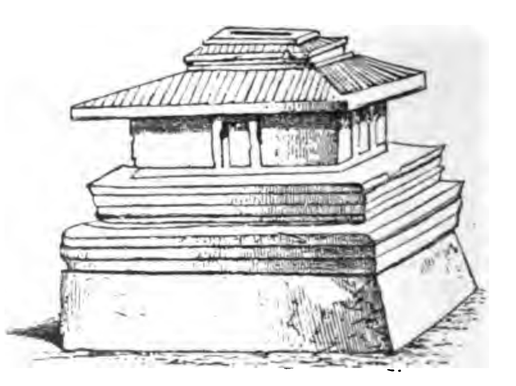
Mit diesem Namen bezeichnet man eine die Hauptbevölkerung Italiens im historischen Altertum bildende, unter sich engverwandte indogermanische Völkergruppe, die seit etwa 1500 v. Chr. über die mittleren und östlichen Alpen herabstieg, eine Zeitlang die ganze Apenninenhalbinsel mit den sie umgebenden Inseln überflutete, und schliefslich von Rom aus auch über alle späteren Einwanderer (Messapier, Veneter, Gallier, Tyrsener, Karthager, Griechen) den Sieg behauptete. In zwei Zügen scheinen die Italiker eingedrungen zu sein: der erste, im Übergang aus der Stein- zur Bronzezeit begriffen, die Toten beerdigend, hinterliefs in den See'n Oberitaliens die älteren, westlichen, weniger zahlreichen Pfahlbauten, metallarm, noch ohne feste Gestalt und Lagerichtung, und besetzte auf seiner weiteren Wanderung den ganzen Süden mit Sicilien, das von dem vordersten Stamme, dem der Sikuler, der etwa um 1000 v. Chr. die Insel erreichte, den Namen erhielt, und die östliche Hälfte Mittelitaliens; der zweite, jüngere Zug, schon der Bronzezeit angehörig und die Leichen verbrennend, die eigentlichen Terremare-Erbauer *(terremaricoli)* errichteten im östlichen Teile der Poebene die vielen Hunderte in strenger Templumform orientierten Pfahldörfer auf trockenem Boden, metallreicher und von rascherem Fortschritt zeugend, und rückten dann über die Apenninen nur bis ins westliche Mittelitalien weiter. Die *terremare*, eine Fortbildung der älteren Seebauten, waren rechteckige, nach Süden gerichtete, mit Wall und Graben sorgsam umgebene, oft mit einer gleichfalls befestigten Burg (*arx*) versehene, bisweilen nach bestimmten Zahlenverhältnissen errichtete Pfahlroste mit einer Bohlendecke von Ulmen-, Steineichen- oder Kastanienholz; diese trug, von einer Sandschicht beschüttet, in geordneten Reihen Lehm-, Stroh- oder Reisighütten, deren Abfälle eifrigen Betrieb der Viehzucht (auch des Pferdes), sowie des Ackerbaues (Weizen, Flachs, Bohnen) und der Weinkultur zeigen. Ein roher Webstuhl war bekannt, auch Leder-

bereitung und Korbflechterei, sowie der Bronzegufs. Die Thongefäfse sind noch Handarbeit, mit nicht organisch verbundenen geometrischen Verzierungen.

Vom ersten Zuge der Italiker war es vor allem der sabinisch-sabellisch-samnitische Stamm, der, erst selbständig, später unter griechischem und römischem Einflufs, die mitgebrachten Elemente der Kultur weiter entwickelte, namentlich im Landbau, im Religions-, Staats-, Rechts- und Kriegswesen. Eine sabinische Kolonie von Cures auf dem Quirinal, der die Könige Numa Pompilius und Ancus Marcius entstammt sein sollen, sowie später eingewanderte sabinische Familien, wie die Valerier und Claudier, scheinen auf die alte religiöse und staatlich-rechtliche Entwickelung Roms von wesentlichem Einflufs gewesen zu sein, wenn sie auch zuletzt in die latinische Bürgerschaft aufgingen. Der seit 400 in das fruchtbare Küstenland zwischen Liris und Silarus eingedrungene samnitische Stamm der Campaner schuf sich für seine oskische Sprache aus dem griechisch-chalkidischen ein eigenes Alphabet, das sich weit über Süditalien verbreitete und in etwa 200 Inschriften, die wenigen gröfseren meist religiösen Inhalts, erhalten ist. Die besonders von Kyme (*Cumae*) ausgehende griechische Kultur zeigt sich, bis tief ins Innere der Halbinsel hinein, in Gefäfs-Fabrikation, Metallarbeiten (*metallo Spinelli*, eine Art Messing), bemalten Gräbern u. s. w. Unter den, aus der Zeit der etruskischen Herrschaft (worüber unten) überkommenen Städten aber erhob sich Capua zu so stolzer Kraft und Üppigkeit, dafs Hannibal, dem sie aus Hafs gegen Rom die Thore öffnete, daran denken konnte, sie anstatt dieses zur Hauptstadt der Halbinsel zu machen. Das büfste sie freilich fast bis zur Vernichtung. Von einer selbständigen Kunst- und Litteratur-

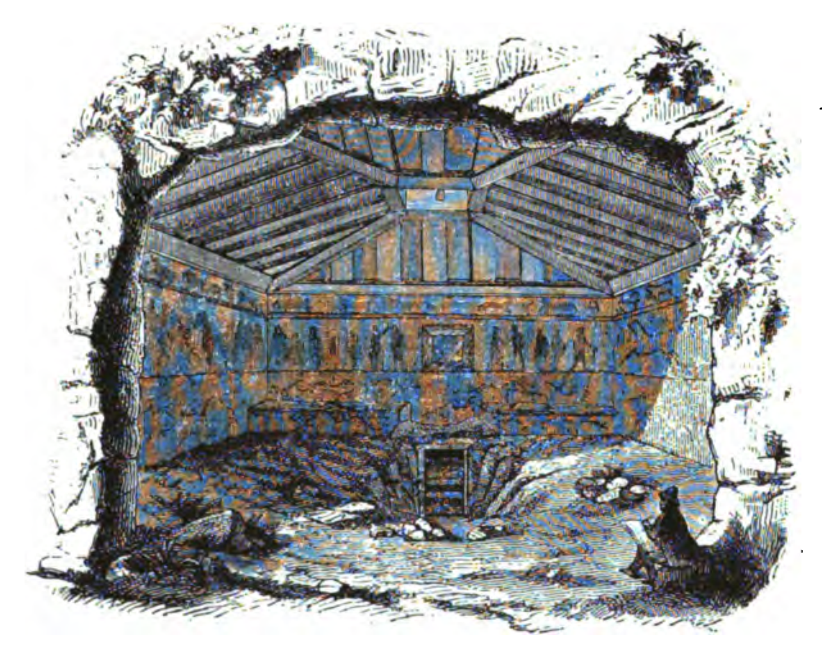


Etruskische Aschenurne im etr. Museum zu Florenz.
(Altitalisches Haus mit Giebeldach).



Etruskische Aschenurne aus Chiusi.
(Altitalisches Haus mit Walmdach).

entwickelung der Campaner freilich wissen wir nichts; nur die atellanischen Dramen *(fabulae Atellanae)*, eine Art possenhaften Lustspiels mit komischen Charakterfiguren, sollen aus der campanischen Stadt Atella nach Rom gekommen sein. Dagegen scheinen samnitischen Ursprungs auch die blutigen Gladiatorenspiele. -- Was Capua mit fremder Hilfe versucht hatte, unternahmen im Bundesgenossenkriege 90 v. Chr. auf eigene Hand die sabellischen Stämme, indem sie als Herrscherin über Italien an Stelle Roms, unter Nachahmung römischer Organisation, Corfinium, die Hauptstadt der Pälignier, setzen wollten, der sie daher, wie noch erhaltene Münzen zeigen, den Namen *Vitellio* (= griech. *Italia*) gaben. Sie hatten



Grabkammer bei Corneto.

damals noch verschiedene Dialekte und selbständig entwickelte Alphabete, dichteten in Saturniern, wie gerade eine corfinische Inschrift beweist, und übten in jenem Kriege eine bewufste Reaktion gegen die römisch-griechische Kultur aus. Der Rückschlag freilich war um so vernichtender.

Der zu demselben ersten Zuge gehörende Stamm der Umbrer würde, obwohl er nach Cato 1137 vor Chr. die älteste Stadt Italiens Ameria (jetzt Amelia) gegründet und einst eine grofse Ausdehnung besessen haben soll, bis die Etrusker ihm um 900 v. Chr. dreihundert Städte in der Poebene und 400 v. Chr. die Gallier den Küstenstrich zwischen

Rubico und Aesis wegnahmen, dennoch kaum erwähnt werden, wenn wir nicht als Beweis einer eigenen religiös-politischen Halbkultur die sieben, 1444 n. Chr. gefundenen, aus der Zeit von 200—30 v. Chr. stammenden Erztafeln von Iguvium (jetzt Gubbio) hätten, davon 5 in einem eigenen, dem etruskischen nahe verwandten, 2 im römischen Alphabet, alle in eigener umbrischer Sprache. Es sind 453 Zeilen, mehr als alle oskischen Inschriften zusammen genommen; sie enthalten, wenn auch vieles einzelne noch unklar ist, das Ritual für die jährliche Entsühnung der Stadt und ihrer Burg, sowie der Bürgerschaft, mit Vögelbeobachtung und Templumabgrenzung, Opferschilderung, Gebet- und Verwünschungsformeln, Ausweisung der Fremden u. s. w.; ferner die Flur- und Äckerweihe, verschiedene Erneuerungs-, Reinigungs- und Familienopfer; endlich gewisse Beschlüsse der aus 12 Mitgliedern unter einem Magister bestehenden Brüderschaft der Attiedii, der eben jene obigen Religionsgebräuche oblagen.

Erwähnt zu werden verdient aus dem zweiten Zuge der Italiker, aufser den Etruskern, die wir unten betrachten werden, und den Römern, der kleine Stamm der Falisker, der, mit eigener Sprache und eigenem Alphabet, beide dem Römischen nahe verwandt, doch von den Etruskern unterworfen, sich in dem Winkel zwischen dem Tiber und Ciminischen Bergwalde, um den Sorakte herum, hartnäckig gegen die Römer wehrte, ja noch nach dem ersten punischen Kriege einen Aufstand versuchte. Ihre Hauptstadt Falerii war nicht ohne eigene Bildung, welche die Römer irrig auf griechischen Ursprung zurückführten, und aus der Stadt Fescennium sollen die fescenninischen Lieder (*versus Fescennini*), ursprünglich improvisierte ländliche dialogische Rügelieder, nach Rom gekommen sein. Ein Teil der Falisker scheint die Etrusker auf ihrem Kolonisationszuge nach Campanien begleitet zu haben, wie namentlich geographische Namen verraten, z. B. der Falerner Acker (*ager Falernus*), die Heimat des feurigsten italischen Weines.

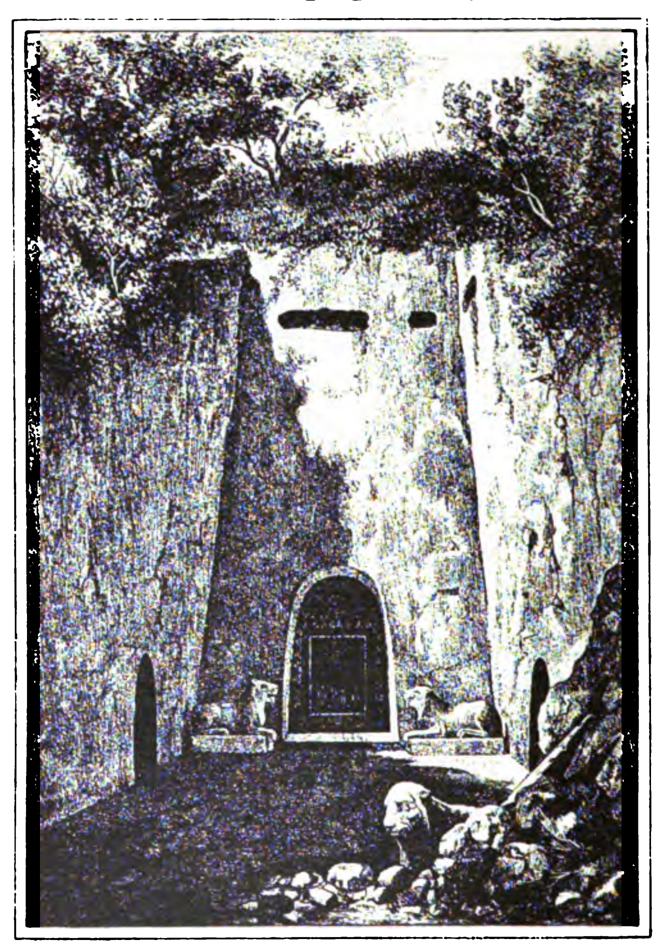
Die Etrusker.

Das merkwürdige Volk der Etrusker ist seiner Wesenheit nach noch immer nicht befriedigend bestimmt worden, obwohl wir über 7000 in einem eigenen aus dem griechisch-chalkidischen entstandenen, aber voll-

kommen sicher lesbaren Alphabet geschriebene, von 500 v. Chr. bis Ende der Republik reichende Inschriften, eine Fülle von Denkmälern aller Art und zahlreiche Nachrichten des Altertums über dasselbe besitzen. Freilich fehlt eine zweisprachige Inschrift von nennenswertem Inhalt, und die einzige grofse Inschrift, auf den Binden einer aus Alexandria ins Museum von Agram gebrachten Mumie, 230 Zeilen lang, ist erst seit 3 Jahren bekannt geworden, bietet auch für die Deutung mancherlei ungewöhnliche Schwierigkeiten dar. Verwickelt ist die Frage ferner geworden durch eine in modifiziertem griechischen Alphabet, z. T. in Schlangenlinien (Bustrophedon) geschriebene Doppelinschrift von der ägäischen Insel Lemnos, in unzweifelhaft nahe verwandter Sprache, sowie durch eine 12zeilige Grabinschrift von Novilara bei Pesaro, an der mittleren italischen Ostküste, wieder in anderem Alphabet und anderem Dialekt, aber im wesentlichen, wie es scheint, doch auch etruskisch. Ich neige mich nun jetzt der Ansicht zu, in den historischen Etruskern, von den Nachbarn Tu(r)sker, von den Griechen Tyrsener (später Tyrrhener) genannt, ein Mischvolk zu sehen, etwa wie die heutigen Engländer es sind. Die Grundmasse bildete ein italischer, wie die Lautlehre zeigt, den Faliskern und Latinern nächst verwandter, also dem zweiten Zuge der Italiker angehörender Stamm, nach einer vereinzelten Nachricht Rasener (*Rasenae*) genannt, der, von Osten her über die Apenninen herabsteigend, allmählich die Flufsthäler von der Macra im Norden bis zum Aro im Süden besetzte, wobei er nach und nach von der Kultur der Bronzezeit sich, wie die Gräberfunde zeigen, zu höherer Civilisation entwickelte. Dafs der Stamm anfangs wenig zahlreich und in engen ruhigen Sitzen heimisch war, sowie unter einer Art von Priesterleitung stand, geht aus der etwa um 1050 vor Chr. beginnenden Säkularrechnung hervor, nach der ein Säkulum (*saeculum* = Saatzeit) verflossen war, wenn der älteste im ersten Jahre desselben geborene Mann gestorben war. Mit dem 5. Säkulum, 645 v. Chr., begann die höchste Blüte der etruskischen Macht; das letzte, 10., das zum Untergange des Volkes führen sollte, hob mit dem Tage der Ermordung Cäsars an.

Dieser italische Stamm der Rasener nun wurde unterworfen und höher civilisiert durch den aus Kleinasien ausgewanderten, angeblich lydischen Stamm der Tyrsener, in der Heimat auch Torrheber genannt, von ihrer Hauptstadt Torrha (alt Tyrsa?). Als kühne und wanderlustige Seefahrer hatten sie sich, von den Griechen zu den Pelasgern gerechnet, auf vielen Küsten und Inseln des ägäischen Meeres festgesetzt, ja sollen dort von etwa 950—850 v. Chr. sogar eine Seeherrschaft ausgeübt haben.

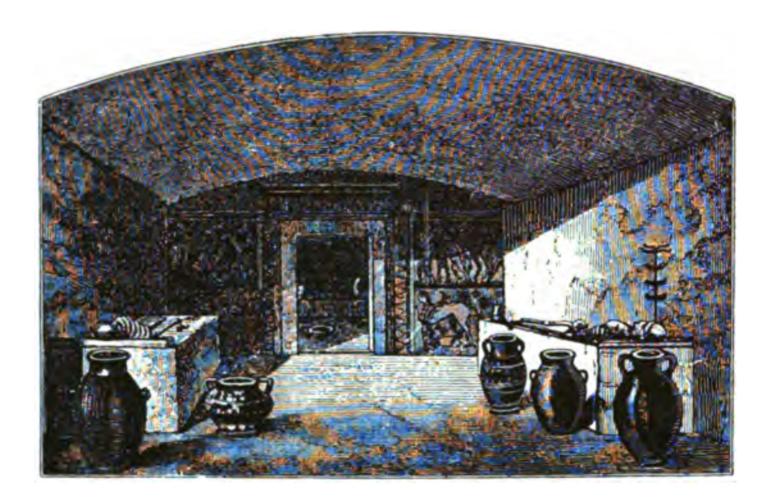
Ihre Seeräuberei, ihre harte Behandlung der Gefangenen wurden bei den Griechen sprichwörtlich; die Erfindungen des ehernen Schiffsschnabels, des Ankers, der ehernen Trompete wurden ihnen zugeschrieben; ihren Namen brachte das Volk mit dem der Tyrannen und der gefürchteten Warttürme an den Meeresufern in Verbindung (griech. Tyrseis).*) Von einem auf



Ansicht der Grotta Campana zu Veji.

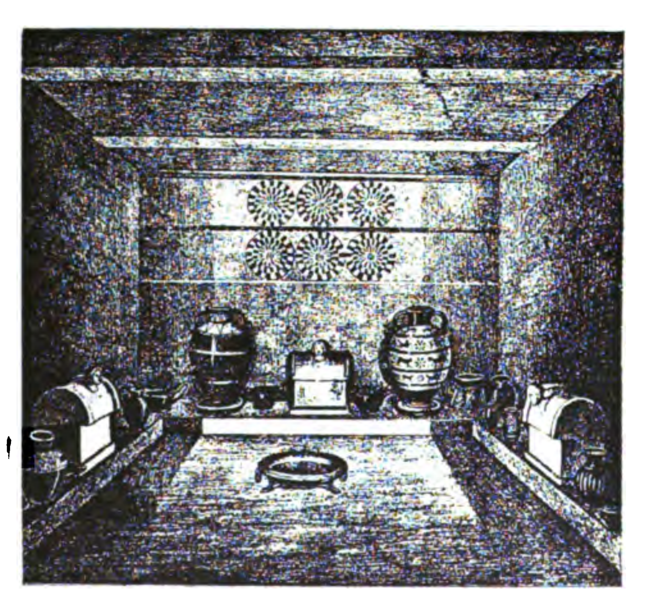
Lemnos zurückgebliebenen Reste des Volkes würde dann die dort entdeckte Inschrift stammen; gröfsere Mengen desselben wanderten nach Westen:

*) Die Tursa oder Tuirsa, die unter Führung eines Libyerfürsten zur Zeit Ramses II., im 14. Jahrhundert v. Chr., einen mifsglückten Einfall in Ägypten machten, scheinen mir mit den Tyrsenern nichts zu thun zu haben.



Erste Kammer der Grotta Campana.

so landete ein Trupp im adriatischen Meere bei Pesaro, von dem die dort gefundene Inschrift und eine Anzahl Grabsteine mit Schiffs- und Seebildern erhalten sind; eine gröfsere Zahl soll nördlicher bei Spina am Po sich festgesetzt haben und von dort erobernd über die Apenninen nach Cortona vorgedrungen sein; die Hauptschar aber siedelte sich an der Westküste Italiens, nördlich vom Tiber, an, gründete Tarquinii (bei Corneto) und breitete sich von dort nach Norden und Osten, die Rasener unterwerfend, siegreich aus, bis sie mit ihren Landsleuten von Cortona her zusammentrafen. Sie gaben dann (für die Nachbarn) dem Lande und Volke den Namen (in *Etrus-ci* für *E-turs-ci* ist der Anlaut vorgeschlagen, die Endung italisch;



Zweite Kammer der Grotta Campana.

Etruria ist = *E-turs-ia*) und bildeten darin den herrschenden Adel, während die Unterworfenen zu einer Art Leibeigener herabgewürdigt wurden. In der Sprache ist der Namenschatz, auch ein Teil der Götternamen und Verwandtschaftsbezeichnungen, sowie viele Wurzeln und Ableitungsendungen italisch, die Flexion, die Zahlwörter und der Rest der Wörter und Suffixe tyrsenisch, immerhin vielleicht auch dieser Teil indogermanisch, aber bedeutend abweichend entwickelt. Die Tyrsener nun brachten eine Reihe orientalischer und griechischer Kulturelemente mit sich und förderten besonders Industrie und Schiffahrt; wahrscheinlich führten auch sie erst das Alphabet ein. Ihre Toten beerdigten sie, anfangs in Erdgruben, dann in Steinkisten, in Ganggräbern, endlich in hausartigen Hypogäen; nur allmählich nahmen sie von ihren Unterthanen, z. T. wohl erst unter römischem Einflufs, die Verbrennung an. Nach vollendeter Verschmelzung der beiden Völker entstand, nach dem Muster der jonischen Städte Kleinasiens, ein organisierter Bund von 12 Stadtgemeinden; in späterer (römischer) Zeit: *Tarquinii, Volci, Vetulonia, Volaterrae. Volsinii, Arretium, Clusium, Caere, Cortona, Perusium, Populonia, Rusellae* (teilweise allitterierend geordnet); in früherer Zeit gehörte Veji dazu, nach dessen Zerstörung das bis dahin von Volaterrä abhängige Populonia eintrat. Die übrigen Städte standen zu einer der zwölf in einem loseren oder engeren Abhängigkeitsverhältnis, wie z. B. Falerii zu Veji, während es selbst wieder Capena beherrschte. Religiös-politische Zusammenkünfte der Häupter (*principes*) der 12 Städte fanden jährlich im Frühling, in aufserordentlichen Fällen auch sonst, am Tempel der Göttin Voltumna (Monte Fiascone?) statt. Es trafen dann dort auch Gesandte fremder Staaten ein, und es wurde über gemeinsame Unternehmungen, über Krieg und Frieden verhandelt. Ein gewählter Oberpriester brachte feierliche Opfer dar (*sacra Etruriae*); später wurden Wettkämpfe und Spiele, auch musischer Art, hinzugefügt und ein grofser Jahrmarkt gehalten.

Unter guter Regierung und glücklichen Verhältnissen entwickelte sich Volkszahl und Macht der Etrusker im eigentlichen Etrurien so, dafs sie nicht nur ihre Grenzen nach allen Richtungen hin über die Nachbarn ausdehnten, sondern auch, etwa um 800 v. Chr., nach zwei Seiten Kolonieen entsendeten: einerseits von Perusium aus über die Apenninen ins Pogebiet, wo sie gleichfalls einen Zwölfstädtebund gegründet haben sollen, zu dem *Felsina* (später *Bononia*, jetzt Bologna), *Mantua* (vom etruskischen Todesgotte Mantus benannt) und *Melpum* (später *Mediolan(i)um*, jetzt Mailand) gehörten, wahrscheinlich auch die unbekannte, in entwickelter Templumform als wirkliche Kolonie angelegte Stadt von Villanova und diejenige von Marzabotto,

sowie *Ravenna, Mutina* (Modena), *Volturnia* u. a. Die Gallier, die seit etwa 500 über die nordwestlichen Alpen hereinstürmten, sollen nach und nach 18 etruskische Städte, darunter also auch abhängige, erobert und die Reste der etruskischen Bevölkerung die Flufsthäler hinauf in die Alpen zurückgedrängt haben, wo zu Livius' Zeit noch vereinzelt ein dem Etruskischen verwandter Dialekt gesprochen sein soll*). Dies alles wird durch eine geringe Zahl von etruskischen Inschriften, von Ravenna bis Trident, besonders aber aus Bologna, bestätigt; doch scheinen in einzelnen Städten auch noch unter gallischer Herrschaft etruskische Gemeinden fortgedauert zu haben, wie gerade in Bologna, in Mantua u. s. w.

Andererseits zogen, ungefähr gleichzeitig, Etrusker, wie es scheint von Veji aus, mit Faliskern gemengt, zur See nach der ebenso fruchtbaren campanischen Ebene, und auch dort sollen sie 12 Städte besessen haben, darunter *Volturnum* am Flusse Volturnus (später Capua), *Urina* (später Novla d. i. Neustadt), *Surrentum* (Sorrento) etc.; etruskisch-faliskische Namen zeigen auch der Flufs Clanius, der falernische und der stellatische Acker. Ein Anzahl Thongefäfse aus jener Zeit zeigen Inschriften in oskisch-etruskischer Mischsprache; etruskische Gräber sind merkwürdigerweise noch nicht gefunden. Auch hier ging die etruskische Herrschaft im 5. Jahrhundert v. Ch., durch die von Osten hereinbrechenden Samniter zugrunde.

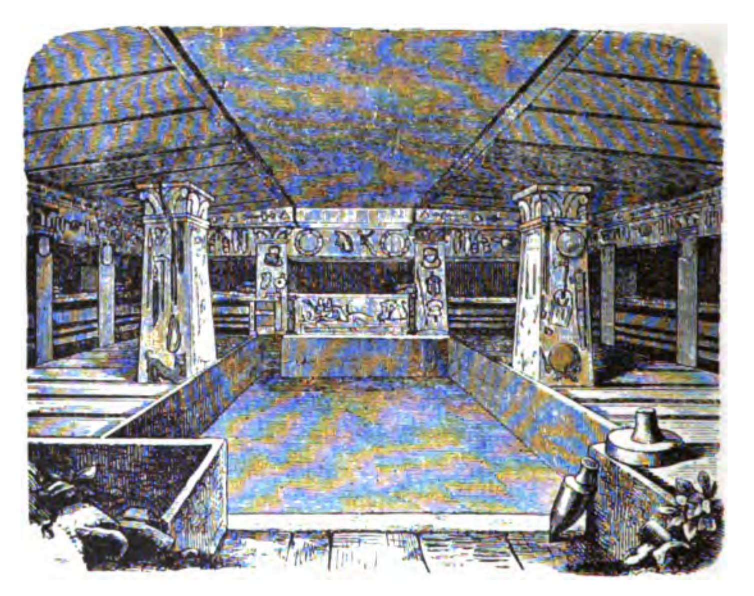
Dafs aber die Etrusker im 7. und 6. Jahrhundert auch das zwischen Etrurien und Campanien liegende Latium grofsenteils beherrscht haben, zeigen die Erzählungen aus der ältesten Geschichte Roms vom Königshause der Tarquinier, vom Cäles Vibenna, der dem cälischen Berge den Namen gegeben haben soll, vom Mastarna oder Macstrna = Servius Tullius, vom Lucumo = Lykomedius, vom Lars Porsenna z. T. durch das Grab der Tarquinier bei Cervetri (= Cäre) und ein grofses Wandgemälde eines Grabes von Vulci bestätigt. Dazu kommt die etruskische Nekropole auf dem Esquilin und das tuskische Quartier (*vicus Tuscus*) in Rom, die Stadt Tusculum (Frascati) und zahlreiche altetruskische Kultureinflüsse in Rom, Präneste, Gabii und sonst.

Der Sturz der Tarquinier aber, 510 v. Chr., hatte bald auch den Untergang der etruskischen Macht im übrigen Latium zur Folge; ein Jahrhundert später fiel schon die nächste grofse etruskische Stadt Veji, infolge

*) Durch Kombination des Namens der *Raeti* mit dem der *Rasenae* hat man jenes Volk überhaupt zu Etruskern machen wollen. Die Inschriften von *Cemenelium* bei Nizza sind gefälscht.

der Erschütterung des etruskischen Städtebundes durch die Gallier, in die Gewalt der Römer, und in harten, fast ununterbrochenen Kämpfen bezwangen dieselben in einem weiteren Jahrhundert das ganze eigentliche Etrurien und romanisierten es so rasch und gründlich, dafs auch Hannibals Sieg am Trasimenischen See es nicht mehr aufzurütteln vermochte. Den letzten Rest selbständigen Gefühls und Besitzes vernichtete Sulla durch die grofsartigen Äckerverteilungen an seine Veteranen, und was er verschont, vernichteten der Untergang Catilina's bei Fäsulä (Fiesole) und die Gewaltthaten des Clodius.

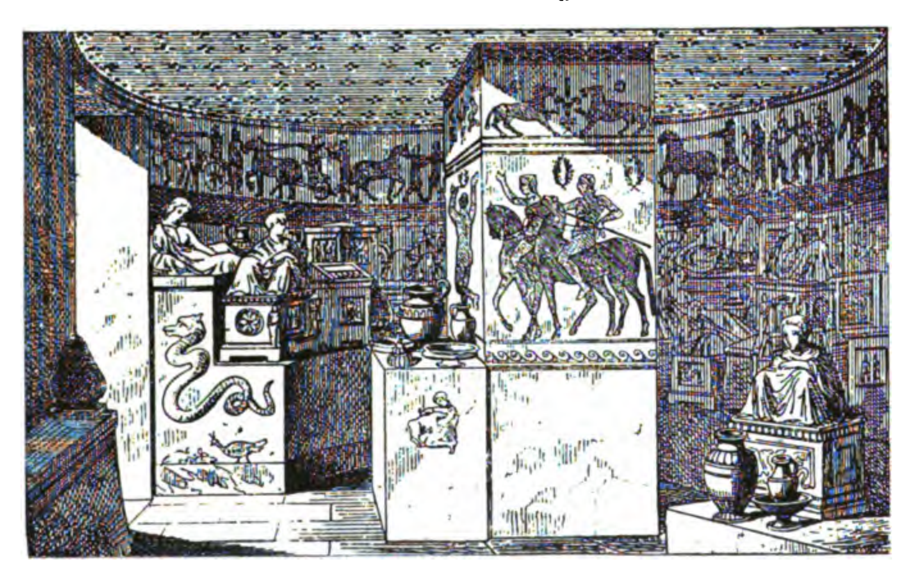
Die Etrusker waren ein in religiösem Wahne tief gebundenes Volk, von ihren Priestern in allen Lebensverhältnissen, wenn auch in histo-



Sog. Grotta de' Tarquinj bei Cervetri.

rischer Zeit nicht politisch, abhängig. Die Götter überwachten, nach ihrem Glauben, genau das Schicksal des gesamten Volkes, wie der verschiedenen Gemeinden, ja jedes einzelnen: daher waren alle Handlungen des privaten, wie des öffentlichen Lebens mit religiösen Cäremonien (die Römer leiteten sogar dies Wort von der etruskischen Stadt Cäre ab) verknüpft, ja durch sie bedingt. Auf mannigfache Weise konnte man den Willen der Götter erforschen, ihn durch Gebet und Opfer bestimmen (die Griechen deuteten den Volksnamen *Tûsci* als Thyoskooi (Opferkundige), Strafe und Tod aufschieben — aber in einem jenseitigen Leben traf doch die Rache sicher den

Schuldigen. Die Vorstellungen von der Unterwelt waren, dem düstern, wollüstig-grausamen Charakter des Volkes entsprechend, schwermütig und trübe. Von einem Aufenthalt der Seligen erfahren wir nichts; dagegen die Lehre von den Qualen des Jenseits, den Todes- und Strafgottheiten, den Marterwerkzeugen, den gräulichen Ungeheuern der Unterwelt, war reich entwickelt und wurde, wie die Bildwerke zeigen, unter griechischem Einfluſs noch weiter ausgebildet. So finden sich in Wandgemälden Hades und Persephone thronend, Charon, die Erinyen, die homerischen Foltern u. s. w. In der nächtlichen Schlacht der Tarquinier und Falisker gegen die Römer 355 v. Chr. stürzten die etruskischen Priester, selbst als höllisches Heer verkleidet, mit brennenden Fackeln und Schlangen in den Händen auf die



Grabkammer in Volterra.

Feinde los. Man glaubt leicht, in den alttoskanischen Wandmalereien und in Dante's Schilderungen der Qualen des Höllentrichters und des Fegefeuerberges den Nachklang jener altetruskischen Vorstellungen zu erkennen.

Da die sehr umfangreiche religiöse Litteratur der Estrusker bis auf das oben erwähnte, im wesentlichen noch unverstandene Fragment eines Linnenbuches (*liber linteus*) in den Agramer Mumienbinden, im Original ganz verloren gegangen ist, auch von den römischen und griechischen Übersetzungen nur ganz kleine, vereinzelte Bruchstücke erhalten sind, so sind wir für die Kenntnis der etruskischen Religion auf die bildlichen Denkmäler, die vielfach unverständlich sind, und abgerissene Notizen der klassi-

schen Autoren angewiesen. Daher ist es auch schwer zu unterscheiden, was von den italischen Rasenern, was von den eingewanderten Tyrsenern herstammte. Die düstere Gebundenheit (*religio*) der Weltanschauung ist jedenfalls echt italisch; ebenso die Priesterkollegien, die Templumlehre, die Beobachtung der Blitze, der Vögel, der Opferritus u. s. w. Dagegen scheint die Eingeweideschau (*haruspicina*) orientalisch-tyrsenischen Ursprungs, wie sie denn einen Hauptsitz in der karischen Stadt Telmessos, nahe der ursprünglichen Heimat der Tyrsener, hatte. Als etwas Fremdes wurde sie daher, seit der Zeit der etruskischen Herrschaft in Rom, von den latinischen Römern zu Hülfe gezogen, und nicht nur bei jeder wichtigen Staats- oder Privatangelegenheit ein etruskischer Eingeweideschauer (*haruspex*) herbeigeholt, sondern noch 150 v. Ch. durch Senatsbeschlufs festgesetzt, dafs immer 6 vornehme Jünglinge einzelnen etruskischen Gemeinden zur Ausbildung in der Religionswissenschaft (*disciplina*) übergeben würden, damit eine so grofse und für das Gemeinwohl wichtige Kunst nicht untergehe. Wie eng aber die Haruspicin mit der altitalischen Lehre verschmolz, zeigt die merkwürdige, mit etwa 50 Götternamen in abgegrenzten Bezirken beschriebene Bronze von Piacenza, in welcher das Templumschema auf die Leber mit der Gallenblase angewandt ist.

Die Etrusker hatten verschiedene Götterordnungen (die Namen leider nur lateinisch erhalten). An der Spitze standen die oberen oder verhüllten Götter (*di superiores* oder *involuti*); dann kamen die Zwölfgötter (*consentes* d. i. die Berater), wohl erst unter griechischem Einflufs so zusammengeordnet, von denen die 9 Beisitzer (*novensiles*) Blitze schleuderten, darunter der Vorsitzende (*tinia*-Jupiter) von dreierlei Art. Es folgten die Hausgötter (*penates* d. i. die in der Vorratskammer Wohnenden), auch in den Wohnungen des Himmels, des Wassers und der Unterwelt heimisch; dann die Genien (*genii* d. i. Zeugungsgötter), gleichfalls der mannigfachsten Art. Aufserdem gab es viele männliche und weibliche untergeordnete göttliche Wesen, wie Schicksalsgottheiten, Todesgottheiten, Strafgottheiten, dienende Gottheiten u. s. w.; endlich die göttlich verehrten Seelen der Toten in der Unterwelt (*manes*). Vieles bleibt dabei freilich dunkel.

Von den einzelnen Götternamen stimmt eine gewisse Zahl zum Italischen, wie die Stämme *ais-* und *tev-* (altlat. *dêv-*, später *dīv-*) = Gott; *nethuns* = Neptunus; *menrva* = Minerva; *selvans* = Silvanus; *mars, maris* = Mars; *usil* = sabin. *ausel*, der Sonnengott; *luschnei* = pränest. *losna*, lat. *Luna*, die Mondgöttin, auch wohl *tinia* = Jupiter, zu altlat. *deinos* =

divinus; uni = Juno, wie *ani* = Janus, altlat. auch *Ianis*; *velch(ans)* = Vulcanus aa. Dagegen trägt eine gröfsere Zahl fremdartiges, vielleicht tyrsenisches, Gepräge, wie *turan* = Aphrodite; *turmus* = Hermes; *sethlans* = Hephaistos, *fufluns* = Dionysos; *laran* = Ares; *thesan* = Eos; *eru* = Helios aa.; darunter ferner viele Unterwelts- und Todesgottheiten, wie *calu, culsu, vanth, leinth,* latinisiert *Mantus* = Orcus; dienende Gottheiten, wie *thanr, thalna, munthuch, malavisch, ethausva, svutaf* aa., barbarisch klingend und im Einzelnen nicht genau deutbar. Dazu kommt endlich eine Fülle entlehnter griechischer Götter- und Heldennamen, wie *letun* = Leto, *aplu* = Apollon, *aita* = Aïdes, *phersipnei* = Persophoneia, *herkle* = Herakles, *atunis, charun, atrpa* = Atropos aa., so dafs das etruskische Pantheon ein sehr buntes ist.

Die ältesten heiligen Bücher der Etrusker (*libri Tagetici*) wurden auf einen Zwerg Tages, Sohn eines Genius, Enkel des Jupiter, zurückgeführt, der, in der Gestalt eines neugeborenen Knaben, aber mit Zähnen, Sprache und Greisesweisheit, in der Umgegend von Tarquinii durch einen Ackersmann aus der Erde gepflügt worden sein und den rasch herbeigeholten Fürsten (*lucumones*) der 12 Bundesstädte die Disciplin vorgesungen haben sollte, die dann von Jenen, zum Teil in katechetischer Form, aufgezeichnet wurde. Später sollen die Lehren einer Nymphe Begoe (Vegoja, Vegone, auch Bacchetis genannt) hinzugekommen sein. Jedenfalls haben die Priester die Bücher wiederholt erweitert und überarbeitet, nach Plinius auch mit erläuternden Abbildungen versehen. Die Römer, welche das Ganze übersetzten, unterschieden Blitzbücher (*libri fulgurales*), Eingeweideschaubücher (*l. haruspicini*), Wunderdeutungsbücher (*l. ostentarii*), endlich Cäremonienbücher (*l. rituales*), die das ganze Leben umfafsten: Staats- und Städtegründung, Königswahl und -Weihe, Tempel-, Altar-, Mauern-, Thorheiligung, Volkseinteilung, -versammlung, -entsühnung, Censur, Heeresordnung, Kriegs- und Völkerrecht, Äckerabgrenzung und -einsegnung, Regen- und Viehzauber u. dgl.; ferner die heiligen Gebräuche bei Geburt, Erziehung, Heirat, Tod und Bestattung des Einzelnen; dann Zeitrechnung (mit dem eigentümlichen Gebrauch des Nägeleinschlagens in Tempelwände nach Ablauf bestimmter Fristen, lat. *clavum figere*), und die Bestimmnng der Menschenalter (*saecula*); endlich das ganze Opferwesen, die religiösen Bufsen, die Sühnung der Wunderzeichen (*procuratio*), die Mittel zur Aufschiebung göttlicher Strafen, des Schicksals und des Todes, und die Kunst der Vergöttlichung der Seele. Auch eigene Schicksalsbücher (*l. fatales*) werden erwähnt, welche Prophezeiungen enthalten zu haben scheinen. Sterndeutung,

Totenbeschwörung und andere Künste sind erst später, als eigentlich fremdartige Bestandteile, hinzugekommen. — Wie weit die Einrichtung des römischen Kalenders etruskisch war, läfst sich schwer sagen: die Woche von 9 Tagen (*nundinae*) und die Bestimmung der einzelnen Tage jedes Monats nach dem 1. (*calendae*), 5., resp. 7. (*nonae*) und 13., resp. 15. (*idus*) scheint allgemein italisch gewesen zu sein.

An das Religionswesen der Etrusker schlofs sich das Staatsleben auf's engste an, da alle staatlichen Einrichtungen und Handlungen in ihrer Gültigkeit von religiösen Weihungen abhängig waren: so auch der Bund der 12 Städte. Diese lagen meist hoch, zum Teil sehr fest, auf schluchtenumgebenen inselartigen Landzungen, so dafs die Römer sie später mehrfach, um sie unschädlich zu machen, in die Ebene verlegten. In den einzelnen Städten herrschten ursprünglich wohl Könige, patriarchalisch-erblich, dann gewählt oder durch Usurpation auf den Thron gelangt, wie Lars Tolumnius in Veji, Lars Porsenna in Clusium, die Tarquinii und Servius Tullius in Rom. Dann traten, gerade wie in Rom, aristokratische Verfassungen ein, mit adligen (*sublimes*), auf Zeit gewählten Oberhäuptern (*lucumones*, lat. *principes*), oft zugleich Priester; endlich wurden die Städte zum Teil wohl demokratisiert, wie von Vetulonia sogar eine Zeit der Sklavenherrschaft berichtet wird. Die alten Könige der Etrusker vererbten ihre, zum Teil aus dem



Etruskisches Bett.
Thonsarkophag aus Caere. Paris, Louvre.

Orient stammende, Pracht auf Rom: die 12 Liktoren, den elfenbeinernen Rollstuhl (*sella curulis*), den purpurnen oder purpurumsäumten, goldgestickten Mantel (*toga praetexta picta*), den mit Palmenzweigen bestickten Leibrock (*tunica palmata*), die goldene Amuletkapsel (*bulla aurea*), den Pomp des Triumphzuges, wobei der Sieger die Tracht des Götterkönigs Jupiter selbst trug, mit den 4 weifsen Rossen, dem vergoldeten Wagen, dem elfenbeinernen Scepter, auf dem der Adler safs, der aus goldenen Eichenblättern und Eicheln mit Edelsteinen bestehenden Krone (*corona Etrusca*), der Rotschminkung des Antlitzes als Sinnbild der Unsterblichkeit u. s. w. An jedem 9. Tage sollen die etruskischen Könige sich haben begrüfsen und be-



Leichenausstellung bei den Etruskern.
Malerei aus einem Grabe in Tarquinii.

fragen lassen, also auch wohl zu Gericht gesessen haben. Etruskischer Name für das Gemeinwesen scheint das italische *tuta* (die Ganzheit) gewesen zu sein; die Stadt hiefs *spure*, woher der Vorname *spurie* (römisch entlehnt *Spurius*), dem Sinne nach = lat. *Publius* (von *populus* = das Volk). Als Teile des Volkes erscheinen: die *rasnes* (kollektiv *rasnea*, s. ob. *Rasenae*) die Gemeinfreien; *etera* (kollektiv *eteraia*) eine Art ländlicher Leibeigenen, von den Alten mit den griechisch-thessalischen Penestai verglichen; *lautni* (weibl. *lautnitha*) die Freigelassenen. Der herrschende Adel soll in Mantua in 3 Tribus (wie in Rom) und 12 Curien (in Rom je 10)

eingeteilt gewesen sein. Vielleicht beruht auch die auf Reichtum und Kriegsdienst gegründete sogen. Servianische Centurienverfassung in Rom teilweise auf Nachahmung etruskischer Einrichtungen. Als Beamte erscheinen in den etruskischen Inschriften: der *cepen* (marsisch *ceip.*, lat. *Cipus* = *praetor*); der *macstre* = *magister*, daher der etr. Titel des Servius Tullius *macstrna*, latinisiert *Mastarna*); der *maru* = *Maro*; der *eprthnie* (= *imperator*?) aa.

Das Ritual der Städtegründung, zum Teil altitalisch, beruht auf dem Ackerbau: der Gründer, mit gabinisch geschürzter Toga (Gabii war eine altlatinische, eine Zeitlang unter etruskischem Einflufs stehende Stadt; s. ob.) zog an einem durch Auspicien (Vogelschau) bestimmten Tage mit einem weifsen Rindergespann, der Stier rechts, die Kuh links, mit einem krummen Pfluge (*urvum*) mit eherner Schar (*dens*; der Gebrauch der Bronze ist älter als der des Eisens), rechts herum im Viereck (vergl. die älteste *Roma quadrata*) eine Furche (*sulcus primigenius* d. i. die erstgeborene), mit schief gehaltener Sterze (*stiva*), so dafs die Furche, als Beginn des Grabens, nach aufsen zu liegen kam, die Schollen dagegen, als Andeutung des Walles, nach innen fielen; wo ein Thor sein sollte, deren es mindestens 3 geben mufste, wurde der Pflug gehoben. Auf dem zum Markte bestimmten Platze in der Mitte der Stadt wurde eine halbkugelförmige Grube gegraben (*mundus*, sonst = Schmuck, Welt) und die Erstlinge von allem, was das Gesetz zu geniefsen empfiehlt und die Natur zum Bedürfnis macht, hineingethan; verschlossen wurde sie durch den Seelenstein (*lapis manalis*), der nur dreimal im Jahre abgehoben wurde, um die Seelen der Toten, die Manen, herauszulassen. Die Stadtfläche wurde als heiliger Bezirk (*templum*) nach festen Mafsen in Rechtecke (oder Quadrate) gegliedert, wie in älterer Zeit die *terremare*, später die römischen Kolonieen, Äcker, Lager. Heiligtümer mufste jede Stadt mindestens 3 haben, oder wenigstens ein gröfseres mit 3 Götternischen (*cellae*) für Jupiter, Juno und Minerva. Die Burg (*arx*) war eine Stadt im Kleinen.

Von den Rechtsgebräuchen der Etrusker ist nur die Sitte überliefert, dafs der säumige Schuldner von Knaben mit leeren Beuteln auf der Strafse verfolgt wurde.

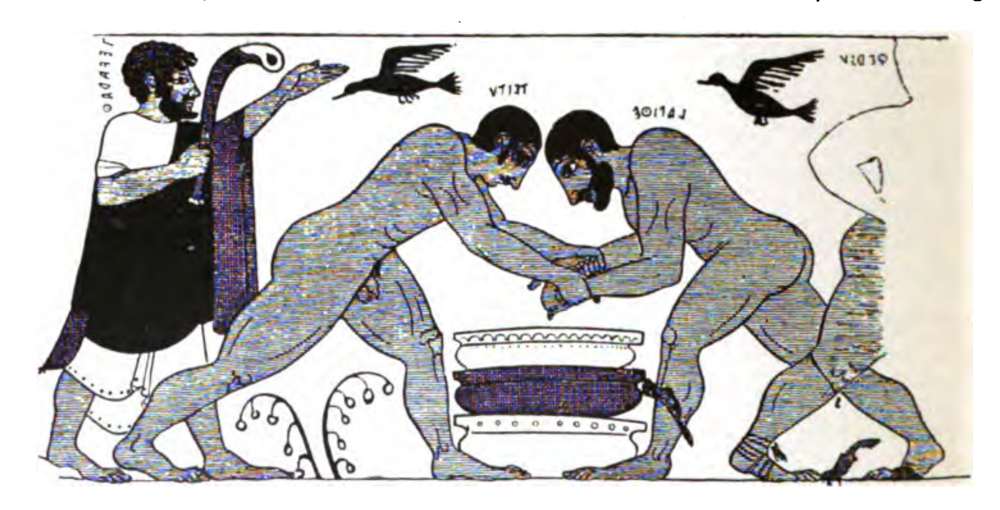
Wie weit die römische Heereseinteilung etruskisch war, ist nicht zu entscheiden. Als von den Etruskern entlehnte Waffen werden angegeben: der eherne runde Schild (*clipeus*), seit Camillus durch den samnitischen rechteckigen (*scutum*) ersetzt; der eherne Helm (*cassis*), die ehernen Beinschienen (*ocreae*), das Wehrgehenk (*balteus*), die lange Stofslanze (*hasta*) und die kurze Wurflanze (*lancea*) der leichten Truppen (*velites*); dazu kam

die gerade, eherne Trompete (*tuba*), schon von den Griechen als tyrsenische Erfindung gerühmt (s. ob.). In den Gräbern haben sich, im Original oder in Abbildungen, auch Panzer, Schwerter, Dolche, Pfeilspitzen von Erz, Schleuderriemen und -bleie, sowie krumme Trompeten (*lituus*) und Hörner (*cornu*) u. s. w. gefunden. Interessant ist ein mit griechischer Weihinschrift versehener etruskischer, in Olympia gefundener Helm aus der Siegesbeute Hiero's I. von Syrakus in der Seeschlacht bei Kyme 474 v. Ch.

Das etruskische Münzwesen zeigt die gemeinsame italische Entwickelung vom rohen Kupfer in beliebigen, jedesmal abzuwägenden Stücken (*aes rude*), das Pfund (*libra*) zu 327,5 gr, durch das gezeichnete gegossene Erz, in Stücken von bestimmtem Gewicht (*aes fusum signatum*), etwa 550 bis 450 v. Chr., zu geprägten, mit Wertangabe versehenen Bronzemünzen (*aes cusum*), dabei mit stetigem Sinken des Gewichts, von der vollen Schwerbronze (*aes grave*) bis zum 6. Teil des ursprünglichen Pfundes (*as sextantarius*), zuletzt, seit etwa 200 v. Chr. mit gänzlichem Übergang vom Duodezimal- zum Dezimalsystem. An Gold- und Silbermünzen zirkulierten anfangs nur ausländische, besonders vom kleinasiatischen Phokäa und seinen westlichen Kolonieen; seit etwa 500 v. Chr. beginnt die einheimische Silberprägung, nach dem persischen Stater, aber mit griechischen Typen, darunter Münzen einer Stadt *Thezle* (vielleicht Fäsulä). Dieselbe Werteinheit zeigen Goldmünzen von Volsinii. Einige spätere Silbermünzen (etwa 450—400 v. Ch.) stehen zum Kupfer in dem festen Verhältnis von 1 : 288. Seit etwa 400 v. Chr. findet sich dann ein über das ganze eigentliche Etrurien ausgebreitetes, alle drei Metalle in festem Verhältnis umfassendes, auf aufserordentlicher Entwickelung des Wäge- und Prägwesens beruhendes, wohl durch formellen Beschlufs des Zwölfstädtebundes eingeführtes Münzsystem, dem attisch-syrakusanischen nachgeahmt: das etruskische Pfund (*as*) = 218 gr; Gold, Silber, Kupfer = 1 : 15 : 250. Wir haben hierher gehörige Kupfermünzen von 12 Städten, Silbermünzen von 6, Goldmünzen von 3; doch ist die Zuteilung nicht überall sicher. Nach der Schlacht am Vadimonischen See 283 v. Chr., welcher ein Abhängigkeitsbündnis der etruskischen Zwölfstädte von Rom und der letzte Triumph über die Etrusker folgten, begann auch im etruskischen Münzwesen eine, 264 v. Chr. vollendete, Ausgleichung mit dem römischen: die Kupfermünzen wurden nach dem römischen Drittelpfund (*as trientalis*) = etruskischem Halbpfund, doch bald weiter sinkend, geschlagen: so von Vetulonia, Telamon, Populonia. In Silber finden wir Einer (römisch fehlend), Drittehalber (Sesterzien), Fünfer (Quinare), Zehner (Denare) und Zwanziger (nicht römisch), besonders von Populonia

und Vetulonia; sichere Goldmünzen dieses Systems sind noch nicht nachgewiesen. Seit 200 v. Chr. scheint in Etrurien nur noch Kupfer, als Scheidemünze, geprägt worden zu sein. Die verschiedenen Münzen zeigen als Gepräge Götterbilder, Tiere, Werkzeuge und andere Symbole, Wertzeichen; viele auch Städtenamen, wie *velathri* (= Volaterrä), *pupluna* (— Populonia), *vatluna* (— Vetulonia), *velsuna* (= Volsinii), *tlamun* (= Telamon), auch von unbekannten Orten, wie *peithesa*.

Vom etruskischen Familienleben wissen wir fast nichts. Auf eine höhere Stellung der Frauen hat man aus der Nennung der Mutter neben dem Vater in vielen Grabschriften geschlossen, doch ist dies wohl eine altitalische Sitte, auf die auch das lateinische Wort für Sohn (*filius* = Säug-



Ringkampf. Wandbild der tomba degli Auguri bei Corneto.

ling) hindeutet. Dagegen sind die etruskischen Wörter für Sohn (*clan*), Tochter (*sech*), Gattin (*puia*) nicht italisch; unbekannt sind die Wörter für Vater und Mutter; italisch (ob entlehnt?) sind dagegen diejenigen für Grofsvater (*papa*), Enkel (*nefts*) und Urenkel (*prumfts* = lat. *pronepos*). Geschlechtsregister scheinen sorgfältig geführt zu sein: aus den Grabschriften lassen sich bis zu 5 Generationen einer Familie herstellen, wobei die Verwandtschaft oft durch komplizierte Endungen in kunstvoll einfacher Weise angegeben ist. Der römische Dichter Persius, selbst aus dem etruskischen Volaterrä gebürtig, spricht von einem vornehmen Etrusker, der seinen Stammbaum bis ins tausendste Glied hinaufführe. Auf altetruskische Lukumonen von Arretium (Arezzo) führte C. Cilnius Maecenas, der Freund des Augustus, väterlicher-, wie mütterlicherseits seine Ahnen zurück. Ähnlich stammten

die römischen Caecinae aus Volterra, die Volumnii aus Perugia, der Kaiser L. Salvius Otho aus Ferentinum, Seius Strabo, der Vater des berüchtigten Seianus, des allmächtigen Günstlings und späteren Opfers des Tiberius, aus Volsinii. Mit der Verehrung der Ahnen hängt auch wohl die immer reicher werdende Ausstattung der etruskischen Gräber zusammen, die zu grofsen Hypogäen mit einer Menge von Räumen, mit zahlreichen Steinsärgen, mit Bildsäulen und Reliefs, mit Wandschmuck und Wandgemälden, in ausgedehnten Totenstädten (Nekropolen) führte, wie die Banditaccia bei Cervetri (Cäre), die Montarozzi bei Corneto (Tarquinii).

Was den Anbau und die Industrie des Landes betrifft, so müssen dieselben in der Blütezeit des Volkes sehr entwickelt gewesen sein: das beweisen der durch die zahlreichen grofsartigen Städteanlagen, wie durch ausdrückliche Nachrichten der Alten bezeugte üppige Reichtum, die häufige Darstellung schwelgerischer Trinkgelage, Festlichkeiten, Wettspiele und anderer Vergnügungen in den Grabgemälden, wozu auch die Schilderungen der antiken Schriftsteller stimmen; ferner das glänzende Weitergedeihen unter römischer Herrschaft und die Auswahl gerade Etruriens für Militärkolonieen und Erwerbung grofser Güterkomplexe. Als Hauptprodukte werden genannt: Getreide, Flachs, Holz; Rennpferde, Rinder, Schweine; Wachs und Honig; Kupfer, Eisen, Silber; Bausteine, Thon. Gepriesen werden die Wettrennen, die Eber-, Hasen- und Vögeljagden, die Fischerei, besonders der Thunfischfang, auch dies bestätigt durch mannigfache Darstellungen. Hirse sollen die Etrusker besonders in der Poebene angebaut haben, Wein (Falerner) in Campanien; Schiffsbauholz gewannen sie aus Corsica. Als Ausfuhrartikel werden besonders erwähnt: Waffen, Geräte und andere Bronzearbeiten, auch auch aus dem Pothal über die Alpen, besonders rheinabwärts; Gewebe, vor allem Leinen, auch als Segeltuch; Thongefäfse, rote aus Arretium, matt schwarze (*creta nera, bucchero*) aus Clusium, glänzend schwarzgefirnifste aus Nola (in Campanien). — Der ältere Seeraub verwandelte sich allmählich in friedlichen Handelsverkehr, durch eine mächtige Kriegsflotte geschützt. Es werden Seekriege, Bündnisse, Handelsverträge der Etrusker mit Karthago,



Etruskische Tänzerin.
Wandbild aus Corneto.

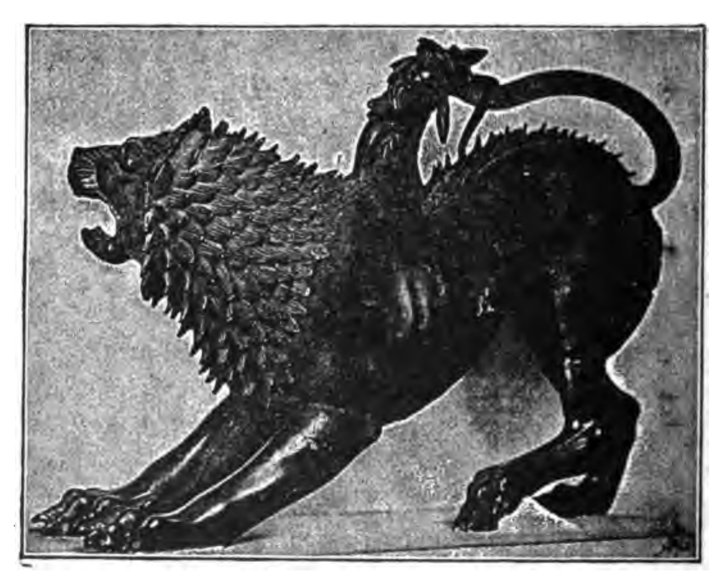
den Phokäern, Syrakus erwähnt; Cäre (*Agylla*) hatte seit alter Zeit ein Schatzhaus in Delphi. In den Gräbern finden sich vielfach ägyptische, phönizisch-karthagische, später besonders griechische Waaren, darunter unzählige Vasen, Schalen, Trinkgefäfse vom rohesten asiatischen bis zum vollendetsten attischen Typus, auf regsten Verkehr mit dem Osten hindeutend. Auch die sehr zahlreichen Bronzespiegel sind zum Teil griechische Arbeit.

Hervorragendes haben die alten Etrusker in der Baukunst geleistet. Es finden sich sehr kunstvolle polygonale (Saturnia, Cosa) und trefflich gefügte quadrige Mauern (Neu-Falerii), zum Teil von mächtiger Ausdehnung (Volterra 24000 F. Umfang, Veji noch mehr). Die Thore zeigen stattlichen Bogenbau (Volterra, Perugia), wie denn auch der grofse Abzugskanal Roms (*cloaca maxima*) mit seiner schönen Wölbung vielleicht bis in die etruskische Herrschaft zurückreicht. Doch hat man die Erfindung des Bogen- und Gewölbebaues den Etruskern wohl mit Unrecht zugeschrieben. Falsche Gewölbe durch Ausschnitt finden sich wiederholt (Grab Regulini-Galassi bei Cervetri, Grotta Sergardi bei Cortona); einen Übergang zum wirklichen Bogen bildet die Tanella di Pitagora (Grotte des Pythagoras) zu Cortona (so genannt infolge einer Verwechselung von Cortona mit Kroton), mit fünf keilförmig geschnittenen, innen gewölbeartig ausgerundeten riesigen Deckblöcken. Ein den ägyptischen und kleinasiatischen Grabpyramiden verwandtes, doch sehr eigenartig entwickeltes Gebäude war das von Plinius nach Varro beschriebene Grabmal des Königs Porsenna bei Clusium, dessen Reste man, wohl mit Unrecht, in dem mit labyrinthartigen Grabgängen versehenen Poggio Gajella daselbst wiederzufinden geglaubt hat. Die Basis jenes Grabmals bildete ein quadratischer Quaderbau, 300 F. im Geviert, 50 F. hoch, inwendig ein Labyrinth; an den 4 Enden und in der Mitte erhoben sich 5 Pyramiden, die Basis je 75 F. im Quadrat, die Höhe 150 F.; über ihren Spitzen lag eine eherne Scheibe mit vorspringendem Rande (*orbis, petasus*), von der an Ketten Glocken herabhingen. Auf ihr standen wieder 4 Pyramiden, jede 100 F. hoch. Dann kam eine zweite Scheibe, und auf dieser wieder 5 Pyramiden, angeblich jede 300 F. hoch. Ein mit turmartigen Pyramiden versehener Riesenbau war auch einst der Hügel der Cucumella bei Vulci; vom Rande des Unterbaues und von der Höhe der Türme blickten zahlreiche, das Grabgeheimnis hütende Ungeheuer herab. Auf italischen Ursprung derartiger Bauten könnte das mit 3 Türmen versehene sogen. Grabmal der Horatier und Curiatier in Latium führen.

Der etruskische Tempelbau, erst unter griechischem, speziell dorischem Einflufs entwickelt, ist uns weniger aus Denkmälern, als aus der Beschreibung des Vitruvius (im Beginne der römischen Kaiserzeit) bekannt. Der Grundrifs (des *templum Tuscanicum*) durfte sich vom genauen Quadrat nur unbedeutend entfernen, höchstens im Verhältnis der Länge zur Breite von 12 : 10. Die vordere Hälfte (*pars antica*) bildete eine Halle von 2mal 4 Säulen, deren mittlere $^{4}/_{10}$ der ganzen Front aus einander standen, die seitlichen je $^{3}/_{10}$; sie waren $3^{1}/_{2}$ Zehntel hoch, unten $^{1}/_{2}$ Zehntel dick, und verjüngten sich bis oben um $^{1}/_{8}$ Zehntel; die Höhe der Basis, aus runder Plinthe und Pfühl bestehend, betrug $^{1}/_{2}$ des Durchmessers; ebenso hoch war das Kapitäl aus Hals, Wulst und Abakus. Der Architrav war wegen der grofsen Säulenzwischenräume aus Holz, bisweilen mit Triglyphen u. dgl. geziert. Die hintere Hälfte des Tempels (*pars postica*) zerfiel gewöhnlich in 3, durch Mauern getrennte, Nischen (*cellae*), deren mittlere wieder $^{4}/_{10}$, die seitlichen $^{3}/_{10}$ Breite hatten, und welche Götterdreiheiten enthielten, wie Jupiter, Juno, Minerva; Ceres, Liber, Libera. War, ausnahmsweise, nur eine Mittelnische vorhanden, so standen an den Seiten wieder Säulen. Die hölzerne Decke des Tempels, mit innerem Netzwerk (*lacunaria*), ragte rings, auf den Balkenköpfen (*mutuli*) ruhend, mit breitem Rande (*grunda*) vor; der Dachstuhl, vorne und hinten mit einem Giebel, der Statuengruppen trug, war, wie es scheint, etwas gedrückt. Man kann in obigem Grundrisse das Schema des italischen Augurentemplums im ganzen wiedererkennen: im Schnittpunkte der Angellinie (*cardo*), welche die vordere und hintere Hälfte des Tempels trennte, und der Kreuzlinie (*decumanus*) schlossen die Thüren der Mittelnische; der Rand zeigte, wenn man die Kreuzungslinie berücksichtigt, die 16 Regionen, an jeder Seite 4, doch von ungleicher Länge, wie auf der oben erwähnten Bronzeleber von Piacenza. Im wesentlichen nach demselben Vorbilde scheint auch der alte, während der etruskischen Herrschaft von Tarquinius Priscus begonnene, Tempel des Jupiter Capitolinus in Rom angelegt gewesen zu sein. Über die Orientierung der etruskischen Tempel fehlt es an Material. Sogenannte Tempelurnen und Abbildungen von Tempelfronten auf Sarkophagen und Spiegeln geben eine wenig sichere Vorstellung ihres äufseren Aussehens.

Im Hausbau — auch einige etruskische Hausurnen haben wir — war den Etruskern charakteristisch das von den Römern auch übernommene Atrium (d. i. Feuerstätte, nicht etwa von der Stadt Adria benannt), auch Haushalle (*cavaedium*) geheifsen, ursprünglich Wohn-, Speise-, Heerd- und Schlafraum zugleich, quadratisch oder rechteckig, mit einem Loche im

Dache (*compluvium*) zum Abzuge des Rauches und einer Cisterne im Boden (*impluvium*) zum Aufsaugen des Regens. Allmählich wurden zur Trennung der Benutzungszwecke rings um das Atrium nischenartige Nebenräume angelegt, die später zu selbständigen Gebäudeteilen erwuchsen: ein Vorraum zum Ablegen (*vestibulum*) mit Pförtnerkammer, dann Schlafzimmer, Speisezimmer, Küche, Vorratskammern u. s. w. Das Cavädium wurde, mit Dachloch und Cisterne, als hinterer Raum vom Atrium getrennt und zuletzt in einen säulenumgebenen, mit Grün geschmückten Hof verwandelt. Das Atrium selbst aber diente jetzt nur noch als Empfangssaal, mit den Bildern der Ahnen (*imagines maiorum*), mit dem symbolischen Ehebett (*lectus genialis*), das die künftige Fortdauer der Familie andeutete, auch wohl mit

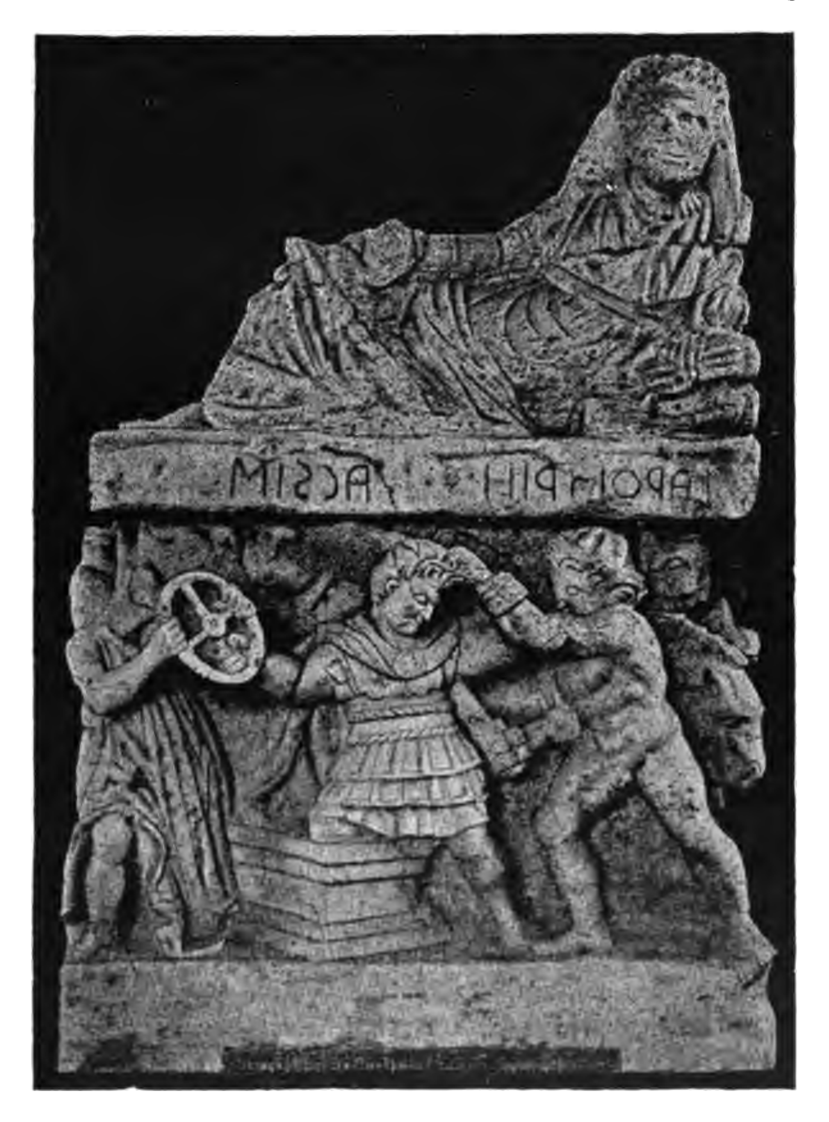


Chimäre. Bronze aus Arezzo.

einer Hauskapelle (*lararium*) oder einem Altar; natürlich wurde es zugleich immer prunkvoller, mit kostbaren Säulen geschmückt, mit facettierter Decke versehn u. s. w.

Die Skulptur und ihre Nebenkünste haben sich bei den Etruskern nie zu wirklicher Vollkommenheit erhoben: bei aller technischen Geschicklichkeit fehlte dem Volke der Schönheitssinn. Zu grofsartiger Ausdehnung und äufserlicher Meisterschaft entwickelte sich, auch in den etruskischen Nebengebieten, der Bronzegufs, zu dem die Stoffe in reicher Fülle im Lande selbst gefunden wurden. Bei Bologna ist 1877 eine Bronzewerkstätte mit 1500 Kilo Kupfer und 18000 Objekten, sowie mit Gufsformen aller Art

aufgefunden worden. Aus Volsinii sollen die Römer 2000 eherne Statuen (doch wohl meist Statuetten!) geraubt haben. Etruskische Erzbildchen (*sigilla Tyrrhena*) überschwemmten Rom und waren über das ganze römische Reich verbreitet, sind auch massenhaft in etruskischen Gräbern gefunden



Etruskische Aschenkiste.

worden. Kostbare Erzthüren brachte Camillus aus dem eroberten Veji heim. Die erhaltenen Erzstatuen, wie der Redner (*aringatore*) von Perugia in Florenz, der Apollo von Ferrara im Louvre, der Krieger von Ravenna, ver-

schiedene votive Knabenbilder u. s. w., sind steif, hart, unschön; am besten gerieten den Etruskern Ungeheuer und Tiere überhaupt, wie die berühmte Chimaira, verschiedene Sphinxe. Greife, ein Schwein und ein Hund von Cortona; manche Forscher rechnen auch die kapitolinische Wölfin hierher. Trefflich gearbeitet ist ferner der grofse kortonesische Kandelaber mit syrinxblasenden Satyrn; dann finden sich kostbare Grableuchter, Waffen, auch Schmuckschilde, Bronzegefäfse (Kessel, Dreifüfse, Güsse), zum Teil allerdings wohl ausländische Arbeit. Unter den vielen hundert Spiegeln von Bronze zeigen nur wenige eine wirklich schöne Zeichnung, wie der Semelespiegel: diese sind wohl, trotz der etruskischen, bisweilen auf Mifsverständnis beruhenden Inschriften, eingeführt oder wenigstens Nachahmung griechischer Arbeit; andere tragen einen üppig orientalischen Charakter zur Schau.

Zu hoher Vollendung ausgebildet war bei den Etruskern die Juwelierkunst: besonders sind zierliche Goldarbeiten erhalten, in Diademen, Ketten, Ohrgehängen, Fibeln, Kleiderplatten, die noch jetzt die Bewunderung der Kenner erregen, vor allem in der Technik fein geschweifster Goldperlen. Tyrrhenische Silber- und Goldschalen waren selbst im alten Griechenland gesucht; doch scheinen die wenigen in Etrurien selbst gefundenen Gegenstände dieser Art eher karthagischen oder kyprischen Ursprungs.

Die etruskische Steinhauerei ist auf niederer Stufe stehen geblieben: ist doch nicht einmal der karrarische Marmor von ihnen verwendet worden, sondern nur der gemeine Alabaster von Volterra, der mifsfarbige Peperinotuff, der weiche Travertin und andere Steinarten, die mehr zum Bauen geeignet sind. Unermefslich ist freilich die Menge der Sarkophage, Steinkisten, Steinurnen, oft mit Deckelfiguren der darin Bestatteten, auch ganzer Ehepaare, nicht selten portraitartig lebendig, aber meist plump oder roh, vielfach mit widerlicher Verkürzung der hinteren Körperteile. Die Reliefs der Seitenwände der Särge stellen gewöhnlich Totenscenen oder drastische Bilder aus der griechischen Mythologie, zum Teil nach unbekannten Dramen, dar, mit Vorliebe blutige Thaten, selten interessant oder anmutend. Dazu kommen skulpierte Grabstelen, auch aus Bologna fast mykenischen Stils, und einzelne Giebelgräber (in Norchia), spätgriechische Nachahmungen. Sehr roh sind die Jagd- und Kampfscenen von Novilara. Auch an den Grabwänden begegnen uns Skulpturen, teilweise bemalt, wie in einem grofsen cäritischen Grabe (*tomba dei bassorelievi*), wo Priester-, Krieger-, Haus- und Küchengeräte aller Art dargestellt sind. In anderen Gräbern finden wir skulpierte Köpfe (drei an einem Thorbogen), Sessel, Schilde, Säulen-

kapitäle u. s. w. Isolierte Steinstatuen sind selten: von trefflicher Arbeit ist ein alter Kriegerkopf im Museum von Orvieto.

Die unendliche Menge der im eigentlichen Etrurien gefundenen Thongefäfse zerfällt in eingeführte griechische Waare, aus allen Perioden, von der geometrischen Dekorationsweise bis zur phantastischen Entartung der Diadochenzeit, und in einheimische Fabrikate, teils Nachahmung fremder Formen, teils original (s. ob.), mit allerlei Larven und Ungeheuern geschmückt, in sonderbaren, oft dem modernen Hausgeschirr ähnlichen Formen, nicht selten häfslich oder obscön, besonders die gemeine südetrurische gelbe Art. Doch war etruskisches Thongerät auf ärmlicheren Tafeln in Rom sehr beliebt; ebenso die campanische schmucklose Waare. In der Poebene scheint die Töpferei weniger geblüht zu haben.



Trinkgelage. Wandmalerei aus Corneto.

In älterer Zeit diente übrigens der Thon auch zur Anfertigung grofser bemalter Statuen, wie selbst in Rom das älteste Bild des kapitolinischen Jupiters von Thon war; ferner zu Giebelfiguren, von denen mehrfach Bruchstücke erhalten sind, zu Antefixen, Frontaten (Stirnziegeln) und anderem Tempelschmuck, wie z. B. ein vejisches Viergespann aus Thon als Akroterium des alten kapitolinischen Tempels diente; endlich, auch noch später, zu zahllosen Statuetten, Puppen, Spielzeugen. Dazu kommt noch eine mächtige Reihe von Aschenkisten aus Thon (Chiusi, Perugia, Cervetri, Corneto), oft mit glänzend farbigen Reliefs und mit vollen Deckelfiguren, bisweilen von abschreckender Naturwahrheit. In Chiusi finden sich auch Büstenurnen (*canopi*) aus Thon. Selten sind gebrannte bemalte Terracottaplatten, mit mythologischen Vorstellungen oder Prozessionen (Cervetri).

Von der etruskischen Malerei zeugen etwa 70 bisher geöffnete ausgemalte Gräber, zum Teil wieder verschüttet oder verloren, immerhin nur ein geringer Bruchteil der wirklich vorhandenen, besonders in Corneto, Cervetri, Vulci, Orvieto, Chiusi, aber auch sonst. Die Malerei ist frisch (al fresco) auf weifslichen oder gelblichen Stuck, selten auf die nackte Tuffwand aufgetragen. Die Umrisse pflegten vor dem Malen eingeritzt zu werden; die Farben (Mineral-, selten Wasserfarben) sind schwarz, rot, weifs, gelb, blau, grün, für dämmerige Beleuchtung durch die geöffnete Grabthür berechnet. Die Gegenstände und die Art der Ausführung deuten vielfach auf Nachahmung griechischer Vasengemälde hin; doch finden sich auch Originalscenen aus dem alltäglichen Leben des Volkes. Die archaische Malerei zeigt vorwiegend wunderlich stilisierte Tierbilder (Campanagrab in Veji); es folgt die sogen. toskanische Epoche, eine selbständige Weiterentwickelung der archaischen, nicht ohne Einflufs der schwarzfigurigen Vasen (Corneto, Chiusi, Cervetri): die Figuren steif, gedrückt, im Profil, mager, eckig, realistisch; die Gegenstände Spiele, wie Wettrennen, Faustkampf, Waffentanz, mit Richtern, Zuschauern, Preisausteilungen, auch Vorübungen; ferner Tänze und Musikvorträge; Schmäuse mit Flötenspielerinnen, Schenken, Gauklern, Riesen, Zwergen, Affen, Harlekinen; Jagden, Fischfang, Küchenscenen u. s. w. Die nächste, hellenische, Epoche lehnt sich mit mehr oder weniger gelungener Nachahmung an die rotfigurigen Vasen an und zeigt mythologische, auch einheimische, Scnen, Darstellungen der Unterwelte mit ihren Folterqualen, Bestattungen und Totenopfer, Trinkgelage mit Porträts und prunkvoller Ausstattung (Vulci, Orvieto, Corneto) u. dgl. Es folgt noch eine Epoche des Verfalls, bis in die römische Kaiserzeit hinabreichend, in der die Ausführung wieder roh und nachlässig wird (Corneto, Bomarzo, Orte). Sehr selten sind bemalte Sarkophage, wie zwei mit Amazonenkämpfen in Florenz und Corneto, jener durch eine nachträglich roh in die Malerei eingehauene Inschrift entstellt. Über die bemalten Reliefs, Urnen, Thonplatten, Vasen ist oben gesprochen worden. Vereinzelt begegnen auch andere bemalte Gegenstände, wie Altäre (Corneto), Pfeiler u. s. w.

Grofse Vorliebe hatten die Etrusker für Musik, Tanz, Schauspiel. Ihr Hauptinstrument war die wohl durch die Tyrsener aus Asien mitgebrachte Flöte, die sogar alle Hausarbeiten, selbst die Peitschung der Sklaven begleitet haben soll. Doch finden sich neben Flötenspielern (*suplu* = lat. *subulo*) auch Zitherspieler abgebildet. — Die dargestellten Tänze sind meist Einzeltänze, besonders von kostbar bunt gekleideten Frauen, mit starker Verrenkung der Glieder und Finger, durchaus nicht graziös. In

Veji werden tanzende Priester erwähnt, nach Weise der römischen Salier. — Die einheimischen Schauspiele waren stumme Mimen: sie wurden in Rom 393 v. Ch. aus Etrurien eingeführt; der Darsteller hiefs *hister* (= lat. *histrio*). Später wurden auch griechische Tragödien und Komödien aufgeführt, wie die erhaltenen Reste der Theatergebäude und die häufigen Nachahmungen dramatischer Scenen auf Totenurnen zeigen. Ob sich daraus auch eine einheimische dramatische Poesie entwickelte, wissen wir nicht; ein später erwähnter etruskischer tragischer Dichter Volnius schrieb lateinisch.

Dafs es aber sonst etruskische Poesie gegeben hat, steht fest: ein gröfserer Teil der heiligen Bücher war in Versen abgefafst; der italienische Forscher Elia Lattes hat nachzuweisen versucht, dafs die ganze oben erwähnte Mumieninschrift aus altitalischen Saturniern besteht.

Dauerndes für die Kultur der Menschheit haben die Etrusker nicht geschaffen. Mögen sie in mancher Hinsicht die Entwickelung der Römer beeinflufst haben, so ist dies kaum in günstigem Sinne geschehn, und ihre geistige Einwirkung unterlag bald der weit mächtigeren hellenischen Kultur, die auch sie selbst bezwang, ohne recht von ihnen begriffen zu werden. Was die Römer Grofses geleistet haben, ist dem latinischen Volkstume entsprossen: Sprache, Staatswesen, Kriegswseen, Recht, Baukunst.



Etruskischer Tempel. Rekonstruktion von Semper.



Gladiatorenkämpfe.

Roms Kultur.

HERAUSGEBER: PROFESSOR DR. W. SOLTAU.

Einleitung.

Dichter und Schriftsteller des Altertums wie der Neuzeit werden nicht müde, die Gröfse Roms und die Bedeutung seines Einflusses auf die Geschichte der Völker zu preisen. Rom heifst »die Fürstin der Städte«, »das Werk der Götter«, »das herrlichste, gröfste, schönste was es giebt«. Seit zwei Jahrtausenden war es das Bestreben der Gebildeten, diese Stätte der Kultur aufzusuchen. In diesem Gefühl begegnen sich Horaz und Goethe, der fromme Pilger wie der lernbegierige Jünger der Kunst.

Es wird daher stets eine der wichtigsten Aufgaben aller geschichtlichen Forschung sein, das allmähliche Werden der Stadt Rom, des römischen Staates und seiner Schätze der Kultur klarzulegen. Selbst unbedeutendere Seiten seiner Entwickelung verdienen oft deswegen eine eingehendere Beachtung, weil sie die Keime sind, aus denen später Dinge von welthistorischer Bedeutung entsprossen sind.

Die Betrachtung der Zustände des Römerreiches hat aber noch einen besonderen Wert dadurch, dafs kein Volk des Altertums ähnlich in seiner eigenen Bildung das Wissen und das Können vieler anderer Völker, der ganzen antiken Welt wiederspiegelt. Ebendeshalb ist das Römertum berufen gewesen, der Vermittler zwischen der Kultur der alten und der modernen Völker zu werden.

In dem Vollgefühl echt nationaler Beschränktheit haben die alten Römer oft genug behauptet, dafs sie nächst den Göttern nur ihrer eigenen Kraft die Gröfse ihres Staates verdankten. Unter allen Völkern des Erdkreises ist, wie Plinius sagt, „unstreitig das römische Volk durch Tugend und Mannhaftigkeit das ausgezeichnetste". Auch ist dieses Gefühl bei den Römern mehr als nationale Übertreibung. An Charakterfestigkeit, echter Männlichkeit und energischer Thatkraft ist keine Nation des Altertums ihnen ebenbürtig.

Anders wird allerdings das Urteil der Geschichte lauten, in soweit sie der Entstehung der römischen Kultur nachgeht. Kein Volk und keine Kulturstufe ist mit einem Male fertig, keine Nation verdankt alle Seiten ihrer Bildung sich selbst. Auch waren schon die alten Römer selbstgefällig genug, um die Seiten ihrer staatlichen oder sakralen Einrichtungen, bei welchen sie die Überlegenheit der Griechen anerkennen mufsten, auf eine frühe Berührung ihrer Gesetzgeber und Könige mit den Weisen dieses Volkes zurückzuführen. In dieser Erkenntnis bestärkten sie auch ihre späteren Gelehrten. Nach dieser Richtung wird auch die kulturgeschichtliche Forschung vorzugehen haben und überall den Nachweis zu erbringen suchen, aus welchen Quellen die römische Kultur entsprossen ist, was sie den Griechen, was sie den andern sie beeinflussenden Nationen verdankt.

Roms Kultur kann jedoch nicht der Gegenstand einer geschichtlichen Betrachtung werden, bevor nicht festgestellt ist, welche Ausdehnung dieser Begriff in den verschiedensten Epochen der alten Geschichte hat.

Zwischen dem kleinen Ackerstädtchen auf dem Palatin und der Hauptstadt Italiens zu der Zeit der punischen Kriege ist ein ebenso grofser Gegensatz, wie zwischen dieser und der späteren Welthauptstadt der Kaiserzeit. Noch mehr zwischen den in der früheren republikanischen Zeit von der römischen Entwickelung beeinflufsten Völkerschaften Italiens und den Ländern, welche während der Kaiserzeit in den Bereich der römischen Abhängigkeit gezogen worden sind.

Zunächst kann schon von einer Geschichte Roms oder römischer Kultur nicht die Rede sein, solange es keinen römischen Staat gab, Rom nur eine kleine Landstadt der Latiner war. Zu jener Zeit geht der Begriff einer

römischen Kultur ganz in demjenigen der Entwickelungsgeschichte der Italiker auf. Selbst dann, als Rom ein „Stadtstaat“ geworden, als Hauptstadt eines kleines Territoriums dieses beherrschte und die Führung von Latium hatte (509—338 v. Chr.), war sein Einflufs auf die geschichtliche Entwickelung der alten Welt überaus gering und könnte eine kulturgeschichtliche Behandlung nur insoweit rechtfertigen, als in jene Zeit der Ursprung mancher Einrichtungen fällt, welche später einflufsreich oder bewundernswert geworden sind. Erst als der Vorort Latiums alle übrigen Städte und Völkerschaften Italiens an Bedeutung übertraf, wird die eigenartige Verfassungs- und Kulturentwickelung der Römer ein für die Kulturgeschichte anziehendes Problem.

Eine neue Epoche beginnt nach dem 2. punischen Krieg. Rom trat an die Spitze wichtiger ausländischer Provinzen. Innerhalb zweier Menschenalter machte es fast alle Länder um das Mittelmeer von sich abhängig. So ward das Leben des römischen Volkes mehr und mehr mit demjenigen der Mittelmeerländer verbunden. Bald wirkten die Verhältnisse der abhängigen Provinzen auf das herrschende Volk bestimmend zurück. Namentlich beeinflufste das Griechentum die Entwickelung des römischen Volkes aufserordentlich stark und bewirkte erst durch seine befruchtende Berührung, dafs sich auch in Rom eine höhere Kultur entfalten konnte.

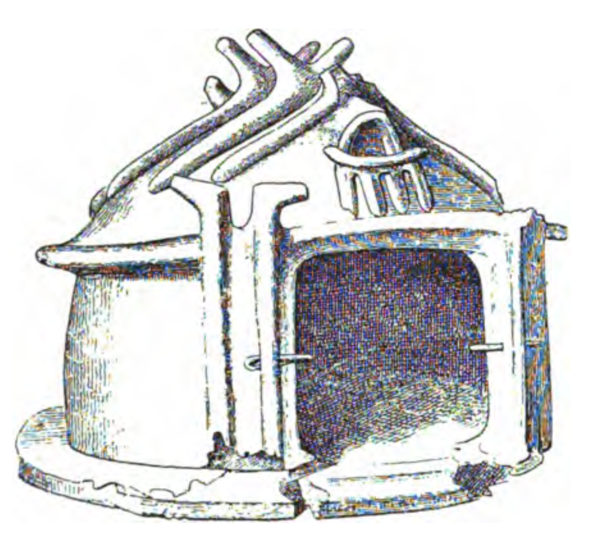
Mit dem Eintritt dieses Volks in den Bereich des Hellenismus gewinnt die Geschichte seiner Zustände an historischem Wert. Rom nahm jetzt selbst Anteil an der Förderung dessen, was der damaligen gebildeten Menschheit erstrebenswert erschien. Seine Dichter warben mit den hellenischen um die Palme. Seine Geschichtsschreiber und Redner machten Anspruch und konnten wenigstens in formeller Beziehung darauf Anspruch machen, den griechischen Gröfsen an die Seite gestellt zu werden. Seine Baumeister und Künstler suchten, wenn sie auch nicht die Tiefe und Originalität ihrer Vorbilder erreichen konnten, denselben doch durch feinen Geschmack gleichzukommen, sie durch äufsere Grofsartigkeit zu überbieten.

Das Objekt der römischen Kulturgeschichte ist damit allmählich ein ganz anderes geworden, als es noch einige Jahrhunderte früher war.

Wieder eine neue Aufgabe wird dem gestellt, welcher die Kultur Roms in der Kaiserzeit zu schildern sucht. Nicht mehr die Eigenheiten der Römer oder Italiker, sondern die eigentümlichen Bildungen, welche aus der Verbindung der verschiedensten Nationen der Mittelmeerländer mit ihnen hervorgegangen sind, verdienen eine historische Beleuchtung. Wichtiger als die Kulturzustände des Stammlandes werden die unter römischer Leitung zu eigenartigem Leben erwachten Provinzen. Aus den Provinzen strömt dem regierenden Volke viel-

fach neues religiöses Leben zu, so in den mystischen orientalischen Kulten, wie in dem reineren Monotheismus des Juden- und Christentums. Nicht nur die Ideen griechischer Philosophie, sondern auch die jüdisch-alexandrinische Weltweisheit, die Erzeugerin der christlichen Gnosis, werden für das geistige Leben der Römerwelt von Bedeutung.

So ist es denn nicht mehr die Kultur eines Volkes oder einer Völkerfamilie, sondern die Kultur der antiken Welt überhaupt, welche Gegenstand der Untersuchung wird. Bald üben die Provinzialen nicht nur im allgemeinen einen bedeutenden Einflufs auf die Vorstellungen, Sitten und Beschäftigungen der Römer aus, sie nehmen auch selbst eine hervorragende Stelle in den spezifisch römischen Seiten des damaligen Kulturlebens ein. Roms berühmteste Schriftsteller der ersten Jahrhunderte nach Christus stammen aus den Provinzen, die bedeutendsten kirchlichen Schriftsteller, welche in lateinischer Mundart schrieben, sind der gleichen Herkunft.



Altitalisches Bauernhaus.
(Aschenkiste aus Marino bei Rom).

Gegen Schlufs der alten Geschichte entwickelt sich endlich, bei dem Verfalle der politischen Centralgewalt, eine Verschiedenartigkeit der zu selbständigem Leben erwachten Provinzen, welche mit einer Zersetzung der römischen Kultur gleichbedeutend ist. An die Stelle des Römertums tritt die Kultur des Romanismus. Das in jedem Teile des Reiches eigenartig sich entfaltende Leben, welches von der im römischen Reiche herrschenden antiken Kultur überall befruchtet ward, bildet jetzt die jedem einzelnen Volksstamme eigentümlichen Seiten schärfer aus und überliefert die gewonnene Kultur den eindringenden germanischen Stämmen.

Daraus ergeben sich die Hauptepochen der römischen Kulturgeschichte. Sie sind charakterisiert durch die veränderte Stellung, welche die Hauptstadt Rom im Verlaufe der Jahrhunderte zu den Ländern des Mittelmeeres eingenommen hat.

Die vorgeschichtliche Epoche.

Die Italiker und ihre Kultur.

Wer über die Wanderungen und Schicksale der ältesten italischen Völkerschaften Auskunft verlangt, darf nie vergessen, dafs bei dem Stande unserer Überlieferung die Beantwortung oft einer genügenden Sicherheit entbehren mufs. Die ältesten römischen Chronisten schrieben erst im 3. Jahrhundert v. Chr., und nur vereinzelte Nachrichten griechischer Dichter und Historiker geben Kunde von den früheren Geschicken der apenninischen Halbinsel, welche erst spät den Gesamtnamen Italien erhalten hat.

Um so mehr ist es geboten, andre Zweige der Wissenschaft, namentlich die vergleichende Sprachforschung zu Hilfe zu ziehen. Die anthropologischen Nachforschungen zeigen keine sehr grofse Verschiedenheit der Italiker untereinander, ja würden schwerlich dazu geführt haben, die einzelnen Stämme der apenninischen Halbinsel zu sondern. Dagegen führt die Verschiedenheit der Sprache, der Religion, der Sitte mit Notwendigkeit auf eine schärfere Scheidung der einzelnen Stämme hin.

Einer ganz besonderen Völkerfamilie, möglicherweise aber schon dem indogermanischen Sprachstamme, haben die Ligurer angehört, jenes Volk, welches einst von den Pyrenäen bis in die Poebene hinein Wohnsitze hatte. Wie sie, nimmt auch der Stamm der Etrusker, über welchen der voraufgehende Abschnitt gehandelt hat, seine eigenartige Stellung[1]) den übrigen Italikern gegenüber ein. Während manche auch ihren indogermanischen Ursprung bestreiten, mufs jeder — namentlich nach der Entdeckung der Turscha und etruskischer Schriftzeichen auf ägyptischen Denkmälern des 14. Jahrhunderts — zugestehen, dafs sie bereits im 2. Jahrtausend v. Chr. eine politisch wie kulturell bedeutende Nation gewesen sind, welche in nationalem und politischem Gegensatze zu den übrigen indogermanischen Völkerschaften Italiens stand. Kaum bestritten dürfte auch sein, dafs sie von Norden her, vielleicht aus Rhätien einwandernd (sie nannten sich selbst auch Rasenae), längere Zeit städtische Niederlassungen in der Poebene gehabt haben. Zu beachten ist, dafs ihre Kultur viel älteren Ursprungs ist als die aller anderen italischen Völker-

[1]) Im einzelnen weicht diese Übersicht etwas von S. 166f. ab.

schaften. Sie wurden die Lehrmeister der Römer, der Sabiner, der Umbrer und derjenigen Völkerschaften Unteritaliens, welche sie bei ihren Eroberungszügen zeitweise unterwarfen.[1])

Alle übrigen Völkerschaften Italiens gehörten einem besonderen Zweige der grofsen Völkerfamilie der Indogermanen an. Eine gesonderte Stellung unter diesen nehmen die Illyrier ein. Bereits in ziemlich früher Zeit setzten sich von Illyrien aus die Veneter an der Pomündung, fest und gleicher Abkunft sind, wie die Inschriften bezeugen, auch die im Südosten längs der Küste wohnenden Japygier, welche die späteren Landschaften Apulien und Calabrien bewohnten. Noch viel früher war an der Westküste Italiens entlang und nach Sicilien der Stamm der Sikuler oder (wie er in Süditalien hiefs) der Oenotrer nebst den verwandten Ausonern gewandert. Die beiden letzteren, in Süditalien wohnenden Völkerschaften traten bekanntlich früh in nahe Beziehung zu Griechenland und zu den griechischen Kolonien, sie wurden ganz in den Bereich griechischer Kultur gezogen und nahmen gröfstenteils die griechische Sprache an.

Zwischen diesen verschiedenen Volksstämmen im Norden und an den Küsten des Südens schoben sich nun die Scharen der Italiker im engern Sinne, in drei Hauptvölkerschaften gegliedert: die Umbrer, Sabeller, Latiner. Die beiden ersten werden auch als umbrisch-sabellischer Volksstamm zusammengefafst.

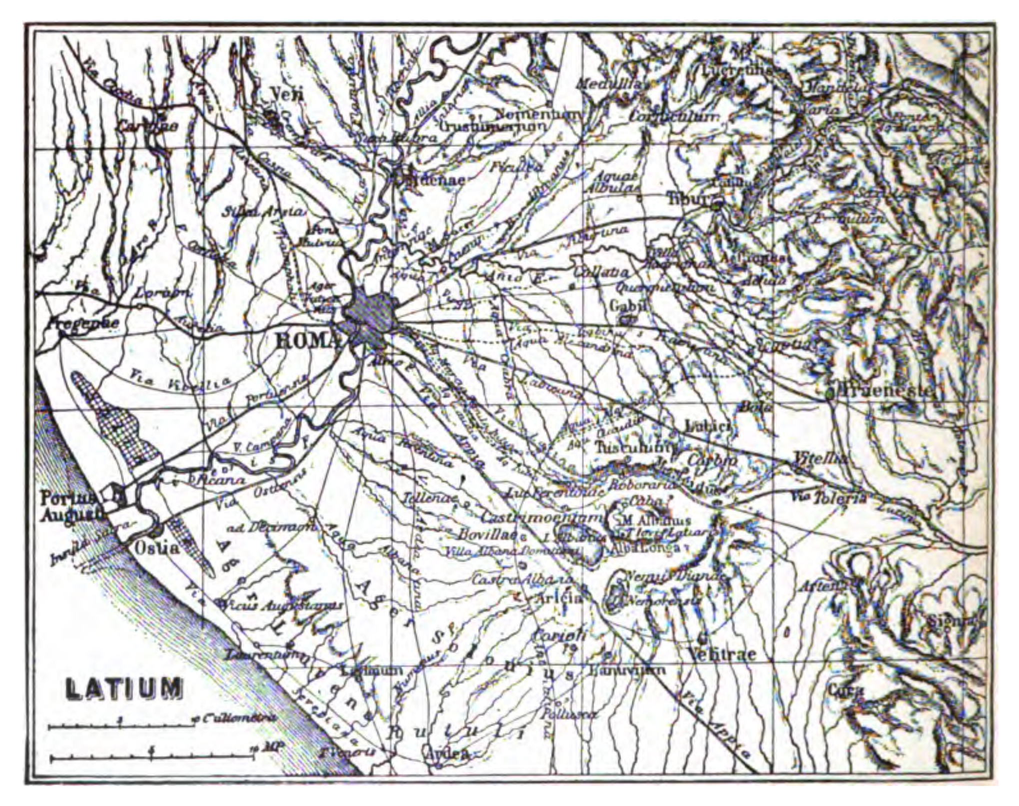
Östlich vom oberen Tiberstrome wohnten in den Thälern des Apennin die Umbrer. Die Reste ihrer Sprache zeigen, neben mancher Verwandtschaft, doch auch charakteristische Unterschiede von der oskischen Sprache, d. i. der Sprache der sabellischen Völker. Ihr Alphabet entlehnten sie den Etruskern und sie scheinen auch sonst vielfältig von etruskischer Kultur beeinflufst zu sein, was noch dadurch gefördert wurde, dafs teils die Umbrer auf einem früher von Etruskern bewohnten Gebiete sich niedergelassen hatten, teils die Etrusker wieder vorwärts drängend Zwingburgen im umbrischen Gebiete errichteten. Durch diese Kämpfe geschwächt, war der umbrische Stamm später darauf angewiesen, sich an Rom anzulehnen, und es ist seine Aufnahme und Verschmelzung mit dem römischen Staatswesen verhältnismäfsig schnell, ohne ernstliche Kämpfe und Widerstandsversuche erfolgt.

Ganz anders die Sabeller. Mit diesem Namen werden alle jene Völkerschaften des mittleren Italiens zusammengefafst, welche südlich von

[1]) So der älteren Bewohner Campaniens. Die Falisker (bei Falerii unweit des mittleren Tiber) waren wohl latinischer Abkunft, aber von den Tuskern bezwungen und beeinflufst.

den Umbrern in den Thälern des Apennin wohnten, östlich bis an das Meer herantretend, westlich, abgesehen von den Volskern, auf das Gebirge beschränkt.

Wie nahe verwandt sie auch untereinander sein mochten in Sprache, Sitten und Gewohnheiten, so zerfielen sie doch in eine gröfsere Zahl politisch unabhängiger Völkerschaften. Der mittlere Apennin, mit seinen zahlreichen Längsthälern und seinen allmählich sich nach Osten zu senkenden Höhenzügen, begünstigte die Isolierung der später selbständigen Landschaften.



Karte von Latium. (Nach Kiepert).

Die einzelnen Teile dieses Völkerstammes lösten sich vermutlich erst allmählich von dem Stammlande, der Sabina, ab und zogen erobernd nach Süden und Osten. In ihrer alten Heimat bei Reate und Amiternum (nur wenig nordöstlich von Rom) wurden die Sabiner, der Sage zufolge von den Umbrern bedrängt, und gelobten einen „heiligen Lenz.“ Sie schwuren, die in jenem Jahre geborenen Knaben, wenn sie mannbar geworden wären, über die Grenze zu schicken, damit die Götter ihnen nach Gutdünken dort neue Wohnsitze oder Verderben bereiten möchten. So sollen denn zahlreiche Scharen der

Sabiner nach und nach ihre Heimat voll Eroberungslust verlassen haben und — so erzählten sie — Gott Mars sei ihnen dabei gnädig gewesen, habe selbst die Führung übernommen. Eine Schar unter ihm drang so in das neue Sabinerland Samnium vor (die Griechen nannten die Samniten Savniten, was auf den Stamm von Sabini zurückführt.). Andre Haufen wurden nach der Sage von den heilgen Tieren des Gottes in ihre neuen Wohnsitze geführt: der Specht (picus) führte die Picenter in das Land südlich von Ancona, der Bock (hirpus-hircus) die Hirpiner nach Benevent, nach dem leitenden Ochsen (bos) soll Bovianum die Hauptstadt des nördlichen Samnium benannt sein, der Name des nördlichsten Volksteiles der Marser wird direkt auf Mars zurückgeführt. Die wichtigsten anderen sabellischen Völkerschaften sind die Vestiner, Päligner, Prätuttier, Marruciner, Frentaner. Den Sabellern gehören auch die kleinen Völkerschaften an, welche rings um Latium herumwohnend, jahrhundertelang mit den Römern auf Kriegsfufs lebten, die Aequer, Herniker, Volsker. Die Aequer grenzten an die Sabina, ihr Gebiet sprang bei dem Berge Algidus bis nahe an das latinische Tusculum vor, südlich von ihnen wohnten die meist den Römern verbündeten Herniker, während von da ab bis ans Meer im Stromgebiete des Liris der kriegerische Stamm der Volsker sich ausdehnte, dessen Bezwingung die Römer soviel Blut und Zeit gekostet hat. Vielleicht steht derselbe übrigens den Umbrern näher, als den Sabinern, ist auf alle Fälle ohne nationale Verbindung mit dem sabellischen Stamme geblieben. Die ins Liristhal vordringenden Samniter waren es, welche der politischen Selbständigkeit dieses Stammes reichlich so gefährlich wurden, wie die Römer, die sie erst in der Zeit der Samniterkriege völlig bewältigten.

In dem „Flachland"[1]) westlich von den Sabinern und Aequern des Apennins hatten sich die Latiner niedergelassen, trotz ursprünglicher Stammesverwandtschaft doch in Sprache, Religion und Sitte scharf von den Sabellern geschieden. Das eigentliche Latium, etwa 100 km längs der Küste hingestreckt, hatte kaum einen gröfseren Flächeninhalt als etwa ein Regierungsbezirk, wobei noch in Anschlag zu bringen ist, dafs einzelne fremde Volkselemente (wie die Rutuler von Ardea, Sabiner am Anio) auf latinischem Boden angesiedelt waren. Längere Zeit hat der Besitzstand Latiums gegen die im Süden vordringenden Volsker geschwankt.

Auf welcher Kulturstufe standen die indogermanischen Völkerschaften Italiens, bevor sie von Norden her in die Halbinsel einbrachen?

---

[1]) Vielleicht ist das die Bedeutung von Latium.

Die in den verschiedensten indogermanischen Sprachen gleichen Stammformen geben auf diese Frage eine befriedigende Auskunft. Nicht nur finden sich gemeinsame Grundformen zur Bezeichnung mannigfacher Wahrnehmungen und Thätigkeiten[1]), sondern auch für die verschiedensten Haustiere, so für Ochs, Stier, Schwein, Schaf, Pferd, Hund, Gans. Die Italiker hatten also schon vor ihrer Abzweigung von den übrigen Indogermanen die niedrige Kulturstufe eines Jäger- und Fischervolkes überschritten. Dagegen führt die geringe Ähnlichkeit, welche die Worte dieser Sprachen bei den Bezeichnungen des Ackerbaues verraten, darauf hin, dafs die regelrechte Bebauung des Ackers bei jenem Urvolke noch in den Anfängen war, nur eine untergeordnete Rolle spielte. Jedoch sind die in den indogermanischen Sprachen verwandten Ausdrücke für den Hüttenbau, für den Gebrauch der Wagen, der Kleider, ja für die Kenntnis und Verarbeitung selbst der edleren Metalle, Gold, Silber, Kupfer, bezeichnend für die bereits jenem Urstamme eigene Lebensweise.

Einen noch höheren Grad der Kultur müssen, wie der den Italikern und Griechenstämmen gemeinsame Wortschatz beweist, diese beiden Völkerfamilien erreicht haben, nachdem sie sich vom Urstamme abgezweigt hatten und weitergewandert waren. Bevor sich Italiker und Hellenen trennten, war bei ihnen die Ackerwirtschaft bereits gut entwickelt. Für Pflug, Pflügen, Garten, Gerste, Hirse, Rübe, Wein kommen bei beiden Völkerschaften gleiche Namen vor; bei den Kornarten, in der Bereitungsart des Getreides, in der Form des Pfluges auf altattischen und römischen Denkmälern ist die Verwandtschaft unleugbar. Es mufs also der Übergang vom Hirtenleben zum Ackerbau stattgefunden haben, bevor die Hellenen und die Italiker ihre alte Gemeinsamkeit aufgaben.[2])

Uralt sind bei den Italikern auch die Grundlagen ihres Religionssystems. Zeus, Jovis pater, Diespiter ist der Djâus pita der Veden, der Uranos der Griechen ist der indische Varunas. Die Idee, dafs der Himmel als Vater aller Wesen, die Erde als Mutter anzusehen sei, ist altes Gemeingut der Inder, Griechen und Römer.

In andern Fällen zeigt sich auch auf diesem Gebiete wieder die nähere Verwandtschaft zwischen Italikern und Griechen. Die Göttin des

---

[1]) Vgl. Hehn Kulturpflanzen und Haustiere in ihrem Uebergange aus Asien nach Griechenland und Italien (her. von Schrader), F. Hoffmann, Aus der Kulturgeschichte Europas, Mommsen, Röm. Geschichte 1,15.

[2]) Vgl. auch Mommsen, röm. Gesch. 1,20. Pöhlmann, die Anfänge Roms (Erlangen 1881).

häuslichen Herdes und des häuslichen Friedens Hestia — Vesta ist diesen beiden Völkern gemeinsam, ebenso die Art und Weise, wie bei beiden heilige Räume für Tempel oder für die Beobachtung der Götterzeichen abgesteckt wurden, oder wie die heiligen Zeiten d. h. der sakrale Kalender nach den Mondumläufen bemessen wurde.[1])

Doch ist auf religiösem Gebiete die spätere gemeinschaftliche Entwickelung der Italiker von gröfserem Einflufs gewesen, als die Periode gräcoitalischer Gemeinsamkeit.

Danach ist es wahrscheinlich, dafs die Trennung von Griechen und Italikern schon in eine recht frühe Zeit, mindestens in das dritte Jahrtausend v. Chr. fällt. Die lange Zwischenzeit der Trennung hat sie sich gegenseitig entfremdet.

Daraufhin weisen auch zahlreiche Gegensätze in dem Charakter und in der Sitte, in künstlerischer Anlage und religiösen Vorstellungen der beiden Völkerschaften hin.

Bei den Griechen herrschte ein weit entwickelterer Individualismus. Weder von dem Geschlechte noch von dem Staate war der Hellene in der Weise abhängig wie der Römer, welcher keine Existenz aufser der Familie und dem Geschlechte, keine Selbständigkeit aufser einer solchen innerhalb des Staates kannte.

Bei den Griechen blieb das Weib doch nur die dem Manne untergeordnete, kaum recht ebenbürtige Dienerin. In Rom ist die Familienmutter der Sitte nach die gleichberechtigte Gehilfin des Mannes. Die Griechen hatten keinen auch durch rechtliche Ordnungen, durch die strenge väterliche Gewalt über Ehefrau, Kinder und Gesinde gefestigten Familienverband.

Die Griechen sind ausgezeichnet durch eine reiche Mannigfaltigkeit in der Entwickelung der Kunst, durch die Bildung und Ausschmückung der religiösen Vorstellungen; sie zeigen ein lebendiges Bestreben bei politischen und sozialen Unternehmungen mitzuwirken und die Persönlichkeit in den Vordergrund zu stellen. Der Sinn der Italiker war vorzugsweise auf das Praktische, das zunächst Nützliche gerichtet. Die phantasievollen Vorstellungen von den in allen Naturmächten wirksamen Gottheiten, welche sich die Hellenen in ihrem Thun und Treiben oft ganz ähnlich den menschlichen ausmalten, sind den Italikern unbekannt. Diese vermieden es mit einer heiligen Scheu (religio), das Göttliche zu anthropomorphisieren. Ihre Götter und Göttinnen freien nicht. Aber sie sind darum nicht weniger lebendig. Bei allen Verrichtungen des

[1]) Der später verderbte römische Kalender beruht auf einem Mondjahr, d. h. auf einer Zusammenstellung von 12 synodischen Mondumläufen.

alltäglichen Lebens ist auch nach ihrer Ansicht eine Gottheit nahe, das Menschliche hat auch hier sein Abbild im Göttlichen. Es giebt einen Gott der Familie, einen Gott der Treue, einen der über die Grenzen des Ackers und der über die Saaten wacht. Aber überall bleiben diese Vorstellungen bei geistigen Abstraktionen und meiden das Gebiet des Sinnlichen. Jahrhundertelang haben die Römer ihre Gottheiten ohne Bilder verehrt. Der Grieche stellte sich alles konkret und anschaulich vor, der Römer suchte das Übersinnliche in abstrakten Formeln und in scharf getrennten Gedankenreihen zu fassen und zu erfassen. Kein Volk der Welt hat auf grund seiner religiösen Vorstellungen einen solchen Schatz an Sagen, an phantasiereichen



Rocca di Papa und die Albanerberge.

Ausmalungen der Beziehungen zwischen Göttern und Menschen besessen, wie die Griechen. Bei den Italikern ist selbst das indogermanische Gemeingut verkümmert und verloren gegangen. Der eigentliche Mythus ist ihnen fremd und Spuren desselben dürfen nicht in allerlei Priestermärchen oder später litterarischer Erfindung gesucht werden. Dafür blieb aber den Römern auch die Religion stets etwas Geistiges und Geheimnisvolles, eine Macht, welche sie wirklich mit dem Göttlichen verband und sie zu dem Himmel emporhob.

Ein gleichsam urkundlicher Beweis von dem Gegensatz in den Anschauungen und in der Gemütsrichtung beider Stämme liegt in der Ver-

schiedenartigkeit ihrer Personennamen. Bei den Griechen sind dieselben ungemein reichhaltig, oft poetisch und phantasiereich ausgewählt. Anders bei den Italikern und speziell bei den Römern. Nur wenige Vornamen werden nach ganz äufsern Merkmalen (Manius heifst der am Morgen geborene, Lucius der bei Tage geborene, Quintus der 5., Decimus der 10.) ausgeteilt, wichtiger ist der Familienname, welcher jedem die Zugehörigkeit zu seiner Familie und ihren Rechten verbürgt. Dazu wird drittens die Heimat (Tribus) hinzugefügt und später bei grofsen Familien auch der besondere Zweig. Alles vom Standpunkt des Rechts und der bürgerlichen Ordnung ausgezeichnet, aber



Orvieto. Gesamtansicht von Westen.

überaus bezeichnend in seinem Abstand von der Vielgestaltigkeit der griechischen Namengebung.

So zeigen gerade diese beiden begabtesten indogermanischen Stämme, welche viele Jahrhunderte ungetrennt bei einander gewohnt haben, bei ihrem Eintreten in die Geschichte die gröfsten Gegensätze. Erst die spätere Berührung der Nationen hat beide wieder einander genähert und dadurch namentlich die Entwickelung der Italiker reichlich gefördert.

Auf welcher Kulturstufe standen die Italiker, nachdem sie von Norden her in die apenninische Halbinsel eingewandert waren? War ihre Lebensweise wesentlich verschieden von derjenigen ihrer zunächst wohnenden indogermanischen Stammesbrüder, der Kelten und Germanen?

Nach den Angaben des Polybius und seines Zeitgenossen des älteren Cato (um 170 v. Chr.) haben die Kelten in der Poebene noch einige Menschenalter früher ausschliefslich in offenen Dörfern gewohnt. Neben Viehzucht und Weidewirtschaft trat bei ihnen die Sorge für den Ackerbau anfangs zurück. Noch bekannter ist bei den Germanen die entschiedene „Abneigung gegen städtische Konzentrierung des Lebens und dem entsprechend eine weitgehende Vereinzelung des Wohnens". Nach Tacitus siedelten sie sich noch im 1. Jahrhundert n. Chr. vorzugsweise in den Lichtungen der Wälder, an Quellen, in Gehöften oder Dorfschaften an, und noch im 4. Jahrhundert berichtet Ammianus Marcellinus, dafs die Germanen selbst die von den Kelten bewohnten Städte mieden und bei ihren Eroberungen sich auf dem Lande niederliefsen. Sollte dieses bei den Italikern, welche bei ihrem Einzug in die Halbinsel jedenfalls auf keiner viel höheren Kulturstufe standen, anders gewesen sein?

In der That ist ein Gleiches von einem beträchtlichen Bestandteil der nach Süden vordringenden Italiker zu sagen. Der umbrisch-sabellische Volksstamm wurde schon durch die Gegenden, in welche er vordrang, zu ländlicher Isolierung, zur Ansiedelung in kleinen Kantonen gezwungen. So hat sich denn auch nur in geringem Grade städtisches Leben entwickelt bei den Sabinern, Samniten, Marsern, Frentanern und wie die andern kleinen sabellischen Völkerschaften hiefsen. Selbst bei dem Stamm der Samniter, welcher später sich durch einen festen Zusammenhalt und durch seine politische Organisation auszeichnete, traten die Städte nicht besonders hervor und fehlte es durchaus an einem städtischen Mittelpunkt, welcher wie Rom in Latium die Leitung übernommen hätte. Die Kraft des Volkes lag hier in den einzelnen Bauernschaften und in der aus ihren Vertretern gebildeten Landesgemeinde.

Anders war dieses bei den Italikern, welche im Südwesten und im Osten längs der Küste ihre Wohnsitze hatten. Bereits als sie in der Poebene angekommen waren, hatten sie die Sitte in offenen Dörfern und Weilern zu wohnen überwunden. Die dortigen Pfahldörfer (Terremare) zeigen, dafs ihre Niederlassungen bereits durchweg mit Wall und Graben umgeben, planmäfsig angelegt, wie die späteren Stadtanlagen in Latium oder Apulien in Rechtecken, nach den Himmelsgegenden orientiert waren. Die Entstehung der italischen Städte reicht also bis in die Zeit hinauf, da die später getrennten Stämme der Italiker noch e i n Volk bildeten. In den ältesten Niederlassungen der Poebene finden sich dann auch zahlreiche Spuren der Sefshaftigkeit und des engen Zusammenwohnens der dortigen Ansiedler. Bereits wurde damals, wie Funde der Terremare zeigen, der Weinbau, die

Baumzucht getrieben. Bei einer solchen Kulturstufe ist auch die Sorgfalt in der Anlage und die Beharrlichdeit in dem Festhalten der einmal angelegten befestigten Wohnorte erklärlich. Die damals erreichte Kulturstufe liegt weit ab von den primitiven Perioden der Jagd und Viehzucht treibenden Urvölker.

Manches veranlafste die italischen Stämme auch in ihren späteren Wohnsitzen in Latium, Campanien oder Apulien die städtische Ansiedlungsweise beizubehalten. Vor allem die Rücksicht auf die Sicherheit gegen Tiere wie Menschen. Der Wolf spielt in den alten Sagen eine zu bedeutende Rolle, als dafs er nicht lange dem Viehstand gefährlich gewesen sein sollte, und die Unsicherheit der Lage namentlich in den Ebenen der italischen Küste zwang gleichfalls zu geschützten Ansiedlungen. Wie die den Latinern und den Italikern des Südwestens nahe verwandten Sikuler in ihren Ackerstädten auf teilweise schwer zugänglichen Berghöhen wohnten, so die uralten Städte des Albanergebirges und seiner bis an den Tiber vorgeschobenen Ablagerungen. Alba[1]), Tusculum, Lanuvium, Aricia, Tibur, Praeneste und die zahlreichen Anlagen auf erhöhten Positionen sind von Anfang an nicht nur natürliche Festen der latinischen Ebene, sondern auch die Ausgangspunkte der latinischen Siedlung gewesen, ebenso wie die Bergfestungen von Althellas, Athen, Theben, Korinth, Mykenae, Tiryns sich in ihrem Ursprung schon als bevölkerte Niederlassungen, nicht als blofse Burgen darstellen[2]).

Auf den Umfang dieser Höhen waren die ältesten Oppida oder städtischen Gemeinwesen der Italiker beschränkt. Rom selbst ist nichts anderes als eine solche kleine Stadt, auf dem Palatinischen Berge nahe dem Tiber errichtet, welche später mit einer ähnlichen städtischen Ansiedlung auf den Hügeln des Quirinal verbunden wurde. Hier zwangen obenein die gesundheitlichen Zustände der Campagna die latinischen Einwohner, die Höhen aufzusuchen. Dagegen haben merkantile Interessen noch keine nennenswerte Rolle gespielt. Der Tiberstrom, welcher im Altertum wasserreicher war und die Fahrt auch gröfserer Schiffe bis Rom aufwärts ermöglichte, hat gewifs später bei entwickelteren Handelsverhältnissen auch seinerseits viel zur Hebung der Stadt Rom gethan. Aber eine Handelsstadt ist das älteste Rom, welches in den ersten drei Jahrhunderten seiner Existenz sogar des gemünzten Geldes entbehrte, sicherlich ebensowenig gewesen, wie die übrigen Latinerstädte.

Seit der Zeit, da latinische Niederlassungen in Latium existierten, schlossen sie sich schroff von den ihnen fremdartigen und verfeindeten Etruskern

---

[1]) Man vergleiche die beigegebenen italischen Stadtansichten vom Albanerberge, von Olevano, Orvieto, Tivoli, die auf z. T. sehr alten städtischen Anlagen errichtet sind; sie zeigen, wie die Rücksicht auf Sicherheit und Gesundheit die Auswahl des Ortes bedingt hat.

[2]) Pöhlmann, Die Anfänge Roms (Erlangen 1881) S. 41.

ab. Der Tiberstrom bildete die Grenze, das Land jenseits des Flusses galt als Ausland. Dagegen fühlten sich sämtliche Latiner nicht nur durch die Gemeinsamkeit der Abstammung und der Sprache verbunden, sondern sie bildeten auch einen engeren Bund der „dreifsig Städte Latiums“. Ein solcher Bund hatte der Zeit entsprechend eine sakrale Form. Die Stadt Alba war der Vorort des Bundes und an der Stätte dieser schon zu Beginn eines römischen Staates zerstörten Stadt kamen bis in die spätesten Zeiten hinein alljährlich die Vertreter der dreifsig Gemeinden zu gemeinschaftlichen Opfern und zu bundesgenössischer Beratung zusammen. Dafs sich daraus eine gewisse



Olevano.

Oberleitung des Bundes erst durch Alba, dann durch Rom sowie eine gewisse Rechtsgleichheit, eine Übereinstimmung im Personen- und Sachenrecht (conubium und commercium) entwickelte, ist selbstverständlich. Nie dagegen hat eine nichtlatinische Gemeinde an dem Bunde teilgenommen.

Auch in der Verfassung zeigt sich die Stammesgleichheit wiedergespiegelt. An der Spitze der Städte stehen Könige, die vornehmen Geschlechter finden ihre Repräsentation in einem Rate, welcher mit dem Könige den Staat leitet. Das Volk ist überall nach seinen zehn Opferhäusern in zehn Kurien eingeteilt und wird ordnungsmäfsig bei wichtigen Gesetzesänderungen oder bei Kriegserklärungen befragt.

Der latinische Stamm trieb vorherrschend Ackerbau. Selbst in den ältesten Zeiten, wohin unsere Kunde zurückreicht, ist das Gesamteigentum an Grund und Boden ein überwundener Standpunkt. Der einzelne Bürger hat, neben der Benutzung des Gemeindelandes oder der Gemeindeweide, ein bestimmt abgegrenztes Eigen an Garten- und Ackerland. Die Fertigkeit, Gewebe wie Leder herzustellen, das Eisen zu schmieden und überhaupt die Metalle zu verarbeiten, war bei ihnen verbreitet.

Noch bedarf einer kurzen Erörterung die Frage, inwieweit der lati-



Tivoli.

nische Stamm auf diesen Gebieten sowie in den sonstigen Anfängen einer höheren geistigen Kultur von andern Völkern abhängig gewesen ist.

Die Beantwortung dieser Frage wird auch Licht darüber verbreiten, ob auswärtige Städte und Staaten die Latiner und überhaupt die Italiker beeinflufst haben.

Am wenigsten zu spüren ist bei den Latinern eine Berührung mit den sabellischen Völkerschaften. Diese waren schon durch die Annahme der tuskischen Schriftzeichen, sowie durch manche Handelsbeziehungen, mit dem wichtigsten Kulturvolke Norditaliens verknüpft, und sie blieben es natürlich, je mehr die Tusker wieder gegen die Umbrer wie gegen die Sabeller siegreich

vordrangen. Nur einige religiöse Vorstellungen und die Verehrung mehrerer Gottheiten haben die Römer dem sabinischen Kult entlehnt.

Stärker scheint auf den ersten Blick der tuskische Kultureinflufs gewesen zu sein. Die Auguraldisziplin, d. h. die Lehre aus dem Fluge der Vögel und der Richtung des Blitzes den Willen der Gottheit zu ersehen, bildet zwar allgemein die Grundlage aller italischen Religionsanschauungen, ist aber in ihrer subtilen Ausbildung von den Römern vielfach dem abergläubischen Tuskervolk entlehnt worden. Ebenso die Limitation d. h. die kunstmäfsige Abmessung und Abgrenzung des Ackerlandes. Aber hier ist stets zu beachten, dafs die Römer gegen Ende der Königszeit unter Fürsten tuskischer Herkunft standen und damals allerdings die der römisch-latinischen überlegnen Kultur der Etrusker in vielfacher Hinsicht auch auf die des abhängigen Nachbarvolkes eingewirkt hat. Namentlich in Baukunst und Gewerben haben sich dadurch manche kulturelle Errungenschaften der Tusker auch in Rom eingebürgert.

Anders ist dieses für die vorgeschichtliche Zeit. Hier weisen Mafs und Gewicht Latiums, die Buchstabenschrift, wie auch die Berechnung der Zeitabschnitte auf frühe Beziehungen zwischen den sicilischen Griechen und Latium hin.

Der griechische Einflufs auf die Italiker ist überhaupt verschiedener Art.

Die Etrusker, welche in steten Fehden mit den süditalischen und sikeliotischen Hellenen lebten, haben sich, soweit sie sich an fremde Muster anlehnten, nach den Städten des eigentlichen Griechenland gerichtet. Etruskische Städte haben Münzen nach attischem Fufs geschlagen; das etruskische Alphabet stammt zwar wie das lateinische von den Griechen her, ist ihnen aber auf anderem Wege zugeführt worden, wie dieses.

Dagegen weist das lateinische Alphabet mit seinen Eigentümlichkeiten auf sizilischen Ursprung hin und giebt damit einen urkundlichen Beweis der frühen Beziehungen zwischen Latium und den sicilischen Griechenstädten. Auch ist es wohl nur durch den lebhaften Verkehr mit den sicilischen oder süditalischen Griechenstädten erklärlich, wenn sich sehr früh in Latium — die Schriftsteller sprechen von einem Jahr des Romulus — das hesiodische Sonnenjahr mit seinen Unterabteilungen verbreitet hat. Hesiod hatte in seinem Gedichte über „Tage und Werke" die Hauptabschnitte des Sonnenjahres für die Landwirtschaft und Schiffahrt festgestellt. Ebendieselben zehn Abschnitte finden sich in den alten Kalendern mehrerer Latinerstädte[1]).

[1]) Vgl. Soltau, Römische Chronologie S. 78 f.

Die Kunde des Sonnenjahres ist also den Römern nicht von den Ägyptern, nicht erst spät durch Julius Cäsar zuteil geworden, sondern bildete eine Grundlage ihres Wissens seit sehr alter Zeit. Nach ihm regulierten sie ihren offiziellen — allerdings höchst mangelhaften — Mondsonnenjahr-Kalender von 355 Tagen.

Für die Herleitung der Kultur der alten Latiner kommen die süditalischen Griechenstädte weniger inbetracht. Dies wird erst anders gegen Ende der römischen Königszeit. Damals traten die römischen Herrscher in Verbindung mit den Tyrannen von Cumae am Golf von Neapel, und nicht viel später kann die Herübernahme der Orakel der cumanischen Sybille in Rom fallen.

Dagegen mit den ackerbautreibenden achäischen Kolonien Grofsgriechenlands, mit Kroton, Metapont, Sybaris hat Rom auch damals noch keine Beziehungen gehabt. Zwar werden wohl bald tarentinische Händler die italische Westküste befahren haben, aber von einem lebhafteren Verkehr zwischen Rom und Tarent kann auch dann nicht die Rede sein. Vielseitiger blieb immer die Einwirkung, welche Rom durch die griechischen Städte der Westküste empfangen hat, vor allem von Paestum und wieder von Cumae aus. Beide Städte lagen unter den namhafteren hellenischen Kolonien Italiens Rom am nächsten. Sie bildeten das vermittelnde Bindeglied zwischen Rom, den entfernteren Plätzen Grofsgriechenlands und des noch ferneren Hellas.

Anfänge Roms.

Keinem der zahlreichen italischen Stämme war eine glänzendere Zukunft beschieden, als jenem der Latiner, den Gründern Roms mit seiner weltbewegenden, tausendjährigen Geschichte. Um so eifriger ist die Geschichtsforschung bemüht gewesen, den sagenhaften Schleier, welcher die Anfänge des Tiberstaates umhüllt, zu durchbrechen. Alle diese Versuche haben aber nur den negativen Erfolg gehabt, die Ungeschichtlichkeit, ja die Nichtigkeit der alten Sagen hierüber darzuthun. Die Erzählungen von der Flucht und den Irrfahrten des Äneas, sowie von seiner endlichen Landung in Latium, die Gründung Alba Longas durch seinen Sohn, die mehrhundert-

jährige Regierung seiner Geschlechtsgenossen, der Silvier, ja die Erzählung von den Zwillingsbrüdern Romulus und Remus,[1]) verdanken ihre Entstehung später Mythenbildung und gelehrter Klügelei, ihre Popularität den Dichtungen eines Ennius und Vergil, und werden darum noch nicht beglaubigter, dafs ihre Herkunft bis über das 3. Jahrhundert v. Chr. zurückverfolgt werden kann.

Nicht minder verdienen die modernen Vorstellungen, als ob die Gröfse Roms dem Zusammenwirken vieler verschiedener Stämme verdankt werde, keine Beachtung. Weder Etrusker, noch Sabiner, oder gar Sikuler und Ligurer haben ihren Anteil an der Gründung Roms. Das bezeugt vor allen Dingen die lateinische Sprache selbst, welche keine Spur einer Stammesmischung verrät.



Rom (Palatinstadt) vom Aventin aus gesehen.

Deutlich erkennt man dagegen, dafs Rom durch die Vereinigung zweier kleiner Ansiedelungen gebildet worden ist.[2]) Die Bewohner des palatinischen Berges, welche ihren Wohnsitz mit einer Mauer, der sogen. romulischen Mauer, umgeben hatten, und die Bewohner der Hügel (Collini), östlich davon auf dem Quirinalis und Viminalis, müssen sich früh auf friedliche Weise zu einem städtischen Gemeinwesen vereinigt und ihre gemeinsame Stadtburg auf den capitolinischen Berg verlegt haben. Dafs beide früher getrennt

---

[1]) Namentlich diese ist sehr breit von Naevius und Ennius, zwei Dichtern aus der Zeit der punischen Kriege, ausgemalt worden.

[2]) Als offizielles Gründungsjahr galt später 753 v. Chr., doch ist nicht einmal das Jahrhundert mit Sicherheit anzugeben, in welchem Rom gegründet ist; vergl. Soltau, Röm. Chronologie S. 424 f.

waren, zeigt das zwischen diesen Ansiedelungen liegende Thor mit dem nach beiden Seiten schauenden Doppelkopfe des Janus, dafür spricht die zwiefache Verehrung des Kriegsgottes als Mars und als Quirinus[1]) u. a. m. Vielleicht dafs hierauf auch die Erzählungen von einem Doppelkönigtum, von der gemeinsamen Herrschaft des Romulus und Titus Tatius, von der römischen Herkunft des Romulus und Tullus Hostilius, von der sabinischen des Numa Pompilius und Ancus Marcius hinweisen.

Sicherlich ist es besser, hierin Spuren einer Rivalität jener einst getrennten, aber früh vereinten Nachbargemeinden zu sehen, als aus ihnen die sabinische Herkunft des römischen Kultus und der römischen Kultur herzuleiten.



Wasserleitung in der Campagna.

Dagegen ist nicht zu leugnen, dafs dieser Vorort der Latiner bald in einen lebhafteren Verkehr mit den Nachbarvölkern trat und stärker als die kleinen Latinerstädte des Binnenlandes ihren Einflüssen ausgesetzt war. Früh findet sich dieses namentlich in sakraler Beziehung ausgesprochen. Die Grundzüge der römischen Religion sind, wie vorhin gezeigt ward, mit denen anderer indogermanischer Völker verwandt. Dem Zeus der Griechen entspricht Jupiter (Diovis), auch Juno als Himmelskönigin der Hera.[2]) Jupiter und Juno

[1]) Die Sage, dafs Quirinus der unter die Götter versetzte Romulus sei, verhüllt die Qualität des ersteren nur äufserlich.

[2]) Andere Götter zeigen entferntere Verwandtschaft, z. B. der griechische Kriegsgott Ares und der römische Mars; der letztere war bei den Latinern vielmehr ein Frühlingsgott.

waren aber zugleich auch ein etruskisches Götterpaar und wurden dort mit Minerva als Götterdreiheit gemeinsam verehrt. Die Art des Kultus dieser Gottheiten nahmen die Römer in der Königszeit von den Etruskern herüber und zur Zeit des tarquinischen Baues des capitolinischen Tempels hielt auch er mit etruskischem Pomp seinen Einzug in Rom. Ebenso haben einige sabinische Religionsvorstellungen früh in Rom Aufnahme gefunden. Gleich bei Beginn einer geschichtlichen Epoche bürgern sich selbst griechische Kulte in Rom ein.

Ein merkwürdiger Synkretismus herrscht schon bei den Anfängen einer römischen Religionsgeschichte. Neben der streng abgeschlossenen Verehrungsweise der einheimischen Götter hat die Römer doch eine gewisse abergläubische Furcht vor der Macht der Gottheiten auch fremder Völker beeinflufst, und daneben trieb sie hierzu das lebendige Gefühl dem Göttlichen auf alle Weise nachzuspüren, um des Beistands der höheren Mächte um so gewisser zu sein und ihn auch dem eigenen Staate zu sichern. Dieses Bestreben ist charakteristisch für die ganze Weiterentwickelung des römischen Staates. Dieses führte die Römer zur Aufnahme des griechischen Orakelwesens und dazu, früh dem delphischen Apollo ihre Ehrfurcht durch Weihgeschenke zu bezeugen (so z. B. nach der Einnahme von Veii 396 v. Chr.). In demselben Sinne brachten sie damals das Götterbild der Juno aufs Capitol, oder liefsen sie später 204 v. Chr. den in Kleinasien berühmten Fetisch der grofsen Mutter Kybele nach Rom transportieren. Derselbe Geist abergläubischer Toleranz machte Rom später zum Tummelplatz aller asiatischer Kulte, öffnete aber auch dem Christentum die Thore Roms.

So alt wie die Stadt Rom und die römische Religion sind auch die römischen Priester. Nichts erfüllte den alten Römer mit mehr Stolz, als dafs seine „ersten Könige" die gottesdienstlichen Ordnungen und sämtliche bedeutende Priestertümer gestiftet haben sollten. Zweifellos stammen namentlich die letzteren aus der ältesten Zeit und gehören mit zu den Grundlagen des römischen Staatswesens. In den durch Selbstergänzung gebildeten Priesterkollegien besafsen die Römer eine feste Stütze nicht nur des Kultus, sondern selbst der staatlichen Ordnungen. Diese Kollegien bildeten in sich eine bestimmte Tradition aus, sie bewahrten die Kunde der religiösen Gebräuche, das „göttliche" Recht, wie die Satzungen des unter ihrer Obhut entstehenden und sich erst allmählich von ihnen emanzipierenden „bürgerlichen" Rechts.

An der Spitze des gesamten Kultus und der einzelnen Priester standen die Pontifices. Sie hatten die Aufsicht über den Kalender, bestimmten die heiligen Zeiten, die Feste, die Prozessionen, die Opfer und die Gebetsformeln.

Ihnen lag die dogmatische Formulierung der Religion ob, und wie der Namenserbe des pontifex maximus, der Papst, wufste auch der Leiter des alten Pontifikalkollegiums vortrefflich durch dogmatische Doktrinen verständige Ziele sowohl zu erstreben, wie auch vor den Augen der profanen Menge zu verhüllen.

Die Pontifices verstanden sich darauf, die Pflichten des Menschen gegen die Gottheit festzustellen und für ihre Erfüllung Sorge zu tragen. Das Kollegium der Augurn hatte die Aufgabe, den Willen der Götter zu erfragen und auszukundschaften. Kein wichtiger Staatsakt wurde vorgenommen, ohne dafs man sich über die Gesinnung des „höchsten besten Jupiters" Auskunft erbeten hatte, und wenn auch der König oder der Beamte selbst die Ausschau (auspicia) nach den Vögel- und Blitzzeichen hielt, der Augur allein wufste sie untrüglich zu deuten.

Eine eigene Priesterschaft, die Fetialen, hatte die Aufgabe, den völkerrechtlichen Verkehr und seine Ordnungen zu wissen und diese Kunde im Interesse des Staates zu verwerten. Andere Bruderschaften, so die Ackerbrüder (fratres arvales), die Wolfsgilde (luperci), die Waffentänzer (salii), waren hochangesehen und waren thätig bei wichtigen Zweigen des Gottesdienstes. Ebenso geehrt waren auch die Priesterinnen der Vesta, welche das heilige Feuer hüteten und der Göttin Vesta, der Schutzgöttin des häuslichen Herdes und Friedens, dienten. Diese kollegialen Vereinigungen der römischen Priesterschaften, welche bis auf die Anfänge Roms zurückreichen, sind vor allem Träger der Bildung gewesen und haben dieselbe auf weitere Generationen vererbt.

Die Priesterschaften ergänzten sich aus den adligen Geschlechtern, den „patricischen Gentes". Auch hier ist wieder der für die römischen Verhältnisse so bedeutsame Zusammenschlufs der einzelnen zu gröfseren Verbänden charakteristisch. Die durch gemeinsame Abstammung und denselben Namen verbundenen Familien fühlten sich als ein ganzes, feierten gemeinschaftliche Opfer und berieten für sich über die besonderen Familieninteressen.

Diese festen Gentilverbände, welche namentlich bei den angeseheneren adligen Geschlechtern von politischer Bedeutung wurden, waren jedoch dem Staate und seinen Rechtsordnungen untergeordnet. Der politische Verstand der Römer zeigt sich nirgends glänzender, als in dem Grade der Gewalt, welchen sie dem Magistrate, zunächst also dem Könige, später den Konsuln, zuerkannten. Aber darum war der faktische Einflufs, welchen die adligen Geschlechtsverbände im alten Rom ausübten, vielseitig genug. Der König war gehalten, aus ihnen die Beamten zu wählen, aus ihnen die anfänglich

100, später 300 „Väter" (patres) der Stadt oder Senatoren zu ernennen. Im Senat ist es wieder eine kollegiale Behörde, welche die Kunde dessen, was zur Staatsleitung erforderlich war, in sich vereinigte: das Wissen des Staatsrechts, die praktische Erfahrung und die Einsicht, welche Ziele die Staatsleitung zu verfolgen, welche Mittel sie anzuwenden habe.

Diese zahlreichen Verbände und Korporationen bildeten das Fundament, auf welchem das römische Staatswesen erbaut war. Es zeigt im übrigen in seinen äufseren Ordnungen vielfache Verwandtschaft mit den staatlichen Bildungen anderer arischer Völker, namentlich mit denen der Hellenen und Germanen.

An der Spitze der Stadt Rom stand wie bei den latinischen Städten ein König, der die oberste weltliche und geistliche Macht in sich vereinigte. Er wurde nach Erledigung des Thrones durch einen vom Senat bestellten Zwischenkönig der Volksversammlung in Vorschlag gebracht und auf ihren Beschlufs ernannt. Der König leitete unter Beirat des Senats den Staat im Frieden, berief das Volk zur Beschlufsfassung über Gesetzesanträge oder bei einer Kriegserklärung. Im Kriege führte er das Kommando. Er hat die oberste Strafgewalt im Kriminalprozefs, ernennt alle Beamten und Offiziere.



Die Wölfin mit Romulus und Remus.

Dem unverantwortlichen König gegenüber hatte der aus den patrizischen Geschlechtern ernannte Senat rechtlich nur eine untergeordnete Gewalt. Desto wichtiger war, wie gesagt, sein faktischer Einflufs als Staatsrat auf die Gesetzgebung und bei allen sakralen Angelegenheiten.

Dagegen war die Bedeutung der Volksversammlungen in jener Zeit ziemlich gering. Nur selten und nur über die vom König vorgelegten Fragen wurde das Volk zur Abstimmung berufen, dabei streng geordnet in seinen kirchlichen Abteilungen. Die verwandtschaftlich wie lokal nahestehenden Geschlechter und Familien Roms traten nämlich, wie in den Latinergemeinden, zu gemeinsamen Opferfeierlichkeiten in ihren Kurien (Opferhäusern) zusammen. Solcher Kurien gab es in den Latinergemeinden, wie erwähnt ward, in der



Vestatempel (Rom).

Regel 10, in Rom, welches durch einen Synoikismos (d. h. durch eine Zusammenlegung mehrerer Ansiedlungen) entstanden war, 30. In diesen 30 Kurien vereinigten sich nicht nur die angesehenen Geschlechter, sondern auch die oft ihren Namen tragenden Gutsbauern oder Klienten. Dieser Teil der Bevölkerung war scharf von den Unfreien und Freigelassenen geschieden, er war, abgesehen von einigen privatrechtlichen Beschränkungen, politisch mündig.

Schon daraus folgt, dafs die Klienten nur wenig, staatsrechtlich sogar gar nicht, von den sonstigen freien Nichtadligen, von dem Stand der Plebejer, geschieden waren. Nach den Eroberungen der ersten Könige waren nämlich zahlreiche Gemeinden der unterworfenen kleinen Latinerstädte in Rom inkorporiert worden. Die Zahl solcher Plebejer wurde durch Zugewanderte vermehrt und überwog an Zahl früh die der „Geschlechtsgenossen". Der Stand der Nichtadligen bildete gegen Ende der Königszeit einen so bedeutsamen Faktor in der römischen Staatsverwaltung, dafs sogar eine Neuorganisation des Staates nötig ward.



Mulvische Brücke (Rom).

Vor allem für die Aushebung, daneben aber auch für die Feststellung des Bürgerrechts fand gegen Ende der Königszeit, wahrschein-

lich unter König Servius Tullius[1]), eine Neueinteilung des Volkes in 4 städtische und 16 ländliche Bezirke statt. Diese Einteilung beruhte auf dem Anteil am Grundeigentum in einer der Landesmarken und verknüpfte, unter Garantierung der bürgerlichen Rechte, mit dem rechten (quiritischen) Eigentum an Grund und Boden die militärische Dienstpflicht[2]).

Diese Neuorganisation zeigt deutlich, wie Rom schon unter der Oberleitung tuskischer Herrscher[3]) den Übergang von einer „Landstadt" zum „Stadtstaat" durchgemacht hat. Rom war damals nicht mehr ein Komplex einiger Gemeinden auf Palatin und Quirinal, sondern war bereits der befestigte Vorort eines Gebiets geworden, welches vom Anio oberhalb der Stadt Rom 40 km abwärts bis zur See und mindestens halb so breit südöstlich bis an die Albanerberge reichte.

Dagegen ist nichts verkehrter, als von einer Timokratie des damaligen Roms zu reden. Die Rechte des einzelnen nach dem Vermögen oder gar nach der Höhe der direkten Steuern zu bemessen, eine solche Idee lag den alten Römern der servianischen Zeit durchaus fern, um so mehr als gerade die dienstpflichtigen Bürger in der Regel steuerfrei waren, auch damals in Rom noch kein gemünztes Geld existierte. Nur die militärischen Lasten wurden nach dem Umfange des Ackerguts bemessen, nicht sonstige Vorrechte.

Gerade dieser militärische Geist, welcher die ganze Organisation durchzieht, mufs hervorgehoben werden. Wesentlich militärische Rücksichten waren mafsgebend für die bedeutende Vermehrung der Truppen, für die 5 Klassen, in welche Servius das Volk teilte, für die Verschiedenheiten in der Bewaffnung, die Scheidung in Ritter und Fufstruppen. Es konnte nicht ausbleiben, dafs so das römische Volk früh zu einer militärischen Machtentfaltung und auf die Bahn der Eroberung gelenkt ward.

In der harten Schule der nun folgenden Kämpfe hat sich jener römische Nationalcharakter entwickelt, welchem diese Stadt ihre Gröfse verdankte. Es war der Geist strenger Unterordnung wie kecken Selbstver-

---

[1]) Die gewöhnliche Tradition läfst Servius nur die 4 städtischen Tribus stiften, während sie zu Anfang der Republik von der Einrichtung von 21 (richtiger 20) Tribus spricht.

[2]) Weitere politische Rechte nicht, namentlich nicht das Recht in neueingerichteten Volksversammlungen mit abzustimmen. Das Stimmrecht ist den militärischen Centurienversammlungen erst zu Beginn der Republik erteilt worden. Vergl. Soltau, Altrömische Volksversammlungen (Berlin 1880). III. Abschnitt.

[3]) Tarquinius Priscus, Servius Tullius, Tarquinius Superbus waren die drei letzten römischen Könige, deren Existenz historisch gesichert ist, da ihre Namen auf etruskischen Grabinschriften vorkommen.

trauens, unbeugsamer Ausdauer in Gefahren und nie erlahmenden Mutes. Diesen Vorzügen nahe verwandt sind dann die weiteren echt soldatischen Eigenschaften, welche sich bei den Römern finden: strenge Wahrheitsliebe, sittlicher Ernst, Lauterkeit der Gesinnung, Wärme des Patriotismus.

Diese Tugenden sind durch die Familie gepflegt worden, und wie nicht leicht ein Volk an Reinheit und Innigkeit des Familienlebens die alten Römer übertroffen hat, so dürfte auch schwerlich anderswo der Ursprung der edelsten altrömischen Tugenden zu suchen sein, als in der Familie. Die strenge hausherrliche Gewalt, welche dem Hausvater rechtlich Macht über Leben und Tod von Weib, Kindern und Gesinde zuwies, war durch die Sitte und den Beirat der Verwandten gemildert, vor allem aber durch die hohe ehrfurchtgebietende Stellung, welche die Mutter der Familie (mater familias) inne hatte. Der strengste Gehorsam verband alle Mitglieder der Familie mit diesen beiden. Die Reinheit der Ehe und die Hochhaltung der guten Sitte innerhalb der Familie liefsen jenes Band zwischen Haupt und Gliedern der Familie nicht erschlaffen. Wie streng der alte Römer über Tugend und Ehrbarkeit in der Familie wachte, das haben in unvergleichlicher Weise die volkstümlichen Erzählungen von Lucretia und Verginia ausgesprochen, das bezeugt nicht minder die von den Römern oft gerühmte Thatsache, dafs erst nach dem ersten punischen Kriege die erste Ehescheidung in Rom erfolgt sei.

Zum Plan der Stadt Rom.

Die servianische Mauer umfafste nicht nur die älteste Ansiedlung auf dem palatinischen Berg (1), den neuen Burgberg (Capitolinus) und die auf den Hügeln (colles) des Quirinalis und Viminalis (2) liegende zweitälteste Niederlassung, sondern auch bereits die östlichen „Berge" des Caelius (3) und Esquilinus (4). Nur der siebente Berg, der Aventin, mufs längere Zeit aufserhalb der Stadtmauer (extra pomoerium) gelegen haben. Die vier städtischen Tribus schlossen sich, wie begreiflich, eng an die historische Entstehung der Stadt an. Sie hiefsen 1. Palatina, 2. Collina, 3. Suburana, 4. Esquilina. Die sogen. servianische Mauer, von welcher neuerdings gröfsere Überreste aufgefunden worden sind, ist in manchen Teilen jüngeren Ursprungs. Die spätere aurelianische Mauer (um 270 n. Chr. von Kaiser

Aurelian begonnen) hatte einen viel gröfseren Umfang. Vor allem schlofs sie die ganze Gegend zwischen Capitol, Quirinal und dem Tiber ein, reichte ostwärts ziemlich weit über die Hügel hinaus und begriff auch das Vorwerk des Janiculum auf dem rechten Tiberufer (die heutige vatikanische Gegend) in sich.

Der Capitolinische Burgberg war seit Beginn der Republik mit dem Jupitertempel geschmückt, später auch mit der Münze im Tempel der Juno Moneta. Südöstlich von der Burg waren die für das politische Leben Roms



Forum Romanum (mit Capitol).

wichtigsten Stätten. Dort lag das Forum Romanum (der römische Hauptmarkt), daneben der Raum für die Volksversammlung (comitium) und das Rathaus (curia). Am Markte lagen in früherer Zeit nur Fleischerläden und Buden; später waren seine Seiten durch Gerichtshallen (Basiliken), Amtsgebäude (Archiv und Staatsschatz) und verschiedene Tempel geziert.

Die „heilige" Strafse führte vom römischen Forum an dem Amtslokal der Pontifices (der Regia, d. i. Königshalle), am Vesta- und Castortempel, nördlich vom Palatin vorbei. Die Hauptverkehrsgegend lag südlich vom

Capitol zwischen Palatin und Tiber. Dort waren der Ochsenmarkt (forum boarium), der Oelmarkt (forum olitorium), der Cerestempel mit dem Amtslokal der Aedilen. Vom Forum kam man dorthin durch das Tuskerviertel (vicus Tuscus), in welchem Bauleute und Handwerker wohnten.

Zwischen Palatin und Aventin lag der Cirkus, an dem Tiber die Speicher und die Hafenstadt.



Rom als Stadtstaat.

Roms äussere Schicksale 509-338 v. Chr.[1]

Die Entwickelung der staatlichen Verhältnisse Roms gestaltet sich in schärfstem Gegensatz gegen Hellas. Vor den Griechen, welche in zahlreiche Stämme und Volksteile zersplittert waren, hatten die Römer den Vorteil einer einheitlichen Organisation voraus. Rom, der Mittelpunkt und das Haupt einer Landschaft, welche zu Anfang der Republik kaum 20 □ Meilen umfafste, wufste seinen Willen zahlreichen anderen Völkerschaften aufzuzwingen und sie sich dienstbar zu machen. Gleichwohl blieben die Verhältnisse Roms in dieser Epoche, selbst noch als es das dreifache Gebiet erworben hatte, auf die Einrichtungen eines städtischen Gemeinwesens zu-

[1]) Ueberall sind hier die üblichen Jahreszahlen gegeben. Doch verdient beachtet zu werden, dafs die Konsulate durch früheren Rücktritt der Beamten nicht selten Verkürzungen erlitten haben, und also die 509 Konsulatsjahre vor Christus nur ungefähr 506 Kalenderjahren gleich sind. Die Eroberung Roms (vulgär 390 v. Chr.) ist nach Polybius gleichzeitig mit dem antalkidischen Frieden (387 v. Chr.). Seit den punischen Kriegen stimmen Amts- und Kalenderjahr überein.

geschnitten. Natürlich finden sich hierfür manche Analogien bei den griechischen Städten, welche sich über ein benachbartes Territorium eine Vorherrschaft gebildet hatten. Nirgends aber ist der Charakter des Stadtstaates in rechtlicher wie in sozialer Beziehung so scharf ausgeprägt geblieben, wie in Rom.

Diese eigentümlich einflufsreiche Stellung, welche die Stadt Rom für lange Zeit hinaus bei der Bildung eines latinisch-italischen Bundesstaates innebehalten hat, ist z. T. erklärlich aus dem starken Selbstgefühl, welches sich der römischen Bügerschaft bemächtigte, nachdem sie den Kampf gegen die Tuskermacht und die Tyrannenherrschaft siegreich durchgeführt hatte.

Jahrzehntelang hatten tarquinische Regenten Rom beherrscht, sicherlich zuletzt in tyrannischer Weise ohne Mitwirkung des Senats regiert, nach Willkür Todesurteile dekretiert, Güter eingezogen und die Bürgerschaft durch Fronden und Kriegsdienste geplagt. Da hat vermutlich der Frevel eines Königssohnes die Gährung zum Ausbruch gebracht. Das Heer, welches im Felde war, kündigte dem Könige den Gehorsam und erwählte, in seinen Centurien (Kompagnien) geordnet, zwei „Heerführer“[1]) oder Konsuln.

Für den erbitterten Hafs, welchen das römische Volk gegen die Tarquinier empfand, zeugt der Schwur, welchen das Heer Mann für Mann geleistet hat, hinfort keinen König mehr in Rom zu dulden und der gewaltige Abscheu, welchen die Römer seitdem selbst vor dem Namen des Königs hatten. Spurius Cassius und Marcus Manlius Capitolinus erlitten die Todesstrafe, weil sie nach der Königsherrschaft trachteten, und selbst zu Cäsars Ermordung trug nicht zum wenigsten das Bestreben seiner Freunde bei, ihm das königliche Diadem auf das Haupt zu setzen.

Mit der Vertreibung der Tarquinier war Rom gezwungen, nicht nur gegen sie und ihren nächsten Anhang sich zu verteidigen, sondern es galt auch den Kampf gegen die Vorherrschaft der Tusker überhaupt und namentlich soweit dieselbe noch südlich vom Tiber festen Fufs gefafst hatte, aufzunehmen. Die Sage erzählt von blutigen Kämpfen beim nahen Walde Arsea und von einem letzten Kampfe mit Tarquinius Superbus am See Regillus. Doch bringt sie fälschlich die siegreichen Kämpfe des Porsena von Clusium mit diesen in nähere Beziehung. Dieselben geben vielmehr Zeugnis von der Demütigung, welche Rom zeitweise noch aufserdem seitens der etruskischen Fürsten zu erdulden gehabt hat.[2])

[1]) Anfangs hiefsen sie Praetores (von praeire) „Herzoge.“

[2]) Die Hauptereignisse des Krieges mit Porsena dürften schon deshalb als historisch gelten, weil die Römer selbst nie derartige Demütigungen, wie sie damals erlitten haben sollen, erdichtet haben würden.

Ebendahin weisen auch die noch ziemlich sagenhaften Erzählungen, wie die Tarquinier durch andere Dynasten unterstützt worden sind, so durch Octavius Mamilius von Tusculum und durch Aristodemos von Cumae, bei welchem Tarquinius sogar gestorben sein soll. Historisch gesicherter sind die Berichte über heftige Kämpfe gegen die Städte Südetruriens, gegen Veii und Fidenae. Eine der wenigen echten Familiensagen erzählt von dem Zuge der 300 Fabier gegen die Veienter und von ihrem ruhmvollen Tode (477 v. Chr.).

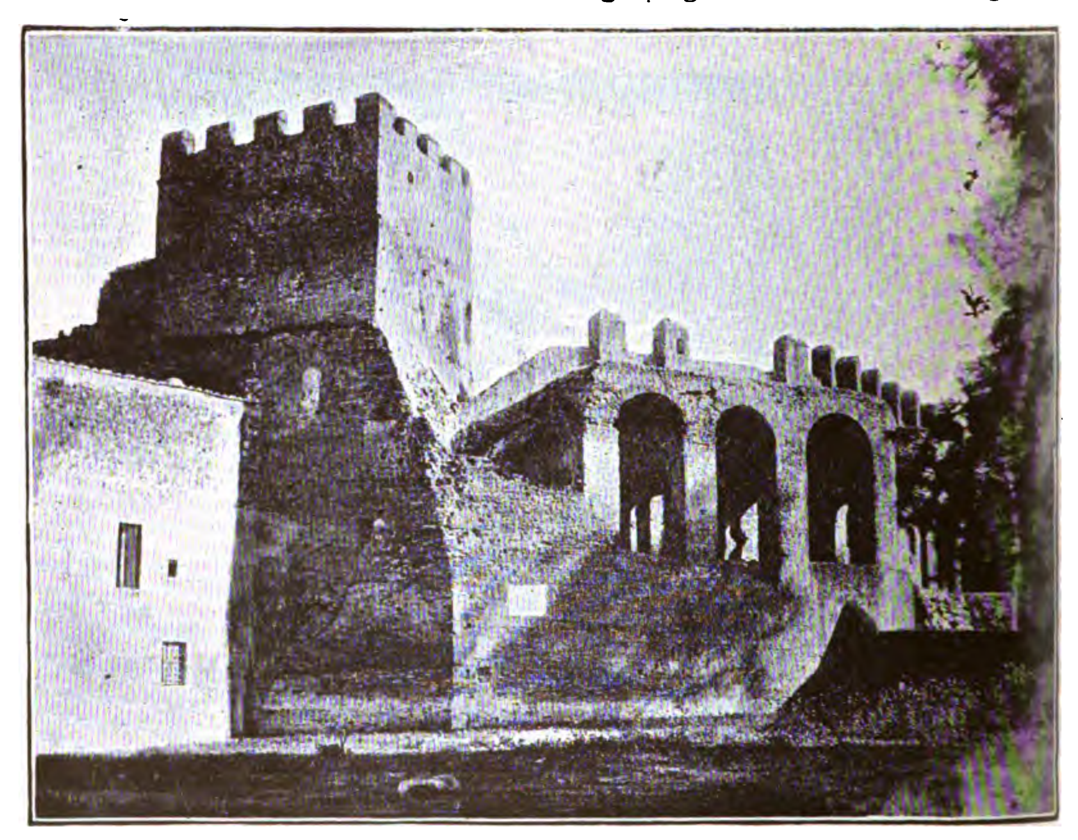


Römisches Ehepaar.

In diesem Kampfe für die nationale Unabhängigkeit und für die Befreiung von der Tyrannenherrschaft standen den Römern die stammverwandten Bünde der Latiner und der Herniker treu zur Seite, während zuerst die Aequer von Nordost, dann auch die Volsker von Südost die Römer oft und schwer bedrängten. Ganz offenbar stärkten die gewichtigen Aufgaben, welche die Stadt Rom so als Vormacht gegen die Etruskerherrschaft, gegen die vertriebenen Dynasten und gegen die vordringenden sabellischen Stämme übernahm, nicht nur das Nationalgefühl des Volkes, sondern vor allem auch

das Selbstgefühl und das Herrschbestreben des regierenden Standes. Nichts ist bezeichnender für diesen schon früh entwickelten Grofsmachtsdünkel des römischen Senates als die Entsendung einer Gesandtschaft nach Clusium, als dieses und ganz Etrurien zu Anfang des 4. Jahrhunderts durch plötzliche Einfälle der Gallier von jenseits der Alpen her bedroht wurden.

Die Gallier, wie die Italiker Indogermanen[1]), waren schon Jahrhunderte früher bis an den atlantischen Ocean vorgedrungen. Gröfsere Abteilungen



Aurelianische Mauer. Innenseite.

entsandten sie nach Britannien hinüber, die dort ihre eigentümliche keltische Kultur treu bewahrten und in lebhafter Beziehung zum Mutterlande blieben. Andere Scharen waren südwärts über die Pyrenäen gedrungen und hatten den Norden Spaniens den Iberern streitig gemacht. Bei rascher Vermehrung der Bevölkerung fand, wie massaliotische Sagen erzählen, wohl schon im 6.

[1]) Weiter unten wird ihr Kulturstandpunkt eingehender besprochen werden.

Jahrhundert v. Chr. eine rückläufige Bewegung nach Osten statt. Gallier drangen über den Rhein in den Schwarzwald, Gallier in die Alpenlandschaften ein, um endlich in wiederholten Plünderungszügen auch die gesegneten Gefilde der Poebene heimzusuchen. Jedenfalls jedoch erst beim Verfall der Tuskerherrschaft gelang es ihnen, sich südlich der Alpen dauernd festzusetzen. Die römisch-italische Geschichtschreibung weifs nur von einem einzigen bedeutenden Eroberungszuge, da Melpum (wahrscheinlich Mailand) gleichzeitig mit Veii 396 v. Chr. den Römern erlag.



Tusculum. Amphitheater.

Kurz vor jener Zeit hatte Rom, nach glücklicher Abwehr mancher Einfälle der östlichen Bergvölker, sich mit ganzer Kraft auf die südetruskischen Städte, welche gleichsam vor den Thoren Roms liegend mehrfach seine Sicherheit bedroht hatten, geworfen. Zuerst war Fidenae gefallen. Um 428 v. Chr. ist der entscheidende Sieg des Aulus Cornelius Cossus anzusetzen. Bald bekamen die Römer Unterstützung von einer nicht erwarteten Seite.

Um dieselbe Zeit stiegen nämlich gröfsere Scharen der Samniten von den Bergen herab und machten der Tuskerherrschaft in Campanien ein Ende.

Capua und selbst das griechische Cumae fielen um 420 v. Chr. in die Hände der Eindringlinge. Sehr schnell verschwanden nach ihren Siegen selbst die Spuren einer einstmaligen Tuskerherrschaft in Campanien.

Diesen Mifserfolg seiner alten Gegner benutzte Rom, um in einem neuen Vorstofs gegen Veii das wichtigste Bollwerk der Tuskerherrschaft wenige Meilen vor den Thoren der Stadt Rom zu überwältigen. Nach zehnjährigem Kampfe, bei dem es auch vor Winterfeldzügen nicht zurückscheute, eroberte Camillus die Stadt und legte damit den Grund zur Römerherrschaft über Südetrurien. Als Rom von den Galliern besetzt war, konnte eine Partei sogar daran denken, den Stützpunkt der römischen Macht dauernd in Veii zu suchen, und wenige Jahre nach dem Abzuge der Gallier wurden vier neue Bürgerbezirke auf dem ehemals etruskischen Gebiete errichtet. Überhaupt waren die Alliaschlacht die bedenklichste Niederlage, welche Rom erlitten hat, und die dann erfolgte Besetzung der Stadt, welche Roms augenblickliche Schwäche so offenkundig machten, Katastrophen, die das römische Staatswesen dank seiner festen militärischen Organisation überraschend schnell überwunden hat.

Allerdings hatte mit der Vertreibung der Gallier (389 v. Chr.) die Gefahr vor neuen Galliereinfällen nicht aufgehört. Vielmehr verzeichnen die ältesten Chronikenangaben gerade mit besonderer Wichtigkeit die „Gallierstürme“ im 30. und wieder im 12. Jahre darauf, sowie die Grofsthaten einiger römischer Helden, der später berühmt gewordenen Feldherrn Manlius Torquatus und Valerius Maximus. Aber die kräftige Unterstützung Roms durch die Latiner und seine Wachsamkeit liefsen die Gallier von einer neuen Entscheidungsschlacht abstehen. Erst im 3. Jahrhundert v. Chr., bei dem Gallierеinfall, welcher auch Macedonien, Griechenland und Kleinasien in Mitleidenschaft zog, hatte Rom von dieser Seite aufs neue schwere Kämpfe zu bestehen.[1])

Dagegen mufste Rom sogleich nach seiner Wiederbefreiung nicht nur nordwärts gegen die Etrusker, sondern vor allen Dingen gegen die Aequer und Volsker zu Felde ziehen.

Bedenklicher noch war es, dafs Rom bald mehrfach gegen aufrührerische Latinerstädte einschreiten mufste. Die Latiner hatten bisher alle Lasten der römischen Eroberungskriege mittragen helfen, ohne genügend die Vorteile derselben mitauszunutzen. Ihr Bundesverhältnis näherte sich nach und nach einem Zustande der Abhängigkeit. Daher namentlich nach den auch wirt-

[1]) 299 v. Chr. brachen die Gallier wieder vor, wurden aber mit Samniten und Etruskern verbündet 295 v. Chr. bei Sentinum aufs Haupt geschlagen. Als sie 284. v. Chr. wieder siegreich südwärts zogen, schlug sie 283 v. Chr. Dolabella am vadimonischen See und rettete so Italien vor ihrer Invasion, die jetzt sich ostwärts nach Griechenland und Kleinasien (Galater) hinwandte.

schaftlich drückenden Zeiten der Alliaschlacht die Empörungen in Lanuvium, Praeneste, Tusculum, Tibur. In dem Kriege gegen die revoltierenden Herniker fiel einer der ersten plebejischen Konsuln Lucius Genucius (362 v. Chr.) So sah sich Rom gezwungen, auch hier die Zügel der Herrschaft straffer anzuziehen. Die seit 382 v. Chr. gegründeten römisch-latinischen Kolonien traten nur noch zu Rom selbst in ein besonderes Bundesverhältnis, einige der aufständischen Städte wurden zur Strafe annektiert.

Dagegen führten die auch im 4. Jahrhundert v. Chr. mit aufserordentlicher Gehässigkeit geführten Kämpfe gegen die Etrusker damals noch zu keiner Entscheidung und endeten 351 v. Chr. mit einem 40jährigen Waffenstillstand. Die Römer mufsten es über sich ergehen lassen, dafs die Tarqui-



Suovetaurilia. Relief des Louvre.

nienser einmal 390 gefangene Römer hinschlachteten; sie begnügten sich mit dem nahen etruskischen Caere und seiner Hafenstadt Pyrgi.

Wahrscheinlich erschien den Römern der Verzicht auf die nördlichen Eroberungen geboten durch das inzwischen erfolgte drohende Vorrücken der Samniten, sowie durch die Gährung, welche noch immer im latinischen Bunde bestand.

Jenes führte bald darauf (um 343 v. Chr.) zu dem ersten kriegerischen Zusammenstofs zwischen Samnium und Rom. Doch wurde die Entscheidung bald vertagt, da die Samniten gegen die süditalischen Griechenstädte ins Feld ziehen, die Römer zuerst eine allgemeine Erhebung des Latinerbundes bekämpfen mufsten.

Erst nach Bewältigung dieser gefährlichen Krisis (338 v. Chr.) stand

die römische Macht, wenn auch immerhin noch unbedeutend im Vergleich den sonstigen Grofsmächten Italiens, zu Etruskern wie Samniten, zu Galliern Tarentinern, soweit gefestigt da, dafs es eine Eroberungspolitik in gröfsei Mafsstab einschlagen konnte.

Bis dahin haben seine äufseren Schicksale nur lokale Bedeutung habt und erregen nur insoweit ein allgemeineres historisches Interesse, als die Anfänge eines Staates enthüllen, welcher seitdem überraschend scb und dauernd in den Mittelpunkt der Kultur- und Machtverhältnisse der Mit meerländer getreten ist.

Der römische Ständekampf.

Das kulturhistorisch Bedeusamste dieser Epoche ist der römis(Ständekampf.

Zwar ist es für die Weltgeschiehte an sich ziemlich gleichgültig, in dieser oder jener kleinen italischen Stadt einer jener zahlreichen Part kämpfe zwischen Adel und Volkspartei stattgefunden hat. Aber der Kan der römischen Plebs gegen die bevorrechteten Stände ist nicht nur beachtei wert, weil er einer der wichtigeren ist, oder weil er allein lehrt, wie alle Einz heiten der späteren römischen Verfassung entstanden sind, sondern er ist v allem auch dadurch von welthistorischer Bedeutung geworden, dafs er in seir Eigenart die Vorzüge des römischen Volkes, seinen Sinn für Gesetzmäfsi keit und für eine scharfe Formulierung seiner Rechte offenbart.

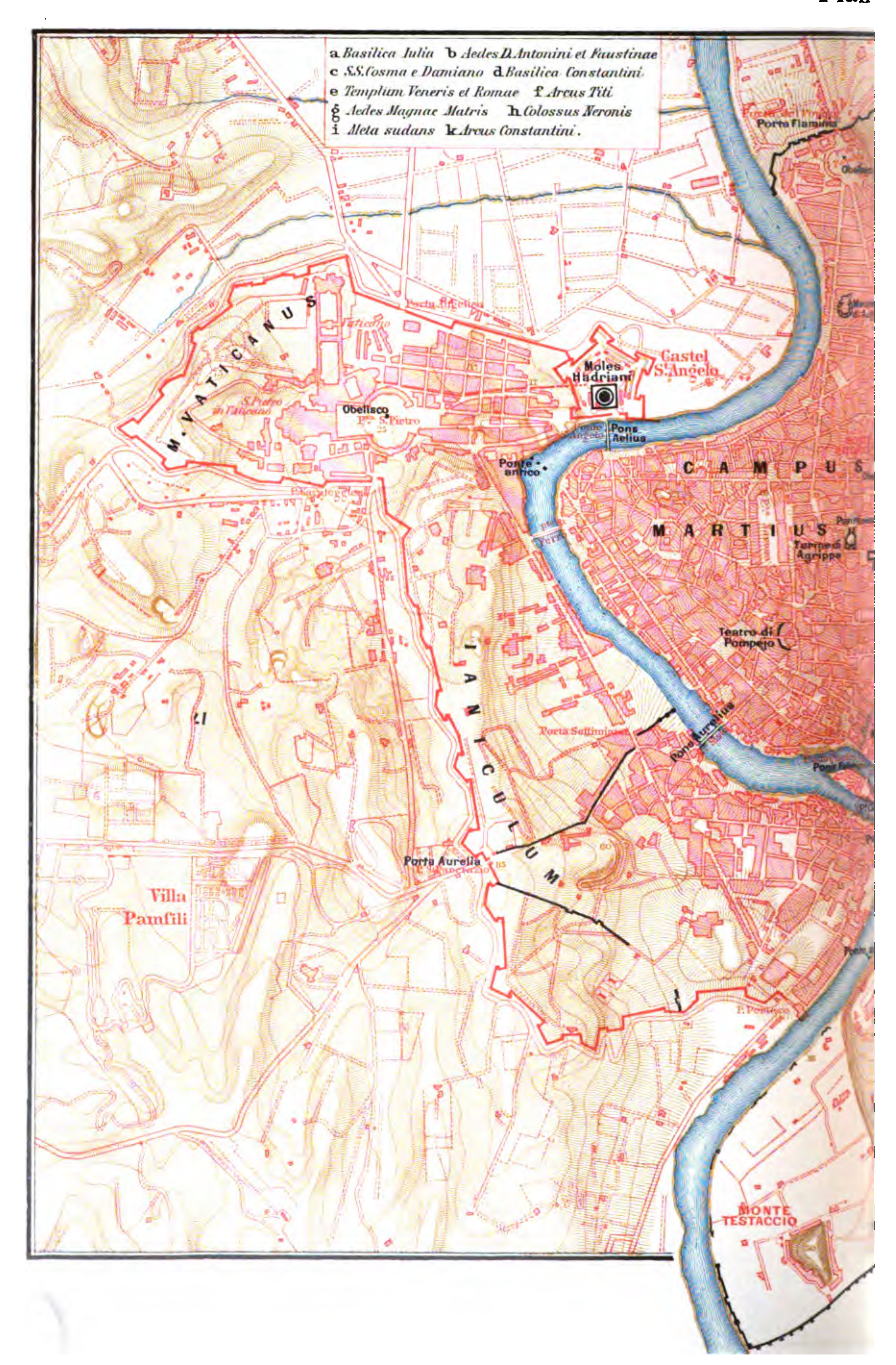
Auch giebt es kaum eine Stadt der alten Welt, bei welcher e gleich tiefer Einblick in das Verfassungsleben gestattet ist, wie bei Rom.

Politische Kämpfe hat es in Rom zu allen Zeiten gegeben. Ab nur der Zeitraum von Beginn der Republik bis etwa 367 v. Chr. wird a die Zeit des Ständekampfes zwischen Adel und Volkspartei bezeichnet. Hi handelt es sich um wichtige Prinzipienkämpfe, hier um die Erringung der bürge lichen Rechtsgleichheit, um den Sieg des ius civile, des bürgerlichen Rechts[1] gegenüber der Bevormundung durch Priester und Beamte.

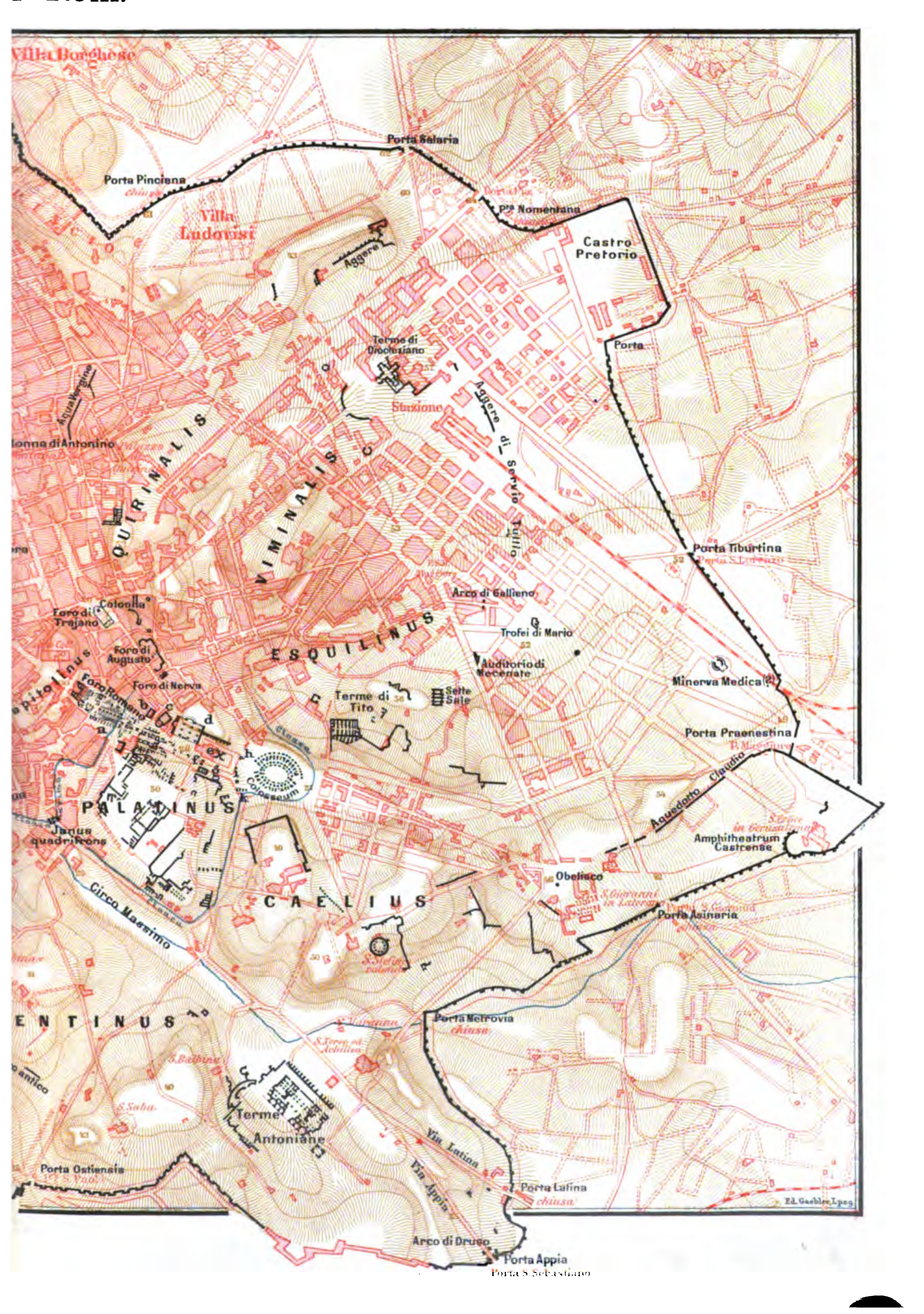
Die Anfänge des Ständekampfes reichen bis in die Königszeit hinau Die Entstehung eines mächtigen Adels, welcher sich durch seine Kenntn

---

[1]) Das bürgerliche Recht im engeren Sinne wird auch ius Quiritium „das Wehrmann recht“ genannt.


a Basilica Julia b Aedes D. Antonini et Faustinae
c S.S. Cosma e Damiano d Basilica Constantini
e Templum Veneris et Romae f Arcus Titi
g Aedes Magnae Matris h Colossus Neronis
i Meta sudans k Arcus Constantini.
Porta Flaminia
M. VATICANUS
Porta Angelica
Castel S. Angelo
Moles Hadriani
Obelisco
P.za S. Pietro
Pons Aelius
Ponte antico
CAMPUS
MARTIUS
Terme di Agrippa
Teatro di Pompejo
IANICULUM
Porta Settimiana
Pons Aurelius
Porta Aurelia
Villa Pamfili
MONTE TESTACCIO

n Rom.



Villa Borghese
Porta Salaria
Porta Pinciana
chiusa
Villa Ludovisi
Pta Nomentana
Castro Pretorio
Aggere
Terme di Diocleziano
Stazione
Porta
Aqua Vergine
Aggere di Servio Tullio
Colonna di Antonino
QUIRINALIS
VIMINALIS
ESQUILINUS
Porta Tiburtina
Porta S. Lorenzo
Arco di Gallieno
Trofei di Mario
Auditorio di Mecenate
Minerva Medica
Colonna
Foro di Trajano
Foro di Augusto
Foro di Nerva
Foro Romano
Capitolinus
Terme di Tito
Sette Sale
Porta Praenestina
P. Maggiore
Aquedotto Claudio
Cloaca
Colosseum
PALATINUS
Janus quadrifrons
S. Croce in Gerusalemme
Amphitheatrum Castrense
Obelisco
S. Giovanni in Laterano
Porta S. Giovanni
Porta Asinaria
chiusa
CAELIUS
Circo Massimo
S. Stefano rotondo
AVENTINUS
Porta Metrovia
chiusa
S. Nereo ed Achilleo
S. Balbina
S. Saba
Terme Antoniane
Via Latina
Via Appia
Porta Ostiensis
Porta Latina
chiusa
Arco di Druso
Porta Appia
Porta S. Sebastiano
Ed. Gaebler, Lpzg.

des göttlichen und menschlichen Rechts allein für befugt hielt, die Priestertümer und Beamtenstellen aus sich zu besetzen, welcher seinen Einflufs im Stadtrat geltend machte, fällt vor die Anfänge aller Geschichte. Dem Adel zur Seite stand, wie erzählt ward, in älterer Zeit eine zahlreiche Gutsbauernschaft (die Clienten), welche nicht nur der genannten Ehrenrechte entbehrte, sondern anfänglich auch privatrechtlich beschränkt war. Durch die Er-



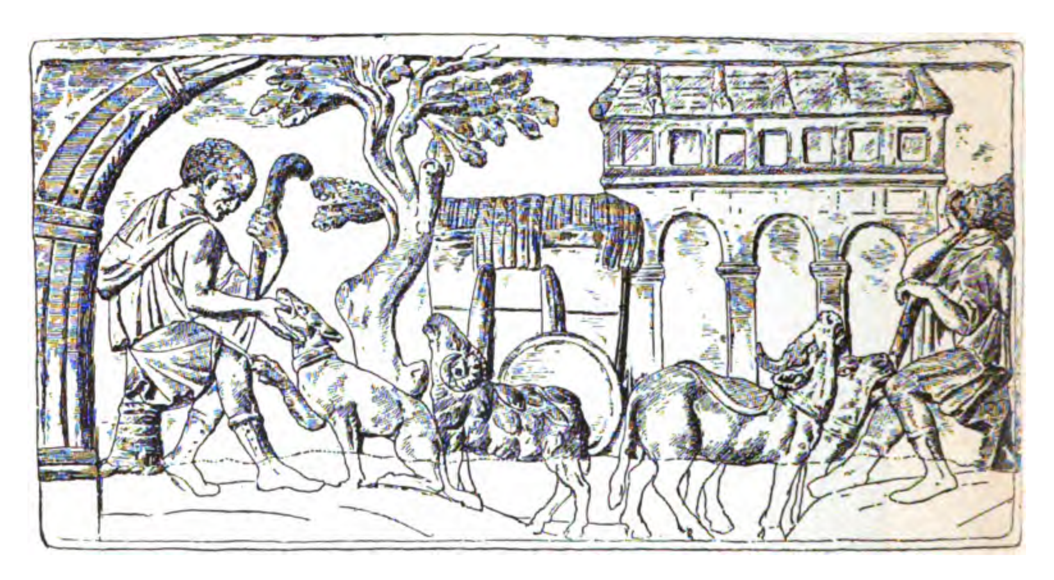
Opferszene. Relief aus Pompeji.

oberung der umliegenden Landschaft und durch Zuwanderung nahm die Zahl der nichtadeligen Menge (der „plebs") zu. Bei der geringen Kompetenz der Volksversammlungen, welche nach den 30 „Kirchspielen" (curiae) zusammentraten, wird auch den Nichtadeligen die Teilnahme nicht vorenthalten gewesen sein. Jedenfalls übten aber die Adeligen nicht durch diese Comitien, sondern durch ihre Stellung im Rat, in den Priestertümern, als Beamte und

Offiziere, als Richter und Rechtskundige, jenen Einflufs aus, welcher sie als bevorrechteten Stand scharf von der Menge trennte und die letztere zur Auflehnung gegen jene veranlafste.

Schon in der Tarquinierzeit war Rom zur Hauptstadt eines Territoriums, welches von Ostia und Lavinium bis zu den Albanerbergen reichte, geworden. Für ein solches Gebiet konnten die früheren städtischen Ordnungen nicht ausreichend sein.

Zunächst ward es, wie oben gesagt, für die Aushebung notwendig, das ganze Gebiet neu in (20) Aushebebezirke einzuteilen. Es durfte nicht mehr der Altbürgerschaft allein die Dienstpflicht zur Last gelegt werden.



Bauernhof. Bemaltes Relief des Mus. Chiaramonti, Rom. (Nach Schreiber).

Um aber die Dienstpflicht im einzelnen gerecht zu verteilen, wurde nach dem Umfange des Grundeigentums und des Viehbesitzes das Volk in fünf Klassen eingeteilt, während die grundbesitzlosen Proletarier militärfrei blieben. Der Census dieser fünf Klassen wurde erst nach dem Dezemvirat (450 v. Chr.) auch in Geld normiert[1]). Gleichzeitig wurde aber den Mitgliedern der Klassen ihr Eigentum gegen Eingriffe des Adels rechtlich garantiert und ihnen das ius Quiritium, das Wehrmannsrecht, erteilt, d. h. es traten für sie neben

[1]) Der Census der ersten Klasse betrug nach der Tradition 100 000 leichte As, ungefähr 8000 Mark, die der vier folgenden 75 000, 50 000, 25 000, 12 500 As. Diese Zahlen sind natürlich jüngeren Ursprungs (nach 269 v. Chr.), stammen erst aus der Zeit der ältesten Annalisten.

die bisher von den Kurien unter priesterlicher Assistenz vorgenommenen Akte des Familienrechts civilrechtliche Akte mit gleicher Rechtsgiltigkeit[1]).

Allerdings wurden in den letzten Zeiten der Königsherrschaft viele Klagen laut über die gewaltsame Unterdrückung der Rechte des einzelnen wie der Gesamtheit. Und gewifs sind diese Klagen nicht nur schriftstellerische Erfindung. Aber auch abgesehen von dieser vorübergehenden Willkürherrschaft kann nicht geleugnet werden, dafs die staatsrechtlichen Ordnungen den Bürgern eine allzu beschränkte Freiheit gewährt hatten.

Die politische Revolution, welche mit der Vertreibung der Tarquinier gröfsere Freiheiten dem Volke zu geben versprach, hatte nicht den erhofften Erfolg gehabt. Der patrizische Adel verstand es, alle Vorteile des Befreiungs-



Werkstatt eines Steinmetzen. Relief. (Nach Blümner).

kampfes sich anzueignen. Er übte seinen Einflufs im Patriziersenat durch die patrizischen Beamten und Priester, vor allem auch durch die alleinige Handhabung der Rechtsprechung. Um jeder Demokratisierung der Volksversammlung vorzubeugen, wurde die für eine politische Abstimmung möglichst ungeeignete Heeresordnung[2]) mit ihren 5 Klassen, von denen allein schon die erste die Majorität hatte, auch für die Hauptvolksversammlung verwandt und zur Abstimmung berufen. Ihr lag die Wahl der beiden

[1]) So gab es neben dem testamentum pro collegio pontificum das Civiltestament (per aes et libram), neben der sakralen Ehe die Civilehe, neben der Kindesannahme vor der Kuriengemeinde die civile Adoption.

[2]) Das servianische Heer bestand aus 18 Rittercenturien, aus 80 Centurien der 1. Klasse, aus je 20 der 2. 3. und 4. Klasse und aus 30 Centurien der 5. Klasse. Die 18 Rittercenturien und die 80 Centurien der 1. Klasse, welche mit ihnen stimmten, waren über die Hälfte der Gesamtzahl (193).



Römisches Libralas. (Avers).

Konsuln und die Entscheidung über Gesetze ob. Die sakrale Kurienvolksversammlung blieb nur für einige Formalakte in Kraft, so für die feierliche Amtseinführung von Beamten und Priestern.

Zu diesen Enttäuschungen, welche die Freiheitskämpfe mit sich brachten, kam der soziale Notstand, wie er bei einem ackerbautreibenden Volke die notwendige Folge mehrjähriger Kriege innerhalb des eigenen Gebietes zu sein pflegt. Die Strenge des Schuldrechts, die harte Durchführung der Schuldhaft seitens der Gläubiger waren doppelt unerträglich, so lange von adeligen Richtern nach einem den Ärmeren unbekannten, ungeschriebenen Rechte Urteil gesprochen ward.

So erhob sich das zur Verzweiflung gebrachte Volk, zog in grofsen Massen einige Meilen weit von Rom auf den „heiligen Berg" hinaus und drohte mit dauernder Auswanderung, wenn ihm nicht besserer Rechtsschutz und freiere Rechtsprechung garantiert würde.

Die Erfolge dieser grofsartigen unblutigen Revolution sind fast noch denkwürdiger, als diese selbst. Die „Plebs" erhielt zwei Vorsteher oder Tribune, welche selbst unverletzlich dem einzelnen gegen alle Rechtsbeschränkungen, sogar gegen die Konsuln Beistand leisteten. Weniger beachtet, aber darum nicht minder wichtig sind ferner die Bestimmungen des damaligen „heiligen Gesetzes", dafs auch die Ädilen und Richter unverletzlich sein sollten. Erstere standen zu jener Zeit



Römisches Libralas. (Revers).

wahrscheinlich an der Spitze eines Markt- und Friedensgerichts; die Erwähnung der Richter aber zeigt, dafs damals die für das ganze Rechtsleben der Römer so hochbedeutsame Scheidung der Rechtweisung durch den Beamten und der Urteilsfällung durch den Privatrichter eingeführt worden ist.

In der jetzt folgenden Epoche bis zum Dezemvirat suchte sich die Plebs als eine engere Vereinigung innerhalb der Bürgerschaft zu fühlen und zu konstituieren. Es wurden unter tribunizischem Vorsitz Plebejerkonzilien abgehalten, welche zu Gunsten ihrer Mitglieder und der Plebejergemeinschaft Resolutionen fafsten. Bald wufsten die Tribune, gedeckt durch ihre Unverletzlichkeit, solchen Beschlüssen der Plebs auch beim Senate Geltung zu verschaffen. Sie selbst nahmen teil an den Senatsberatungen, sie griffen in die Beschlüsse desselben ein, sie erhielten überhaupt das Recht der Interzession, d. h. die Macht, gegen eine Anordnung der Beamten oder gegen einen Volks- oder Senatsbeschlufs ein Veto einzulegen, welches ihre Durchführung verhinderte.



Laden eines Brotverkäufers. Pomp. Wandbild.

Schon vor dem Dezemvirat gewannen die Bezirksversammlungen der Plebs, nach den Tribus geordnet, unter bestimmten Beschränkungen das Recht, Beschlüsse mit gesetzlicher Gültigkeit zu fassen, und dieses Recht wurde ihnen nach dem Sturze der Dezemvirn (449 v. Chr.) aufs neue garantiert.

Diese zahlreichen Erfolge, welche die Plebejer errangen, haben selbstverständlich den Widerstand und die leidenschaftliche Bekämpfung der Patrizier hervorgerufen. Die Erzählung von Coriolan schildert die Heftigkeit der Erregung, ist aber im einzelnen sagenhaft. Dagegen ist es nicht blofse Sage, dafs die Tribune widerstrebende Patrizier vor das Volksgericht gerufen und damit bereits bedenklich in das Kriminalrecht und in die Machtsphäre des regierenden Standes eingegriffen haben.

Gewifs standen derartige aufgeregte Zeiten auch einer unparteiischen Rechtsprechung im Wege, und so ward denn der Wunsch nach einer Sichtung und Ergänzung des bestehenden Rechtes sowie nach seiner Aufzeichnung allgemein.

Lange Zeit sträubte sich der Patriziat hiergegen, zumal damit voraussichtlich auch wichtige staatsrechtliche Umänderungen, welche die Vorrechte des Adels schmälern konnten, eintreten mufsten. Vielleicht hat namentlich die Möglichkeit, bei einer allgemeinen gesetzlichen Neuordnung die unerträgliche Sonderstellung der Plebejer und ihrer Vorsteher einzuschränken oder zu beseitigen, die regierenden Kreise zum Einlenken gebracht.

So wurden dann im Jahre 451 v. Chr. alle bisherigen Beamten-



Eroten als Schuster. Wandbild aus Herculaneum.

stellen aufgehoben und ein Regierungskollegium von 10 Männern, die Dezemvirn, an die Spitze des Staates gestellt, mit dem Auftrage, ein bürgerliches Gesetzbuch auszuarbeiten, und daneben die Verwaltung des Staates, nur durch die Mitwirkung des Senats beschränkt, zu übernehmen.

Das auf zwölf Tafeln ausgestellte Recht der Dezemvirn ist ein Werk von allgemein anerkannter Bedeutung in Rom gewesen. Spätere Gesetze haben vieles zur Ergänzung dieses bürgerlichen Gesetzbuches hinzugefügt und manche Bestimmung faktisch beseitigt: rechtlich ist kein Buchstabe dieser Grundlage des römischen Rechts aufgehoben worden. Das neue Gesetzbuch wurde niedergeschrieben, nachdem eine Kommission die Griechenstädte Süditaliens bereist und die dortigen Einrichtungen und Gesetze kennen gelernt hatte; aber entlehnt hat es darum doch nur in nebensächlichem

fremdes Recht. Im wesentlichen wurde das bisherige Gewohnheitsrecht beibeibehalten und kodifiziert. Das wichtigste war, dafs jetzt jeder Bürger das Recht selbst vor Augen hatte und der Beamte gezwungen war, sich danach zu richten. Weitere Vorteile dieses Grundgesetzes waren die, dafs jetzt eine scharfe Grenze zwischen sakraler und bürgerlicher Rechtsordnung festgestellt ward, dafs die Formen des Civil- und des Kriminalprozesses jetzt bestimmt, dafs sie bekannt waren und von jedermann leicht, ohne Kosten gehandhabt werden konnten.

Aufser den privatrechtlichen und prozessualen Bestimmungen enthielten die 12 Tafeln auch einige politisch wichtige Anordnungen. So legten sie die Entscheidung über Tod und Leben in die Hand der vorher erwähnten, militärisch organisierten Centurienordnung, die wahrscheinlich schon



Eroten an der Hobelbank. Wandbild aus Herculaneum.

damals als Hauptvolksversammlung (comitiatus maximus) von dem aktiven Heere durch eine verschiedene Formierung und durch die Aufnahme aller Bürger geschieden wurde [1]. Andere Bestimmungen betrafen das Verbot von Privilegien und Sondergesetzen, wodurch das Recht des römischen Bürgers bei Strafen zu provozieren, d. h. die Schlufsentscheidung des Volkes anzurufen, beseitigt worden wäre. Den Dezemvirn verdankt Rom die Einführung der Münze, des Kuferpfundes (As) und seiner Teile, sowie die Anfänge eines geordneten Staatshaushaltes.

[1] Solange die Centurien des aktiven Heeres, einschliefslich der Reserveabteilungen der älteren Jahrgänge (seniores), zur Abstimmung berufen wurden, können sie nicht die Gesamtheit der Bürger enthalten haben. Das widersprach der geschlossenen Mitgliederzahl der militärischen Kompagnien. Der Beginn einer neuen Heeresaufstellung nach Manipeln (ca. 160 Mann) wird übrigens auch von den Quellen bald nach dem Dezemvirat angesetzt. Vgl. Neue Jahrb. f. Philologie 1895 S. 410.

Die Chroniken verlegen zwar die Einführung der Censur einige Jahre später (443 v. Chr.). Indem sie aber voraussetzen, dafs der Census vor den Censoren durch die Konsuln abgehalten worden sei, müssen sie seine Ordnungen mindestens in die Epoche des Dezemvirats, wo nicht in eine noch frühere Zeit verlegen. Nun zeigt aber das römische Finanzwesen unzweifelhafte Spuren der Verwandtschaft mit dem attischen. Die römische Censusperiode ist wie die attische Budgetaufstellung vierjährig, ist der Zeitdauer einer Olympiade gleich. In der Taxierung der Steuerfähigkeit, inbezug auf die indirekte Erhebung der Zölle durch Steuerpächter und sonst in manchen Einzelheiten ist die Anlehnung an attische Verhältnisse unzweifelhaft[1]).

Wichtig ist schliefslich auch das, was die 12 Tafeln nicht enthielten. Von den besonderen Rechten der Plebejer oder gar von ihren Vorstehern ist nicht die Rede. Dieser Umstand weist mit Notwendigkeit auf eine Erklärung hin, wie sie auch die Einsetzung eines zweiten Dezemviralkollegiums, unter Beteiligung mehrerer Nichtadeliger, an die Hand giebt. Offenbar herrschte in den verständigen Kreisen der Aristokratie das Bestreben, durch eine wohlgeordnete Gesetzgebung und durch Aufnahme einiger Vertreter des niederen Standes in das Regierungskollegium die Wünsche der Plebs zu befriedigen und damit die unselige Bildung eines plebejischen Gemeinwesens innerhalb der Staatsordnung sowie das demagogische Tribunat zu beseitigen.

Das Ziel wurde nicht erreicht[2]). Die eigensinnigen Doktrinäre der demokratischen Partei bestanden auf ihrem Schein, die Menge folgte ihnen und errang in einer zweiten Sezession (449 v. Chr.) das Tribunat zurück, sowie das Recht für die Plebejerversammlungen, vorbehaltlich einer eingeholten Zustimmung des Senats[3]), über Gesetzesanträge gültige Beschlüsse zu fassen.

Diese Grundrechte der Plebs bildeten die Waffen, mit welchen sie in den folgenden Abschnitt des Ständekampfes eintrat. Sie hatte diese Vorrechte erhalten durch einen Kompromifs mit den Führern der Patrizierpartei Valerius und Horatius, welche dafür die besondere Rechtsstellung der Patrizier im Eherecht und die alleinige Besetzung der Konsulatsstellen durch adelige Männer behaupteten.

---

1) S. Soltau, Über den Ursprung von Census und Censur. (Verhandl. der 36. Philologenversammlung 1882, S. 159).

2) Was von einer Vergewaltigung der Verginia durch den Dezemvir Appius Claudius erzählt wird, ist tendenziöse Sage.

3) S. Soltau, Die Gültigkeit der Plebiscite (Berlin 1884).

Der Dezemvirat hat die römische Verfassungsentwickelung zu einem gewissen Abschlufs gebracht. Die wichtigsten Regierungsbefugnisse waren durch ihn zwar den Beamten nicht genommen, wohl aber von jetzt ab unter die Kontrolle des Senats gestellt. In dem Senat hat sich so allmählich, namentlich nach Vermehrung der Beamten[1]), die Regierungsgewalt konzentriert und Kineas, der spätere Gesandte des Pyrrhus, wufste wohl, weshalb er den Senat eine Versammlung von Königen genannt hatte. Der Senat nahm die Oberaufsicht über die Finanzverwaltung in seine Hand,



Grabmonument an der Appischen Strasse.

leitete die auswärtige Politik, und verstand es, mit Hilfe der Priesterkollegien, die Magistrate in Abhängigkeit von sich zu halten.

Die Volksversammlungen hatten mit der Zeit einen bestimmten, wenn auch nicht gerade weitgehenden Einflufs auf die Staatsverwaltung erhalten. Die Grundlage derselben waren die demokratisch organisierten Tribus. In militärischer Ordnung, ohne Debatte, wählte das Volk in den

[1]) Damals erhielten die plebejischen Aedilen als Polizeibeamte staatliche Kompetenz, es kamen 443 v. Chr. die beiden Censoren, seit 421 vier (statt der bisherigen 2) Quästoren oder Schatzmeister hinzu. Endlich sind nach Abchlufs des Ständekampfes 367 v. Chr. eigene Gerichtspräsidenten (Praetoren) und zwei neue Aedilen gewählt worden.

gleichfalls auf der Einteilung der Tribus beruhenden Centurienversammlung[1]) seine Oberbeamten, beschlofs über Gesetze, Kriegserklärung, Friedensverträge oder entschied über Kriminalfälle. Daneben aber hatte sich das Volk in den Plebejerversammlungen nach Tribus ein Organ geschaffen, nicht nur um die eigenen Gemeindeangelegenheiten zu ordnen, sondern um auch selbst die Initiative zu ergreifen, wenn es galt, neue Freiheiten zu erringen oder den Wünschen des Volkes in der Verwaltung Ausdruck zu verleihen. Diese „concilia plebis" sind das treibende Motiv in den römischen Verfassungskämpfen geworden. Sie haben den Plebejern volle Gleichberechtigung erworben, und selbst noch in den Zeiten der gracchischen Reformen (133—122 v. Chr.) und bei der Aufnahme der Bundesgenossen in den Bürgerverband (90—88 v. Chr.) als Hebel gedient, um die Anmafsungen der Adelspartei zu bekämpfen.

Durch die erste Sezession (494 v. Chr.) hatte das römische Volk die Bevormundung des Patriziats beschränkt und mit Hilfe des Tribunats und bürgerlicher Richter sich den Schutz der privatrechtlichen Selbständigkeit, des freien Eigentums und Erbes, errungen. Bis zur zweiten Sezession (449 v. Chr.) hatte sich die Plebs als selbständige Gemeinde die staatliche Anerkennung ihrer Beschlüsse und ein geschriebenes Landrecht erworben. In der dritten Phase des Ständekampfes suchte sie völlige Gleichberechtigung mit den Patriziern zu gewinnen.

Früh gelang es ihr den Kompromifs des Valerius und Horatius zu beseitigen und die völlige Ehegemeinschaft zwischen Patriziern und Nichtadeligen gesetzlich festzustellen. Ferner setzte die Plebs es durch, dafs, wenn statt der Konsuln Militäroberste (tribuni militum consulari potestate) gewählt wurden, auch Plebejer Berücksichtigung fanden. Gegen weitere Neuerungen aber verhielt sich der Rat stets abwehrend. Trotz der heftigsten tribunicischen Agitationen hielt er noch 80 Jahre daran fest, dafs nur ein Mann aus den alten Geschlechtern Konsul, Diktator oder Censor werden dürfe, nur ein solcher Recht sprechen, den Staat Menschen und Göttern gegenüber vertreten könne.

Diese inneren Kämpfe lähmten die Machtentfaltung des römischen Staates. Mehrfach wurden hervorragende Führer in Anklagezustand versetzt.

[1]) Die 5 Klassen bildeten jetzt Unterabteilungen jedes Bezirks, also z. B. bei 25 Tribus wurden (5 mal 25 =) 125 Centurien der jungen Jahrgänge und ebenso viele der älteren gebildet, einschliefslich der 18 Rittercenturrien und dreier Zusatzcenturien 271. Doch stimmten wohl nur in der ersten Klasse die Altersklassen getrennt (also 25 . 2 + 25 + 25 + 25 + 25 + 18 + 3 = 171). Bei den seit 241 v. Chr. bestehenden 35 Tribus war folglich die Gesamtzahl (2.35 + 4.35 + 18 + 3 =) 231. S. Neue Jahrbücher für Philologie 1895 S. 414.

Nach einem zehnjährigen Parteikampfe, während dessen zehnmal dieselben Männer zu Tribunen gewählt, sogar die Konsulwahl gehindert worden war, gelang es der Plebs in den licinisch-sextischen Gesetzen das Recht zu erringen, dafs einer der Konsuln ein Nichtadeliger sein müsse (367 v. Chr.). Sogleich beeilte sich aber der Senat, diesen Sieg der Plebs zu verkümmern, indem er das Amt des Gerichtspräsidenten (die Prätur) vom Konsulat abtrennte und die Leitung der Spiele und des Polizeipräsidiums zweien adligen Kuruladilen übertrug. Doch gelang es den Bürgerlichen, schon in den nächsten Jahrzehnten die Teilnahme auch an diesen und den übrigen Oberämtern zu gewinnen und damit dann ihren Sieg zu vervollständigen. Das ogulnische Gesetz vom Jahre 300 v. Chr. hat dann die Konsequenzen der Gleichsetzung beider Stände auch für die Priestertümer gezogen und die Hälfte der Stellen in den grofsen Priestertümern den Nichtadeligen eingeräumt.

Aber diese letzte Phase des Ständekampfes ist noch von ganz anderen Interessegegensätzen erfüllt gewesen. Der Gegensatz der Stände war meist nicht nur politischer, sondern auch sozialer Natur.

Über diese Seite gewähren uns die Quellen begreiflicherweise nicht eine gleich gute Auskunft. Sie bieten zu viel — indem sie schon in den Zeiten der Naturalwirtschaft von einer grofsen Verschuldung der Plebs zu berichten wissen und vor einer Ausdehnung des römischen Gebietes von häufigen Anträgen über Landaufteilungen melden; die Quellen bieten aber auch zu wenig — indem sie nicht den für eine jede Zeit charakteristischen Notstand hervorheben.

Bei den zahlreichen Kriegen der Römer haben auch schon im ersten Jahrhundert der Republik schwere soziale Mifstände bestanden. Ohne solche ist namentlich die erste Sezession der Plebejer kaum begreiflich. Aber wie schwer die wirtschaftliche Not war und wie drückend namentlich die Schuldhaft empfunden wurde: weder haben die Grundgesetze, welche sich die Plebejer in ihrer ersten Revolution errangen, einen Schuldenerlafs dekretiert, noch haben die zwölf Tafeln die Schuldhaft aufgehoben oder wesentlich gelindert.

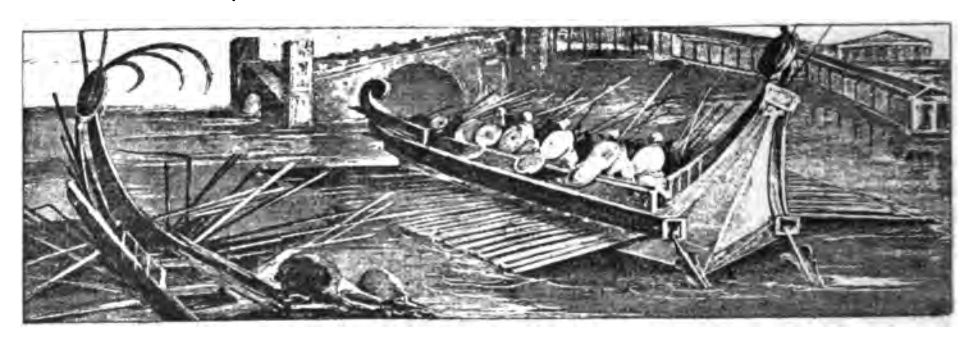
Erst der Übergang von der Naturalwirtschaft zur Geldwirtschaft[1]) hatte die peinlichen Folgen, welche das Volk später dazu brachten, eine

[1]) Der Wert des römischen As sank stetig, in den 180 Jahren seit dem Dezemvirat (449—269 v. Chr.) auf $^1/_5$ seines Wertes. Schon derartige Schwankungen der Valuta konnten nur ungünstig auf den Verkehr einwirken. Wahrscheinlich ist eine Reduktion der Staatsschulden und eine Verminderung der Privatschulden durch eine einmalige Münzverschlechterung des Pfundas auf $^5/_{12}$ Pfund (= 5 Unzen) herbeigeführt. Vgl. Dörpfeld, Metrologische Beiträge IV in Mitteil. d. deutschen archäol. Instituts in Athen (1885 S. 295).

Schuldenreduktion zu fordern, die Schuldhaft zu beseitigen und vor allem die Forderung zu stellen, dafs die eroberten Ländereien nicht den Reichen zur Nutzniefsung überlassen werden, sondern zur Verteilung unter die notleidende Bürgerschaft kommen sollten.

Die letzte Forderung hatte zwar mehrfach nach dem Dezemvirat einige Beachtung gefunden. Teils wurden namentlich nach der Eroberung von Fidenae (428 v. Chr.) und Veii (396 v. Chr.) manche Kolonien gegründet, teils wurden damals zahlreiche Ackerhufen an ärmere Bürger ausgeteilt und aus ihnen 387 v. Chr. vier neue Bürgerbezirke gebildet.

Aber daneben suchte trotz der steigenden sozialen Not der regierende Stand das eroberte Gebiet vielfältig durch Verpachtung an reiche Bürger[1]) oder an leistungsfähige Pachtgesellschaften zu überlassen. Dieses System war bequemer und ertragreicher für den Staatsschatz, erregte aber den Zorn des darbenden Volkes, welches mit seinem Blute dieses Gebiet erobert hatte.



Römische Kriegsschiffe. Pompejanisches Wandgemälde.

Hier griff die licinisch-sextische Gesetzgebung in noch wirksamerer Weise als bei den Kämpfen um das Konsulat ein[2]). Sie beschränkte das Mafs der zu okkupierenden Ländereien, und diesem Umstande verdankt Rom, dafs jetzt in rascher Folge durch Aufteilung des fruchtbaren Gebietes an arme Bürger 358, 332, 318, 299 v. Chr. zusammen acht neue Bürgerbezirke eingerichtet und aufserdem zahlreiche Kolonien gegründet worden sind.

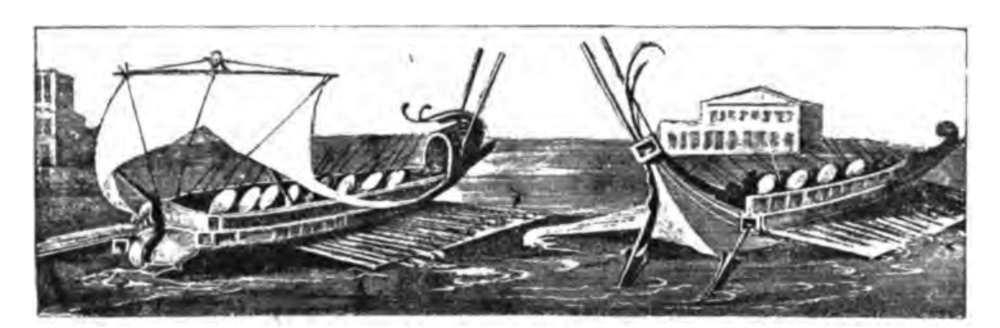
Endlich hat dieselbe Gesetzgebung auch in die damals bedenklichen Schuld- und Kreditverhältnisse helfend eingegriffen. Inwieweit dies geschehen

[1]) Es bestand in Rom das eigentümliche Rechtsverhältnis der Okkupation, d. h. es war unter Aufsicht der Beamten gestattet, das eroberte und brachliegende Land vorläufig in Besitz zu nehmen, wofern dem Staate der Zehnte des Ertrags oder ein Hutgeld gezahlt wurde. Dieses Okkupationsrecht war streng von dem festen Eigentum geschieden.

[2]) Nur eine Verkennung der Sachlage konnte dazu führen, die historische Beglaubigung dieses Gesetzes in Frage zu ziehen. Vergleiche Hermes 1895 S. 621.

ist jedoch nicht mit Bestimmtheit zu sagen. Die wenig vertrauenerweckende Überlieferung spricht von einem Abzug der bezahlten Zinsen vom Kapital. Auch hat die soeben erwähnte Münzverschlechterung vielleicht derartige Ziele mitverfolgt. Ferner haben Plebiscite die Höhe des gesetzlichen Zinsfufses auf 12% normiert, sowie nach einer Revolte im römischen Heere vor Capua (342 v. Chr.) Beschlüsse gegen den Wucher und gegen die Schuldhaft erlassen.

Überhaupt aber wuchs in diesen Parteikämpfen der Einflufs der plebejischen Konzilien. In dem publilischen Gesetze von 339 v. Chr und namentlich durch das hortensische Gesetz, welches nach einer dritten Sezession der Plebs gegeben ward (287 v. Chr.), wurde die unbedingte Gültigkeit der Plebiscite, selbst wenn sie gegen den Willen des Senats erlassen waren, durchgesetzt.



Römische Kriegsschiffe. Pompejanisches Wandgemälde.

Obschon damit aber die Plebejer und ihre Führer, die Volkstribune, einen wichtigen Einflufs auf Gesetzgebung und Verwaltung auszuüben befugt waren, auch zu manchen Zeiten wirklich ausgeübt haben, so wäre doch nichts unrichtiger, als von einer Souveränität des damaligen römischen Volkes zu reden. Eine solche Vorstellung ist dem Altertum durchaus fremd. Im Gegenteil: am Schlufs des Ständekampfes hatte der aus gewesenen Beamten ergänzte Senat und eine in sich geschlossene neue Adelsaristokratie der Beamtenfamilien, die Nobilität, den Hauptvorteil davongetragen. Die zahlreichen Beamten, welche sich durch ihre Amtsgewalt untereinander in Schach halten konnten, waren in vielen Beziehungen vom Senat abhängig, und es gelang diesem zuweilen sogar, Tribune gegen Tribune zu gewinnen. In ihm konzentrierte sich die äufsere Politik und die Verwaltung über die Provinzen und je weiter die Grenzen des Reiches ausgedehnt wurden, desto mehr schrumpfte das Recht der Römergemeinde, „urbi et orbi“ Gesetze vor-

zuschreiben, in sich zusammen und ward nur gelegentlich eine Waffe in der Hand ehrgeiziger Demagogen oder rücksichtsloser Reformer.

Der römische Ständekampf unterscheidet sich sehr wesentlich und sehr vorteilhaft von den Parteikämpfen in den meisten Griechenstaaten. Durch diese geht ein Geist wütenden Parteihasses. Die herrschenden Parteien haben sich oft genug mit blutigen Greuelthaten befleckt. „Meuchelmord und Justizmord wurden nicht verschmäht; jede Verfassungsänderung in Griechenland hat Blut gekostet, während der Kampf der römischen Stände ohne blutigen Konflikt vorübergegangen ist.“

Der römische Ständekampf bildet einen Lichtpunkt in der Entwickelung des Altertums. Durch ruhige gesetzliche Opposition, durch passiven Widerstand und unbeugsame Konsequenz, wo es galt das errungene Recht festzuhalten, hat das römische Volk seine Freiheiten festgestellt und erweitert. Die Eigenschaften, welche das römische Volk in ihm bethätigt hat, zeugen nicht nur für die moralische Tüchtigkeit und für den mannhaften Rechtssinn der einzelnen Römer, sondern ebenso sehr auch für die Intelligenz und den politischen Beruf des ganzen Volkes. Der römische Ständekampf ist hierin einzig in seiner Art und verdiente daher auch ein besonderes Blatt der Kulturgeschichte Roms.

Roms Kultur in den ersten Jahrhunderten der Republik.

Die eigenartige Entwickelung einer römischen Kultur, welche nicht nur derjenigen der übrigen italischen Stämme, sondern allmählich auch der latinischen selbständig gegenübersteht, fällt erst in die Zeit der ersten Jahrhunderte der Republik. Eine solche zeigt sich, wie in dem soeben geschilderten Verfassungsleben, so auch in den agrarischen, gewerblichen und merkantilen Zuständen dieser Epoche.

Noch längere Zeit nach der Herrschaft der Tarquinier hat die tuskische Kultur auf die römische eingewirkt. Erst der bewufsten Opposition gegen diese friedliche Fremdherrschaft in Verbindung mit einem lebhafteren Anschlufs an das Hellenentum in Sicilien und Süditalien verdankt das republikanische Rom seinen besonderen Entwickelungsgang.

Wie in der Königszeit, so waren auch noch in den folgenden Jahrhunderten die Tusker die Lehrmeister der Römer in fast allen Künsten. Tuskische Bauleute haben in Rom die ersten Tempel erbaut und geschmückt. Der Rundbogen wurde durch sie schon in der Königszeit bei den gewaltigen Anlagen der unterirdischen Abzugskanäle (der cloaca maxima) angewandt; tuskische Bauleute waren thätig beim Bau der massiven Stadtmauern. Die in Rom hochangesehene Auguraldisziplin, die Lehre von der Blitz- und Zeichenschau, hat sich, wie erwähnt, hier zwar selbständig entwickelt, ist aber in ihrer späteren theoretischen Ausbildung vielfältig von den tuskischen Priestern beeinflufst worden. Schon früh wurden von Staatswegen etruskische Haruspices d. i. Opferschauer konsultiert. Auch in vielen Äufserlichkeiten ahmte man die etruskische Mode nach: die gestickte Toga des Beamten, der Pomp bei den triumphalen Einzügen war etruskischen Gebräuchen entlehnt. In der Bewaffnung des Heeres wird der Gebrauch des ehernen Rundschildes und wahrscheinlich auch des Wurfspeeres, welcher für die Kampfesweise der Römer ja so charakteristisch ist, auf etruskische Vorbilder zurückgeführt. Die verschiedensten Arten der Spiele, welche während dieser Epoche in Rom gegeben wurden, sind gleichen Ursprungs. So die gymnastischen Spiele und die Pantomimen, welche von tuskischen Schauspielern aufgeführt wurden. Ebendaher stammten die Flötenbläser (tibicines), welche einst, da ihre Assistenz bei feierlichen Opfern nicht entbehrt werden konnte, durch ihre Arbeitsweigerung und ihren Abzug nach Tibur — beiläufig einer der ältesten erwähnten „Strikes" — den römischen Staat in keine kleine Verlegenheit gebracht haben (311 v. Chr.).

Andrerseits ist die Vertreibung der Tarquinier auch mit einer gewissen Reaktion gegen das Tuskertum verbunden gewesen und hat vielfältig das römische Volk zu einer mehr nationalen Entwickelung geführt, oder vielmehr, da die Römer noch längere Zeit hindurch auf fremde Kulturelemente angewiesen waren, zu einer Hinneigung zum Hellenentum gebracht.

Wie in der ältesten Epoche Rom von den sicilischen Griechen sein Alphabet und seine Mafse erhalten hat, so trat es auch in dieser Epoche wieder mehr zu ihnen in eine nähere Beziehung, aufserdem zu den Griechenstädten der Südwestküste von Italien. Daraufhin weist u. a. eine in Latium gefundene Münze von Poseidonia (Paestum), ferner die römische Tradition, dafs bei Mifsernten in Latium Getreide von Cumae und den sicilischen Städten herbeigeschafft ist, am meisten aber die auch in dieser Zeit wieder besonders scharf hervortretende Anlehnung Roms an Sicilien in Münze, Mafs und Gewicht. Die dorische Bezeichnung für Münze (νόμος) kehrt im Lateinischen (nummus)

wieder. Das sicilische Gewicht- und Geldsystem ist allein von allen griechischen in ein festes Verhältnis zu den in Rom ausgeprägten Münzen getreten.[1]) Zu König Servius' Zeiten bediente man sich noch der Kupferbarren, und im inländischen Verkehr vertrat das Vieh (pecus) die Stelle des Geldes (pecunia). Noch wenige Jahre vor dem Dezemvirat (451—449 v. Chr.) wurden die Bufsen in Schafen und Rindern festgesetzt. Die Dezemviratgesetzgebung setzte wohl an ihre Stelle den Kupferas = 1 römisches Pfund Kupfer = $1^1/_2$ sicilische Pfund. Die Namen der Unterabteilungen des As sind damals auch in Sicilien geläufig gewesen und die Thatsache, dafs eine dem Pfund Kupfer äquivalente Silbermünze als „Kupferpfund in Silber" (λίτρα ἀργυρίου) in Sicilien gemünzt wurde, zeigt aufs klarste die lebhaften Handelsbeziehungen des damaligen



Darstellung eines Schuhladens. Wandbild aus Herculaneum.

Rom zu Sicilien, zugleich aber auch, dafs das römische Kupfergeld für die Waren und Produkte der Sikelioten reichlich dorthin abflofs. Die Römer verkehrten zwar damals auch mit Cumae und den phokäischen Kolonien Elia (Velia) und Massalia, aber der Handelsverkehr nach Sicilien mufs bedeutend lebhafter gewesen sein, das beweisen die stets in dorischer Form nach Rom gelangten griechischen Wörter (z. B. machina statt des ionischen mechane).

Das bewufste Bestreben, sich an die Hellenen anzuschliefsen, tritt gleich unmittelbar nach der Befreiung der Stadt von den Tarquiniern in der Gründung des Tempels der Ceres, des Liber (Bacchus) und der Libera (Proserpina) hervor. Derselbe war wahrscheinlich durch griechische Künstler

[1]) Mommsen, Römische Geschichte 2,204.

aufgeführt, den neuverehrten Gottheiten wurden jedenfalls nach „griechischem Ritus“ von griechischen Priesterinnen der Demeter Opfer dargebracht. Eine Behörde der „Zweimänner“ wurde damals zur Beaufsichtigung des griechischen Kultus eingesetzt und ihnen die Bewahrung der sibyllinischen Orakel der weissagenden Apollopriesterin von Cumae übergeben. Als die Römer ihr berühmtes Zwölftafelgesetz (449 v. Chr.) zusammenstellen liefsen, wurde, wie bereits erwähnt ward, eine Senatskommission, wenn nicht nach Athen, so doch



Römisches Ehepaar (sogen. Cato und Porcia). Rom, Vatikan.

wenigstens zu den süditalischen Griechenstädten geschickt, „um die berühmten Gesetze Solons zu studieren“. Das Zwölftafelgesetz ist allerdings im wesentlichen nichts anderes, als eine Kodifikation des einheimischen Rechts, doch zeigen manche Bestimmungen formelle und sachliche Anklänge an griechische Gesetze. Hermodoros aus Ephesus soll den römischen Gesetzgebern die griechischen Satzungen interpretiert haben. Durch den Verkehr mit den sicilischen Hellenen kam die Kunde von griechischen Sagen nach Rom. Mit der Erzählung von Odysseus (Ulixes) und Äneas bildeten sich nun die Anfänge jener Stammessagen, welche später bestimmt waren, Roms Entstehen

mit der Griechenwelt enger zu verknüpfen. Vor allem aber gewann der Glaube an die hellenische Götterwelt in Rom gröfsere Bedeutung. Von der Veiientischen Beute (396 v. Chr.) wurde ein Weihgeschenk nach Delphi gesandt. Dem Apollo (431 v. Chr.) wie dem Äskulap (nach 293 v. Chr.) wurden eigene Tempel in der Stadt erbaut. Die Weisheit des Pythagoras ward auch in Rom verehrt, vielleicht allerdings mehr angestaunt, als verstanden. Ihrem Urheber setzte man im zweiten Samnitenkriege eine Statue.

Manche besondere Einrichtung der Folgezeit führt auf denselben Einflufs zurück. Die erste Sonnenuhr wurde 263 v. Chr. aus Sicilien nach Rom gebracht und schon früher wurden Festspiele auch nach griechischem Muster veranstaltet.

Daneben kam manche griechische Unsitte nach Rom. Der Luxus, welcher in Etrurien und in den Griechenstädten Campaniens einheimisch war, fand auch in Rom Liebhaber. In der Zeit der Samnitenkriege fand bereits eine Verurteilung wegen Päderastie statt.

Doch wäre es unrichtig, den entsittlichenden Einflufs, welchen das Griechentum auf Rom späterhin ausgeübt hat, schon für diese Epoche allzuhoch anzuschlagen. Manche Beobachtung führt vielmehr auf das Gegenteil. Die reiche Einfuhr der gemalten Vasen und sonstiger Thongeschirre, welche von Attika, Corcyra und Sicilien nach Italien stattfand, verleitete allerdings an manchen Stellen der Halbinsel auch zu einer verschwenderischen Verwendung bei der Schmückung von Gräbern. So ward namentlich in den Ländern hellenischer Halbkultur, bei den in Campanien und Lukanien eingedrungenen und hellenisch-übertünchten Samniten, dieser Luxus „mit barbarischer Opulenz" betrieben. Dagegen blieb diese Art der Verschwendung den Latinern fremd und hieraufhin hat vielleicht ebenso sehr der gesunde Sinn der Bevölkerung, wie in Rom aufserdem das Gesetz und das strenge Einschreiten der Behörden gewirkt. Die Zwölftafelgesetzgebung verbot den Gebrauch von purpurnen Bahrtüchern und von Goldschmuck bei Leichenfeiern, und bis nach dem zweiten punischen Kriege schritten die Censoren sehr strenge gegen den unnötigen Aufwand ein. Ebenso enthielt sich das damalige Rom in seinen öffentlichen Bauten noch vollständig des Luxus, welchen etruskische und griechische Bauwerke aufweisen.

Fraglich ist, ob die Römer dieser Epoche sich aktiv an dem Handel mit den Griechenstädten beteiligten, inwieweit sie selbst Schiffahrt trieben und an dem überseeischen Handelsverkehr teilnahmen. Der erste Vertrag zwischen Rom und Karthago, welcher u. a. den Römern den Handel mit dem

karthagischen Kolonialbesitz untersagt, ist von Polybius[1]) nur irrtümlich in den Anfang der Republik (509 v. Chr.) verlegt worden, gehört vielmehr ins Jahr 348 v. Chr., in eine Zeit, da Rom schon die Vormacht der latinisch-volskischen Seestädte war und zugleich für sie mitabschlofs. Sehr bezeichnend für die Abhängigkeit der römischen Rhederei von den hellenischen Seefahrern ist der Umstand, dafs fast alle Attribute der Schiffahrt, (z. B. die Namen für Anker, für Steuer, für das vordere und hintere Ende des Schiffes), desgleichen zahlreiche Windnamen aus dem Griechischen entlehnt sind. Auch fehlt es in Rom lange Zeit an einem eigenen Kaufmannsstand. Die reichen Grofsgrundbesitzer werden hier und da zu Schiff ihre Getreidelieferungen den Tiberstrom abwärts oder längs der latinischen Küste transportiert haben. Ob aber diese Barken zu einem eigentlichen überseeischen Handel genügten und ob gar die Grofsgrundbesitzer sich auf derartige Spekulationsfahrten nach den Küsten von Sicilien oder Afrika eingelassen haben werden, das erscheint doch recht fraglich.

Immerhin macht die Thatsache, dafs einige römische Worte sich früh auch in Sicilien eingebürgert haben, wahrscheinlich, dafs im Laufe dieser Periode zuweilen auch unternehmende römische Händler sich aufs Meer gewagt und auf römischen Schiffen die Waren der Griechen und der von ihnen aus dem Orient exportierten Produkte eingeführt haben werden. Doch war für eine derartige Schiffahrt der Hafen von Ostia kaum ein geeigneter Ausgangspunkt und ein merkantiler Aufschwung kann also auch hiernach wieder nur in die Zeit verlegt werden, da die Römer bereits einen gröfseren Küstenstrich und gute Seehäfen sich unterthan gemacht hatten (d. h. eben um die Mitte des 4. Jahrhunderts v. Chr.)

Dafs die Römer der ersten republikanischen Zeit keine direkten Handelsbeziehungen zu den Phöniziern und Karthagern hatten, ergiebt sich auch aus dem Fehlen der Produkte, welche diese Völker einführten. Es kommen allerdings schon in den zwölf Tafeln Salben zur Totenbestattung, Myrrhen und Purpurgewänder vor, und früh werden kleinere Kunst- und Schmucksachen aus Elfenbein erwähnt, welche ebenfalls voraussichtlich phönizischer Herkunft sind; diese wenigen Dinge sind aber, wie so manche andere Kunstprodukte, aus Etrurien anfangs durch Tausch, dann gegen römisches Kupfer auf dem Landwege eingeführt worden. Schon in den ältesten Grabkammern der nahen etruskischen Städte Caere und Vulci finden sich Goldplatten mit Stempeln babylonischer Herkunft. Die neuesten

[1]) d. i. der berühmteste Historiker des zweiten Jahrhunderts v. Chr. — Zu dieser Frage vgl. Philologus 1889 S. 121 f.

Funde in Ägypten haben die frühen Beziehungen der Turscha (Etrusker) zu dem Pyramidenland ergeben, und um die geringen Spuren orientalischer Kultur auf römischem Boden zu erklären, genügt der Hinweis auf den Kleinverkehr mit Etrurien und den etwas ausgedehnteren Handelsverkehr mit einigen sicilischen und grofsgriechischen Städten mehr als genug.



Bedecktes Hinterteil eines Bootes.

Es unterliegt keinem Zweifel, dafs Rom sowohl durch den früheren Handel mit Sicilien, wie auch durch den Tausch- und Warenhandel mit den Städten an den Grenzen Etruriens manche Produkte des Kunstgewerbes fremder Länder empfangen hat und dadurch vielfältig sogar in Abhängigkeit von dem Ausland gekommen ist. Aber der Umstand, dafs Latium aufser einigen Rohprodukten keine Äquivalente für die ausländischen Waren zu bieten vermochte, hat ebensosehr den Handel längere Zeit in Schranken gehalten, wie er die einheimische gewerbliche Thätigkeit ermuntert hat, die Erzeugnisse der auswärtigen Industrie, soweit sie für den Gebrauch unentbehrlich waren, nachzuahmen und selbst zu produzieren.

Dieser ärmlichen Stellung im Welthandel verdankt Rom das frühe Aufkommen einzelner Gewerbe.

„Schon zu Numas Zeiten", d. h. in einer vorgeschichtlichen Zeit sollen in Rom acht Zünfte bestanden haben: die Flötenbläser, die Kupferschmiede, die Goldschmiede, die Zimmerleute, die Walker, die Schuster, die Färber, die Töpfer. Diese Zünfte waren nicht nur öffentlich anerkannt, sondern sie hatten z. T. auch Privilegien. Manche derselben waren vom Militärdienst befreit, einige wie z. B. die Flötenbläser und die Zimmerleute waren militärisch organisiert und leisteten Dienste. Dort gut verwendbar, erhielten sie auch einige politische Vorrechte. Auffallend unter diesen Zünften ist vor allem diejenige der Goldschmiede, welche die edlen Metalle bearbeiteten. Da der Bedarf an Goldwaren in den ersten vier Jahrhunderten des römischen Staates ein ungemein geringer gewesen ist, Privatleute nur selten, abgesehen von dem goldenen Ritterring und der goldenen Kapsel, welche vornehme Knaben als

Schmuck trugen, goldene Schmuckgegenstände getragen haben werden, so ist die Existenz dieser Zunft nur so erklärlich, dafs die Römer die für Kultusangelegenheiten gebrauchten goldenen Gefäfse sowie die vom Staate verliehenen Ehrenzeichen unabhängig vom Ausland unter einheimischer Kontrolle anfertigen lassen wollten. Mit der Zeit vermehrte sich die Zahl der Zünfte und Kollegien: so fand sich früh ein Verein der Getreidehändler; aber im allgemeinen blieb die Zahl der berufsmäfsig geordneten Handwerkergilden beschränkt. Während der ersten Jahrhunderte wurden im Hause des römischen Landmannes und Bürgers viele der notwendigsten Gebrauchsartikel selbst angefertigt. Durch Sklaven wurden die Lebensmittel umgestaltet und zubereitet, alle Arten der Verwendung des Getreides, das Backen und Brauen u. a. m. war Sache des Hausgesindes. Die Verarbeitung von Wolle und Flachs, Gras und Binsen zu Kleidungsstücken und Wirtschaftsmaterial, die Ausbesserung der Gewänder, Korbflechter- und Seilerarbeiten, Reparaturen an Gebäuden und Gerätschaften beschaffte die Bevölkerung in der Regel durch eigene Thätigkeit, ohne Beihilfe von Berufsarbeitern.[1])

Von einer durch eine gröfsere Anzahl von Sklaven betriebenen Fabrikation ist diese Zeit noch ziemlich frei. Sklaven wurden nur in mäfsiger Zahl verwandt, in erster Linie natürlich als Ackerknechte. Namentlich solche Sklaven waren gesucht, welche sich durch ihre technischen Fertigkeiten bei dem landwirtschaftlichen und gewerblichen Gutsbetrieb auszeichneten, so die Winzer und Olivenpflücker. Daneben wurden Sklaven für allerlei Dienste verwandt, welche den Freien weniger anstanden. Zu den Stellungen der Subalternbeamten und Diener der Beamten wurden dagegen in der Regel Freie oder Freigelassene gegen Lohn genommen.



Römisches Handelsschiff.
Relief vom Grabe der Naevoleia Tyche zu Pompeji.

Von der grofsen Mehrzahl der Bewohner des damaligen römischen Gebiets gilt das Wort Catos, das römische Volk habe sich dieselben Lebensgewohnheiten wie das sabinische bewahrt, d. h. der Ackerbau, die Weidewirtschaft oder die Baumzucht bildeten die

[1]) Moritz Voigt, Privataltertümer und Kulturgeschichte 292 f.

Hauptbeschäftigung des römischen Volkes. Die Landwirtschaft war der „des Mannes von guter Familie allein würdige" Lebensberuf. Zugleich gewährte sie einem zahlreichen Mittelstande ausreichenden Unterhalt. Stets blieben die einunddreifsig ländlichen Bezirke die angeseheneren, während die vier städtischen Tribus, wenn auch vielleicht noch nicht zu Anfang dieser Epoche, jedenfalls aber früh, schon wegen der Masse der in ihnen befindlichen Handwerker, Lohnarbeiter und Freigelassenen, als minder ansehnlich galten.

Wie sehr dem Römer selbst mit dem Begriff der städtischen Niederlassung die Pflege des Ackerbaues verbunden galt, zeigt der Ritus der Städtegründung. Mit dem Pfluge wurde die Stelle bezeichnet, wo Mauer und Graben angelegt werden sollte. Die schon genannten Censussätze von 100000, 75000, 50000, 25000, 12500 As entsprachen nach allgemeiner Annahme einem bestimmten Ackermafs und zeigen, dafs auf dieser agrarischen Grundlage das ganze Staatswesen mit seinen Rechten und Pflichten aufgebaut war. Zu den Gegenständen, welche nach römischem Rechte ursprünglich im echten quiritischen Eigentum stehen konnten, werden nur die Bestandteile des Ackerguts, Felder, Zugvieh, Sklaven[1]) gerechnet.



Tuchscherer. Relief des Musée de Sens.

Das wichtigste Produkt der Landwirtschaft war das Getreide, früher der Spelt (far), später der Weizen, daneben auch die Hirse, die Bohne und die Rübe. Als Pferdefutter diente die Gerste. Der Anbau geschah oft nach dem System der Zweifelderwirtschaft, wonach das Feld in jedem zweiten Jahre brachgelassen und Wintergetreide angebaut ward. Daneben findet sich später auch die Bestellung des Feldes mit Sommerkorn und mit seltener Brache. Die Idee mancher Buchgelehrten, als wenn das kleinste Ackermafs zwei Morgen Landes (= 0,5 Hektar) für eine Familie eines römischen Landmannes ausgereicht habe, ist verkehrt. Wo ein so geringes Ackermafs (ein Erbe von zwei Morgen) vorkommt, da mufs nicht nur ein reichlicher Neben-

[1]) Das sind die sogenannten „res mancipi", welche anfangs nur durch „mancipatio", in feierlicher Übertragung vor fünf Zeugen, ihren Herrn wechseln konnten.

ertrag aus Viehzucht und Baumfrüchten, sondern auch ein Anteil an dem Gemeindeland in Anschlag gebracht werden.

Von der Baumzucht, welche den Ertrag des Ackers erhöhte, kommt neben dem Nutzholz der Eichen, Buchen, Ulmen u. a. vor allem die Feige und, seit ihrer Einführung aus Griechenland, auch die Olive in Betracht. Die schmackhaften und nahrhaften Früchte der Feige waren namentlich beliebt, und als ein Zeichen ihrer Wertschätzung mag dienen, dafs die römische Gründungssage Romulus und Remus unter dem Schutze eines Feigenbaums ans Land treiben läfst.

Noch ertragreicher war die Pflege des Weinbaus. Schon in den ältesten Religionsgebräuchen der Römer, lange bevor die Römer von Gott Bacchus oder Liber gehört hatten, wurde der Wein gepflanzt und dem Schutze des „höchsten besten Jupiters" unterstellt. Erst wenn der Jupiterpriester die Erlaubnis gab und die Erstlinge dem Gotte dargebracht hatte, durfte das „Herbsten" beginnen.



Walker. Grabrelief des Musée de Sens.

Die Ackerwirtschaft war ohne einen tüchtigen Viehstand unmöglich. Neben dem Zug- und Lastvieh fand aber auch die Pflege des Kleinviehs von Schafen, Ziegen, Schweinen und Geflügel in ausgedehntem Mafse statt. Der Unterhalt eines guten Viehstandes wurde durch Zuweisung von Gemeindeweideland an eine Dorfschaft oder Hofgemeinschaft gefördert.

Wenn trotz gut geordneter agrarischer Zustände die Berichte über die beiden ersten Jahrhunderte der Republik voll sind von Klagen über die Verschuldung der armen Plebs, über die zahlreichen Fälle von Schuldhaft und die vergeblichen Versuche, der Armut durch Ackeraufteilung abzuhelfen, so ist dabei, wie schon oben erwähnt ward, zu beachten, dafs die Einzelheiten jener Berichte erst unter dem Eindrucke der gracchischen Reformen und der sullanischen Wirren niedergeschrieben sind und folglich vielmehr eine Vorstellung von den Ideen geben, welche die Römer des 7. als die des 3. und 4. Jahrhunderts der Stadt beseelten. Andererseits aber ist zu bedenken, dafs

ohne soziale Mifsstände die Umwälzungen, welche zu einem mehrmaligen Auszug der Plebs, zur Stiftung des Tribunats und der Ausdehnung seiner Machtfülle geführt haben, unerklärlich wären. Die fortwährenden Kriege, die Verwüstung der Felder der römischen Bürger bei dem Einfall der Feinde bis vor die Thore der Stadt, mufsten für ein Volk, welches lediglich Naturalwirtschaft betrieb, von recht bedenklichen Folgen sein. Um so gehässiger aber mufste die Herrschaft der regierenden Kreise werden, als sie namentlich auch nach den glücklicheren Kriegen gegen Ende des 4. Jahrhunderts die Verteilung der eroberten Gebiete an die Kleinbürger zu hintertreiben suchten und die in wirtschaftlicher Hinsicht vielfach ungerechten Ackerokkupationen in zu ausgedehntem Mafse zuliefsen.

Auch bleibt für die Beurteilung der agrarischen Zustände und die Vermögensverhältnisse der italischen Bauernschaft zu beachten, dafs in dieser Epoche noch nicht von einem bedeutenden binnenländischen Handelsverkehr die Rede sein kann. Das zeigt sich am besten in der Enge der Verkehrswege. Während das alte Limitationssystem eine umfassende Fürsorge bekundet, durch zahlreiche Kommunikationswege dem bäuerlichen Verkehr zu genügen, so kannte dasselbe keine Strafse, welche breiter als acht Fufs und geeignet gewesen wäre, einem andern Handelsverkehr, als dem Wochen- und Jahrmarktsverkehr zu dienen.[1])

Umsomehr verdient eine anerkennende Erwähnung, dafs das damalige Rom Bewundernswertes auf dem Gebiete der Wohlfartspolizei geleistet hat. Die Kanalisierung Roms, der Bau von Wasserleitungen und Landstrafsen, die Uferbauten und die Befestigung von Rom sind Werke, deren Überreste noch heutzutage von den Leistungen des intelligenten römischen Beamtentums, der Censoren und Ädilen, zu reden wissen. Nach dieser praktischen Seite hin ist selbst die Entwickelung einer römischen Kunst nicht zurückgeblieben. Im übrigen aber fehlt eine irgendwie selbständige künstlerische Entwickelung dieser Epoche noch vollständig. Die Römer bemühten sich damals noch, von Hellenen und Etruskern zu lernen, und es verdient schon Lob genug, dafs sie namentlich die Geschmacklosigkeiten der tuskischen Künstler vermieden haben.

[1]) M. Voigt, Privataltertümer und Kulturgeschichte 293.



Laokoon, Marmorgruppe der rhodischen Künstler Agesandros, Polydoros und Athenodoros.
(Rom, Vatican.)

Rom als Hauptstadt Italiens.

Wie gewann Rom die Herrschaft Italiens[1])?

Eine der politisch wie kulturhistorisch wichtigsten Veränderungen des Gebietsumfanges und der Bedeutung des römischen Staates ist während der zwei Menschenalter, welche den punischen Kriegen vorangehen, erfolgt.

Vor den Samnitenkriegen (d. i. vor 343 v. Chr.) hatte das römische Gebiet höchstens den dreifachen Umfang (ca. 3000 □ km, — 56 Quadratmeilen) jener Gröfse erreicht, welche es nach der Vertreibung der Könige besafs (ca 1000 □ km — 18 Quadratmeilen). Zu Beginn des ersten punischen Krieges (264 v. Chr.) betrug die Gröfse des unmittelbar römischen Gebietes das neunfache (ca. 27000 □ km.) des Umfanges vor den Samnitenkriegen; das war aber nur etwa $^1/_5$ dessen, was aufserdem der italische Bund unter Roms Führung besafs (zusammen ca 160000 □ km — 3000 □ Meilen, d. i. der Umfang Italiens südlich vom Po).

Wie gelang es Rom, innerhalb dieser wenigen Jahrzehnte eine solche Machtentfaltung zu erreichen?

Noch im Jahre 390 v. Chr. war, wie erzählt wird, die Stadt Rom von den Galliern besetzt und zerstört worden. Periodisch kehrten Gallierheere wieder und bedrohten die Stadt. Diese Katastrophen hatten eine ähnliche Wirkung auf Rom, wie die Perserkriege auf Athen und Griechenland. Erst seit jener Zeit der Gefahr wurden sich die Römer ihrer Stärke bewufst. Ein lebhafterer Sinn für die gemeinsame Nationalität erwachte in den Römern sowie bei ihren latinischen und sabellischen Bundesgenossen. Wie früher in Griechenland, wurden hier die italischen Völkerschaften zu engerem Zusammenschlufs gedrängt, und wie dort die Oberleitung Athens, so ward hier die Herrschaft Roms, wenigstens in ihren Anfängen, begründet.

Ein wichtiger Faktor bei der bald darauf beginnenden Machtentfaltung Roms war jedenfalls die in die Zeit der Gallierkriege fallende[2]) Militärreorgani-

[1]) Diese Frage ist behandelt von J. Beloch, Der italische Bund unter Roms Hegemonie (Leipzig 1880) und von W. Soltau in einem Vortrag auf der Kölner Philologenversammlung (1895). Vgl. Neue Jahrb. f. Philologie und Pädagogik 1896, II. S. 164.

[2]) Die ersten Anfänge werden in die Zeit der Belagerung von Veii (406—396 v. Chr.) gesetzt, doch sind die einzelnen Neuerungen nicht gleichzeitig erfolgt. s. Soltau, Über Entstehung und Zusammensetzung der altrömischen Volksversammlungen (Berlin 1880) III. u. IV. Abschnitt.

sation. Camillus ordnete das Heer nicht mehr in einer dichten Phalanx, sondern in Kompagnien oder Manipeln (von ca. 150 Mann). Diese wurden in Zwischenräumen, die ganze Schlachtordnung aber in drei Treffen aufgestellt. Dadurch gewann die Armee an Beweglichkeit und Manövrierfähigkeit. Wichtiger war noch ein anderes. Die Intervalle zwischen den einzelnen Manipeln, welche übrigens beim Vorrücken gegen den Feind durch Abstandnehmen verringert wurden, ermöglichten eine Ablösung des vorderen Treffens durch die beiden andern. Hierauf beruhte die Stärke der römischen Taktik. War auch die eine Schlachtreihe geworfen, stets war ein neugeordnetes Treffen bereit, die zurückweichenden aufzunehmen und statt ihrer zum Angriff vorzugehen. Die damals den Legionssoldaten gegebenen Waffen, Wurfspeere neben den kurzen Schwertern, forderten von jedem einzelnen Soldaten ein hohes Mafs von Gewandtheit und persönlichem Mut, gaben aber den römischen Soldaten, welcher sie zu handhaben wufste, ein moralisches und taktisches Übergewicht über die meisten feindlichen Truppenmassen. Das war die Kampfesweise, welche mit unbedeutenden Modifikationen von Camillus bis auf Hadrian geherrscht hat und welcher Rom seine Siege verdankt, aber auch nur so lange verdanken konnte, als ihm ein vorzügliches Material aus patriotischen Bürgertruppen zu Gebote stand.

Aber trotzdem hätte das kleine römische Gemeinwesen, welches sich zu Anfang des 4. Jahrhunderts kaum seiner nächsten Feinde erwehren konnte, nicht daran denken können, die Hand nach der Hegemonie über Italien auszustrecken, wären ihm nicht die politischen Verhältnisse der übrigen Staaten gegen Ende dieses Jahrhunderts günstig gewesen.

Die meisten jener noch im 5. Jahrhundert mächtigen italischen Staatengebilde waren gegen Schlufs des folgenden in Verfall geraten oder durch auswärtige Mächte in ihrer Widerstandsfähigkeit erschüttert.

Die Grofsmachtstellung, welche die Etrusker in der Tarquinierzeit eingenommen hatten, war zuerst zur See durch die Griechen, dann zu Lande durch die Vertreibung der Tarquinier und das siegreiche Vordringen der latinischen Eidgenossenschaft gegen Veii und Fidenae erschüttert worden. Die von Norden einbrechenden Gallier eroberten die nördliche Hälfte ihres Gebiets, und Uneinigkeit und Parteiungen innerhalb des Zwölfstädtebundes Etruriens schwächten dieses einst mächtige Staatengebilde so sehr, dafs seine Unterwerfung den Römern nicht mehr allzuschwer fiel.

Die früher angesehenen Städte Grofsgriechenlands waren um die Zeit des Gallieransturms von dem syrakusanischen Tyrannen Dionys dem Älteren (406--367) teils unterworfen, teils gedemütigt worden und hatten,

abgesehen von Tarent, ihre politische Macht eingebüfst. Die von den Samniten besetzten Landschaften im Süden Italiens, Lukanien, Campanien, Bruttien, hatten sich mit der hellenischen und hellenisierten Bevölkerung dieser Landschaften vermischt, dabei vielfältig sich dem üppigen Leben und Treiben der einheimischen Bevölkerung angeschlossen, und so an Widerstandskraft manches eingebüfst. Daneben hatten sie schwer zu leiden gehabt durch nachrückende Samnitenscharen, noch mehr durch die von Tarent herbeigerufenen Söldnerführer Archidamos von Sparta (338 v. Chr.), Alexander von Epirus (334 v. Chr.), Kleonymos von Sparta (303 v. Chr.).

Nur das Samnitenvolk in den Thälern der Abruzzen blieb ein dem römischen Militärstaat überlegener Gegner. Dieses eine Volk mufste aber Rom zuerst überwinden, ehe es an eine weitere Ausbreitung seiner Macht über Mittelitalien oder auch nur über die nächstliegendsten Landschaften denken konnte. Und das mufste jedem, welcher einen Vergleich zwischen der damaligen Macht des römisch-latinischen Bundes und derjenigen des samnitischen Völkerbundes anstellte, als ein waghalsiges Unternehmen erscheinen. Erklärlich wird dieses nur für den, welcher einen Einblick in die überaus schlaue und perfide Diplomatie des damaligen römischen Senats gewinnt.

Das römische Volk ist nicht planlos seiner Weltherrschaft zugesteuert. Eine wohlberechnete, auf den eigenen Vorteil ängstlich bedachte Politik, mit grofser Konsequenz durchgeführt, hat das Ergebnis zuwege gebracht, allerdings eine Staatskunst, welche vor keinem Mittel der Intrigue und der Hinterlist zurückscheute. Kein Mensch wird in der Diplomatie die Lehren der Moral überall beachtet zu sehen verlangen. Das Recht der Notwehr entschuldigt hier manches, namentlich solange ein Staat in bedrängter Lage ist. Aber die Römer haben gleich anfänglich beim Kampfe um eine Weltstellung eine Politik der Gewissenlosigkeit, der berechnenden Unterwürfigkeit gegen Mächtigere, der herzlosen Härte gegen Schwächere gezeigt, auch da wo es sich nicht um Abwehr handelte, und dieses Verfahren verdient vom humanen Standpunkte entschiedenen Tadel.

Zu gleicher Zeit jedoch eröffnet sich ein erfreulicherer Ausblick auf die Intelligenz der damaligen leitenden Kreise Roms. Eine nüchterne Berechnung der Verhältnisse und ein weitschauender Blick in praktischen Fragen offenbart sich in den politischen Plänen der damaligen leitenden Kreise, d. h. des Senat, und zeigt klar, dafs dieses Volk, trotz seiner mangelnden Begabung zu manchen idealeren Aufgaben, die niedrige Stufe des Barbarentums bereits überschritten hätte.

Zunächst tritt auch in dieser Epoche die Rücksichtslosigkeit, mit welcher



Grabstein eines Legionärs.

Rom seinen nächstliegenden Nutzen verfolgte, ohne sich viel um Ehre und Recht zu kümmern, in verschiedenen Fällen deutlich hervor. Die charakteristische Schlichtung des Grenzstreites zwischen Ardea und Aricia dadurch, dafs Rom das bestrittene Territorium in Besitz nahm (446 v. Chr.), spricht deutlich genug. Nicht minder die Annullierung des Caudinischen Vertrags (321 v. Chr.) oder die Unterstützung der aufständigen Mordbrenner von Messana (264 v. Chr.).

Die Weitsichtigkeit ihrer Politik, um die Hegemonie Italiens zu gewinnen, zeigt sich ferner vor allem in der Zahl und Art ihrer Bündnisse und Verträge, welche sie vor den Samnitenkriegen abgeschlossen haben.

Um die Mitte des 4. Jahrhunderts v. Chr. mufste Rom voraussehen, dafs bei einer weiteren Ausdehnung seiner Machtsphäre ein Zusammenstofs mit dem samnitischen Volksstamm unausbleiblich war. Dabei

konnte Rom selbst nicht einmal auf die Ergebenheit der nächsten Bundesgenossen, der Latiner mit Sicherheit rechnen. Da mufste es seine Hauptaufgabe sein, ehe es weiter in Campanien vordrang und mit den Samniten zusammenstiefs, durch länger dauernde Freundschaftsverträge sich den Rücken zu decken. In Wirklichkeit fallen auch in jene Zeit manche solcher Verträge, welche schon durch ihre Zahl und ihre Dauer diese Absicht klar genug verraten. Den Galliern wurde ein dreifsigjähriger Friede und eine Ausdehnung ihres Gebietes bis nach Picenum hinein bewilligt. Mit den Etruskern wurde gar ein 40jähriger Friedensvertrag abgeschlossen. Durch besondere Abkommen wurden die campanischen und lukanischen Gemeinden so an Rom gekettet, dafs sie während der ersten beiden Samnitenkriege durchaus in der Gefolgschaft der Römer blieben. Weitere Bündnisse schlofs Rom mit den in Süditalien mächtigen Söldnerführern Alexander von Epirus, Kleonymos von Sparta und aller Wahrscheinlichkeit nach auch mit dem mächtigen Tyrannen Agathokles von Syrakus.

Bei weitem aber am wichtigsten sind die drei Freundschafts- und Bündnisverträge, welche Rom mit Karthago abgeschlossen hat, deren Wortlaut uns Polybius aufbewahrt hat. Schon die Thatsache, dafs Rom



Soldat in leichtem Kostüm.
(Grabstein, gefunden bei Bingerbrück).

hier in eine engere Verbindung mit Karthago tritt, ist von Bedeutung zur Beurteilung seiner damaligen Stellung in der Welt. Nicht minder der Umstand, dafs Rom die geldgierigen karthagischen Kaufleute durch Aufgabe von wirklichen oder vermeintlichen Handelsvorteilen zu ködern suchte. Von entscheidender, ja von weltgeschichtlicher Bedeutung sind die Bestimmungen, welche die direkte aktive Hilfe der Karthager gegen die römischen Bundesgenossen, „falls sie sich nicht fügen wollten" herbeirufen, sie gestatten wie begrenzen. Im ersten Vertrag wird den Karthagern, „falls sie eine feindliche Invasion in das den Römern aufsässige Bundesgenossengebiet machen", der dauernde Aufenthalt auf dem Festlande untersagt. Sie sollen die besetzten Städte unversehrt den Römern übergeben. In dem zweiten Vertrag, welcher schon seinen Bestimmungen nach nur in eine Zeit gehören kann, da Rom sich zu einem Kampfe gegen Latium (340—338) vorbereitete, wird den Karthagern ausdrücklich ein Plünderungsrecht der aufständischen Städte zugestanden.

Diese Bestimmungen über die Bundeshilfe machen es erklärlich, wie Rom zu einer Zeit, da es noch keine Flotte hatte[2]), Antium, die seemächtige Hauptstadt der Volsker, unterwerfen und mit den Schiffsschnäbeln der antiatischen Flotte die Rednertribüne auf dem römischen Markt schmücken konnte[3]). Die Furcht vor den Karthagern trieb die Griechenstädte Campaniens, so besonders Neapolis, den Römern in die Hände.

Als gegen Ende des zweiten Samnitenkrieges (326—304 v. Chr.) sich eine Koalition der Mittelitaliker gegen Rom gebildet hatte und Tarent auf die Seite derselben zu treten drohte, da fand Rom in einer Befestigung des karthagischen Bündnisses Deckung und damit eine Sicherstellung der in dem langen Kriege mit den Samniten errungenen Vorteile.

Zu derselben Zeit aber, da Rom bei der karthagischen Grofsmacht den nötigen Schutz suchte und fand, haben die weitsichtigen Politiker Roms bereits erkannt, dafs dieses Bündnis infolge des Gegensatzes der Interessen nicht von langer Dauer zu sein versprach. Schon die Roms Schiffahrt und überseeische Kolonisation behindernden Forderungen der ersten Verträge — in einem derselben war Sardinien den Karthagern vorbehalten, Corsica als neutral zwischen beiden festgesetzt — mufsten der sich ausdehnenden Macht der Römer auf die Dauer unerträglich erscheinen lassen, und daneben konnte

---

1) Sie fallen in die Zeit von 348, 343, 306 v. Chr., der erste nicht, wie Polybius angiebt bereits 509 v. Chr. Vgl Philologus 1889 S. 120 f.

2) Die ersten Flottenkommandanten wurden nach Livius im Jahre 331 v. Chr. erwählt.

3) Seit jener Zeit hat sie nach den Schiffsschnäbeln (rostra) ihren Namen.

weder Rom auf Sicilien, noch Karthago auf einen Einflufs in Grofsgriechenland für immer verzichten. Seit Alters hatte Rom daneben die Bedeutung, welche eine Freundschaft mit den angesehensten griechischen Handelsstädten hatte, erkannt: das bezeugen die frühen und nahen Beziehungen Roms zu Massalia und Cumae. Dafür ist höchst bezeichnend, dafs Rom in demselben Jahre, als es zum dritten Male ein Bündnis mit Karthago schlofs (306 v. Chr.), auch einen Freundschaftsvertrag mit Rhodus einging und überhaupt den griechischen Städten Campaniens und Lukaniens bei ihrem nicht ganz freiwilligen Anschlufs an Rom eine so günstige Rechtsstellung verlieh, dafs diese die Abhängigkeit von Rom jeder anderen politischen Stellung vorzogen.

Der bereits im 3. Jahrhunderte vorausgesehene Fall, dafs der Widerspruch der Interessen von Karthago und Rom den Bund auflösen und Rom auf die Seite der hellenischen Staaten neigen würde, wurde in der Zeit des Pyrrhuskrieges zur Wirklichkeit. Karthago mufste Pyrrhus von Sicilien fernhalten, Rom seinen Abzug dorthin begünstigen. Nach Schlufs jenes Kampfes machten Rom und Syrakus gemeinsame Sache gegen die aufständischen Söldner in Rhegium und in Messana. In den dann folgenden Kämpfen mit Karthago gründete sich Rom, gestützt auf die Leistungen der Griechenstädte, eine den Karthagern ebenbürtige Flotte. Die Griechenstädte blieben im hannibalischen Kriege (218—201 v. Chr.) Rom treu.

Dieses Bild von der Geschichte der römischen Diplomatie läfst einen nicht unwichtigen Rückschlufs auf die Intelligenz, auf die Menschenkenntnis und Völkerkunde der römischen Beamtenkreise zu, welchen es nicht nur erklärlich, sondern sogar berechtigt erscheinen läfst, dafs Rom die führende Rolle unter den Italikern zugefallen ist.

Gleich beachtenswert sind die Mittel, durch welche Rom sich das in den Samnitenkriegen Erstrittene zu sichern verstand.

Vor allem beginnt jetzt die Zeit des Strafsen- und Festungsbaues, deren Trefflichkeit Roms kriegerischen Erfolgen gleichkommt. „Der Censor AppiusClaudius Caecus (312 v. Chr.) begann das grofsartige System gemeinnütziger öffentlicher Bauten, das, wenn irgend etwas Roms militärische Erfolge auch von dem Gesichtspunkte der Völkerwohlfahrt aus gerechtfertigt hat und noch heute in seinen Trümmern Tausenden und Tausenden, welche von römischer Geschichte nie ein Blatt gelesen haben, eine Ahnung giebt von der Gröfse Roms[1]). Er baute die erste römische Militärstrafse und die erste Wasserleitung für die Hauptstadt. Seinen Spuren folgend haben dann die Römer ein Strafsen- und Festungsnetz angelegt, durch welches ihre militärische Oberherrschaft Bestand erhielt.

---

[1]) So treffend Mommsen, Römische Geschichte 1,452.

Von der gröfsten Bedeutung für die Befestigung der Römerherrschaft und die Romanisierung des erworbenen Gebiets waren die befestigten Kolonien, welche die Römer namentlich vor Beginn der punischen Kriege angelegt haben. Nur wenige derselben, sechs wichtige Hafenstädte, wurden damals durch römische Bürger allein besetzt und wegen der Wichtigkeit dieser See-



Ein Wagen (thensa), wie er bei feierlichen Prozessionen in Rom verwendet wurde.

festungen dem römischen Staate einverleibt[1]). Bei den viel zahlreicheren und an Kolonistenzahl bedeutsameren Kolonien des Binnenlandes haben die Römer ein anderes Prinzip befolgt. Schon in älterer Zeit waren zuweilen

[1]) So Antium (338) Terracina (329) Minturnae (296) Sinuessa (296) Sena Gallica (283) Castrum Novum (283); dazu kommen dann die Römerkolonien im 1. punischen Kriege (Aesium, Alsium, Fregenae) die 12 andern sind erst nach dem 2. punischen Kriege gegründet. Die noch späteren (13) sind Ackerkolonien.

Latinerkolonien aus Römern und Latinern gemischt gegründet worden, damals entschieden, um eine gewisse Parität unter den Mitgliedern der latinischen Eidgenossenschaft zu beachten. Seit dem grofsen Latinerkrieg (340–338 v. Chr.) wurden andere Gesichtspunkte bei der Gründung solcher Latinerkolonien mafsgebend. Jetzt kam es darauf an, die soeben noch feindlichen Elemente innerhalb der latinischen Bundesgenossenschaft mit einander zu verschmelzen und die vereinten Völkerschaften latinischen Rechts und lateinischer Zunge zur Romanisierung der eroberten Landschaften zu verwenden. In der Fremde, umgeben von einer feindlichen Bevölkerung, lernten sich die aus römischen und latinischen Bürgern zusammengesetzten Kolonisten,



Römische Sänfte.

ähnlich wie später die einzelnen deutschen Völkerschaften in fremden Weltteilen, als Stammesbrüder fühlen. Den latinischen Kolonien, welche an militärisch wichtigen Orten, meist in fruchtbaren Gegenden angelegt wurden, verlieh Rom ein hinreichendes Territorium und eine volle kommunale Selbständigkeit. Ihre Stellung war so günstig, dafs sie auch in den schlimmsten Katastrophen treu zu Rom gehalten haben. Sie haben Roms militärische Herrschaft über Italien begründen helfen, sie haben Roms Recht und Sprache über Italien verbreitet. Der Festungsgürtel, welcher Samnium umgab, Etrurien umschlofs, Nord- und Mittelitalien von einander trennte, hat sicherer als irgend ein anderes Mittel dazu gedient, Roms Stellung an der Spitze der italischen Eidgenossenschaft zu befestigen.

Grofs wären auch die Opfer, welche durch die fortwährenden Kriege dem römischen Volke auferlegt und nur teilweise dadurch kompensiert worden sind, dafs infolge der eroberten Ländereien Ackerverteilungen an ärmere Bürger vorgenommen, ja zahlreiche neue Bürgerbezirke gegründet wurden.

Wie sehr man übrigens den Druck des Militärdienstes empfand, zeigt der Umstand, dafs Rom nicht nur die eben Unterworfenen, welche ein geringeres Bürgerrecht ohne Stimmenrecht empfangen hatten, mit zur Dienstpflicht heranzog, — eine eigene Campanische Legion[1]) wird erwähnt — sondern auch die Freigelassenen in die Bürger- und Aushebelisten mit aufnahm. Auch diese Neuerung geht auf den berühmten Censor Appius Claudius Caecus zurück, sie konnte später zwar modifiziert, aber nicht wieder aufgehoben werden.

Die Aufopferungsfreudigkeit und die Vaterlandsliebe, welche das römische Volk in diesen Zeiten harter Kämpfe bewies, zeigen es von seiner besten Seite und rechtfertigen es bis zu einem gewissen Grade, dafs hier mit so viel Blut die Herrschaft eines einzigen Volkes über Italien begründet worden ist. Die Freiheit trefflicher Völker ging allerdings darüber zugrunde und manche Kulturblüte ward vernichtet, ehe Roms Herrschaft hier neue Organisationen schaffen konnte.

Rom an der Spitze der italischen Eidgenossenschaft (290—201).

Gleich denkwürdig wie die Unterwerfung Italiens im vierten Jahrhundert v. Chr. ist die Behauptung und Befestigung der römischen Hegemonie im dritten. Schwere Kämpfe mit auswärtigen Mächten zum Teil durch die ehrgeizigen Pläne der Römer verursacht, stellten die Festigkeit des durch Rom geschaffenen italischen Bundesstaates mehrfach auf eine bedenkliche Probe. Trotzdem hat dieser Zusammenhalt der Italiker sich bewährt und nur die Treue der süditalischen Bevölkerung von Campanien, Lucanien und Bruttium hat im 2. punischen Kriege zeitweise gewankt.

Um die Bedeutung dieser Thatsache zu überschauen, vergegenwärtige man sich die zahlreichen Kriege, welche gerade im 3. Jahrhundert v. Chr. in Italien gewütet haben.

[1]) In einer Legion dienten nie Bundesgenossen, sondern nur Bürger.

Kaum waren gegen Schlufs der Samnitenkriege Samniten und Lukaner der römischen Oberherrschaft unterworfen worden, als das Vordringen grofser Gallierschwärme, vorzugsweise der Bojer, welche ihren Stammesbrüdern, den von Rom vertriebenen Semnonen (bei Ancona) zuhilfe zogen, Rom ernstlich bedrohte. Es war dies jener bereits oben erwähnte Vorstofs der Gallier gegen die Halbinseln des Mittelmeeres, welcher in den folgenden Jahren zur Eroberung Macedoniens, zur Plünderung von Nordgriechenland und endlich zur Besetzung eines Teiles von Kleinasien durch die Galater führte, welch letztere seitdem ein Jahrhundert bei den Kämpfen der Diadochen als Reisläufer und Klopffechter gute Dienste geleistet haben. Der entscheidende Sieg am vadimenischen See (283 v. Chr.) rettete Rom. Schon das nächste Jahr brachte das Zerwürfnis mit der mächtigsten Griechenstadt Süditaliens zum Ausbruch. Eine römische Flotte, welche in den Hafen Tarents eingelaufen war, wurde von dem erregten Pöbel überfallen und die kopflose That noch schlimmer gemacht, indem die nach Tarent entsandten römischen Gesandten beschimpft und verhöhnt wurden. Natürlich war die verweichlichte Griechenstadt nicht imstande, allein den Römerheeren Stand zu halten. Sie berief den König Pyrrhus von Epirus mit seinen Söldnerscharen nach Italien.

Lukaner und Samniten hielten namentlich nach den ersten grofsen Siegen des Pyrrhus bei Herakleia (280 v. Chr.) zu ihm, aber die Treue der mittelitalischen Bundesgenossen, die vortreffliche Militärorganisation der Römer und der ungebeugte Mut des römischen Senats überwanden alle Schwierigkeiten. Pyrrhus hielt es 278 v. Chr. für leichter, die Karthager in Sicilien, als die Römer in Italien zu bekämpfen und verliefs dieses Land. Damals auch ging, wie oben erwähnt ward, die römisch-karthagische Allianz, welche mehrfach, zuletzt noch im Jahre 279 v. Chr.[1]) durch Verträge bekräftigt worden war, in die Brüche. Die Römer hatten, nachdem die karthagische Flotte die Ueberfahrt des Pyrrhus nach Italien nicht hatte hindern können, kein weiteres Interesse an der Unterstützung der Karthager, wohl aber diese daran, dafs römische Truppen ihnen in Sicilien Beistand leisteten. Die Römer unterliefsen dies mit gutem Grunde und so sahen sie auch bald die Karthager auf der Seite von Tarent. Im Jahre 270 v. Chr. nahmen sie das aufständische Rhegîon an der Meerenge von Messina ein und standen damit schon mit einem Fufse auf der Insel, welche die Karthager als eine zu ihrer Machtsphäre gehörigen Provinz ansahen. Der Kampf um Sicilien begann wenige Jahre darauf und

[1]) Es war dies übrigens genau genommen kein ausführlicher neuer Vertrag, sondern nur eine Zusatzklausel zu dem im Jahre 306 v. Chr. abgeschlossenen Bündnisvertrag.

endete nach einem 24jährigen blutigen Kriege, vielleicht dem verlustreichsten Kriege des ganzen Altertums, mit der Besetzung dieser wichtigen Insel durch die Römer (264—241 v. Chr.).

Dieser Krieg hat die Kampfesweise und die Stellung Roms zu den untergebenen Völkerschaften völlig umgestaltet. Vor allen Dingen hatte es sich auf den Seekrieg verlegen müssen, und die Beharrlichkeit, mit welcher es dieses neue Ziel erstrebte, ist in der That staunenswert. Noch jetzt berichten einige alte Annalenfragmente, wie in wenigen Monaten eine neue Flotte von mehreren hundert Segeln erbaut worden sei. Doch würde alle Energie hierbei wenig genützt haben, wenn nicht Rom in den Griechenstädten die seetüchtige Bemannung und die vielen tausende von Rudersklaven gefunden hätte. Als Matrosen dienten die „Schiffsbundesgenossen" (socii navales), nur die eigentlichen Seesoldaten wurden dem römischen Aufgebot (classis[1]) entnommen.

Dieses Verhältnis zu den griechischen Bundesgenossen hatte allerdings das unbedingte Vertrauen zu ihrer Treue und die völlige Ergebenheit dieser hellenischen Städte zur Voraussetzung. Und Rom hat sich hierin nicht getäuscht. Die Rivalität zwischen Hellenen und Puniern war eine solche, dafs jene nur in einem engen Anschlufs an Rom ihr Heil suchen zu können meinten. —

Die Gewinnung der drei grofsen Inseln des tyrrhenischen Meeres, Sicilien, Sardinien, Corsica führte zur Bildung von Provinzen, von Bezirken, welche, Rom unterthänig, das militärische Dienstrecht verloren und tributpflichtig wurden, d. h. zur Zahlung des Zehnten und der Zölle verpflichtet waren. Diese Neuordnung wirkte auf die italischen Bundesgenossen, welche in beider Hinsicht besser gestellt waren, günstig zurück; nur um so fester schlossen sie sich der Vormacht an.

Die Ruhe nach dem 1. punischen Kriege war nur von kurzer Dauer. Abgesehen von der perfiden Einmischung in den karthagischen Söldneraufstand hatte Rom gelegentlich Einfälle der Bojer zurückzuweisen, zwei Kriege (229 und 219 v. Chr.) gegen die illyrischen Piraten zu führen und die Invasion der gallischen Insubrer abzuweisen. Nach einem sehr blutigen Kriege (225—222) wurde dieser Stamm hinter den Po zurückgedrängt.

Nicht von den Römern gesucht wurde ihnen der 2. punische Krieg aufgezwungen. Die karthagische Macht hatte durch das Genie und die Thatkraft des Barkidengeschlechts nach dem Verluste der grofsen Mittelmeer-

[1]) Dieser Name für die römischen Seebataillone ging dann auf die Bezeichnung der Flotte über. Classis ist später der eigentliche Name für Flotte.

inseln neue Provinzen, frische Truppen und hinreichende Geldmittel zur Erneuerung des Krieges gefunden und zwar dieses alles durch die Erwerbung von Hispanien. Die reichen Silberminen und der dorthin sich entwickelnde Handel füllten die Kassen der Karthager. Die Iberer waren, wohlwollend behandelt, nicht schwer zu gewinnen und als Söldner gut zu verwenden. Der gröfste Feldherr des Altertums, Hannibal, stand an der Spitze des Heeres, und so konnte Karthago noch einmal den Wurf wagen und den Kampf um



Sogen. Hannibal. (Bronze, Neapel).

die Weltherrschaft beginnen. Erst nach 17 jährigem Ringen trug Rom den Sieg davon (201 v. Chr.). Niederlagen wie die am Trasimenussee (217 v. Chr.) und bei Cannae (216 v. Chr.) hat Rom nicht wieder erlitten. Fast 15 Jahre (218 — 203 vor Christus) blieb Hannibal auf italischem Boden. Capua und Tarent waren jahrelang in den Händen Hannibals, nie wurde er in offener Feldschlacht besiegt. Die Entscheidung lag endlich in Sicilien, Hispanien und Afrika. Die Wiedererwerbung des schon fast verlorenen Siciliens,

nachdem Marcus Claudius Marcellus Syrakus eingenommen hatte (212 v. Chr.), sicherte den Römern den Weg nach Afrika, wohin sie schon im Jahre 218 v. Chr. einen Einfall geplant hatten. Aber mehr als alles andere war ihnen der Umstand förderlich, dafs ihnen nach dem Fall des scipionischen Brüderpaares in Hispanien (211 v. Chr.) in dem jungen Publius Cornelius Scipio ein Feldherr erstand, welcher Hannibal gewachsen war. Seiner genialen Kriegführung verdankte es die völlige Vertreibung der Punier von der Halbinsel und den kühnen Versuch, die Karthager in Afrika selbst zu bekämpfen. Seine Siege daselbst zwangen Hannibal im Jahre 202 v. Chr. zum Verlassen von Italien und in der Entscheidungsschlacht bei Zama überwand Scipio diesen gröfsten Gegner Roms in einer Weise, dafs Karthago um Frieden bitten mufste.

Schon dieser historische Abrifs giebt zugleich ein kulturgeschichtliches Bild jener Zeiten. Eine Bürgerschaft, welche jahraus jahrein zum Heeresdienst gezwungen willig alle Opfer trug und mit nie erlahmender Vaterlandsliebe und Tapferkeit in den schwierigsten Lagen ausharrte, zeigt deutlich, welchen Faktoren Rom in erster Linie seine Erfolge verdankte. In der That, kaum ein anderes Volk der Geschichte verkörpert so sehr in sich das Ideal mannhafter Energie, unbeugsamer Willenskraft und männlicher Charakterstärke, wie das damalige Römertum. Nicht dem Genie, sondern demjenigen, welcher an Kraft des Wollens andern überlegen ist, fällt in der Welt die Herrschaft zu.

Nicht durch Söldnerheere führte Rom seine Kriege. Der italische Bauernstand, welcher in saurer Arbeit und oft unter schwierigen Verhältnissen seine Existenz fristete, trat selbst für sein eigen Hab und Gut, für die Güter der Nation in die Schranken.

Aber dieser treffliche Bürgersinn hätte nicht genügt, um die Erfolge zu verbürgen, hätte Rom nicht verstanden, die Kräfte der übrigen Italiker wohl zu organisieren, wäre es ihm nicht gelungen, zunächst die Italiker unter sich zu trennen, dann ihre Kräfte vereint der römischen Oberleitung unterzuordnen.

Bereits ward gezeigt, wie Rom die Unterstützung der italischen Griechenstädte durch Respektierung ihrer Freiheiten zu gewinnen und ihre Seemacht sich dienstbar zu machen wufste.

Noch wichtiger war es, dafs Rom mit den zahlreichen kleinen Städten und Völkerschaften der Italiker auf eine solche Weise in Verbindung trat, dafs es bald ihre Kräfte für seine eigenen politischen Zwecke verwenden konnte. Nicht nur bei der Eroberung Italiens hat sich Rom auf das „divide et

impera" verstanden; mehr noch bei der Neuorganisation der italischen Eidgenossenschaft. Das zeigt ein Blick auf die verschiedene Rechtsstellung, welche den einzelnen Bevölkerungsklassen Italiens von den Römern zugewiesen war.[1])

Unter allen nichtrömischen Gemeinden Italiens nahmen die latinischen eine hervorragende Stellung ein. Nicht nur hatten sie ihr eigenes Recht, ihre uneingeschränkte kommunale Selbständigkeit, sondern bis zum grofsen Latinerkrieg (338 v. Chr.) auch commercium und conubium d. h. volle privatrechtliche Verkehrsfreiheit unter sich, wie mit Rom. Sie waren, abgesehen von den bundesgenössischen Hilfeleistungen, frei von Abgaben und Fronden. Nach der Niederwerfung des Latineraufstandes, 338 v. Chr., konnte dieses Verhältnis nicht überall so wieder hergestellt werden. Gleichwohl war Rom vorzugsweise auf die Unterstützung dieses Volksstammes angewiesen.

In einer fast raffinierten Weise verstand es Rom, nach Auflösung des früheren Latinerbundes durch eine Abstufung ihrer rechtlichen Stellung die einzelnen Gemeinden untereinander in einen Gegensatz zu bringen und doch wieder jede einzelne mit Rom zu verbinden.

Wenige Städte wie Lanuvium, Aricia, Nomentum, Pedum erhielten das volle Bürgerrecht, Fundi und Formiae ein geringeres Bürgerrecht ohne Stimmrecht. Nur Tibur und Praeneste behielten, nach Einziehung eines Teiles ihrer Mark, die gleiche Rechtsstellung wie bisher; den anderen wurde jeder rechtliche Verkehr untereinander untersagt.

Trotz alledem aber blieb die Lage der latinischen Städte eine so günstige, dafs sie selbst in den schlimmsten Zeiten des 2. punischen Krieges nicht zu Hannibal abfielen, und sich stets mehr zu Rom als zu den übrigen italischen Bundesstaaten hingezogen fühlten.

Weit weniger günstig war die Lage der meisten übrigen Bundesgenossen. Sie mufsten es dulden, dafs römische Gesetze auf ihre Verfassung und Verwaltung Einflufs übten und zahlreiche Beiträge an Truppen und Geld ihnen abverlangt wurden.

Wenn schon die späteren Latinerkolonien keine Ehe mit römischen Bürgern eingehen durften und nur unter erschwerten Bedingungen Zutritt zum römischen Bürgerrecht erhielten, so können diese Rechte noch weniger den Bundesgenossen, welche eine minder günstige Rechtsstellung als die Latiner hatten, gewährt worden sein.

Dafs manche rechtliche Abstufungen bestanden, zeigen die von Livius

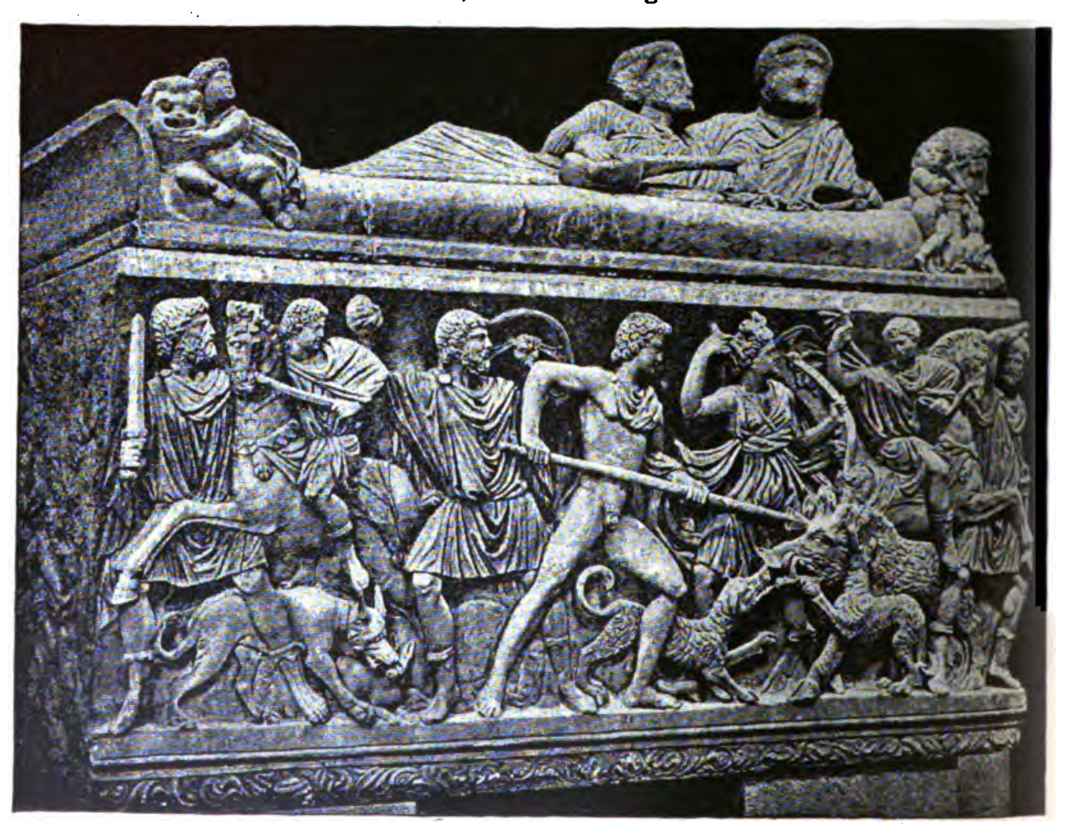
---

[1]) Vergl. Neue Jahrbücher für Pilologie und Pädagogik 1896, II S. 174 f.

(43,5). erwähnten Handels- und Verkehrsbeschränkungen, welche einzelnen Gemeinden auferlegt worden sind.

Ganz Italien war so in hunderte von kleinen Gemeindebezirken eingeteilt, welche, von einander rechtlich getrennt, nur mit der Vormacht enger verknüpft waren.

Dazu kam, dafs die sonstigen Beziehungen, welche die kleinen Gemeinwesen mit Rom verbanden, höchst mannigfacher Art waren. Bei sämtlichen Latinergemeinden und Kolonien waren es Sprache und Recht, durch welche sie sich mit den Römern eins fühlten. Gerade unter den Fremden, inmitten tuskischer, sabellischer, gallischer oder griechischer Bevölkerung fühlten sie sich als Pioniere der latinischen Nation. Die Griechenstädte verknüpfte der Handel mit Rom, sowie das lebhafte Bestreben der Römer, manche Errungenschaften griechischer Kultur, vor allem die griechische Sprache, welche den höheren Ständen schon damals unentbehrlich war, sich anzueignen.



Jagd auf den Eber. (Sarkophag im Palaste der Konservatoren auf dem Capitol zu Rom).



Antike Orgel und Posaune. (Mosaik).

In manchen Gegenden Italiens, so im Sabinerland, in Umbrien und Etrurien nahm die Romanisierung bei der Entvölkerung schnell zu und brachte die durch manche Kriege geschwächten Bewohner zur Anlehnung an Rom.

Die Kolonien halfen aber nicht nur zur Latinisierung eines Teiles von Italien, sondern waren, wie bereits hervorgehoben ward, auch als Festungen von Bedeutung, welche die umliegenden Städte und Völkerschaften im Zaum zu halten hatten, und das von den Römern angelegte Strafsennetz

schützten. Durch sie und einige dem römischen Gebiet unmittelbar zugehörige Distrikte wurden in dieser Epoche z. B. die Gallier von den Etruskern, diese wieder von Umbrern und Sabellern, die letzteren von Campanern und Apulern getrennt, durch sie Lukaner und Bruttier isoliert.

Doch Rom verstand nicht nur zu trennen, sondern auch zu sammeln und zusammenzufassen.

Vor allem liefs sich Rom detaillierte Listen der Wehrfähigen von allen Italikern einliefern und es stellte sich z. B. 225 v. Chr. heraus, dafs Italien südlich von der Poebene (natürlich abgesehen noch von den für die Bemannung der Flotte reservierten Mannschaften der Griechenstädte) an 700000 Mann Fufsvolk und 70000 Reiter unter römischer Führung einstellen könne.

Nicht zu unterschätzen ist bei alledem auch die Bedeutung der wirtschaftlichen Einigkeit, welche Roms Oberleitung der italischen Eidgenossenschaft gebracht hatte.

Seit 269 v. Chr. übernahm Rom die Silberprägung und sehr bald wurde der römische Denar (= 1 fr.) in der ganzen Westhälfte des Mittelmeers die herrschende Münze. Selbst die befreundeten Massalioten wurden im Jahre 240 v. Chr. angewiesen, ihre Drachme nach dem römischen Gewicht zu prägen und gegen Ende dieses Jahrhunderts wurden in Sicilien wie in Hispanien von den Städten Denare auf römischen Fufs ausgemünzt.

Die hier besprochenen Anordnungen, welche die Herrschaft Roms über Italien befestigt und seine Macht so gekräftigt haben, dafs sie selbst die Stürme der punischen Kriege überstehen konnte, sind in letzter Instanz der weisen Oberleitung des römischen Senats zu verdanken. In seiner Mitte bildeten sich die Grundsätze aus, durch welche Rom die hier geschilderten Erfolge errang.

Allerdings gingen aus ihm auch jene oben gekennzeichneten politischen Mafsregeln hervor, mit deren Hilfe Rom es so meisterhaft verstanden hat, seine Feinde zu trennen und zu täuschen. Den Politikern des römischen Senats war manchmal kein Mittel zu schlecht, um die Macht des Staates zu erweitern und ihn auf der Bahn des Eroberns mit sich fortzureifsen.

Kein rechtlich denkender Römer hat es billigen können, dafs zu Anfang des 1. punischen Krieges die aufrührerischen Söldnerhorden in Messana unterstützt wurden, oder dafs nach Abschlufs dieses Krieges die Verlegenheit des karthagischen Staates während des Söldneraufstandes zur Annexion von Sardinien benutzt wurde. Trotzdem war die Majorität des Senats für diese Mafsregeln, welche dem Staate augenblicklichen Vorteil boten.

Bewunderswert ist dagegen die Konsequenz, welche der Senat stets gezeigt hat, sein unerschütterliches Vertrauen auf sich selbst und auf das römische Volk. Als Pyrrhus nach dem ersten glänzenden Sieg mit scheinbarer Grofsmut den besiegten Römern den Frieden anbot und die Majorität des Senats schon den einschmeichelnden Reden seines Ministers Kineas nachzugeben schien, da genügten die Worte des greisen Appius Claudius Caecus, dafs Rom nie nach einer Niederlage Frieden schliefse, um alle der Zurückweisung der Friedensanträge und der Ausweisung des Friedensboten geneigt zu machen. Und wer hätte sich nicht tief ergriffen gefühlt von der würdigen Hoheit des römischen Senats, als er nach der Schlacht bei Cannae dem geschlagenen Konsul den Dank des Staates votierte dafür, dafs wenigstens er nicht an der Rettung des Staates verzweifelt hätte!

Dem Senat, welcher damals die Anlegung von Trauerkleidern verbot und unentwegt den Kampf fortsetzte, verdankt Rom damals die Rettung des Staates; die spätere Gröfse Roms ist nicht zum wenigsten sein Werk.

Die kulturelle Entwickelung Italiens unter Roms Herrschaft.

Die Eroberung Italiens durch die Römer mufste von bedeutendem Einflufs auf die kulturelle Entwickelung der unterworfenen Landschaften sein, nicht minder aber auch auf den Bildungsstandpunkt und die Kultur des herrschenden Volkes zurückwirken. Die römische Sprache verbreitete sich durch die latinischen Kolonien überall in Mittelitalien; Südetrurien, das Sabinerland, das Volskergebiet wurden allmählich romanisiert. Die zahlreichen Parzellen von Staatsländereien, welche in Süditalien zerstreut durch römische Bürger und römische Pachtgesellschaften okkupiert waren, mufsten Sieger und Besiegte einander näher bringen, und wie gezeigt werden wird, hat das Aufblühen des Handels überall die Annäherung der verschiedenen Volkselemente noch mehr erleichtert.

Durch den 1. punischen Krieg ward die Anhänglichkeit der neuen italischen Bundesgenossen auf eine harte Probe gestellt. Aber die Waffenbrüderschaft eines Menschenalters, sowie die damalige wirtschaftliche Abgeschlossenheit Italiens von Sicilien und den andern Mittelmeerländern hatte die Italiker gelehrt, sich auf sich selbst zu beschränken. Manche Kriege, so

namentlich die Kämpfe gegen die das adriatische Meer beherrschenden Illyrier oder gegen die ganz Italien bedrohenden Insubrer (225 v. Chr.) hatten den Wert einer engeren Verbindung und den Nutzen der schützenden Grofsmacht augenfällig gemacht. Dieser Bildung eines italischen Gemeingefühls verdankt Rom nicht nur, dafs im 1. punischen Kriege die Italiker einmütig auf der Seite der italischen Vormacht standen und selbst die gröfsten Opfer an Geld und Menschen nicht scheuten, um den punischen Angriff abzuwehren, sondern auch seine Rettung im 2. punischen Kriege.

Die Folgen dieser Annäherung aller einzelnen Teile der Bevölkerung aneinander waren aber nicht auf ein Wachsen des römischen Einflusses, auf die Ausbreitung lateinischer Sprache und latinischen Rechts beschränkt. Bedeutender war umgekehrt der Einflufs des Hellenismus auf Rom.



Casa del poeta tragico (Pompeji).

Ohne dafs es im einzelnen recht bemerkbar gewesen wäre, schwand das Vorurteil, als wenn Roms Staatseinrichtungen, Roms Recht, Roms religiöse Vorstellungen und priesterliche Satzungen die absolute Norm für alles zu bilden bestimmt seien. Die altrömische Beschränktheit mit ihren Vorurteilen wich einer mehr kosmopolitischen Lebensauffassung, die Anschauungsweise der römischen Gesellschaft gestaltete sich freier und unbefangener.

Diese neue Richtung war z. T. auf der Ausbreitung der griechischen Sprache gegründet. Eine Leitung der italischen Angelegenheiten in kommerzieller, wirtschaftlicher und politischer Beziehung war ohne Kunde des Griechischen unmöglich. Das Griechische war damals die Universalsprache der gebildeten Welt, ihre Kenntnis vermittelte die Aufnahme der Bildung der damaligen Welt, wie anderseits derjenige, welcher auf Weltbildung Anspruch machen wollte, sich ihr widmen mufste. So war

denn auch mit der Herrschaft über Italien der Römer, welcher als Beamter, Steuerpächter oder Kaufmann thätig sein wollte, gezwungen, sich ihre Kunde anzueignen. Die häusliche Erziehung des Vaters genügte bald nicht mehr, der griechische Schulmeister nahm seinen Einzug in Rom. Schon zu König Pyrrhus' Zeit (280 v. Chr.) verstand jeder im Senat die Rede seines Gesandten, und einer der römischen Gesandten in Tarent konnte sogar den Versuch wagen, vor der kritisierenden Volksmenge eine Rede zu halten, die allerdings wegen einiger dialektischer Mängel ausgepfiffen, aber allgemein verstanden wurde. Griechische Litteraten niederen Standes, so der 272 v. Chr. als kriegsgefangener Sklave nach Rom gebrachte Livius Andronicus, machten in Rom ihr Glück, namentlich auch indem sie lateinische Übertragungen griechischer Originale anfertigten. Bald trieb es auch angesehene



Casa del poeta tragico. (Pompeji).

Römer, in der Weltsprache zu schreiben und in ihr den Wettbewerb mit anderen Schriftstellern aufzunehmen. Die ersten römischen Geschichtsschreiber Quintus Fabius Pictor und Cincius Alimentus, beide aus der Zeit des 2. punischen Krieges, bedienten sich nicht ihrer Muttersprache. Wie Berosus die babylonische, Manetho die ägyptische, so schrieben diese Männer die römische Geschichte in griechischer Sprache,[1]) offenbar weil es die Sprache der gebildeten Welt war. Dazu kam, dafs sie sich vielseitig so den Gedankenreichtum der griechischen Litteratur anzueignen verstanden. Ohne

[1]) So treffend Voigt, Röm. Privataltertümer und Kulturgeschichte 246. Die weitverbreitete Meinung, dafs die damaligen Gebildeten das Griechische, etwa wie Friedrich der Grofse das Französische, deshalb bevorzugt hätten, weil sie nicht recht fähig gewesen wären, ihre Gedanken in ihrer Muttersprache auszudrücken, ist nicht richtig. Ein Appius Claudius Cäcus schrieb bereits eine seiner lateinischen Reden nieder und fand überall den geeignetsten Ausdruck für seine Gedanken.

Zweifel wirkte diese litterarische Thätigkeit in der Weltsprache auch bildend auf die lateinische Sprache zurück. Manches neue Wort, manche feinere Begriffsunterscheidung gewann die lateinische Ausdrucksweise, das Gehör für die griechischen Versmafse und für die rhetorischen Feinheiten verbreitete sich unter den Römern, und dies bereicherte bald durch Nachahmungen die einheimische Sprache.

Diese friedliche Invasion hellenischer Sprache und Kultur in Rom nimmt in dieser ganzen Epoche stetig zu. Sie zeigt sich anfänglich in Äufserlichkeiten. So legten sich die angesehenen Geschlechter griechische Beinamen, wie Philippus, Sophus, Philon zu, oder liefsen sich nach griechischem Muster Grabinschriften und Statuen errichten. Man setzte sich nicht mehr nach römischer Weise zum Mittagsessen, sondern legte sich wie die Griechen zu Tisch in den Nachmittagsstunden und beschlofs die Mahlzeit mit einer solennen Kneiperei (pergraecari). Etwas tiefer ging das Streben, die Anfänge der römischen Geschichte und der römischen Gebräuche mit Griechenland zu verknüpfen. Die Mythen des Stesichoros (nach 600 v. Chr.) von der Ankunft des Aeneas in Italien und ähnliche sagenhafte Elemente fanden damals gläubige Ohren in Rom. Am nachhaltigsten aber macht sich der zunehmende Einflufs des Hellenismus in der religiösen Entwickelung[1]) bemerkbar. Sowohl griechische Kulte wie die Ideen der griechischen Aufklärung fanden in Rom viele Anhänger und Gläubige.

Darin aber unterscheidet sich diese Epoche noch von der hellenisierenden Richtung des 2. Jahrhunderts v. Chr., dafs neben einer vielfältigen Aneignung des Fremden, doch der Hauptsache nach in politischer und selbst in litterarischer Beziehung durchaus die nationale Anschauung und Richtung die Oberhand behält. Der Hellenismus übertüncht nur die römischen Anschauungen. Diese selbst kommen überall wieder zum Durchbruch. Dies zeigt schlagend die Entwickelung der römischen Geschichtsschreibung. Sehr bald folgten auf die ersten griechisch schreibenden Annalen vortreffliche Geschichtswerke in lateinischer Sprache, so die italische Landeskunde Catos und die Darstellungen der Gracchenzeit, während erst später wieder sich einige Philhellenen der feineren Weltsprache bedienten, um der Geschmacksrichtung einer vorgeschrittenen Zeit zu huldigen.

Die Macht, welche am stärksten auf den Austausch der Kultur hingewirkt hat, ist der Handel. Der lebhaftere Anteil, welchen hieran Rom seit den Kämpfen gegen Pyrrhus nahm, kommt vornehmlich im Münzwesen

---

[1]) Siehe darüber die im nächsten Abschnitt gegebenen Ausführungen über die religiöse Entwickelung Roms.

zum Ausdruck. Rom gab seine Kupferwährung auf und übernahm seit 269 v. Chr. die Silberprägung für die italische Eidgenossenschaft. Wichtiger als der Binnenhandel wurde in dieser Epoche der Verkehr zur See. Das zeigen u. a. die drei römisch-karthagischen Verträge, sowie der Vertrag mit Tarent[1]), welche den römischen Handel einzuschränken suchten. Zunächst gewann die Einfuhr von Getreide aus andern Mittelmeerländern an Bedeutung, je stärker die Bevölkerung der Hauptstadt zunahm. Daneben begann ein lebhafter Import von griechischen und orientalischen Luxusartikeln, für welche es eine Reihe von Hauptstapelplätzen in Sicilien, Kleinasien und auf den griechischen Inseln gab. Der Lustspieldichter Plautus (um 200 v. Chr.) redet u. a. von



Römische Schule. Wandgemälde aus Herculaneum.

syrischen Sklaven, welche nach Rom verhandelt wurden, von feinen orientalischen Teppichen und Möbelstoffen, von Zimmt und syrischen Narden, von milesischen und ägyptischen gestickten Teppichen. Brauchbarere Gegenstände lieferten die Länder des Westens nach Rom: so Spanien Zucht- und Arbeitsvieh, Farbstoffe und Metalle, Leinen und Segelstoffe. Schinken, Häute und Wolle verschafften den Hauptstädtern die Gallier der Poebene.

[1]) An die Stelle des alten Pfundas, welches übrigens schon lange nicht mehr vollwertig ausgeprägt ward, vielmehr nur etwa $^1/_2$ Pfd. Kupfer wog, trat der Silbersesters (=$2^1/_2$ leichtere As) im Werte von ca. 20 Pf. 4 Sesterzen waren ein Denar (ca. 70—80 Pf.) Vgl. Dörpfeld's Metrologische Beiträge (Mitteil. des deutschen archäolog. Instituts in Athen 10,289 f.)

Der Exporthandel Italiens beschränkte sich dagegen auf verhältnismäfsig wenige Produkte, namentlich auf Öl, Wein, Eisenwaren.

Noch blieb die Landwirtschaft die Grundlage des ganzen Staates und der Existenz der Mehrzahl seiner Bürger. Wie schon im 4. so auch im 3. Jahrhundert v. Chr. reagierte die Bürgerschaft mehrfach und energisch gegen die zu grofse Ausdehnung des Domänenwesens und der Latifundienbildung. So forderte die Plebs[1]) in der schon oben erwähnten dritten Sezession 287 v. Chr., dafs strengere Strafen diejenigen treffen sollten, welche über das erlaubte Mafs Staatsländereien okkupierten und stellte als Norm auf, dafs eine bestimmte Anzahl von freien Arbeitern neben den Sklaven verwendet werden solle. Zahlreiche neue Koloniengründungen und die Vermehrung der Tribus auf 35 (241 v. Chr.) kamen den Wünschen der



Schmückung der Braut.
(Sogen. Aldobrandinische Hochzeit. Wandgemälde, Vatican).

Proletarier entgegen. Vor allem aber die Aufteilung des Senonengebietes, welche C. Flaminius 232 v. Chr. gegen den Willen der gesamten Aristokratie durchsetzte.

Nichtsdestoweniger dehnte sich der agrarische Grofsbetrieb beständig aus. Bei der zunehmenden Einfuhr des Getreides aus den Provinzen verlohnte sich der Getreidebau, namentlich für den Kleinbauern im Innern von Italien, bald nicht mehr. Nur die rationell und mit dem billigen Sklavenmaterial betriebene Plantagenwirtschaft versprach noch einigen Nutzen abzuwerfen. Mehr noch der gleichfalls nur im grofsen recht lukrative Wein- und Olivenbau, sowie die Anpflanzungen von Obstbäumen, Gemüsen und Nutzpflanzen. Ebenso rentierte sich die damals ziemlich ertragreiche

[1]) Über diese Zeitangabe s. Hermes 1895 S. 626.

Viehzucht vorzugsweise im Grofsbetrieb, und wie sehr hier die kleineren Heerdenbesitzer von den grofsen Pachtgesellschaften bedrängt und beeinträchtigt wurden, davon reden die zahlreichen Verurteilungen der reichen Heerdenbesitzer (pecuarii), von denen die römischen Annalen zu erzählen wissen.

Vorzugsweise war auch der Grofsbetrieb nur im Stande, die mannig-



Römisches Wohnhaus. (Nach Bühlmann).
Durchsicht vom Atrium durch das Tablinum nach dem Peristyl.

fachen industriellen Nebenbranchen der Landwirtschaft, wie die Ausbeutung von Mineraliengruben, die Herstellung von Kalk- und Ziegelbrennereien mit Erfolg zu betreiben.

Der veränderte Betrieb brachte auch eine veränderte Lebensweise der Bevölkerung mit sich. Nicht nur waren die Arbeiter auf den grofsen Gütern und die Hirten bei dem Grofsbetrieb der Viehzucht, auf den Alpen Mittelitaliens, meist aus dem Sklavenstande entnommen, sondern auch die

sehr zahlreiche Klasse der Wirtschaftsbeamten, die Gutsverwalter, die Aufseher über die Vorräte, die Inspektoren und Rechnungsführer, gehörten meist dem Sklaven- oder Freigelassenenstande an. Der Gutsherr oder die Mitglieder der Pachtgesellschaften zogen z. T. in die Stadt, der Eigentümer weilte höchstens zeitweise zum Landaufenthalte auf dem Gute. Die altitalische Gewohnheit des Lebens, dafs der Landmann selbst mit einigen freien und unfreien Knechten sein Ackergut bewirtschaftete, wurde mit der Zeit seltener, namentlich auch, seitdem die Herren als Soldaten und Beamte, als Steuerpächter und Kaufherrn oft längere Zeit in den Provinzen abwesend waren.

Diese Veränderungen in der Lebensweise brachten auch eine neue Scheidung der Stände hervor, welche zuerst in sozialer Beziehung, dann auch politisch von grofser Bedeutung ward. Dies war die Zeit, da sich der Stand der Senatoren, welche sich bei mäfsigem Grundbesitz eines gewifsen Wohlstandes, selten aber eines bedeutenden Reichtums erfreuten, von dem Stande der Kapitalisten oder der Ritter trennte.

Schon in den Zeiten des Camillus (um 400 v. Chr.) hatte sich der Stand der Wohlhabenden, welche mindestens das doppelte Vermögen der ersten Klasse und damit das Recht besafsen, auf eigenem Rofs zu dienen, als Ritterstand von der niederen Plebs geschieden. Seine besondere Stellung hatte er weiter dadurch erhalten, dafs der Staat nur an leistungsfähige Leute die Zölle und Einkünfte verpachten konnte, und sie nur Männern dieser Klasse wirklich überliefs. Vor allem aber trennte er sich schärfer vom Senat, als (im zweiten punischen Kriege) den Senatoren, d. h. dem Beamtenstand, der Grofshandel untersagt wurde, während die Erhebung der Provinzialeinkünfte und die in den Provinzen zu machenden Geschäfte grade damals die Mitglieder des Ritterstandes veranlafste, Pacht- und Banquiergeschäfte in gröfserem Mafsstabe zu übernehmen. Die Abgeschlossenheit des Senatoren- und Ritterstandes untereinander wie gegenüber den niederen Ständen zeigte sich später auch in der besonderen Tracht der Senatoren wie der Ritter[1]).

Zwischen den Stand der Freien und den durch die Einfuhr stetig anwachsenden Sklavenstand traten die Freigelassenen, welche vielfältig dem heutigen Judentum vergleichbar, sozial und politisch eine höchst einflufsreiche Stellung einnahmen. Zu ihnen gehörten tüchtige Kaufleute, Rechnungsführer, Unternehmer, Handwerker, Künstler, namentlich auch solche Leute, welche sich als Agenten und Geschäftsführer ihrem früheren Herrn nützlich erwiesen

[1]) Die Senatoren trugen das wollene Untergewand mit breitem, die Ritter mit schmalem Purpurstreifen. Die Ritter trugen aufserdem goldene Armringe.

hatten. An Intelligenz übertrafen sie gar oft die Leute der italischen Rasse, ebenso aber auch an Raffiniertheit und Gewissenlosigkeit. Jahrhunderte lang war es eine offene Frage, ob man ihnen volles Bürgerrecht zuweisen solle oder nur ein beschränktes Recht darauf. In Zeiten der Not, wenn es galt die Armee zu verstärken, trug man sie in die Bürger- und Aushebungslisten ein, in ruhigeren Zeiten waren die Censoren mit der Zuerkennung des vollen Bürgerrechts an sie sparsamer. Jedenfalls hat nichts so sehr dazu beigetragen, den Charakter der Einwohnerschaft Roms, ja selbst vieler Gegenden Italiens umzugestalten, als dieser Zuzug, welcher aus den hellenischen Staaten und aus dem Orient nach Italien hinströmte. Diese Bevölkerung ward ein nützliches Ferment, durch welches die in den Italikern schlummernden Kräfte zur Entfaltung kamen.

Die religiöse Entwickelung Roms.

Bei wenigen Völkern hat die Religion einen so bestimmenden Einflufs auf das Volksleben ausgeübt, wie bei den Römern. Der Staat wie die einzelnen waren lebhaft bemüht, die Gottheit, wo nur irgend ihre Spuren bemerkbar waren, zu verehren und mit Sorgfalt achtete man auf ihre Zeichen wie darauf, dafs in allen Äufserlichkeiten den Anforderungen des Himmels genug gethan wurde. Die Verpflichtung den Göttern gegenüber wurde von den Römern oft mit derselben Peinlichkeit wie ein bürgerlicher Contrakt beobachtet, daneben aber auch ebenso oft mit der tiefen Scheu eines aufrichtig frommen Gemütes. Der Begriff Religion ist ja durch die Römer Gemeingut der gebildeten Welt geworden, und keine Vorstellung andrer Völker bezeichnet so treffend das innerliche Band, welches die Menschheit und die Gottheit mit einander verbindet.

Ebensosehr wie die Tiefe des religiösen Abhängigkeitsgefühls charakterisiert die römische Religion schon in ihren frühesten Zeiten ein trockener Formalismus. Beides findet seine Erklärung, wenn bedacht wird, dafs das römische Religionswesen bereits in unvordenklicher Zeit durch eine einflufsreiche Priesterschaft sowohl gefördert und gepflegt, wie auch veräufserlicht worden ist.

Diesem Umstande verdankt die römische Religion auf der einen Seite den monotheistischen Zug, die Vorstellungen von der Allgegenwart und Allmacht des Göttlichen, welche einer gewissen Grofsartigkeit nicht entbehren, auf der andern Seite aber auch wieder die barocke Art der Bezeichnung und der Verehrung des Göttlichen.



Römischer Opferdiener.
Erzstatue, auf dem Capitol zu Rom.

Wie die Griechen haben auch die Römer ihre Gottheiten als Personen von bestimmtem Geschlecht und Charakter aufgefafst und daneben sie begrifflich zu erfassen gesucht. Aber sehr bald trat die Thätigkeit der Phantasie hinter derjenigen der Dogmatik und theologischer Spitzfindigkeit zurück, und hat dem Religionssystem der Römer etwas sehr nüchternes gegeben. Die römische Theologie ging in einer Reihe von „halb einfältigen, halb ehrwürdigen Formeln und Begriffen auf“. Die Gottheit der Staaten (Saturnus), der Feldarbeit (Ops), des Erdbodens (Tellus), des Grenzsteins (Jupiter Terminus), die Götter des Worthaltens (Deus Fidius), des Handels (Mercurius), des Sonnenaufgangs und Anfangs (Janus) sind Beispiele ebenso sehr dafür, dafs das Göttliche bei den Römern überall mit dem Tagtäglichen verknüpft war, wie dafs die Auffassung desselben ins Triviale herabgezogen ward. In erster Linie gebührt das zweifelhafte Verdienst, das religiöse Leben in den Bann theologischer Theorien eingezwängt und dem Spiefsbürgertum angepafst zu haben, dem Priesterkollegium der Pontifices, welches als Oberconsistorium an der Spitze des römischen Religionswesens stand. Sie wufsten, wo und wann geopfert und gebetet werden mufste, sie kannten genau den Wortlaut der Gebetsformeln (der indigitamenta) und sprachen

sogar, wo ängstliche Gemüter auch die dem Buchstaben nach der Gottheit genehmen Worte herzubeten suchten, die Worte der Litaneien den Privaten vor.

Ähnlich ist es dem römischen Religionswesen auf einem andern Gebiete, auf dem der Weissagung ergangen. Ein lebhaftes Gefühl für die Allgegenwart und Allwissenheit des „höchsten besten Juppiters" lag allen Vorstellungen davon, dafs auch dem Menschen Einblicke in das dunkle Gebiet der Zukunft gestattet sein könnten, zu Grunde. Aber in der Form jener Berechnungen und Theorien der Vögel- und Blitzschauer, der Augurn, erscheint diese Art von göttlicher Weisheit nicht nur verknöchert, sondern auch höchst abergläubisch und abgeschmackt. Ja, das Formelwesen und die äufsere Werkgerechtigkeit galten so sehr als die Hauptsache, dafs es später sogar als unverfänglich und — was mehr sagen will — für ungefährlich angesehen ward, den Gott bei der Zeichenschau zu betrügen oder zu überlisten.

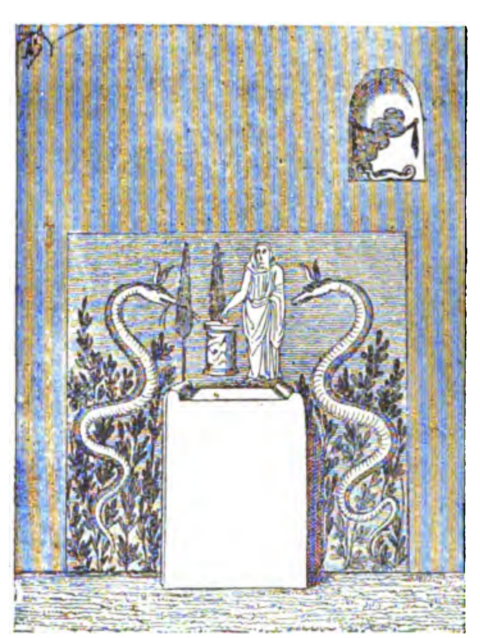


Opfernder Römer.
Marmorstatue, früher in Venedig, jetzt im Vatikan zu Rom.

Bei einer Betrachtung der religiösen Vorstellungen der Römer ist nie zu vergessen, dafs dieselben schon in der vorhistorischen Königszeit eine lange Geschichte hinter sich haben, ja dafs mit dem Eintritt in die geschichtliche Zeit das nationalrömische Religionssystem bereits zumteil antiquiert ist. Schon in der vorrepublikanischen Zeit sind zwei Perioden zu unterscheiden.

Der uralte Festkalender kennt als Hauptgötter den Mars und den Juppiter, als Hauptfeiertage landwirtschaftliche Feste. Inwieweit der Juppiter uraltes indogermanisches Gemeingut, Mars der nationale Obergott der Italiker

gewesen ist, ist nicht mehr festzustellen. „Wie Thor neben Wotan, Apollo neben Zeus, Mithra neben Ahuramazda, so stand in Italien Mars neben Jupiter gleichwertig, aber doch noch mehr als der letztgenannte den Italikern ans Herz gewachsen". Nach dem Mars benannten die Italiker den ersten Monat, ihm gelten zahlreiche Feste und Prozessionen, er ist der speerschwingende Beschützer der Kriegsmannschaft wie der Heerde. Bei weitem die meisten Feste stehen mit dem Ackerbau, zu Aussaat und Ernte, in Beziehung, so die Feste nach der Wintersaat im December (Consualia, Saturnalia, Opalia), die Bufsfeste zu Gunsten der jungen Saat im April (Cerealia, Palilia, Robigalia), die Ernte- und Weinfeste, sowie die Feste zum glücklichen Einheimsen der Vorräte, zur Heimkehr der Schiffer im Juli und August. Aufserdem sind noch von besonderer Bedeutung die Feiern zu Ehren der Götter des Hauses, der Göttin des Herdes Vesta, der guten Geister der Vorräte (penus, davon die Penaten) oder das Fest zur Beschwörung der Hausgespenster.



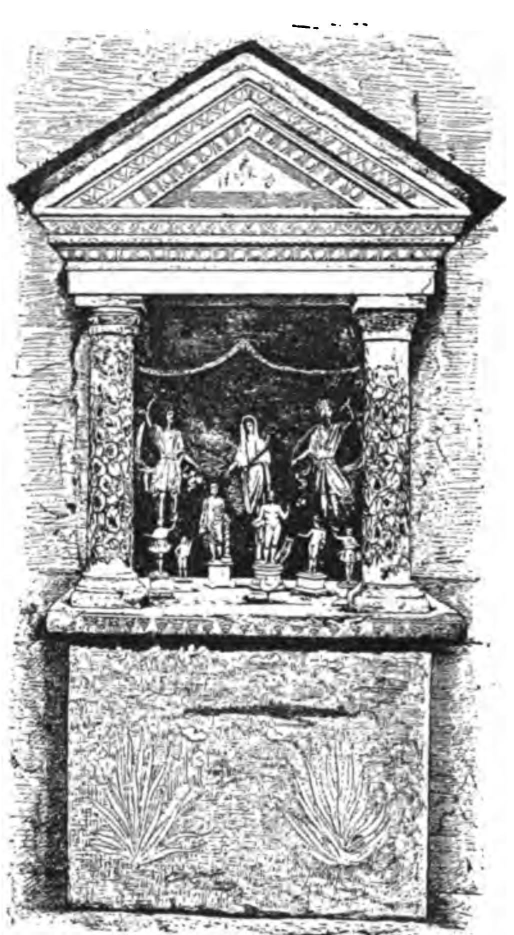
Pompejanischer Hausaltar.

Dieser alte Festkalender hat weder Kunde von der tuskischen Göttertrias Jupiter, Juno, Minerva, noch von den griechischen Gottheiten, deren Kult schon seit den ersten Jahrhunderten der Republik in Rom seinen Einzug hielt. Mit der Tarquinierzeit beginnt die zweite Epoche in der religiösen Entwickelung. Die ebengenannten drei Hauptgottheiten der Etrusker erhalten auch in Rom die erste Stelle. Ihnen zu Ehren wird der erste gröfsere Tempel auf dem Burgberg errichtet. In der früheren Zeit hatte man wohl heilige Symbole der Götter hochgehalten; von jetzt ab stellte man den neuen Gottheiten Bildsäulen auf und errichtete prächtige Tempelbauten. Nicht nur die alteinheimische Auguraldisciplin entwickelte sich unter tuskischem Einflufs zu gröfserer Vollkommenheit, sondern auch die etruskischen Opferschauer, welche aus der Form der Eingeweide den Willen der Götter deuteten, wurden in Rom consultiert.

Mit der Vertreibung der Könige fand, wie oben hervorgehoben ward,

eine gröfsere Annäherung an das Hellenentum statt. Zur Zeit der ersten Plebejersezession (493 v. Chr.) wurde der Tempel der Ceres, des Liber (Bacchus) und der Libera (Proserpina) eingeweiht.

Der Sage nach noch etwas früher, wahrscheinlich aber in diesem Jahrhundert wurde den Dioskuren Kastor und Pollux ein Tempel errichtet. Diese erscheinen besonders oft auf alten republikanischen Münzen. Jedenfalls schon im 5. Jahrhundert wurden auch die sibyllinischen Weissagungen zu Rom in Ehren gehalten; der Sage nach sogar schon von dem letzten Tarquinierfürsten. Damit ist aber die Verehrung Apolls notwendig verbunden. In der Decemviralzeit hatte er bereits einen geweihten Hain, 433 v. Chr. wurde ihm bei einer Pest ein Tempel gelobt und 4 Jahre darauf wurde ein solcher eingeweiht. Andre griechische Gottheiten folgten mit der Zeit nach, so namentlich der Heilgott Aesculap.



Hauskapelle mit Götterbildern. Pompeji. (Nach Schreiber).

Die Thatsache, dafs Rom während der ersten Jahrhunderte der römischen Republik zahlreiche fremde Kulte, nicht nur die ebengenannten hellenischen, sondern auch etruskische und sabinische Kulte bei sich eingeführt hat, zeigt, wie wenig Lebenskraft der einheimische Götterglaube besafs. Gewifs brachte man den „vaterländischen Göttern" (den dii patrii) mit peinlicher Sorgfalt den schuldigen Tribut an Opfern und Gebeten dar. Aber weder dem Glauben noch dem Herzen genügten jene alten religiösen Formen. Vielleicht zeigte sich am meisten noch in mancherlei Priestergilden, bei dem Collegium der „Tänzer" (salii), der Wolfsvertreiber (luperci), bei den frommen Vestalinnen, welche das heilige Feuer zu hüten hatten, bei den „Ackerbrüdern" (fratres arvales), welche durch Prozessionen den Segen für die

Felder herabflehten, ein regeres Interesse für die einheimischen Religionsgebräuche Die Masse des Volkes hat sich gewifs nicht mehr ergriffen gefühlt bei den trockenen Gebetslitaneien der Priester und ihren Opfern. Die „unglaubliche Nüchternheit“ und der „geistlose Ceremonialdienst“ dieser Religion konnte am wenigsten dann noch befriedigen, als die Existenzbedingungen völlig andere geworden waren.

Götterbild, der Diana von Ephesus nachgebildet.

Die Zeit also, da Rom einen nationalen Aufschwung durchmachte und die Hegemonie über Mittelitalien zu erreichen trachtete, war bereits eine Epoche des religiösen Verfalls. Die einheimischen Religionsvorstellungen genügten nicht mehr und die ausländischen Kulte, welche nach Rom verpflanzt wurden, konnten wohl neugierige und abergläubische Gemüter für kurze Zeit anziehen, nicht aber wahrhaft innerlich befriedigen.

Noch bedenklichere Symptome der sich ausbreitenden Irreligiosität finden sich im 4. und 3. Jahrhundert v. Chr. In den Zeiten der Not, in der Stunde des Entscheidungskampfes suchte man sein Heil nicht mehr im Gebet zu den alten einheimischen Göttern. Kaum dafs noch hie und da des Juppiter gedacht wurde in seiner besondern Eigenschaft als des Gottes, der die Feinde zum Stehen bringe (Stator), oder als des die feindlichen Feldherrn niederstreckenden Gottes (Feretrius). An die Stelle der alten Gottheiten setzte der Rationalismus leere Abstraktionen von Tugend und Ehrbarkeit. Der Göttin der Eintracht weihte schon Camillus (367 v. Chr.) eine Kapelle. Gegen Ende des zweiten Samnitenkrieges wurde ein Tempel der Heils-Göttin (Salus) gelobt und 302 v. Chr. eingeweiht. Nicht dem Vater Mars, sondern der phantastischen Kriegsgöttin Bellona versprach der Consul Appius Claudius Caecus nach erfolgtem Siege einen Tempel. Zwei Jahre später glaubte der Consul durch Gelobung eines Tempels der Siegesgöttin sich die Gunst dieser und damit den Sieg zu gewinnen. Ähnlichen leeren Vorstellungen, bei denen weder

das religiöse Gemüt noch die Phantasie irgend eine Befriedigung empfinden konnte, war es zu verdanken, dafs in jener Zeit der Freiheitsgöttin (Libertas), der ehrbaren Tugendhaftigkeit (Honos et Virtus), der Besonnenheit (Mens) Tempel errichtet wurden.

Es mufs allerdings beachtet werden, dafs sich in diesen Tempelweihen und Kultneuerungen vorzugsweise der Glaube der höheren Kreise widerspiegelt, wofern nicht, wie z. B. bei der Stiftung des Tempels der „Besonnenheit“, die sibyllinischen Weissagungen und die abergläubische Verehrung dieser Orakelbücher von Einflufs gewesen sind. Auch soll nicht geleugnet werden, dafs in manchen Kreisen des mittelitalischen Bauernstandes der naive Glauben länger vorgehalten hat und stärker gewesen ist, als die rationalistischen Vorstellungen der höheren hauptstädtischen Cirkel. Aber eine bedeutende religiöse Kraft kann der alte Volksglaube auch damals nicht mehr bei den Massen gewesen sein. Dazu war die beständig wachsende Zahl der neuen Kulte zu grofs und das Bestreben der Priesterkollegien zu offenbar, durch sie das Volk wieder mehr an sich zu fesseln und so zu beherrschen.



Kolossalstatue der Juno Sospita, der „Juno von Lanuvium“ (am Palatin gefunden).

Charakteristisch für die Bedeutung der neuen Religionsarten gegenüber den alten einheimischen ist das Verfahren zu Anfang des zweiten punischen Krieges. Nach den ersten Unglücksfallen war natürlich alles in Verzweiflung und erwartete bei den Priestern Rat, wie der Zorn der Götter zu besänftigen sei. Man achtete weit und breit auf alle Wunder und Zeichen, welche geschehen waren. Die Pontifices wufsten keinen rechten Rat, die griechischen Priester und ihre Orakel halfen momentan noch aus. Im nächsten Jahre schickte man nach Delphi. Doch da die Götter so ungnädig waren und weiterhin dem römischen Staat kein Glück bescherten, so kam der Glaube an die einheimischen Götter noch mehr ins Schwanken. Die Altäre der alten Götter, sagt Livius (25,1), standen verödet, die üblichen

Opfer wurden vernachlässigt. Nicht nur der hauptstädtische Pöbel, sondern auch die schwer heimgesuchten Landleute holten sich Rat bei fremden Wahrsagern und Opferpriestern, bis — der Senat einschritt und alle die neuen Weissage- und Opferbücher zu verbrennen befahl.

Aber Rom besafs Staatsleute genug, welche die Religion eben auch nur wie eine andre Staatsaffaire ansahen und durch künstliche Mittel abzuhelfen suchten. Es herrschte auch hier dieselbe Thorheit wie heutzutage, wo ernsthaft von ungläubigen Männern allerlei Palliativmittel ausgesonnen werden, um dem „Volke" die Religion zu erhalten oder vielmehr wieder einzuimpfen. Dafs „der Liebe Müh'" umsonst ist, das zeigen die Versuche der „frommen" Kirche Roms aus der Zeit jenes Krieges. Damals versuchte man eine Kombination griechischer Kulte mit den einheimischen. Prozessionen, feierliche Gesänge, Festspiele zu Ehren des Apollo und der phrygischen Mutter Cybele: kurz alle möglichen Dinge wurden angewandt, um die gottesdienstlichen Feiern unterhaltend und sinnbethörend zu machen. Doch wie hätte ein solcher Tand wohl irgendwie die erstorbene Frömmigkeit wiederherstellen können!

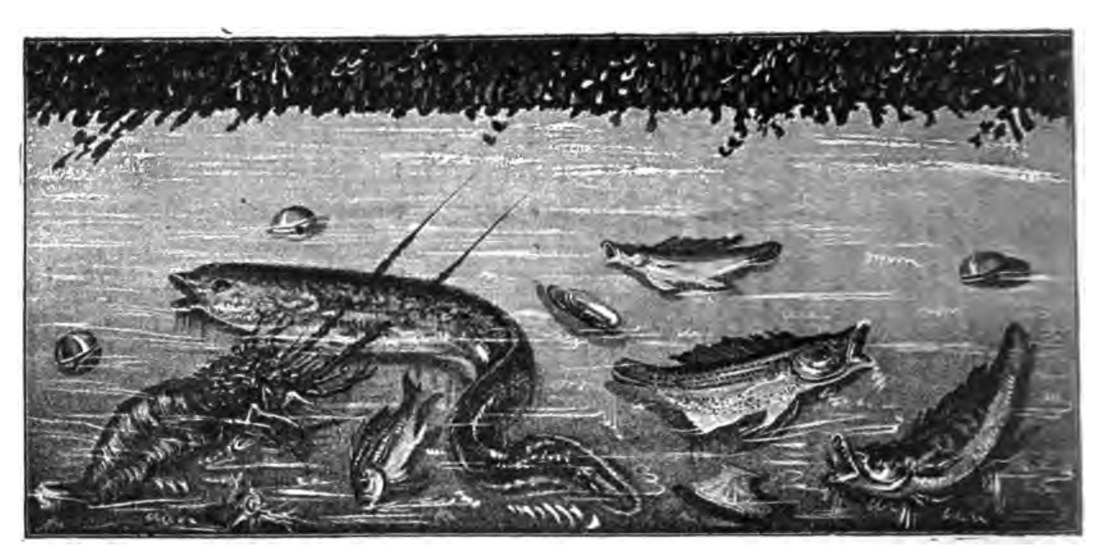
Das wahre Interesse der gebildeten Kreise war nicht bei diesen religiösen Schaustellungen. Sie haschten begierig nach des Euhemeros Schrift und ihrer Übersetzung durch Ennius (200 v. Chr.), in welcher die ganze Götterwelt für Menschenwerk erklärt und rationalistisch gedeutet wurde.

Die „pia fraus" der Pontifices suchte manche Neuerung mit Berufung auf die Bücher des frommen Königs Numa (716—671), welcher ein Schüler des um 530 lebenden noch weiseren Pythagoras gewesen sein sollte! Aber dagegen hatten die aufgeklärten Gottlosen leichtes Spiel. Sie verhöhnten die chronologische Absurdität dieser Geschichtslüge und entdeckten eines schönen Tages den Sarg und die „wahren" Schriften des Königs Numa voll gottloser aufklärerischer Theorien. Der Senat war ganz in seinem Recht, wenn er diese verderblichen Schriften verbrennen liefs, aber der Bankerott der römischen Staatsreligion und ihrer morschen Stützen aus dem geistreichen und amüsanten, aber ungläubigen Hellenentum war offenkundig und vor aller Augen.

Es war eben die Zeit gekommen, da ein römischer Oberpontifex dreierlei Arten der Religion für neben einander existenzfähig und wohl verträglich erachtete: die eine für das Volk, die zweite für den Staatsmann, die dritte für den Philosophen. Er selbst glaubte natürlich, wie alle gescheiten Leute, nur an die Wahrheit der letzteren, hielt es aber aus Politik für zweckmäfsig, den Glauben der Menge zu heucheln.

Dieser Ausweg ist ja derselbe, welcher noch mehr als tausend Jahre später von manchem pontifex maximus beliebt ist. Er thut zuweilen politisch gute Dienste, ist aber sicherlich weder der Wahrheit noch der wahren Religiosität förderlich. Damals erwies er sich übrigens auch politisch unbrauchbar. Die altrömische Religion ward nicht wieder eine Macht im Volksleben. Alle Arten von wüstem orientalischem Aberglauben gewannen die phantasievollen Gemüter, welche nicht ohne eine gute Dosis von Unverstand durchs Leben zu kommen wufsten. Aufgeklärtere Kreise halfen sich mit Philosophie oder Astrologie, die Besten durch ernstes Studium der exakten Wissenschaften und die begeisterte Hingabe an Kunst und Litteratur.





Wandgemälde zu Pompeji.

Roms Hegemonie über die Mittelmeerländer.

Roms siegreiche Kämpfe gegen die hellenischen Staaten 200—133 v. Chr.

Das Jahr 200 v. Chr. bildet einen entscheidenden Wendepunkt in der Weltgeschichte. Die westlichen Länder des Mittelmeers waren nach langem Ringen in die Abhängigkeit von der italischen Vormacht geraten und konnten sich, wenn auch zunächst nur in den Küstenstrichen dem römischen Einflufs unmittelbar ausgesetzt, auf die Dauer seiner Bevormundung nicht mehr entziehen. Anders stand es mit der hellenischen Osthälfte. Mit manchen jener Länder hatte Rom Handelsbeziehungen angeknüpft und Freundschaftsverträge abgeschlossen. Aber nur in den Zeiten der Not, als Philipp von Macedonien Hannibal beitrat (215 v. Chr.), um sich an dem Vernichtungskampfe gegen Rom zu beteiligen, war Rom auch in politische Verbindungen mit den Hellenenstaaten zweiten Ranges getreten und hatte ihre Macht gegen Philipp ausgespielt. Eine dauernde Beeinflussung und Leitung der Staaten des Ostens lag ihm bis dahin durchaus fern.

Da ward es nicht nur gegen den Willen des Volkes, welches durch die Leiden des achtzehnjährigen Krieges der Kriegswirren müde war, sondern auch gegen die Wünsche der Senatsmajorität zum Eingreifen in die Orientangelegenheiten geführt.

Kein besonnener Mann konnte verkennen, dafs es noch bedeutender Anstrengungen und jahrelanger Feldzüge bedurfte, um die innerhalb der römischen Machtsphäre liegenden Völker des Westens wirklich zu bezwingen. Mehrere Menschenalter wogte der Kampf in Spanien hin und her und hat in den Zeiten des Viriathus (149--139 v. Chr.) und des numantinischen Krieges (138 -133 v. Chr.) Rom mehr als einmal in eine bedenkliche Lage versetzt. Mehrere Jahrzehnte hindurch dauerten noch die Kämpfe mit den Ligurern und den Galliern der Poebene fort, und das wiederaufstrebende Karthago war keineswegs so machtlos, dafs Rom sich ungestört seinen Grofsmachtsgelüften im Osten hätte hingeben können.

Aber die Verhältnisse waren damals stärker, als alle vernünftigen Erwägungen.

Bereits während des 2. punischen Krieges hatten die Dinge sich im Orient sehr zu Ungunsten der Römer verschoben und ein Krieg hatte dort begonnen, welcher über das Schicksal der hellenischen Welt entscheiden sollte.

Drei Grofsstaaten hatten sich nach Abschlufs der langen Diadochenkämpfe (323—280 v. Chr.) auf den Trümmern des Reiches des grofsen Alexander gebildet: Macedonien, Aegypten und das asiatische Seleucidenreich. Ihnen hatten sich die Staaten zweiten und dritten Ranges angeschlossen oder untergeordnet. Diese drei Reiche waren in ihrer Organisation wie in ihrer Machtstellung sehr verschieden.

Das Seleucidenreich war, dem äufseren Umfange nach, wie in dem losen Zusammenhang seiner Provinzen, durchaus ein Abbild des alten Perserreiches. Wie weit seine Herrschaft nach allen Seiten hin reichte, war schwer zu sagen. Im Kampfe mit den im Nordosten vordringenden Parthern, mit den in Kleinasien eingedrungenen Galatern und in dem steten Bestreben, die an den Grenzen sich seiner Macht entziehenden Griechenstädte und Staaten zu bekämpfen, verbrauchte es seine Kraft.

Ganz anders das straff monarchisch organisierte und von weitsichtigen Herrschern aus dem kunstliebenden Ptolemäerhause geleitete Ägypten. Hier blühten nicht nur Handel und Industrie, sondern auch griechische Kunst und griechische Wissenschaft. Alexandria war der Mittelpunkt hellenistischer Bildung, und es war nur natürlich, dafs sich die griechischen Handelsstädte und Bildungsstätten an diese Metropole anzuschliefsen und mit dem kunstsinnigen und freigebigen Fürstenhause Freundschaft zu halten suchten.

Es liegt nahe eine Parallele zu ziehen zwischen der lose zusammenhängenden Seleucidenherrschaft und dem heiligen römischen Reich, dessen Rechtstitel ebenso prunkvoll wie inhaltslos waren, und andererseits zwischen dem Ptolemäerstaat und dem glänzenden französischen Hof unter Ludwig XIV., welche beide die kleineren Staaten an sich zu fesseln verstanden.

Dazu kam als dritte Grofsmacht, etwa dem Schweden Karl X. entsprechend, der straffe Militärstaat Macedonien. Seine Phalanx galt immer noch für unüberwindlich, seine Festungen sicherten ihm daneben den bedeutendsten Einflufs auf Griechenland.

Bei der Uneinigkeit dieser Mächte war für Rom nichts zu fürchten. Nun aber waren, als im Jahre 205 v. Chr. Ptolemäus Philopator gestorben war, Macedonien und Syrien im Bunde über das den Händen eines Knaben (Ptolemäus Epiphanes) anvertraute Ägypten hergefallen, um sich in den Raub zu teilen. Macedonien sollte die griechischen Clientelstaaten in Kleinasien, die Griechenstädte in Thracien und auf den Inseln von sich abhängig machen, vor allen Dingen also auch die bisherigen Bundesgenossen Roms Pergamum, Rhodus, Athen vergewaltigen, während Antiochus der Grofse seine Herrschaft nach dem Nilthale zu ausdehnen wollte.

In der That durfte Rom nicht einen derartigen Schlag gegen seine Bundesgenossen, zu denen auch Ägypten gehörte, dulden, und noch weniger solche Vergröfserung der macedonischen Herrschaft zugestehn. Der Senat that also Recht, als er entgegen dem Volksbeschlufs an dem Kriege gegen Philipp festhielt. Indem das verbündete Athen diesen zum Kriege provozierte, fand sich bald der nötige Vorwand „zum Schutze der angegriffenen Bundesgenossen“ den Krieg zu erklären.

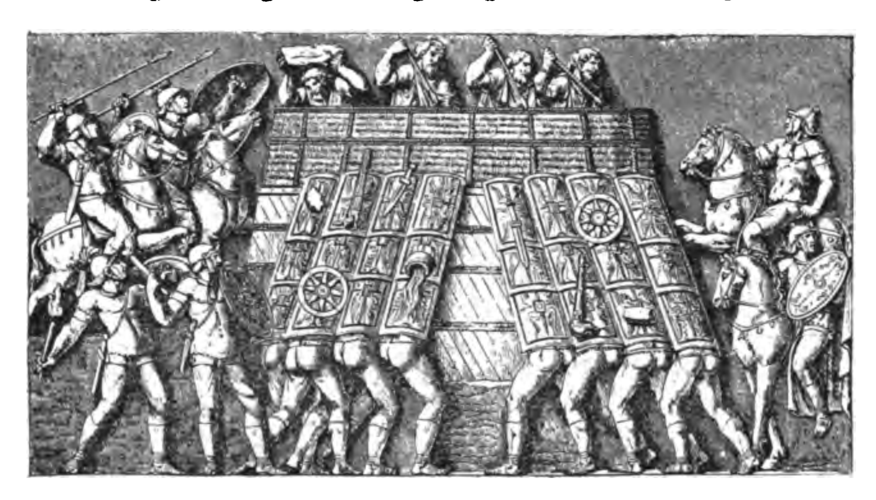
Damit war aber einer der folgenschwersten Schritte der römischen Politik gethan. Fortan war es für Rom nicht mehr möglich, sich von den griechischen und asiatischen Wirren fern zu halten. Nichtsdestoweniger war die getroffene Entscheidung gleichbedeutend mit dem Streben nach der Oberleitung über die hellenistischen Staaten, und sehr bald mufste Rom einsehen, dafs es nicht auf halbem Wege stehen bleiben könne und die völlige Unterwerfung der Staaten des Ostens erstreben müsse.

Gleich der erste Schritt auf diesem Wege war bezeichnend genug.

Der Senat sandte den Marcus Aemilius Lepidus als Vormund des jungen Königs nach Alexandria. Dieser gebot durch sein Machtwort dem Vordringen des Antiochus halt und wufste teils durch Drohungen, teils durch einige Zugeständnisse in Syrien den Antiochus zu vermögen, wenigstens vor der Hand Philipp in Kleinasien nicht zu unterstützen.

Rom gerierte sich also als Schiedsrichter in den Angelegenheiten des fernen Ostens und das konnten sich wohl das bedrohte Ägypten, nicht aber die Herrscher Syriens und Macedoniens gefallen lassen.

Der Krieg mit Philipp wurde binnen vier Jahren zu einem gewünschten Ende geführt. Macedonien verlor seine Stellung als Grofsmacht, es mufste alle auswärtigen Besitzungen herausgeben. Rom selbst gewann direkt keinen Länderzuwachs. Es konnte seine Bundesgenossen bereichern und wenn es durch das Haupt der Philhellenen, durch Titus Quinctius Flamininus, den einzelnen Griechenstaaten auf den isthmischen Spielen (196 v. Chr.) feierlich die Freiheit verleihen liefs, so war das keine Heuchelei. Aber damit, ja selbst mit der grofsmütigen Räumung der griechischen Festungen (194 v. Chr.)



Angriff römischer Soldaten auf eine Festung. (Trajanssäule).

war die Einmischung in die hellenische Welt nicht ungeschehen zu machen. Die Freiheit, welche die Römer verschenkt hatten, wollte keinem behagen. Die früheren Bundesgenossen Roms, vor allem die unverschämten Bergsöhne Aetoliens, welche an dem Siege von Kynoskephalae einen hervorragenden Anteil gehabt hatten, hatten ganz andere Belohnungen, zum mindesten die Verteilung der macedonischen Erbschaft verlangt. Noch mehr gab zu denken, dafs Antiochus sich wenig um die Wünsche der Römer in Kleinasien kümmerte: schon seit 197 v. Chr. war der Krieg zwischen Antiochus und den römischen Bundesgenossen in Kleinasien wieder ausgebrochen. Zwei Jahre darauf erschien der aus Karthago auf Roms Betreiben flüchtige Hannibal bei Antiochus und wurde, sehr ehrenvoll von ihm empfangen, die Seele der kriegerischen Vorbereitungen und Coalitionen gegen Rom. Dieses trug

gewifs nicht die unmittelbare Schuld an dem Ausbruch des syrischen Krieges, an der Erhebung der Ätoler oder an den blutigen Kämpfen, welche die Galater in Kleinasien den Römern tributpflichtig machten. Aber kaum war ein Jahrzehnt nach dem 2. punischen Kriege vergangen, als ganz Griechenland, Macedonien und Kleinasien ihrer Oberleitung unterworfen und Ägypten wenigstens auf den Schutz Roms angewiesen war.

Allerdings vermieden die Römer es auch jetzt noch, eigene Eroberungen zu machen. Hauptsächlich durch die Vergröfserung der Gebiete ihrer Bundesgenossen, Pergamum und Rhodus, übten sie Einflufs, sowie weiter durch die geschickte Politik, welche überall die kleinen Staaten an Rom kettete und sie lehrte, bei ihm das Heil zu suchen. Aber darum waren doch zahlreiche römische Gesandte und Beamte und noch viel mehr Händler und Banquiers im Osten thätig: römischer Einflufs gewann überall an Boden. Hie und da hoffte oder glaubte man an die Freiheit. Aber in Wahrheit war es nur lächerlich, wenn einmal die treuen achäischen Bundesgenossen sich darüber beschwerten, was denn die Römer in Messenien zu schaffen hätten. Überall lauschte man auf den Ton, den Rom angab. Der Freiheitsredner wie der servile Streber blickten nach Rom, beide um ihre Feinde desto sicherer zu vernichten, und für sich gröfseren Einflufs zu gewinnen.

Bezeichnend genug für die römische Politik war es, dafs sie damals zwar keinen Staat am Mittelmeer weiter zu fürchten hatte, wohl aber einen Mann, und dafs Rom nicht eher ruhte, als bis dieser Hannibal, sein gröfster Gegner, aus dem Leben geschieden war (183 v. Chr.).

Es ist weniger die Schuld des Senats oder einzelner Persönlichkeiten, wenn in den nächsten Jahrzehnten die Oberleitung Roms allmählich in eine wirkliche Herrschaft überging. Der Besitz der Gewalt ist kaum ohne einen Mifsbrauch denkbar.

Aber soviel ist sicher, dafs ein Menschenalter später nicht mehr die hochherzigen Naturen wie Scipio Africanus oder Flamininus die Regierung leiteten, sondern Männer, deren Sinn danach stand, selbst den Rom verbündeten Staaten die Selbständigkeit zu nehmen und den Orient in sklavische Abhängigkeit von dem herrschenden Volke zu bringen. Eine gute Handhabe hierzu bot der letzte bedeutendere Versuch eine Coalition gegen Rom zu Stande zu bringen, welchen Perseus, Philipps Sohn, 172—168 v. Chr. unternahm. Perseus und der Illyrierkönig Gentius büfsten ihre Schuld durch ihren Tod im römischen Kerker. Aber auch die Rhodier, welche sich zu einer Zeit, als Roms Lage ungünstiger war, angemafst hatten, zwischen Rom und König Perseus zu vermitteln, verloren ihre Besitzungen an der Küste mit



Apollo des Belvedere. (Rom, Vatican.)

über $^1/_2$ Million Mark Einkünften, und Rom vernichtete ihren Handel durch die Errichtung eines Freihafens in Delos. König Eumenes, der Hauptbundesgenosse im Kriege gegen Macedonien, erhielt keinen Fufsbreit Landes, ja konnte noch von Glück sagen, dafs nicht sein Bruder Attalos an seiner statt den Thron bekam.

Mit einem wahren Cynismus suchten jene Männer zweiten Ranges, welche als Konsuln oder Legaten nach dem Osten gesandt wurden, ihren Despotenlaunen Ausdruck zu verleihen. Den siegreichen Antiochus Epiphanes forderte Gaius Popilius Laenas (168 v. Chr.) auf, seine den Ägyptern weggenommenen Eroberungen herauszugeben und zog, da der König mit dem Bescheid zögerte, einen Kreis um ihn, mit der Forderung, einzuwilligen, bevor er den Kreis verlassen habe, und dieses Vorgehen hatte Erfolg. Wo selbständige Naturen waren, da suchten die Römer sie zu verdrängen. So hatten sie einst gegen Perseus seinen jüngeren Bruder, gegen Eumenes den obengenannten Attalos zur Empörung zu reizen gesucht. Das brachte sie dazu, selbst dem zahmen achäischen Bund die Stellung von Geiseln aufzulegen. Dafür wurden die geehrt, welche dem römischen Senate und Staate mit kriechender Höflichkeit ihre Dienste anboten. Der numidische Prinz Micipsa wufste wohl, weshalb er zum Siege über Perseus Glück wünschend sich selbst nur den Nutzniefser seines eigenen Landes, die Römer dessen wahre Eigentümer nannte. Als der König Prusias die Ratsherrn als die „rettenden Götter“ anredete, schenkte ihm der Senat die Flotte des Perseus.

Mit der Schlacht bei Pydna (168 v. Chr.) ward jene frühere Praxis, im Osten über eine Anzahl freier Staaten eine römische Suprematie auszuüben, aufgegeben. Fortan ward der Senat der oberste Gerichtshof, dessen Abordnungen zwischen Königen und Völkern entschieden. Seit jener Zeit waren auch die östlichen Mittelmeerländer nichts anderes als Provinzen des Römerreiches. Kaum bedurfte es noch der Rebellionen[1]), welche gleichzeitig mit dem 3. punischen Kriege (150—146 v. Chr.) ausbrachen, und die formelle Einverleibung erfolgte. Die neuen Provinzen Macedonien mit Achaïa (Griechenland), Afrika (Tunis), Asia (der Südwesten von Kleinasien) vermittelten auch die Herrschaft über die angrenzenden Clientelstaaten, deren Lage oft noch bejammernswerter war, als die der notleidenden hellenistischen Provinzen.

Es wäre sehr zu verwundern gewesen, wenn diese unwürdigen Zustände nicht auch entsittlichend auf die regierenden Kreise zurückgewirkt hätten.

---

[1]) 149 v. Chr. erhob sich Andriscus in Macedonien und gab sich für einen Sohn des Perseus aus. Gleichzeitig begannen die Kämpfe, welche zur Aufhebung des achäischen Bundes führten.

Und sie haben es wahrlich in zahlreichen Fällen gethan. Aber umgekehrt darf nicht übersehen werden, dafs die römische Aristokratie gleich anfänglich viele Mitglieder zählte, welche durch ihre sittliche Erbärmlichkeit ebensosehr mit Schuld daran waren, dafs die römische Politik, trotz der vorsichtigen Zurückhaltung des Senats, jene bedenklichen Bahnen einschlug.

Die Feldherrn, welche zu Anfang des 3. macedonischen Krieges oder gar in den ersten Jahren des 3. punischen Krieges kommandierten, haben Schmach und Schande auf den römischen Namen geladen. Die Statthalter in Spanien verstanden es insgesamt sich verhafst zu machen, abgesehen von dem einen Consul Tiberius Sempronius Gracchus, dessen Sohn dort später allein, mit Rücksicht auf den Namen seines Vaters, Vertrauen genofs. Die Schändlichkeiten eines Sulpicius Galba (151 v. Chr.) erregten den gewaltigen Aufstand des Viriathus (149—139 v. Chr.).

Nicht minder degenerierten die römischen Soldaten auffallend schnell. Was in den Lagern vor Karthago und vor Numantia vorgegangen ist, zeigt zur Genüge, dafs die sittliche Fäulnis nicht auf die regierenden Kreise beschränkt geblieben war.

Kultureller Aufschwung und Vorboten des Verfalls.

Das zweite Jahrhundert v. Chr ist für Rom, was für Italien im Mittelalter die Renaissance gewesen ist. Wie später im 15. Jahrhundert die intelligenten Kreise sich mit einem Feuereifer in das Studium der antiken Kunst, der klassischen Dichtung und Gelehrsamkeit hineinstürzten, so begierig griffen die damaligen Römer nach den Blüten hellenischer Kultur. Mit grofser Regsamkeit und lebhafter Empfänglichkeit wandten sich alle begabten Naturen Roms dem Zauber griechischer Kunst und Litteratur zu. Selbst Gegner des Hellenismus beugten sich dieser Zeitströmung und bezeugten wenigstens äufserlich dieser Richtung ihre Achtung. Marcus Claudius Marcellus plünderte das kunstreiche Syrakus, um mit dessen Kunstwerken seinen Triumph zu verherrlichen und Roms Gärten zu verschönen. Cato, der Gegner aller „Vergriechelung", brachte den Dichter Ennius aus Sardinien nach Rom und rühmte sich, dafs er damit Rom mehr gefördert habe, als durch seine Siege. Aber auch in ihren bedenklichen Seiten zeigt diese Epoche vielfach Anklänge an das Zeitalter der

Renaissance. Der Unglaube nahm überhand, Frivolität und Sinnlichkeit gehörten bald zum guten Ton. Mit der Entwickelung der Künste, des Kunstgewerbes, des Handels und des Wohlstandes wuchs auch der Luxus, die Genufssucht, die Geldgier. Und in Rom folgte auf diesen humanistischen Aufschwung keine Zeit religiöser Wiedergeburt und sittlicher Einkehr. Die Corruption der höheren Klassen zeitigte den Ausbruch der Revolution, welche in den unterdrückten und oft genug schmählich behandelten Massen des italischen Volkes seit lange gegährt hatte.

Die edelsten Repräsentanten dieser „humanistischen" Strömung in Rom waren die Mitglieder der Familie und des Freundeskreises des älteren Publius Cornelius Scipio Africanus. Als er in Sicilien weilte, um den Feldzug gegen Africa vorzubereiten, wurde er wegen seiner Sucht, es den Griechen in Tracht und Sitten nachzumachen, denunziert. Dafs sich ein römischer Feldherr in den Säulengängen, wo die Philosophen ihre Vorträge hielten, umhertrieb und gar griechische Bücher studierte zu einer Zeit, da Hannibal noch auf Italiens Boden Krieg führte, galt nahezu als Hochverrat, zeigt aber zugleich den Bildungstrieb dieses genialen Mannes, der übrigens über den Büchern nie die Pflichten seines Feldherrnstandes vergafs. Sein Sohn schrieb in griechischer Sprache ein Geschichtsbuch, welches wahrscheinlich die Thaten seines Vaters feierte. Des Africanus' treuester Freund und Waffengefährte, der ältere Laelius, hat gleichfalls in später oft gelesenen Memoiren die gemeinsamen Erlebnisse in Spanien und Afrika geschildert. Scipio Nasica, der Neffe des Africanus, hat in griechisch geschriebenen Berichten die Kämpfe gegen König Perseus von Macedonien (168 v. Chr.) geschildert und seine Aufzeichnungen an König Massinissa von Numidien gesandt.[1]) Unter den älteren Freunden griechischer Litteratur nimmt daneben Titus Quinctius Flamininus eine hervorragende Stellung ein. Einsichtige Männer allerdings mochten, als Flamininus den bei den isthmischen Spielen versammelten Griechen die Freiheit schenkte, wohl erkennen, dafs diese Freiheit nicht viel vor der „Libertät" voraus hatte, welche die Spartaner den übrigen Griechen nach dem antalkidischen Frieden geboten hatten. Flamininus dachte jedenfalls aufrichtiger. Das zeigt auch die grofse Langmut, mit welcher er den Trotz einiger kleiner Staaten (z. B. der Böoter) ertrug, das auch die Rückgabe der den einzelnen Gemeinden abgenommenen Gelder: in der That ein schöner Akt der Versöhnlichkeit und ein geeignetes Mittel, um sich die Herzen der Griechenvölker zu gewinnen.

[1]) Zu diesen Angaben vgl. Soltau Livius' Quellen in der III. Dekade (Berlin 1894) S. 5 f. und Hermes 1895. S. 155.

Ein epochemachendes Ereignis für die Annäherung römischen Wesens an die hellenische Kultur war die Ankunft der 1000 Geiseln, welche die Achäer auf Roms Befehl nach dem 3. macedonischen Kriege (167 v. Chr.) zu entsenden hatten. Unter den Geiseln befand sich auch der achäische Reiteroberst Polybius, der beutendste Geschichtsschreiber des Hellenismus, welcher als Lehrer und vertrauter Freund des jüngeren Scipio, des Publius Cornelius Scipio Aemilianus, den gewichtigsten Einflufs auf die geistigen Interessen der gebildeten Römer ausgeübt hat. Zwischen ihm und Cato, dem alten Gegner der griechischen Eindringlinge, hat sich sogar ein freundschaft-



Die Schmiede des Hephaistos. Bronzerelief zu Pompeji.
(Als ein Beispiel hellenischer Kunst in Unteritalien).

liches Verhältnis herausgebildet. Früher hatte Cato seinen Sohn eindringlich vor dieser „grundverdorbenen und disziplinlosen Rasse" gewarnt. „Wenn das Volk seine Bildung herbringt, sagte er, so wird alles verdorben".[1]) Trotzdem beachtetete er selbst bei der Ausarbeitung seiner Handbücher über Medizin, Landwirtschaft und Kriegswesen griechische Werke und half sich gegen den Tadel der Inkonsequenz mit der Ausrede, „es sei nützlich, griechische Schriften einzusehen, nicht jedoch sie durchzustudieren". Die Verhältnisse waren eben mächtiger als die Persönlichkeiten, selbst von dem Gewicht eines Cato.

[1]) Man vergleiche hierzu Mommsen, Röm. Geschichte 1, 871 f., namentlich auch die schöne Charakteristik Catos 1, 825 und 925.

Das zeigt namentlich das eigenartige Vorgehen des römischen Senates gegen die griechischen Philosophen. Manche Zweige griechischer Wissenschaft fanden auch in Rom ihre begeisterten Verehrer und Nachbeter. Aber vor der Philosophie empfand doch ein Römer vom alten Schlage so ein geheimes Grauen, etwa wie der Pfaff vor dem Freimaurer. Cato, sonst ein Freund freier Meinungsäufserung, meinte doch, es sei dem Sokrates ganz recht geschehen, solch ein Gottesleugner und Schwätzer habe als Revolutionär den Tod verdient. In diesem Sinne entschied denn auch der Senat, als er im



Forum in Pompeji.

Jahre 161 v. Chr den Prätor Marcus Pomponius beauftragte, dafür zu sorgen, dafs die griechischen Philosophen und Rhetoren die Stadt mieden. Aber was halfs viel. Als Gelehrte zogen sie ab, als Gesandte der verschiedensten Griechenstädte kehrten sie nach Rom zurück. So weilte gerade um jene Zeit der berühmte Stoiker Krates als Gesandter des Königs Attalos von Pergamum in Rom. Im Jahre 155 v. Chr. kamen der Akademiker Karneades, der Stoiker Diogenes und der Peripatetiker Kritolaus nach Rom, um als Gesandte Athens den Erlafs einer Bufse von 500 Talenten zu erbitten. Ihre Reden entzückten alle und die Philosophie gewann zahlreiche Anhänger.

Es kann daher nicht Wunder nehmen, wenn die persönlichen und wissenschaftlichen Beziehungen edler römischer Männer und griechischer Gelehrten immer inniger und fruchtbarer wurden. Bei der Übertragung griechischer Komödien durch Terenz sollen der jüngere Scipio Africanus und sein Freund Laelius Sapiens eifrig mitgewirkt haben. Der Vater des Scipio Aemilianus, Aemilius Paulus, hatte dafür gesorgt, dafs seinen Söhnen ein gründlicher Unterricht nicht nur in griechischer Sprache, sondern auch in griechischer Litteratur gegeben wurde. Als seinen Anteil an der Beute nach der Besiegung des Perseus wählte er sich die Bibliothek des Königs, um sie seinen Söhnen zu schenken. In dem jüngeren Scipionenkreise, zu dem ja auch die Enkel des älteren Africanus, die Gracchen gehörten, gingen gelehrte Griechen ein und aus und haben nicht selten einen bestimmenden Einflufs auf die politischen Entschliefsungen ihrer römischen Gönner ausgeübt. So haben der Rhetor Diophanes aus Mytilene und der Philosoph Blossios aus Cumae den Tiberius Gracchus aufs lebhafteste angetrieben, seine grofse agrarische Reform in Angriff zu nehmen. Ja, es gelang dem stoischen Philosophen Panaetius, welcher Scipio Aemilianus und Laelius auf ihren Gesandtschaftsreisen (u. a. auch nach Alexandria) begleitete, diese Männer für die Lehren der Philosophie der Stoa zu gewinnen, und indirekt hat er als Lehrer des berühmten Rechtsgelehrten und Oberpontifex Mucius Scaevola († 130 v. Chr.) einen noch bedeutenderen Einflufs auf die Entwickelung der geistigen Ideen der damaligen leitenden Kreise Roms ausgeübt.



Wandmalerei aus Pompeji.

So schien Wirklichkeit zu werden, was den Scipionen als Ideal vorgeschwebt, was Polybius in seinem Gesehichtswerke so beredt zum Ausdruck gebracht hatte, die äufsere Herrschaft Roms über die Griechenwelt, befestigt und geadelt durch die geistige Herrschaft der griechischen Kultur!

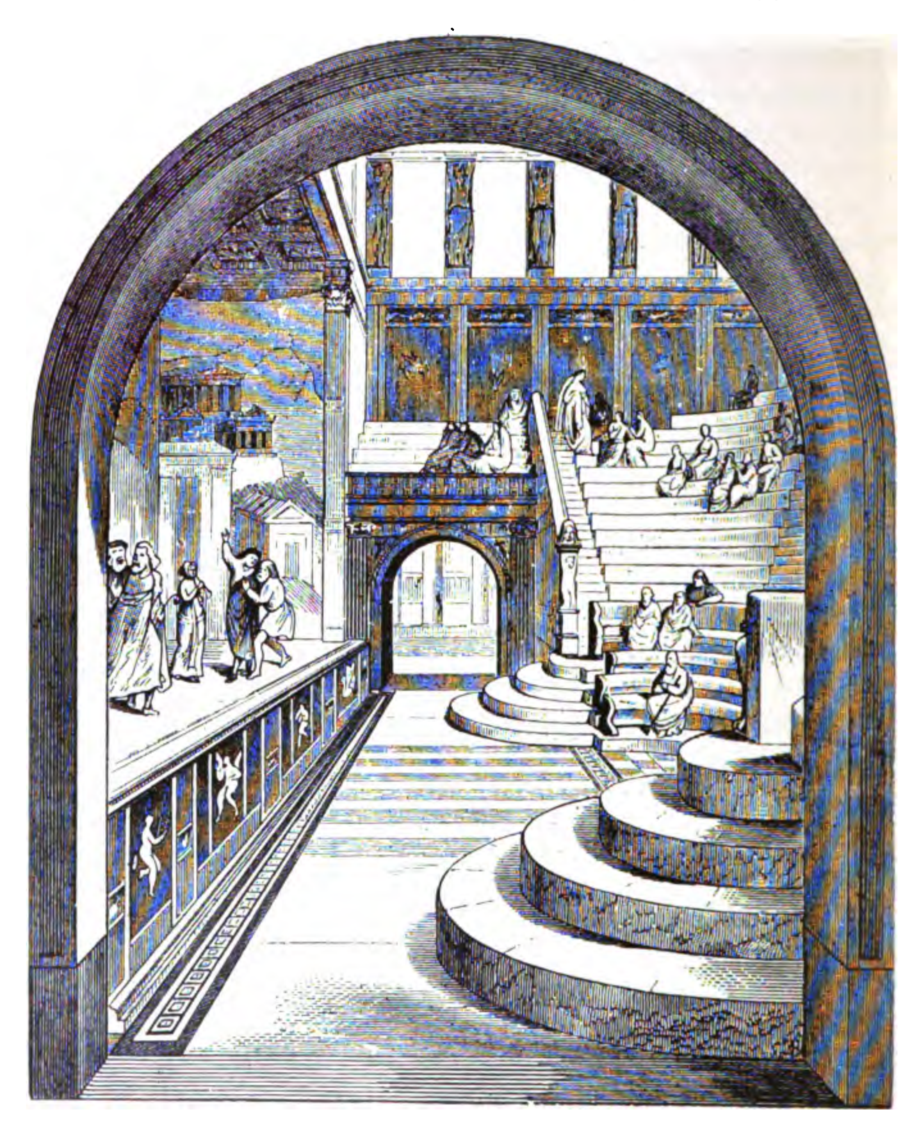
Leider jedoch hat das Bild auch seine bedenkliche Kehrseite.

Überraschend schnell hatte sich mit dem Eindringen griechischer Litteratur auch der Geschmack an den von ihr gefeierten Dingen in Rom

eingebürgert. Wenn das Publikum die leichtgeschürzten Buhlerinnen und die verschwenderischen jungen Lebemänner bewundern lernte, so kann es kaum Wunder nehmen, dafs es im Leben an ähnlichen Motiven Geschmack fand, oder doch wenigstens ohne sittlichen Abscheu bei derlei vorbeiging. Noch in der Zeit des 2. punischen Krieges hatte ein Naevius es wagen können, dem schon berühmt gewordenen Scipio Africanus öffentlich vorzuwerfen, dafs ihn sein Vater einst bei einer Liebschaft überrascht habe. Ein Menschenalter später wäre ähnliches kaum sonderlich in die Augen gefallen. Die Üppigkeit nahm in weiteren Kreisen zu. Griechische Köche nnd Kuchenbäcker wurden ein Bedürfnis der feinen Welt. Schon afs man oft zum Dejeneur warm und ein Diner von zwei Gängen genügte den Herren der Welt nicht mehr. Bei grofsen Gastereien suchte man mit kostbarem verziertem Silbergerät, mit feinen Tafelsophas und asiatischen Gewändern zu renommieren. Es nützte nicht viel oder vielmehr gar nicht, dafs Cato als Censor 184 v. Chr. auf derartige Luxusgegenstände eine sehr hohe Steuer legte. Die Gegenströmung war zu heftig und allen voran gingen die emancipationslustigen Frauen. In grofsen Scharen belagerten sie den Markt, um die Aufhebung des oppischen Gesetzes, welches nach der Schlacht bei Cannae den Frauen bunte Gewänder und Goldschmuck untersagt hatte, durchzusetzen. Die zahlreiche feine Dienerschaft, welche sich die reichen Herren aus Griechenland und Asien kommen liefsen, wirkte zersetzend auf das Familienleben. Die Pest der Lustsklaven nahm so überhand, dafs ihr durch hohe Steuern gewehrt werden mufste. Die Sittenpolizei der Censoren erwies sich als ohnmächtig hiergegen und konnte nur da eingreifen, wo der Skandal zu offenkundig ward. Lucius Flamininus, der sittenlose Bruder des Besiegers von Philipp von Macedonien, welcher einem Buhlsklaven zu Liebe einen gefangenen Gallier hatte enthaupten lassen, wurde allerdings von Cato aus dem Senat ausgestofsen. Zahlreiche andere Wollüstlinge gingen ungestraft einher. Der Consul Gaius Calpurnius (180 v. Chr.) wurde auf Anstiften seines Stiefsohnes von seiner eigenen Gemahlin ermordet, weil dieser die Consulatswürde seines Stiefvaters erstrebte, und wirklich erhielt er dieselbe auch, trotzdem seine Mutter der verdienten Verurteilung nicht entging. Ein abscheuerregendes Bild der sittlichen Verwilderung unter dem Deckmantel des Muckertums ent-



Komiker mit Maske. (Statue in der Villa Albani).



Kleines Theater von Pompeji. (Rekonstruktion nach Strack).

hüllt der Bacchanalienprozefs 186 v. Chr. Der auf dem Umwege über Etrurien aus Griechenland nach Rom gekommene Bacchuskult hatte schnell gewaltigen Zulauf gefunden. Die geheimen nächtlichen Orgien zogen die verkommene Generation unwiderstehlich an, boten aber den grofsen und kleinen Verbrechern bald genug Gelegenheit unter dem Deckmantel der Frömmigkeit ihr Spiel zu treiben. Alle Arten Verbrechen, Testamentsfälschungen, Vergiftungen u. a. zwangen die Behörde gegen dieses schnell über ganz Italien um

sich greifende unzüchtige und gemeingefährliche Treiben einzuschreiten. 7000 Schuldige wurden gleich anfänglich verurteilt, meist mit dem Tode bestraft, trotzdem erfolgten schon 6 Jahre später weitere 3000 Verurteilungen. In der That, auf keinem Gebiete hat die Gräcomanie so schnell Fiasko gemacht, als auf dem religiösen. Der Gedanke, dem römischen Glauben und Gottesdienste dadurch neues Leben einzuhauchen, dafs man griechische Kulte und griechische Spiele in Rom einführte, hat, wie bei der Besprechung von Roms Religionsentwickelung geschildert ward, alles andere eher als Religiosität wach gerufen. Die Komödien des Plautus und Terenz, welche die Megalensienfeiern heben sollten, machten die Römer mit den schlechtesten Klassen der sittenverderbten Griechen bekannt. Die Prozessionen, welche mit Paukenschall und Pfeifen die Eunuchen der „grofsen Mutter Kybele" leiteten, mufsten jedem einfachfrommen Gemüte Anstofs erregen; sie waren nur für die überreizten Nerven blasierter alter Sünder und zerknirschter Betschwestern. Der Dichter Ennius fährt denn auch gegen sie gehörig los:

„Diese abergläubischen Pfaffen, dieses freche Prophetenpack,
Teils aus Faulheit, teils verrückt und teils vom Hunger schwer gedrückt,
Wollen andre Wege weisen, die sie selbst nicht finden aus,
Schenken Schätze dem, bei dem sie selbst den Heller betteln gehn."

War es schon arg, dafs die umherziehenden Bettelpriester dieses Ordens oder die aufreizenden Prozessionen des Isis- und Serapisdienstes bei der hauptstädtischen Bevölkerung Anklang fanden, so war es doch noch bedenklicher, dafs Zeichen- und Sterndeuter anfingen, in den Lagern der römischen Heere gute Geschäfte zu machen. Scipio Aemilianus begann seine Feldherrnthätigkeit vor Numantia (134 v. Chr.), indem er einen Haufen von solchen Schmarotzern zum Lager hinaustrieb. Altrömische Mannhaftigkeit und Sittenstrenge waren mit einem solchen Pfaffenunwesen unvereinbar.

Einen wichtigen Mafsstab für den Stand der Moral eines Volkes bietet jedenfalls sein Familienleben dar. Auch dieses weist bereits in jener Zeit bedenkliche Zeichen des Verfalls auf. Allerdings giebt es auch in den höheren Ständen erfreuliche Beispiele vom Gegenteil. So die Familie der Scipionen, des Aemilius Paulus, des Cato, wo sich eine gute Tradition, ein schönes Familienleben erhalten hatte und wohl vereinbar mit dem neu eindringenden Zeitgeist schien. Aber zahlreicher sind die Beispiele vom Gegenteil.

Cato wird nicht müde, auf das eitle putzsüchtige Frauengeschlecht zu schimpfen, welches obenein „die Herrn der Welt beherrschen wolle". Die Zahl der Ehescheidungen nahm sehr zu und ein höchst bedenkliches

Zeichen war es, dafs die Frauen bei ihrer Verheiratung darauf sahen, vermögensrechtlich selbständig zu bleiben, um so sich leicht der ehelichen Gewalt entziehen, ja die Ehe auflösen zu können. Allgemein wurde anderseits über die zunehmende Ehelosigkeit geklagt, und die tiefere Ursache dieser Erscheinung war fast bedenklicher als die Thatsache selbst. Die Achtung vor dem Weibe war gesunken, die römische Matrone, welcher ja eine der schönsten römischen Sagen, die Coriolansage, ein unsterbliches Denkmal gesetzt hatte, stand damals an Wert und an Wertschätzung weit tiefer als in früheren Zeiten. Das zeigt, besser als alles andere, der Galgenhumor, welcher die Worte des Censors Quintus Metellus Numidicus durchzieht, die er an das Volk richtete, um der Ehelosigkeit zu steuern: „Wenn wir", sagt er, „o Quiriten, ohne Gattinnen sein könnten, so würden wohl alle gern solche Last los sein; da nun aber einmal die Natur es so gemacht hat, dafs wir mit ihnen nicht recht gemächlich, ohne sie aber überhaupt nicht leben können, so lafst uns lieber auf das dauernde Wohlsein, als auf eine vorübergehende Annehmlichkeit Bedacht nehmen".

Es ward bereits erwähnt, wie schnell in den höheren Ständen Roms das Gefühl für Rechtschaffenheit dahin geschwunden sei. Der Bruder des älteren Scipio Africanus, der siegreiche Feldherr gegen Antiochus, mufste in die Verbannung gehen, weil er einen zu tiefen Griff in die syrische Beute gethan hatte, nicht einmal die Popularität seines berühmten Bruders schützte ihn vor einer Verurteilung. Zusehends schwand der Sinn für Rechtlichkeit namentlich da, wo es sich um öffentliche Interessen handelte. Es galt längst als gestattet, die Abgaben von Gemeindeland zurückzubehalten oder bei Privatanlagen auf öffentlichen Grund und Boden überzugreifen. Der alte Cato konnte sagen: „wer einen Bürger bestiehlt, endigt sein Leben in Ketten und Banden, wer aber den Staat bestiehlt, endet in Gold und Purpur."

Nicht minder bedenklich war es, dafs jede Feinfühligkeit den unterworfenen Bundesgenossen gegenüber aufhörte. Ein wahres Jagen nach Reichtümern ergriff den römischen Beamtenstand. Nachdem schon vereinzelte Klagen der unterdrückten Provinzialen berücksichtigt worden waren, wurde 149 v. Chr. durch Lucius Calpurnius Piso ein stehender Gerichtshof gegen Beamtenerpressungen eingesetzt. Doch auch dieses besserte nicht wesentlich. Die anfänglich senatorischen Beisitzer in diesen „Repetundenprozessen" zeigten wenig Lust ihre guten Freunde zu verurteilen. Das ward erst anders, als Gaius Gracchus ein Gesetz gab, welches die Geschworenen aus dem den Beamten in den Provinzen feindlich gegenüberstehenden Ritterstand entnehmen hiefs.

Übrigens zeigten auch die Ritter[1]) d. h. die römischen Bürger, welche sämtliche Steuern und Zölle in Italien wie in den Provinzen gepachtet hatten, in dieser Periode eine so grofse Geldgier, dafs die Lage der Provinzen oft unerträglich ward. Cato wies 198 v. Chr. sämtliche Steuerpächter wegen ihres schamlosen Wuchers aus seiner Provinz Sardinien heraus. Als es sich im Jahre 167 v. Chr. um die Verpachtung der macedonischen Bergwerke, welche einen reichen Ertrag boten, handelte, wurde vom Ritterstande öffentlich gesagt, „wo ein Steuerpächter hause, da höre Recht und Freiheit auf.“ Und dabei bedenke man, wie weit diese Pachtgesellschaften ihre Netze und Fäden ausgeworfen hatten. Kaum einen vermögenden Mann gab es, nach Polybius' Bericht, in Rom, welcher nicht offener oder stiller Teilhaber einer kaufmännischen Gesellschaft zur Pachtung der Staatseinkünfte gewesen wäre.



Gladiatoren.

Selbstverständlich stand es nicht überall im römischen Staate gleich schlimm. Ein guter Mittelstand bewahrte sich länger bürgerliche Einfachheit und bürgerliche Tugend. In den kleinen Landstädten Mittelitaliens hielt sich ein kraft- und charaktervoller Menschenschlag und z. T. aus ihm rekrutierten sich jene „neuen Männer“, welche der Aristokratie zum Trotz in die ihr bisher reservierten Beamtenstellen eindrangen und durch ihre Thaten diejenigen der alten Geschlechter verdunkelten. Marius wie Cicero stammten aus dem kleinen Arpinum, Cato aus der Landstadt Tusculum. Aber auf die hauptstädtische Bevölkerung mufste das üble Beispiel, welches die höheren Klassen in Bezug auf Luxus, Sittenlosigkeit und Geldgier gaben, sehr bald einen bestimmenden Einflufs ausüben. Die Vergnügungslust der Menge, ihr Streben unterhalten und erhalten zu werden, machte im 2. Jahrhundert v. Chr. ganz aufserordentliche Fortschritte. Die Zahl der Festspiele nahm stetig zu. In

[1]) Siehe oben S. 274.

den ersten Jahrhunderten der Republik wurden nur im September die „Römerspiele“ gefeiert. Gegen Ende des 3. Jahrhunderts kamen dazu die Spiele zu Ehren der Flora, der Ceres, des Apollo und der Kybele, sowie die Plebejerspiele, sie wurden nach und nach um mehrere Tage vermehrt, häufig aus Gewissensskrupeln zwei- oder dreimal jährlich gefeiert. Dazu wurde es Mode, dafs angesehene Privatleute bei Triumphen und Leichenfeiern Spiele veranstalteten. Und welcher Art waren diese Spiele? In demselben Jahre, als der erste punische Krieg begann, wurden zum ersten Male in Rom dem Publikum Fechterpaare vorgeführt, welche um ihr Leben einen Entscheidungskampf ausfechten mufsten. In dem Jahre des Bacchanalienprozesses (186 v. Chr.) wurden zuerst griechische Athleten und Tierhetzen, bei denen Löwen und Panther die Hauptrolle spielten, vorgeführt. Kein Wunder, dafs bei derartigen Zerstreuungen die Zahl derjenigen, welche aus dem Umherlungern ein Geschäft machten, zunahm. Cato schlug vor, das römische Forum mit spitzen Steinen pflastern zu lassen, damit den Bummlern diese Beschäftigung verleidet würde. Und in der That mufs es damit zu der Zeit, da Cato alt war, arg gewesen sein. Ein Monolog, welcher in die 194 v. Chr. zuerst aufgeführte plautinische Komödie „der Schmarotzer“ später eingelegt wurde, zählt ein paar Dutzend Lokalitäten her, von welchen eine jede durch eine bestimmte Spezialität von Tagedieben ausgezeichnet gewesen sein soll.



Isispriesterin.

Das Hauptübel, an welchem jenes Jahrhundert krankte, war die Zunahme des Gegensatzes zwischen den einzelnen Ständen und Bevölkerungsklassen. Die Hoffart der oberen Klassen gegen die geringeren führte mit Notwendigkeit zu jener Gährung, welche das Revolutionszeitalter (133—30 v. Chr.) aus sich gebar.

Die Beamten, und was nur mit dem römischen Beamtenstand zusammenhing, fühlten sich als Herrscherstand, dem nicht nur von den Provinzialen, sondern selbst von den Italikern blinder Gehorsam, sklavische Unterwürfigkeit gebühre. Charakteristisch sind hierfür die Berichte, welche Gaius Gracchus dem Volke mitteilte. Ein Konsul, erzählte er, sei mit seiner

Gattin nach Teanum in Campanien gekommen. Dort habe letztere in dem Männerbad ein Bad nehmen wollen. Schleunigst wurde von den Behörden der Befehl gegeben, das Bad zu räumen. Da aber der Befehl nicht schnell genug ausgeführt wurde, auch das Bad nach der Ansicht der hohen Dame nicht reinlich genug gewesen war, wurde einer der angesehensten Bürger mit Ruten öffentlich ausgepeitscht. Aus ähnlichen Anlässen sollen zwei Beamte in Ferentinum den Tod erlitten haben, als sie den Zorn eines Prätors erregt hatten. Sogar ein als Gesandter reisender junger Senator habe einen Hirten von Venusia, welcher sich einen unehrerbietigen Scherz erlaubt hatte, zu Tode prügeln lassen. Derartige eklatante Fälle sprechen mehr als lange Berichte. Sie erklären den furchtbaren Hafs, welcher die Italiker niederen Rechts gegen die Tyrannei des herrschenden Volkes erfüllte. In der That ward die Kluft zwischen Bürgern und Bundesgenossen durch vielerlei erweitert. Nach dem hannibalischen Kriege wurden die Bürgertruppen in die Heimat entlassen, die bundesgenössischen Kontingente blieben bei den Fahnen und wurden als Besatzung in die neuerrungenen Provinzen gesandt. Die ungünstigere Rechtsstellung, welche den Bundesgenossen gleich anfangs durch Spezialverträge mit Rom gewährt worden war, wurde um so drückender empfunden, je gröfser die Kriegslasten waren, welche den Gemeinden auferlegt wurden, und je mehr sich die wirtschaftliche Lage der italischen Bauernschaft überhaupt verschlimmerte. Wie gedrückt die Lage gerade der mittelitalischen Bundesgenossen war, dafür zeugt nichts mehr, als die Klage der Samniten und Paeligner 177 v. Chr.: sie könnten die von Rom geforderte Truppenzahl nicht stellen, da ihre Bevölkerung durch Auswanderung, namentlich in die benachbarten Latinerkolonien, abgenommen habe; 4000 Familien seien in wenigen Jahren nach Fregellae übergesiedelt. Der freie Bauernstand nahm reifsend ab, die Plantagen- und Sklavenwirtschaft drückte jede Konkurrenz nieder.

Trotz aller dieser bedenklichen Vorboten des Verfalls bietet das 2. Jahrhundert einige Seiten dar, welche es zu den anziehendsten Erscheinungen der Weltgeschichte, insbesondere der Kulturgeschichte macht.

Schon gegen Ende des 3. Jahrhunderts war durch einige mit griechischer Bildung vertraute Männer aus Süditalien der Versuch gemacht worden, auch den Römern eine poetische Litteratur zu verschaffen. Bei der Künstlichkeit dieser Versuche fehlte den ersten derselben noch jeder poetische Gehalt. Aber die Tragödien und Komödien des Livius Andronicus (eines als Knabe in Tarent gefangenen Sklaven) und des schon bedeutend selbständigeren und begabteren Dichters Naevius ebneten den gröfseren Dichtern aus den ersten

Jahrzehnten des 2. Jahrhunderts den Weg. Naevius selbst ist schon bedeutsam durch seinen ersten wohlgelungenen Versuch den Römern ein wenn nicht volkstümliches, so doch nationales Epos zu bieten. In noch recht schwerfälligen saturnischen Versen[1]) besang er die Siege des römischen Volkes im ersten punischen Kriege, und das war sachlich und sprachlich ein bedeutender Fortschritt gegenüber der schülerhaften „Odysia“ (Odyssee) seines Vorgängers. Erst nach dem verdienstlichen Anfängen dieser epischen Gesänge konnte in Rom ein Epos entstehen, wie die „Annalen“ des Ennius (239—169 v. Chr.,) welches den grofsartigen Plan verfolgte, die wichtigsten Ereignisse der ganzen römischen Geschichte in einem der Ilias vergleichbaren heroischen Epos zur Darstellung zu bringen. Er bürgerte das homerische Versmafs, den Hexameter, in Rom ein und hat bei der Ausmalung des Einzelnen sich den grössten Dichter aller Zeiten zum Muster genommen. Aber nicht mehr



Szene aus dem Eunuchus des Terenz.

in schülerhafter Weise, wie Livius Andronicus, hat er den Homer übertragen. Vielmehr ist ihm selbst etwas eigen von dem dichterischen Schwung und der markigen Kraft seines Vorbildes. Ennius ist ein Sprachgenius ersten Ranges. Ihm verdankt die römische Sprache ihren epischen Wortschatz, er wufste für die zahlreichen neuen Ideen, welche er den Griechen entlehnte, den geeigneten Ausdruck zu finden oder zu bilden. Der Ton warmer nationaler Begeisterung war ihm eigen. Er besang die alten römischen Helden, Römertugend und Römerstolz, mit hinreifsender Kraft, und bot damit seinem Adoptivvaterlande eine Gabe, welche diesem unersetzlich war. Die Jugend begeisterte sich an seinen Werken, die späteren Dichter lernten von ihm. Ohne Ennius ist ein Vergil nicht denkbar, und es spricht keineswegs für eine besondere Feinheit des poetisches Verständnisses, dafs Vergils Aeneis, wenn auch

[1]) Mit einem solchen Saturnier deuteten ihm die Meteller, als Naevius sie mitgenommen hatte, ihre Rache an: „Schlimm werdens die Meteller dem Dichter Naevius machen!“

nur allmählich, das ältere Nationalepos in den Schatten stellen konnte. Auch in der Tragödie leistete dieser überaus fruchtbare Dichter hervorragendes. Seine „Andromache in Gefangenschaft“ ward noch in Ciceros Zeit bei den apollinarischen Spielen aufgeführt und wurde von Cicero bewundert.

Gleichzeitig mit Ennius dichtete Titus Maccius Plautus, welcher durch seine vortrefflichen Bearbeitungen griechischer Komödien und durch die originelle Weiterentwickelung dieser Kunstgattung würdig ist, dem Ennius an die Seite gestellt zu werden.

Allerdings der Gegenstand dieser Komödien ist, wie erwähnt wurde, der Art, dafs er nicht gerade veredelnd auf die römische Männerwelt einwirken konnte. Es ist die leichtlebige und liederliche Welt der Griechenstädte des 3. Jahrhunderts v. Chr. mit ihren alten Wollüstlingen, den jugendlich leichtsinnigen Liebhabern, den Grisetten, Kupplern, Schmarotzern und allen



Szene aus dem Phormio des Terenz.

Arten von Bedienten. Aber teils ward durch die Einbürgerung dieser heiteren Intriguenstücke die Phantasie der Zuschauer mit vielem neuem Bildungsstoff erfüllt, teils standen dieselben durch Geist und Witz auf einer bedeutend höheren Stufe, als das was bisher der Schaulust der Menge dargeboten war. Vor allem aber wurde die lateinische Sprache durch zahlreiche neue Wendungen, durch Wortspiele, bildliche Redensarten u. a. bereichert und erhielt durch die leichte neckische Form des Dialogs etwas biegsames und anmutiges, was sie bisher nicht besessen hatte.[1])

Auf dem von Plautus eingeschlagenen Wege folgten Cäcilius Statius (kam aus seiner Heimat Mailand um 194 v. Chr. nach Rom) und Publius Terentius Afer, beides Freigelassene. Die von dem letzteren erhaltenen

[1]) Nebenbei möge auch beachtet werden, dafs die uns erhaltenen 20 Stücke des Plautus durch ihre zahlreichen Hinweise auf das bürgerliche Leben und auf rechtliche Verhältnisse zu den wichtigsten kulturhistorischen Quellen jener Zeit gehören.

Komödien sind nicht so originell und volkstümlich, aber durch ihre gewählte Sprache und vollendete Form so ausgezeichnet, dafs man eben deswegen ihren eigentlichen Urheber in den Kreisen der Scipionen gesucht hat. In allen Zeiten ist er eine Lieblingslektüre der Gebildeten gewesen,auf dem Theater dagegen früh verschwunden.

Dafür blühten in jener Zeit andre Zweige der komischen Poesie, so die derben Atellanen, Poesien, welche das Leben der italischen Bauern schilderten und die etwas feineren Lustspiele, welche humoristische Gegenstände aus dem städtischen Leben entnahmen, aber doch in der Form sich etwas mehr an die Stücke der griechischen Komödien anlehnten.

Diesem Zeitalter gehört auch noch der vielleicht bedeutendste Satiriker der Römer Lucilius (148—103 v. Chr.) an. Die Römer, welche in so vielen anderen Gebieten der Kunst nur Nachahmer der Griechen waren, glaubten auf die Schöpfung der Satire besonders stolz sein zu dürfen. »Die Satire ist ganz unser eigen« sagt der Litterarhistoriker Quintilian und wahr ist, dafs kaum irgend eine Dichtungsart dem römischen Genius so sehr zusagte und von den Römern mit solcher Liebe gepflegt ist, wie die Satire. Gleichwohl ist auch sie zuerst von Ennius eingeführt und hat ihr Vorbild in griechischen Mustern des Alexandriners Sotades. Die Satire war ein Gemisch von prosaischen Betrachtungen und poetischen Exkursen, von ernsten Erwägungen und ausgelassenen Schwänken. Die Satiren des Lucilius, welche ja von Horaz als Muster in ihrer Art gepriesen wurden, haben sich über alle Erscheinungen des Tages, über die wichtigsten politischen, sozialen und wissenschaftlichen Fragen ausgesprochen. Bei Lucilius herrscht die poetische Form vor, auch nähern sich seine Satiren durch die Schärfe der Kritik und ihren Spott schon mehr jener später allein üblichen Gattung von Satiren. Die 30 Bücher des Lucilius müssen ein treues Abbild des damaligen Lebens gewesen sein, wie es sich in dem Kopfe eines lebensfrohen geistreichen Mannes voll Humor wiederspiegelt.

Auch auf dem Gebiete der Geschichtschreibung hat diese Zeit vortreffliches geleistet, soweit sich das nach den bei anderen Schriftstellern erhaltenen Fragmenten beurteilen läfst.

Die ältesten römischen Historiker (um 200 v. Chr.), wie Fabius Pictor, Cincius, Acilius hatten in griechischer Sprache geschrieben, die alte Zeit kurz berührend, die Vorgänge ihrer Zeit ausführlich.

Ihrem Beispiele folgen auch die lateinisch schreibenden Historiker dieser Epoche. Ein in jeder Beziehung ausgezeichnetes Werk waren Catos Origines d. i. »Ursprungsgeschichten.« Er verliefs dabei den einseitig römischen



Kopf des Achill, wie er Briseis hingiebt. (Von einem pompejanischen Wandgemälde).

Standpunkt und gab eine italische Landeskunde, worauf er in der zweiten Hälfte die Geschichte seiner Zeit unter Einlegung von Reden schlicht, aber mit natürlicher Lebendigkeit schilderte. Seine jüngeren Zeitgenossen folgten ihm auf diesem letzteren Wege.

Sie vermieden es ebensosehr wie die späteren rhetorisierenden Annalisten, die Thaten einer vorhistorischen oder gar mythischen Vorzeit ausführlich zu schildern, sie gaben dafür eine genaue Darstellung der Zeitereignisse. Vortrefflich mufs die Gracchenzeit durch Fannius (Consul 122 v. Chr.), den Freund des älteren Gracchus, geschildert gewesen sein, namentlich auch durch die Einfügung der Reden, welche hervorragende Staatsmänner gehalten haben: das ersehen wir noch aus Plutarchs Bericht, welcher Auszüge daraus bringt.[1])

Nicht geringeres Lob verdienten die historischen Schriften des edlen, durch den Parteihafs der Ritter verbannten Publius Rutilius Rufus, des Freundes der griechischen Philosophen Panaetius und Posidonius. Eine über die gewöhnlichen Chronikenschreiber hinausgehende Auffassung zeigt auch Sempronius Asellio, welcher vor allen den pragmatischen Zusammenhang der Ereignisse zu geben nicht eine äufserliche Erzählung der Begebenheiten zu suchen eines Geschichtsschreibers würdig erachtete. Die nur in den Berichten späterer griechischer Schriftsteller erhaltenen Überreste dieser Historiker zeigen welche fruchtbaren Anfänge die römische Geschichtschreibung gemacht hatte, bevor sie in der sullanischen Zeit auf das trübe Niveau einer rhetorischen, wenig wahrheitsgetreuen Annalenschreiberei über die Vorgänge einer sagenhaften Vorzeit herabsank.

Der Verlust der besseren historischen Schriften ist doppelt bedauerlich, da uns so auch ein Einblick in die damalige Entwickelung der römischen Beredsamkeit erschwert ist. Ganz zweifellos waren die hervorragenden Redner des 2. Jahrhunderts an Gedankenfülle, an Energie des Denkens und an wahrem Pathos den Rednern des 1. Jahrhunderts überlegen. Unter ihnen sind die bedeutendsten Staatsmänner, so ein Cato, Scipio Aemilianus, die Gracchen, die Historiker Fannius, Papirius Carbo, aufserdem namentlich die beiden Männer, in welchen der junge Cicero die Hauptmeister der Beredsamkeit erkannte: Licinius Crassus und Marcus Antonius († 87 v. Chr.), der Grofsvater des Triumvirs). Dieses Lob aus Ciceros Munde, wie die Fragmente ihrer Reden zeigen allerdings, dafs beide, namentlich Crassus, auch in rednerischer Formenschönheit, in äufserer Eleganz tüchtiges geleistet haben, und an rhetorischer Schulung jene vorhergenannten Staatsmänner, denen die rechte Sache auch die rechten Worte in den Mund legte, übertroffen haben.

[1]) Vgl. Neue Jahrbücher für Philologie 1896 S. 357, daneben Eduard Meyer Programm der Universität Halle 1894.

Roms westliche Provinzen vor ihrer Romanisierung.

Seit dem zweiten Jahrhundert beginnt für Rom jene mehrere Jahrhunderte fortgesetzte Thätigkeit, die weniger kultivierten Völkerschaften im Westen des Mittelmeers in den Bereich seiner Machtsphäre und Kulturentwickelung zu ziehen und sie zu romanisieren.

Nie hat Rom ernstlich daran gedacht, die Länder griechischer Zunge in gleicher Weise sich anzugliedern. Dafür gehen diese in kultureller Beziehung meist ihre eigenen Wege, ja gewinnen zeitweise sogar bedeutend an Terrain dem Romanismus gegenüber.

Unter den Völkerstämmen des Westens, welche früh dem Einflufs römischer Kultur ausgesetzt gewesen sind, sind Iberer und Kelten die wichtigsten. Über beider Stammeseigentümlichkeiten, welche sich auch unter römischer Hülle bemerkbar gemacht haben, mögen hier einige Angaben geboten werden.

In ältester Zeit wurde Europas Westen nur von wenigen Völkergruppen eingenommen, darunter die Iberer,[1]) von nichtarischem Stamme. Sie bewohnten die iberische Halbinsel und einen guten Teil Frankreichs; Manche bringen sie mit den italischen Ligurern sowie mit den britischen Siluren in Zusammhang; sie hätten sich in diesem Falle über ganz Westeuropa erstreken müssen, auch die Balearen, Sardinien und selbst Sicilien hätten sie einst bewohnt; in der That besitzt man Anhaltspunkte für die einstige nördliche Ausbreitung der Iberer, welche die Römer auf Südwesteuropa beschränkt trafen. Die im Süden der Garonne wohnenden Aquitanier gehörten dem iberischen Stamme an, wie die heute noch in jener Gegend lebenden Basken. Von der einst weitverbreiteten Sprache dieser alten Iberer, deren Herkunft noch dunkel, wissen wir so wenig, wie von ihrer Kultur. Zu unbestimmbarer Zeit wanderten benachbarte Kelten aus Frankreich über die Pyrenäen ein und verschmolzen, jedoch nur im Mittellande, mit den Iberern zu dem Volke der Keltiberer, als welche sie eigentlich die Römer kennen lernten. Im Norden des Landes erhielt sich dagegen die iberische Bevölkerung rein: ihre wichtigsten Stämme waren die Lusitaner in Portugal, die Cantabrer im Norden und die Vasconen in Guipuscoa und Navarra. Unaufgehellt bleibt, dafs bei den Keltiberern die oskischen Schriftzeichen in Gebrauch standen.

---

[1]) Vgl. oben S. 161 f., wo u. a. der Vermutung gedacht ward, dafs sie den Libyern verwandt gewesen seien.

Dürfen wir nach den gegenwärtigen Nachkommen der Iberer, den Basken, urteilen, so waren sie ein gewandtes, tapferes, fröhliches, freiheitliebendes Volk. Wahrscheinlich über die ganze pyrenäische Halbinsel verbreitet, ist doch ungewifs, ob sie wirklich das alte Hispanien ganz und gar bevölkerten, denn das Verhältnis der dortigen Kelten zu den Iberern war nachmals sehr eigentümlich, indem beide streckenweise durch- und nebeneinander wohnten. Der zweite Punierkrieg trug den Römern die karthagischen Eroberungen im Süden des Landes ein; den Norden unterjochten sie erst



Pompeji. (Casa del Fauno).

nach den hartnäckigsten Kämpfen. Nach Spanien zog nunmehr die ganze römische Kultur, darum ward es auch so fruchtbar an gebildeten Schriftstellern. Nach völliger Unterwerfung genofs es ununterbrochen Ruhe bis auf die Völkerwanderung, was die gründliche Romanisierung des Landes erklärt. Sowohl Griechisch und Punisch als keltiberische Idiome, mit Ausnahme jener im Norden und Nordwesten der Halbinsel, wichen dem Lateinischen, welches die iberischen Namen zwar korrumpierte, ihnen aber doch ihren eigentümlichen Charakter beliefs. In Ausbeutung der Landesprodukte traten die Römer in die Fufstapfen der Karthager, wie z. B. in der alten Tartesis Baetica, im heutigen Distrikte Huelwa und am Rio Tinto, wo die *procuratores metallorum*

zur Zeit des Kaiser Nerva die guten Kupfererze suchen liefsen. Die Erzgewinnung bildete überhaupt in dem metallreichen Lande den Hauptzweig der römischen Industrie.

Nördliche Grenznachbarn der Iberer waren die schon erwähnten arischen Kelten.

Vermöge ihrer Lage im äufsersten Westen Europas sind sie für das erste Volk indogermanischen Stammes in diesem Weltteile zu halten, zweifelsohne älter als die Hellenen und Italiker. Sie drangen bis nach Gallien und



Pompeji. (Casa dei Principi).

den britischen Inseln vor, wo sie die ältesten historisch bekannten Einwohner bilden. Von Gallien wanderten später wiederholt einzelne Volkshaufen aus, und zwar erscheinen die im äufsersten Westen Hispaniens angetroffenen keltischen Scharen dort schon seit 500 v. Chr. angesiedelt. Ein Jahrhundert später brachen sie in Oberitalien ein und liefsen sich hier nieder, nachdem sie Ligurer, Etrusker und Umbrer nach Süden gedrängt hatten; gleichzeitig zogen sie nach Osten, besetzten die Alpen und das südliche Deutschland bis zur Donau. Die Helvetier in der Schweiz, ihre östlichen Nachbarn die Vindeliker, Noriker und Taurisker waren Kelten; das keltische Volk der

Bojer hauste in Böhmen, dem es seinen Namen hinterliefs, und südöstlich vom Alpengebirge, worauf die genannten Stämme bis zu dessen äufserstem Osten wohnten, safsen um Donau, Save und Drina die keltischen Skordisker als Grenznachbarn illyrischer Völker. Zu Alexander d. Gr. Zeiten unterjochten die Kelten Pannonien und die Saveländer, drückten auf die illyrischen Triballer und überschwemmten vorübergehend 280 v. Chr. Griechenland.[1]) Darauf liefsen sie sich inmitten Thrakiens nieder und machten Tyle im Süden des Haemus für länger denn ein Jahrhundert zum Mittelpunkte eines mächtigen Gemeinwesens. Ja ein Teil dieser thrakischen Kelten wanderte sogar nach Kleinasien und gründete dort das Reich Galatien, wo die keltisehe Sprache jedoch in Bälde erlosch.

Es gab demnach eine Zeit, wo der keltische Stamm in Europa nicht nur der älteste, sondern auch geographisch der ausgebreitetste war. Freilich dauerte die Herrlichkeit nicht lange. Die kleinasiatischen Galater wurden von den Hellenen, die Kelten am Haemus von den Thrakern, jene in Oberitalien von den Römern aufgesogen; die im südlichen Deutschland aber wurden nach Westen zurückgedrängt durch die Germanen und die diese selbst vorwärts treibenden Slaven. Noch 113 v. Chr. safsen die Bojer in Böhmen, wohin sehr bald die germanischen Markomannen drangen.

Diese weitverbreiteten Kelten waren nun allerdings keine Barbaren und standen in manchen, ja in den meisten Beziehungen höher als ihre germanischen Nachbarn. Den neueren Forschungen zufolge scheint indessen doch bisher dem keltischen Hauptsitze, dem alten Gallien, vielfach ein zu hoher Bildungsgrad zugeschrieben worden zu sein, namentlich indem man die altkeltische und die gallorömische Periode nicht gehörig geschieden hat.

Die alten Gallier hatten keine Städte. Diese grofsen festen Bevölkerungscentren existierten bei ihnen so wenig als bei den Bretonen und Germanen. Sie kannten nur dreierlei: die Festung, das Dorf und das Haus, oppidum, vicus, aedificium.

Die gallische Festung (oppidum) darf man keineswegs mit der römischen oder mit der mittelalterlichen befestigten Stadt verwechseln. Das Oppidum, wie z. B. Bibracte, Gergovia, Alesia oder Avaricum, war eine Zufluchtsstätte, ein zu solchem Zwecke erwählter günstiger Punkt, der durch die geringen Mittel, welche der gallischen Technik zur Verfügung standen, noch befestigter wurden, nicht aber eine Stadt. Die Befestigungswälle umschlossen eine ansehnliche Zahl sehr einfacher Behausungen (Bulliot hat innerhalb der Befestigungen Bibractes zwei- bis dreihundert ausgegraben),

[1]) s. oben S. 259.

allein die Bevölkerung, die sich zur Zeit der Gefahr in das Oppidum drängte, zerstreute sich weithin über das Land, sobald die Zeiten halbwegs friedliche waren. An ständigen Bewohnern konnte das Oppidum nur einige Handwerker aufweisen, die einen festen Aufenthalt ihrem Gewerbe förderlich fanden. Gewöhnlich wurde eine Hügelspitze oder in einer weiten Ebene ein von Sümpfen und Moorland umgebener Punkt als geeignete Stätte für ein Oppidum erwählt. Auch die Biegungen eines Flusses wurden da als Verteidigungslinien betrachtet und benutzt. Bibracte auf Mont Beuvray ist ein Beispiel der ersteren Art; seine Befestigungsruinen umgeben die Hügelspitze diademartig. Avaricum, das dort stand, wo heutzutage die Stadt Bourges blüht, besafs nur geringe Befestigungswerke, war jedoch, dank den Sümpfen, die es umgaben, einer der stärksten Punkte in Gallien. Und Vesontio wieder, das moderne Besançon, befand sich infolge einer Flufsbiegung in sichernder Isolierung. War der erwählte Punkt felsig, und gab es viel loses Gestein im Umkreise, so wurde dieses Material zum Baue der Festung verwendet, auf waldigen Hügeln oder Ebenen aber bildete man aus mächtigen Baumstämmen eine Art Gehege, das, mit Erdreich und Steinen ausgefüllt, einen Wall vorstellte. Auch Erdwälle und Laufgräben schützten die Zufluchtsstätten.

Das Dunum war der Aufenthaltsort des gallischen Feudalherrn, des Vorgängers des Ritters im Mittelalter. Lag es nicht auf einer Höhe, so war es von Palissaden und von tiefen Gräben umgeben, die zu seiner Verteidigung dienten. Eine Anzahl kleiner Aufsenwerke diente dem Dunum, wie dieses dem Oppidum diente. Seine zeitweiligen Bewohner hausten in kleinen Dörfern oder auch vereinzelten Hütten über das Land hin verstreut. Häufig war von ihren Behausungen nicht mehr als das Dach über dem Erdreiche zu sehen. Landkrämer und ihre Saumtiere besorgten den Handel. Aufser dem militärischen Oppidum gab es auch das Handels-Oppidum oder Emporium, Örter, an denen Märkte abgehalten wurden, ein Brauch, von dem im grofsen Markte zu Beaucaire die letzte und nun auch schon absterbende Spur zu finden ist. Es waren dies zu gallischer Zeit keine eigentlichen Handelsplätze, sondern nur Orte zum Stelldichein zu Handelszwecken, doch entwickelten sich einige derselben unter römischer Herrschaft zu Handelsstädten. Meist befanden sie sich an schiffbaren Flüssen, und viele solcher Orte werden heute von französischen Städten eingenommen. War das Emporium zufällig örtlich mit dem militärischen Oppidum identisch, so wurde letzteres später, wenn entprechend, dem Handelsplatze beigezogen, oder es wurde auch aufgelassen. Ein merkwürdiges Beispiel von der Zähigkeit eines alten Brauches ist der Jahrmarkt, der immer noch wie vor alter Zeit auf der Höhe von Bibracte

gehalten wird, obwohl die Lage eine sehr ungünstige ist. Dieser Jahrmarkt ist der Überrest eines vor mehr als zweitausend Jahren zur selben Stelle getriebenen Handels.

Die Tendenz, welche sich darin gefiel, die gallische Civilisation bis zur Städtebildung zu vergröfseren, liefs sie auch den öffentlichen Versammlungen, welche die Römer „Senatus" nannten, gröfsere Bedeutung zuschreiben, als ihnen eigentlich zukommen kann. Es waren ganz einfach Volksversammlungen sehr lärmender Art, meist im Freien abgehalten, da die Gallier keine Beratungsgebäude besafsen und auch gar nicht lang genug beisammen blieben, um ordentlich beraten zu können. Der wirkliche Herrscher oder die wirklichen Herrscher über die civitas, d. h. Gemeinschaft, bestanden aus einem erwählten Oberhaupte oder deren mehreren, je nachdem. Doch gab es keine Hauptstadt, kein Regierungscentrum, und es steht nur anzunehmen, dafs das jeweilige Oberhaupt im Dunum oder in irgend einer befestigten Behausung residierte.

Die Schlufsfolgerung, die sich ergiebt, ist: dafs die alten Gallier vor der Zeit Cäsars eine nur sehr primitive politische Organisation besafsen, die eine gröfsere Nationalitätenbildung als solche nicht gut zuliefs, dafs zugleich aber die kleinen Gemeinschaften schwer zu leiten und zu verwalten waren; dafs ihre Religion noch barbarischer und ihre Priesterschaft noch unwissender und tyrannischer gewesen, als angenommen wird, dafs ihre Lebensweise zu Friedenszeiten der Entwickelung der Intelligenz eben so ungünstig gewesen wie jener des Handels, und dafs ihr Mangel an festem Zusammenhalten und einer tüchtigen Führung ihnen im Kriege stets entgegen gestanden hat.

Was den allgemeinen Charakter der gallischen Religion anbelangt, so geht derselbe aus der Darstellung Caesars ziemlich deutlich hervor. Man kann daraus entnehmen, dafs die Götterlehre der Gallier ein dem religiösen Systeme der Römer und der Griechen ähnlicher Polytheismus war, den eine Unzahl mehr oder weniger zeremoniöser Andachtsübungen umgaben. Das mit der Bedienung der Götter betraute Priestertum führte die Benennung Druiden.

Als erste Aufgabe der Druiden galt freilich die Abhaltung der öffentlichen und privaten Opfer nebst der Auslegung der religiösen Traditionen. An der Spitze der Druiden stand ein Oberpriester, der volle Gewalt über alle anderen hatte. So oft derselbe starb, folgte ihm der würdigste aus der Schar der Druiden nach, und wenn mehrere gleich würdige vorhanden waren, entschied man durch Wahl. Die Druiden nahmen nie thätlich am Kriege teil; auch waren sie von allen Steuern und persönlichen Dienstleistungen befreit. Sie vermieden sorgsam, irgend etwas schriftlich aufzuzeichnen, viel-

leicht einesteils damit ihre Wissenschaft sich nicht unter dem Volke verbreite, andernteils damit ihre Schüler, im Vertrauen auf die schriftliche Aufzeichnung, nicht etwa in der Schärfung ihres Gedächtnisses erlahmten. Allein die Druiden waren noch mehr als blofs Priester; dies entsprang aus ihrem geheiligten Charakter: sie waren zugleich Richter. Sie richteten nicht blofs über einzelne, sie entschieden sogar in Streitfällen zwischen ganzen Stämmen. Ihr Ausspruch galt für geheiligt, man beugte sich vor demselben, wie vor einer Kundgebung der Götter, und wer sich etwa widersetzte, wurde exkom-



Tragisches Theater, dahinter die Gladiatorenschule, in Pompeji.

muniziert. Diese von den Druiden in Gallien ausgeübte Meinungsautorität hat ein Seitenstück an jener, welche man den irländischen „Brehons" beimafs (das irländische Wort *brehon* bedeutet Richter). Nur bestand der Unterschied darin, dafs die irischen Brehons keine Priester waren, ihr Ausspruch daher keine übernatürliche Weihe besafs.

Unter Druiden haben wir uns also eine Klasse von Menschen, gewissermafsen eine Priesterkaste vorzustellen, deren einzelne Mitglieder zugleich Richter, Opferdiener, Zauberer, Physiker und Ärzte waren. Offenbar

müssen diese Leute weniger unwissend gewesen sein als das Volk, das sie verehrte und ihnen gehorchte. Schon dadurch, dafs die Druiden eine eigene und zwar eine über die Allgemeinheit des Volkes erhabene Körperschaft bildeten, erklärt es sich übrigens, dafs die Unwissenheit ihnen geheimnisvolle und wunderbare Praktiken zuschrieb.

Hinsichtlich der materiellen Kultur gingen die keltischen Völker der Rhein- und Donaugegenden, im Besitze unsrer Haustiere, des Ackerbaues kundig und in allen Künsten fortgeschrittenen Lebens, selbst in der Tracht ihren germanischen Nachbarn im Norden und Nordosten lange voraus. Der Luxus der Gallier bestand zu jener Zeit beinahe ausschliefslich in schönen Waffen, Harnischen und Pferdegeschirren; die Schmiede und Goldschmiede wandten daher ihre vollste Kunst auf alle Ausrüstungsgegenstände des Kriegers und seines Pferdes, da diese Form ihrer Thätigkeit am besten, ja einzig geschätzt wurde. Während sie sich bemühten, tadellose Degen und tüchtige Schilde herzustellen, trachteten sie zugleich, alle Gegenstände, welche sie fertigten, zu zieren. So wurde die Plaquierung in Gold und Silber (eine Erfindung, welche Plinius den Galliern zuschreibt) zuerst zu Ornamentierung des Sattelzeuges angewendet, und dies erklärt uns vielleicht, warum die eduensischen Werkleute das Email zuerst und ganz vornehmlich auf das Pferdegeschirr anwendeten. Es steht nämlich heute fest, dafs die alten Gallier der Kunst des Emaillierens kundig gewesen sind. Die Ausgrabungen auf dem Mont Beuvray haben nicht allein eine Anzahl altgallischer emaillierter Gegenstände, sondern auch die Werkstätten der Emailleure zu Tage gefördert, und für das hohe, vorchristliche Alter dieser Funde spricht unter andern der streng keltische Charakter dieser Emails, die auch keine Spur römischen Kunsteinflusses tragen. Die Ornamentierung ist ganz so primitiver, roher Art, wie wir sie auf den aufgefundenen gallischen Töpferwaren finden. Metalltechnik und Bergbau waren überhaupt die Gebiete keltischer Industrie.

In Gallien wusch man Zinn an der Aurenxe, dann im Limousin, im Departement der Loire inférieure und im Morbihan; so kundig waren die alten Kelten in Metallarbeiten, dafs erst die Römer von ihnen das Verzinnen der Geschirre erlernten. Keltische Bergleute schürften endlich auf den wichtigsten der alten Fundstätten des Zinns, auf den normannischen Inseln und in Cornwallis. In den Alpen gewannen sie Gold, waren bald als Eisenarbeiter berühmt und wandten sich dem bergmännischen Betriebe auf Salz zu. In Spanien brachen sie Steinsalz am Ebro, im Salzkammergute, in Reichenhall und Hallein legten sie Grubenwerke auf den lebendigen Salzfelsen an, ja in Epirus, am Ostufer des adriatischen Meeres, war schon zu Aristoteles'

Zeit eine Art Salzsiederei nicht unbekannt. Ob die keltischen Gebirgswohner diese nicht ganz einfache Technik selbst erfunden oder aus fremden Ländern erhalten und nur vervollkommnet, ist nicht leicht zu entscheiden.

Mit Italien standen sie in Verkehr und etruskische Kunstfertigkeit hat schon frühe bis in versteckte Alpenthäler hingewirkt. Minder geschickt, ja überraschend weit zurück waren die Kelten in Töpferei und Baukunst; rohe Steine, wie der Steinbruch sie lieferte, setzten sie mit der flachsten Seite aufwärts in Thon; eine solche Mauer, an und für sich selbst nicht sehr stark, verstärkten sie mit hölzernen Pfosten, in Zwischenräumen vor der Mauer aufgestellt. Mörtel wurde nicht benutzt. Die Strafsen ihrer Siedlungen waren mit Steinen gepflastert und schmal, desgleichen ihre Landwege, nur schmalspurigen Wagen dienend, woran blofs ein Pferd ohne Deichsel befestigt war. Im ganzen darf man sagen: Ihre Kunstfertigkeit war nur ungemein gering und machte sich am besten noch an ihren Waffen geltend. Doch besafsen sie auch nicht viel schöpferische Begabung, so besafsen sie doch dafür das Talent, von anderen zu lernen, was ihren Nachkommen glänzend zustatten kam, und die Besiegten aus der römischen Civilisation derart Nutzen ziehen liefs, dafs sie die Quellen des Reichtumes, welche dem Lande eigen waren, erschlossen und in festen Ansiedelungen verwerteten und genossen.





Wandmalerei aus Pompeji.

Das Zeitalter der Revolution.

Die gracchische Reform und ihr Ausgang.

Die voraufgehenden Kulturbilder aus der Zeit der punischen Kriege haben gezeigt, dafs das staatliche Leben einer bedenklichen Krisis entgegenging. Das ward auch von den ehrlicheren unter den Aristokraten zugestanden, während deren Mehrzahl sich in dem schönen Traum von einer Weltherrschaft Roms zum besonderen Nutzen der herrschenden Gesellschaftsklassen zufrieden fühlte. Aber es fehlte unter den leitenden Männern an solchen, welche rücksichtslose Energie und den Mut, an Ideale zu glauben, besafsen. Das zeigt am besten das Beispiel des Publius Cornelius Scipio Aemilianus und seines älteren, erfahrenern Freundes, des jüngeren Laelius. Selbst der alte Cato, kein Freund derartiger geistreicher hellenisierender Adliger nach der Art des Scipio, hatte auf diesen Scipio, als er als junger Offizier vor Karthago lag, das homerische Wort angewandt: „Er allein ist verständig, die andern sind

wandelnde Schatten." Er hatte bei einzelnen Fällen die nötige Energie gezeigt, um das Laster vor Gericht zu bringen, die Weiber und die Pfaffen aus den Lagern vor Karthago und Numantia herausgetrieben, vor allen Dingen aber den Cassischen Gesetzvorschlag, welcher die geheime Volksabstimmung bei Kriminalfällen einführen und sie damit der unwürdigen Beeinflussung und Bestechung entziehen wollte, zum Siege verholfen. Aber um ein Reformwerk in gröfserem Stil ins Werk zu setzen, dazu war seine Auffassung von dem damaligen Stande der römischen Republik bereits viel zu pessimistisch. Er betete als Censor nicht, wie es üblich war, dafs die Götter den römischen Staat vergröfsern, sondern



Gräberstrasse bei Pompeji.

dafs sie ihn in seinem Bestande erhalten möchten. Von einem solchen Manne konnte man keine radikale Reform des ganzen Staatswesens, geschweige denn eine soziale Grundbesitzreform, welche in die gesamten bürgerlichen Rechte umgestaltend und bessernd eingriff, erwarten. Sein Freund Laelius, welcher 140 v. Chr. mit einem Vorschlag zur Aufteilung des Gemeindelandes hervorgetreten war, zog auf das Drängen der Optimaten seinen Vorschlag zurück und begnügte sich mit dem Titel „Sapiens" d. i. der „Verständige".

Welcher Art die Notlage, wie dringend erwünscht eine gröfsere soziale Reform war, das mögen folgende Angaben darthun. Plutarch erzählt, unter Berufung auf Gaius Gracchus, dafs dessen Bruder Tiberius Etrurien

durchziehend weite brachliegende Strecken Landes und nur fremdländische Sklaven, keine freien Arbeiter angetroffen habe. Diese Angabe einer bedenklichen Abnahme der freien Arbeiter findet eine Ergänzung in der obenerwähnten Nachricht von einer massenhaften Auswanderung vieler Tausende aus den samnitischen Gemeinden in die Stadt Fregellae. Die Landwirtschaft trug dem freien Arbeiter, namentlich da, wo er keinen gröfseren Markt in der Nähe hatte, nicht mehr genügend ein. Die Plantagenwirtschaft, welche vom Orient nach Karthago und von da zunächst nach Sicilien verpflanzt worden war, gestattete es den Gutsherrn, das Getreide zu Schleuderpreisen auf den italischen Markt zu werfen. Dazu kamen die Getreidespenden, welche die Beamten aus den Provinzen in die Hauptstadt sandten, um sich den „süfsen Pöbel“ für eine Neuwahl gewogen zu erhalten: sie konnten den Preis des Getreides nur drücken. Der dadurch beschleunigte wirtschaftliche Ruin der italischen Bauernschaft stand vor der Thür. Tiberius Gracchus konnte es in seiner markvollen Rede an das Volk aussprechen, dafs „die wilden Tiere in Italien eine Ruhe- und Lagerstätte besäfsen, dafs aber diejenigen, welche für Italien ihr Blut verspritzten, wohl Luft und Licht, aber auch nichts weiter ihr eigen nennen könnten, dafs sie heimatlos mit Weib und Kind von Ort zu Ort ziehen müfsten.“ „Die Herren der Welt“ rief er aus, „lügen, wenn sie vorgeben, sie kämpften in den Schlachten für ihre heimischen Gräber und Altäre: keins von beiden besitzen sie; sie kämpfen und sterben nur, damit andere in Reichtum prassen können; die sogenannten Herren der Welt besitzen selbst keinen Heller.“ Mit diesen Worten deutete Gracchus zugleich auf eine zweite Ursache der sozialen Not hin, die fortwährenden Feldzüge waren es, welche den freien italischen Landmann schwer bedrückten, ihn hinderten, sein Anwesen zu verwalten, ihn unfähig machten mit dem reichen Sklavenhalter zu konkurrieren. Und gerade diese Seite des Mifsstandes mufste auch in dem kühler denkenden Staatsmanne Besorgnis hervorrufen. Seit Alters war die Wehrpflicht der Italiker eine Last, welche nur den Ansässigen oder doch wenigstens den nicht ganz Besitzlosen traf: die eigentlichen Proletarier waren in regelmäfsigen Zeiten dienstfrei. Diese Ordnung, auf welcher das ganze römische Staatswesen aufgebaut war, mufste in sich zusammenfallen, sobald der Stand der Ansässigen und Besitzenden so bedenklich zusammenschmolz, wie das in den letzten Jahrzehnten geschehen war. Die Censusziffern zeigten eine stetige Abnahme der Bevölkerung selbst bei den Bürgern, trotzdem man durch Aufnahme von Halbbürgern und von Freigelassenen den Ausfall künstlich zu ersetzen bemüht war. Um so bedenklicher mufste es bei den Bundesgenossen stehen, welche dazu noch einen Teil des Ausfalles zu ersetzen und doch die unverminderte Truppenzahl zu stellen hatten.

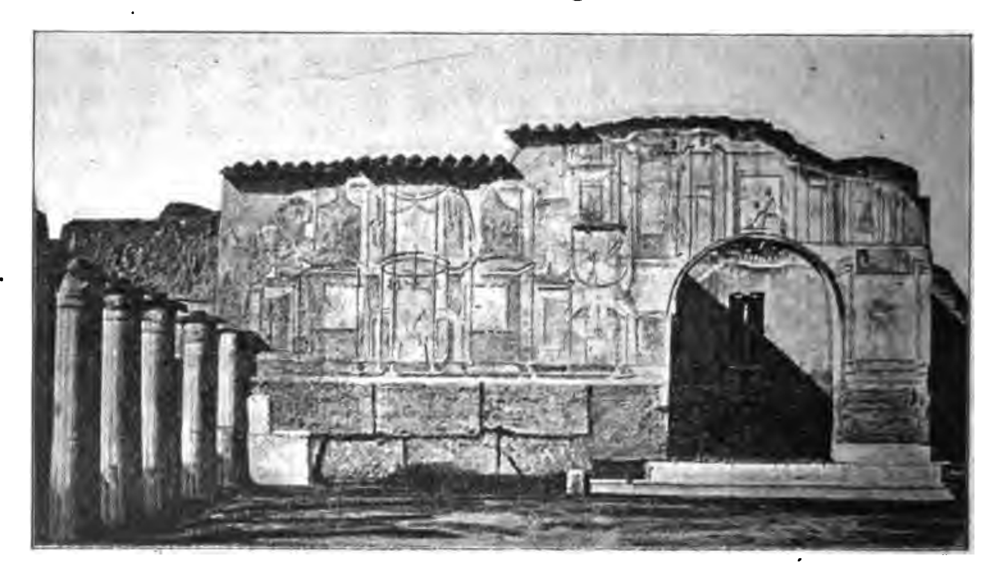
Aber die soziale Not Italiens, das Dahinschwinden des freien Bauernstandes und die gewaltige Zunahme von Sklaven- und Plantagenwirtschaft hatte auch, wie das einsichtigen Staatsmännern nicht verborgen bleiben konnte, seine sehr bedenklichen Seiten für das ganze römische Reich. Sieben Jahre bereits tobte in Sicilien ein schrecklicher Sklavenkrieg[1]), als Gracchus sein Tribunat antrat. Kleinere Sklavenaufstände hatten selbst in Italien unterdrückt werden müssen. Was wollten aber die par tausend Sklaven, welche dort überwältigt waren, gegen das furchtbare Blutbad heifsen, welches in Sicilien unter ihnen angestellt wurde! Allein 20000, welche dort lebend in die Hand des Consuls Rupilius fielen, wurden zur Abschreckung der übrigen ans Kreuz geschlagen. Ein gleich kommunistischer Aufstand, nur mit etwas anderer Etikette, war der Aufstand des Aristonikos in Kleinasien. In Delos selbst, dem Hauptsklavenmarkte, hatten die Römer einen blutigen Aufstand der empörten Banden bekämpfen müssen.

War schon das Übel der Sklaven- und Plantagenwirtschaft arg genug, so übertrifft doch das, was über die Sklavenjagden, über die Ausdehnung dieses Handels und die sauberen Mittel und Vermittler, deren sich die „Herren der Welt" dabei bedienten, höher gehängt zu werden. Auf dem genannten Stapelplatz des Sklavenhandels zu Delos sollen an einem einzigen Tage 10000 Sklaven ausgeschifft und auch verkauft worden sein. Der König von Bithynien klagte (um 100 v. Chr.) dafs er die von den Römern verlangten Truppen nicht stellen könne, weil die Sklavenjäger ihm alle junge Mannschaft im Lande aufgekauft hätten. Die Seeräuber, gegen welche schon 103 v. Chr. förmliche Schlachten geliefert werden mufsten, waren natürlich die besten Agenten dieses schmutzigen Handels.

Durch die Gewinnung der Mittelmeerländer, durch das dadurch erleichterte Zusammenströmen zahlreicher neuer Elemente auf italischem Boden steuerte Rom sehr rasch einer bedenklichen Krisis zu, noch bedenklicher, da selbst die in früherer Zeit üblichen Heilmittel, den sozialen Übelständen abzuhelfen, längere Zeit aufseracht gelassen waren. In früheren Jahrhunderten war das verarmte Proletariat durch gröfsere Austeilungen des eroberten Landes versorgt worden. In den anderthalb Jahrhundert nach Roms Eroberung war die Zahl der Bürgerbezirke (tribus) von 21 auf 35 gestiegen (s. S. 236) und das Gebiet mancher älterer Tribus hatte einen Zuwachs erhalten. Aufserdem aber waren ja an der Gründung der Latinerkolonien ebenso gut ärmere römische Bürger wie Latiner beteiligt gewesen. Das Gebiet der bis zum Jahre 177 v. Chr. gegründeten Kolonien beträgt annähernd 260000 Hek-

[1]) Der folgende Abschnitt wird die Arbeiterbewegung im Zusammenhang behandeln.

tare.[1]) Seit dieser Zeit hatte, von einer einzigen Ausnahme abgesehen, die Austeilung des Gemeindelandes aufgehört. Statt dessen war es das Bestreben der Kapitalisten wie der gröfseren Pachtgesellschaften gewesen, möglichst viel Gemeindeland in ihre Hand zn bekommen. Vergeblich war es gewesen, dafs Plebiscite einschärften, es sollte eine bestimmte Anzahl von freien Arbeitern auf dem Gemeindelande mit verwandt werden oder dafs sie Strafen auferlegten. Die Verhältnisse waren stärker als alle theoretischen Gesetzesbestimmungen, oder vielmehr die herrschende Optimatenpartei wufste alle ihrem Interesse und ihrem Geldbeutel widerstrebenden Gesetzesbestimmungen zu umgehen. Hier lag der Schwerpunkt der ganzen Agrarreform. Es handelte sich nicht nur darum, einige neue Gesetzesbestimmungen vom Volke beschliefsen oder



Neue Bäder in Pompeji.

einige ältere einschärfen zu lassen, sondern es galt den aktiven wie den passiven Widerstand der Nobilität dauernd zu brechen.

Diesen Versuch unternahm Tiberius Sempronius Gracchus, ein Enkel des älteren Scipio. Ein ehrenhafter, sittenstrenger junger Mann, der tapfer vor Karthago und Numantia gefochten hatte, ein vortrefflicher Redner und ein glühender Patriot, kurz der rechte Mann, ein solches Unternehmen zu wagen. Er war Idealist genug, um zu glauben, dafs die Adligen ihn mit Gründen, nicht mit Knitteln zu Boden schlagen würden. Das war seine Stärke, das zugleich sein Fehler. Er erneuerte das licinische Ackergesetz,[2])

1) Beloch, Der italische Bund S. 149 f.

2) Siehe S. 236.

beliefs sogar den grofsen Geschlechtern für ihre erwachsenen Söhne das doppelte Mafs (1000 Morgen), zog aber den Rest unbarmherzig ein. Eine Kommission von drei Männern, mit richterlicher Gewalt ausgestattet (die triumviri agris dandis iudicandis adsignandis), hatte Vollmacht, alles okkupierte Staatsland einzuziehen und jede einzelne Parzelle als unveräufserliches Ackergut in Erbpacht unter die armen Bürger zu verteilen. Gracchus selbst fiel schon während seines Tribunats, auf offenem Markte von den Banden, welche der spätere Oberpontifex P. Cornelius Scipio Nasica anführte, ermordet. Aber



Inneres eines Bades in Pompeji.

der Erfolg seines Reformgesetzes, welches er übrigens vorher mit den einsichtigsten Staatsmännern besprochen hatte, war aufserordentlich. Die Census-ziffern liefern den klarsten Beweis. Die Schätzung von 131 v. Chr. hatte nur 319000 waffenpflichtige Männer ergeben, 125 v. Chr. wurden 394000 solcher Bürger gezählt.

Aber die Durchführung der Agrarreform war nicht leicht erkauft. Vor allem hatte sie einen unheilvollen Rifs in der römischen Gemeinde zwischen dem herrschenden Amtsadel und der Volkspartei hervorgerufen.

Scipio Aemilianus, der eigene Schwager des Gracchus, hatte seine Ermordung gutgeheifsen, fiel aber bald von dem Dolche eines fanatischen Volksmannes getroffen, und — keiner wagte nach dem Mörder ernstlich zu forschen. Das aufserordentliche Kriminalgericht, welches unter Popilius' Leitung die Mitschuldigen des Gracchus aufspüren und als Aufrührer zum Tode verurteilen sollte, that allerdings seine Pflicht; sehr bald aber fand es Scipio Nasica geraten, sich aus der Hauptstadt zu entfernen und dem zunehmenden Hasse der Popularen auszuweichen.

Nicht minder bedenklich war ein anderer Umstand. Die Ackerausteilungskommission hatte vielfach auch das von den latinischen Kolonien und Bundesgenossen okkupierte Terrain miteingezogen. Dadurch waren diese Kreise aufs höchste erregt, und neben der Bodenreform trat jetzt ebenso gebieterisch die Bundesgenossenfrage in den Vordergrund.

Wie aber ist es zu erklären, dafs die anfangs so populäre und selbst von gemäfsigten Männern gutgeheifsene Reform sobald in Mifskredit gekommen ist, und selbst Männer wie Laelius und Mucius Scaevola sich heftig gegen sie ausgesprochen haben?

Es mag sein, dafs, indem die Durchführung eigenen Beamten übertragen, nicht in die Hände des Senats gelegt war, die Ausführung einen revolutionären Charakter erhielt, welcher einem jeden „braven Mann“ der Aristokratie Schaudern erregte. Wichtiger war jedenfalls ein anderes Moment. Die Ackerkommission griff aufs rücksichtsloseste in die privaten Rechte fast aller „respektabeln“ Familien ein. Besitztitel, auf welche sich schon mehrere Menschenalter hindurch einzelne Familien berufen, wurden vernachlässigt, alles, was von den jeweiligen Inhabern der Staatsländereien zur Meliorisation oder für Bauten aufgewandt war, war verloren. Auch in die gewaltigsten staatlichen Umwälzungen, in die Einziehung des Eigentums der toten Hand kann sich eine Generation leichter finden, als wenn es heifst, den seit ein bis zwei Generationen besessenen Privatbesitz wieder herauszugeben.[1])

Wie grofs aber auch der Widerwille war, welcher die gutgesinnten Optimaten gegen die Gracchische Partei erfüllte: die Bodenreform ward langsam, aber sicher durchgeführt und die neuen Besitzer versprachen eine kräftige Stütze der Reformpartei zu werden; die Bundesgenossenfrage konnte nicht mehr von der Tagesordnung verschwinden, nachdem Flaccus, der Konsul des Jahres 125, die Bundesgenossen ermutigt hatte, und nur mit Mühe der

[1]) Es liegt nahe, hier auf die Vorgänge der französischen Revolutionszeit hinzuweisen. Es war relativ leicht, die Güter der Adeligen und Geistlichen einzuziehen. Eine Wiederherausgabe der in Privathände übergegangenen Adelsgüter hätte Ludwig XVIII. nicht wagen dürfen.

Aufstand der Latinerkolonie Fregellae niedergeschlagen war. Da kehrte 124 v. Chr. Gaius Gracchus ohne Erlaubnis des Senates aus seiner Provinz Sardinien zurück und erwarb das Tribunat. Dort hatte ihn der Senat fast 2 Jahre zurückgehalten. Aber Gaius Gracchus liefs sich nicht halten, er trotzte der drohenden Verurteilung, indem er ausrief: „die Beutel, welche ich gefüllt mit in die Provinz brachte, habe ich geleert wieder zurückgetragen. Andre haben ihre Weinkrüge, die sie gefüllt mitbrachten, voll Silber in die Heimat zurückgeschleppt!" Das waren Worte, in welchen sich der ganze Adel seiner Gesinnung, zugleich aber auch die ganze Verworfenheit der damaligen herrschenden Klasse aussprachen, und — welche notwendig die Freisprechung nach sich ziehen mufsten. Der jüngere Gracchus war von einer gleichen Reinheit der Gesinnung, von gleich gewaltiger Beredsamkeit, aber er übertraf seinen Bruder wohl an Leidenschaftlichkeit und Rücksichtslosigkeit. Der Hafs gegen die Nobilität, welche seinen edlen Bruder hingemordet hatte, gab seinen Worten hinreifsende Gewalt, ohne dafs die nötige Besonnenheit seinem vor keinem Widerstande zurückscheuenden Vorgehen gegen das Senatsregiment gefehlt hätte.

Die Wiederaufnahme der Ackerverteilungen allein konnte ihm nicht mehr genügen. Dieselbe hatte ihre Grenze bei der Beschränktheit des im Jahre 123 v. Chr. noch verfügbaren Ackerlandes. Vor allen Dingen mufste er den Übergriffen des Senatsregimentes kräftig entgegentreten, um einer nochmaligen Reaktion vorzubeugen. Dieser Zweck giebt eine Erklärung für die weitergehenderen radikalen Reformen, welche er in Angriff nahm.

In der Gunst des Volkes befestigte er sich zunächst durch ein Gesetz über Getreideverteilungen. Dem Pöbel der Hauptstadt war zwar schon früher nicht selten das von den Statthaltern gesandte Getreide zu Schleuderpreisen gegeben worden. Von jetzt ab sollte es unter der Hälfte des gewöhnlichen Preises aus dem sempronischen Magazin geliefert werden. Er regelte ferner die Militärpflicht, er setzte die Erstattung der Kosten für die Ausrüstung fest und milderte die militärischen Strafen.

Während er dadurch die Ergebenheit der Menge gewann, suchte er durch andere Mafsregeln den Einflufs des Senats lahmzulegen. Vor allem wufste er ihm die Gegnerschaft des Ritterstandes zu erwecken. Dieser stand schon in den Provinzen vielfältig in Konflikt mit dem Beamtenstande. Jetzt wurden durch Gaius Gracchus' Richtergesetz die Geschworenen für die Erpressungsprozesse gegen Beamte in Rom aus dem Ritterstande entnommen und dadurch die Entscheidung vielfältig in die Hand der erbittertsten Gegner gelegt. Weiter gewann Gracchus den Kapitalistenstand, indem er ihm in den

Erträgen der reichen Provinz Asia (Kleinasien) ein weites Feld für seine gewinnreichen Spekulationen anwies.[1]) Die Gefolgschaft des Ritterstandes hatte sich Gracchus damit allerdings erkauft, aber um welchen Preis! Dolche, sagte er selbst, habe er unter die Bürger auf den Markt geworfen, damit sich die Parteien gegenseitig zerfleischen und vernichten möchten. Endlich nahm er auch die Bundesgenossenfrage in Angriff, die schwierigste von allen; an ihr aber litt der kühne Staatslenker selbst Schiffbruch.

Es war zwar sehr weise, dafs Gracchus bei den Koloniegründungen, welche in Ermangelung von italischen Domänen in den eroberten Staatsgebieten von Capua, Tarent und Karthago eingerichtet wurden, auch Bundesgenossen hinzuzog. Aber schon hierbei hatte er mit der Mifsgunst und dem Neid des hauptstädtischen Pöbels zu rechnen, welcher dem vom Senat gewonnenen Tribunen Marcus Livius Drusus zufiel, als er um Gracchus bei der Menge auszustechen, 12 Kolonien beantragte. Als Gracchus jedoch weiter vorging und den latinischen Bundesgenossen das Bürgerrecht, den übrigen eine bessere Rechtsstellung als bisher in Aussicht stellte, da wurde es den Optimaten, zumal bei der längeren Abwesenheit des gefeierten Redners in Karthago, nicht schwer, ihn zu diskreditieren und seine Wiederwahl zum Tribunat zu hintertreiben. Damit war Gracchus' Fall besiegelt. Der Konsul Lucius Opimius griff mit bewaffneter Macht ein, Gracchus selbst mit einigen hundert seiner Anhänger fand den Tod, da er selbst wohl mit Gesetzen und Reden, nicht mit Waffen seine Gegner bekämpfen wollte.

Die Reformgesetzgebung der Gracchen ist der letzte Versuch gewesen, mit ehrlichen und gesetzlichen Mitteln die bürgerlichen und gesellschaftlichen Schäden zu heilen. Wohl waren die Heilmittel selbst nicht unähnlich dem Gifte, welches sie im Staatsorganismus bekämpften. Aber sowohl die Lauterkeit der Reformer wie die Klarheit ihres Urteils über das, was notwendig war, kann nicht bestritten werden, und es wäre noch abzuwarten gewesen, ob nicht die allmählich erstarkte und vergröfserte Neubürgerschaft etwa in einer föderativen Organisation, wie sie sich die Italiker später im Bundesgenossenkriege gegeben haben, die noch bestehenden oder neuerstehenden Mifsstände beseitigt haben würde.

Keine bessere Rechtfertigung für das Vorgehen der beiden edlen Volkstribunen giebt es, als die Mifswirtschaft und Verkommenheit der nächsten Generation.

[1]) Die Ausbeutung dieser Provinz war eine derartige, dafs die Provinzialen von einem fanatischen Hafs gegen ihre Peiniger erfüllt wurden und im Jahre 88 v. Chr. an einem einzigen Tage alle Römer in der ganzen Provinz (mindestens 80 000) ermordeten.



Eine Landschaft. (Pompejanisches Wandgemälde).

Kaum je hat ein Volk einen derartigen Versuch, die sozialen Schäden zu heilen, unternommen: das damalige Rom hat damit das schönste Zeichen seines noch nicht erloschenen Idealismus an den Tag gelegt.

Allerdings hat aber auch selten ein Volk uneigennützigere und talentvollere Vorkämpfer auf diesem Gebiete besessen, als die Römer sie in den Gracchen und ihrem Kreise edler Staatsmänner und Philosophen besafsen.

Die Arbeiterbewegung im Altertum.

Die furchtbaren Massenbewegungen der unfreien Arbeiter des Altertums haben sich, gleich denjenigen anderer Zeiten und anderer Arbeiter oder Klassen, nicht urplötzlich erhoben[1]). Ein Tropfen rinnt nach dem andern, ein Stein bröckelt los und wieder einer; wer kann sagen, wann der Felsen in die Tiefe stürzt? Die ganze Gefahr der Lage wird entweder gar nicht oder erst dann bemerkt, wenn mit den gewöhnlichen Mitteln der Verwaltung und Gesetzgebung nicht mehr auszukommen ist und die harten Fäuste der Massen an die Schranken befestigter Interessen und überkommener Anschauungen pochen.

Eine solche Zeit war unmittelbar nach der Mitte des zweiten Jahrhunderts eingetreten, als die Zerstörung von Karthago und Korinth die bereits thatsächlich verhandene Weltherrschaft des römischen Schwertes und die beginnende des römischen Geldes allen Völkern des Mittelmeergebietes mit furchtbar deutlicher Schrift kund gethan hatte. Die Entwickelung der wirtschaftlichen Verhältnisse Italiens traf damals mit einer ähnlichen ökonomischen Zerrüttung in Griechenland und den hellenistischen Staaten des Ostens zusammen. Und es ist bezeichnend für den ursächlichen Zusammenhang des Proletariats und des Sklaventums, dafs, unmittelbar bevor in Rom die politisch freie, aber unselbständige Menge ihre Ansprüche geltend macht, im ganzen Mittelmeergebiete die geknechtete Arbeit ihrer tausendarmigen Kraft inne wird und selbständig an verschiedenen Orten zugleich einen Sturm gegen die bestehende Gesellschaftsordnung unternimmt.

Man darf, so unsicher genaue Schätzungen der Zahl der Sklaven bisher gewesen sind, unbedenklich annehmen, dafs überall, wo die Geldmacht wirtschaftete, die Freien sich in der Minderzahl befanden. Die wenigen Besitzenden waren dafür um so reicher; die Anstalten zur Vermehrung des Reichtums und zur Ausbeutung der Menschenkraft um so grofsartiger. Die nötigen Arbeiter wurden hauptsächlich aus zwei Quellen bezogen, den fortwährenden Kriegen und dem Sklavenhandel. Die Römer hielten immer an der Strenge des Kriegsrechts fest, nach welchem der besiegte Feind mit Gut und Leben dem Sieger verfallen war[2]). Die lebendige Beute begann ein

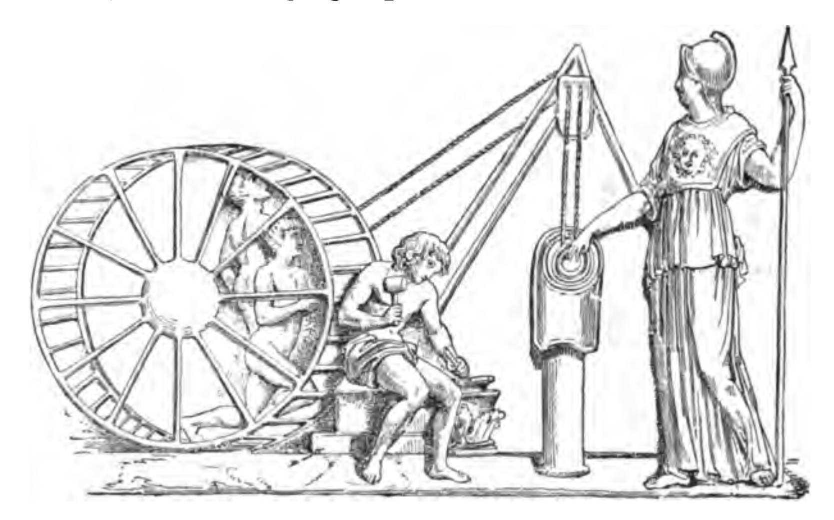
---

[1]) Karl Büchner, die Aufstände der unfreien Arbeiter 143—129 v. Chr. Frankfurt a. M. 1874. 8⁰.

[2]) Schon im Jahre 209, nach der Eroberung Tarents, wurden 30,000 Gefangene verkauft, im Jahre 207, nach der Schlacht am Metaurus, über 5000, im Jahre 200 mindestens 15,000. Der ältere Tiberius Sempronius Gracchus warf bei seiner Rückkehr aus dem sardinischen Kriege

Hauptfaktor zu werden bei jedem neuen Kriege, und die jahrelangen Kämpfe gegen ungefährliche ligurische, illyrische und spanische Stämme scheinen vielfältig Sklavenhetzen gewesen zu sein. Dem Heere folgte der Sklavenspekulant; der Feldherr war vielleicht selbst ein solcher; und fehlte es an Feinden, so griff man wohl Freunde an unter Mifsachtung von Eiden und Staatsverträgen.

Die Gefahren dieses Systems zögerten nicht sich zu offenbaren. Kurz nachdem der letzte macedonische, der achäische und der dritte punische Krieg die Sklavenmassen Italiens um eine starke Anzahl vermehrt hatten, loderte wie nach dem Hannibalischen Krieg schon zuvor, überall die Flamme des Aufruhrs hell empor. Die Bewegung begann nicht in Italien, sondern auf der ge-



Minerva überwacht die Arbeit der Sklaven (zu Capua gefundenes Basrelief).

segneten Nachbarinsel Sicilien, der Kornkammer Roms. Man ist geneigt, mit diesem Ausdrucke die Vorstellung glücklicher Verhältnisse zu verbinden. Mit Unrecht. Die römische Geldoligarchie begegnete sich in der Ausbeutung des überaus günstigen Bodens mit der längst vorhandenen einheimischen, nur dafs es jener viel leichter gemacht war, ins grofse zu wirken. Das Gebiet war Domäne des römischen Volkes, und wenn wir hören, dafs M. Antonius hier dem Rhetor Sex. Clodius ein Landgut von 2000 Morgen schenkte und dafs Verres als jährlichen Ertrag eines einzigen Gutes 42 000 römische Scheffel

(177), in welchem mehr als 80,000 Menschen getötet oder gefangen wurden, solche Massen auf den Sklavenmarkt, dafs der Preis bedeutend fiel, und seitdem das Sprichwort in Schwung kam „Spottbillig wie ein Sarder.“ Nach der Besiegung des Perseus wurden in Epirus siebenzig Städte zerstört und 150,000 Menschen verkauft.

Weizen mit Beschlag belegte, was auf eine Fläche von 1000 Morgen schliefsen läfst, so können wir uns im allgemeinen eine Vorstellung von der Ausdehnung der dortigen Wirtschaften bilden. Die meisten Grofsgrundbesitzer waren auch vor Cicero's Zeit, also bald nach der Eroberung der Insel, römische Ritter; mit ihnen wetteiferten, in Habsucht und Rücksichtslosigkeit, die einheimischen Sikuler. Den kleinen Bauer und Pächter drückte nicht blofs die Konkurrenz der mit mächtigen Geldmitteln arbeitenden Grofswirtschaft, sondern auch die Härte des Fruchtzehnten, welchen er nach einer altsicilischen Einrichtung an die Römer zu entrichten hatte, und der von diesen alljährlich nach Stadtbezirken an Unternehmer verpachtet wurde.



Ein Sklavenkind. (Villa Borghese).

Auf einem solchen Hintergrunde mufste sich das Elend der Sklavenwirtschaft in besonders grellen Farben abzeichnen. Ganz Sicilien war von einer unglaublichen Menge unfreier Arbeiter überschwemmt. Barbarische Syrer, also Semiten, ein Menschenschlag von unverwüstlicher Geduld und Zähigkeit, bildeten die grofse Mehrzahl. Daneben mochten die Kämpfe in Afrika und Griechenland, wie die in Spanien, manchen Mann unter diese verkommenen Scharen geführt haben, der die goldenen Tage der Freiheit nicht vergessen konnte und mit stummem Grimme Pläne, wie sie nur die Verzweiflung eingiebt, in tiefer Brust verschlofs. Die Behandlung war die denkbar schlechteste. Wo der Ackerbau noch das Feld behauptet hatte, lebten die armen Knechte unter der Aufsicht eines selbst unfreien Verwalters herdenweise beisammen. Ihre Wohnung bildete die wohlverwahrte Arbeiterkaserne, ein halbunter-

irdisches Gebäude mit schmalen Fenstern, welche so hoch vom Boden angebracht sein mufsten, dafs sie nicht mit der Hand erreicht werden konnten. Mit Fesseln belastet, auf Stirn und Gliedern gebrandmarkt, zogen sie am frühen Morgen zu harter Arbeit aus. Es war dafür gesorgt, dafs sie bis Sonnenuntergang in Atem gehalten wurden. „Der Sklave mufs entweder arbeiten oder schlafen," hatte der alte Cato gesagt, der römische Musterwirtschafter dieser Zeit. Den Herren kam es lediglich darauf an, mit möglichst



Cirkuskutscher.
Mosaik des Museo Kircheriano, Rom. (Nach Schreiber).

geringen Kosten möglichst reichen Gewinn zu machen. Wiesen sie doch die Sklaven zur Befriedigung ihrer geringen Bedürfnisse an Nahrung und Kleidung auf den Raub hin, der ohnedies dem Hirtenleben so nahe liegt. Bald waren in ganz Sicilien Weg und Steg unsicher; allein und unbewaffnet wagte niemand mehr, selbst auf den Hauptverkehrsstrafsen der Insel zu reisen; täglich hörte man von Raubmord und Gewaltthat. Bald thaten sich die räuberischen Hirten in Scharen zusammen, überfielen nachts die einsamen Gehöfte der kleinen Bauern, plünderten sie aus, ermordeten die Insassen und

liefsen nur rauchende Trümmerhaufen zurück. Den römischen Rittern und der einheimischen Geldaristokratie war diese allgemeine Not gleichgiltig. Und die römische Obrigkeit war zufrieden, wenn die Steuern, Zehnten und Hutgelder regelmäfsig in den Schatz zu Rom, d. h. zunächst in die Taschen der Generalpächter flossen.

Die Gemeinsamkeit des Lebens und des Leidens, des Zornes und des Hasses führte bald vielfach unter den Sklaven Verbindungen herbei, wie sie nur bei den halbwilden Räuberbanden der Berge längst bestanden. Strebten diese nur danach, einander bei Ausübung des sauberen Handwerks in die Hände zu arbeiten, so fafsten jene das Ziel offener Empörung, eine Änderung ihrer Lage durch Ermordung der Herren, ins Auge. Als nun in Enna der Sklavenaufruhr losbrach, da war es den meisten völlig unerwartet,



Eine an den Händen gefesselte Sklavin. (Nach einem Basrelief).

jedoch den urteilsfähigen sehr wohl begreiflich. Die Vorgänge in Sicilien verfehlten nicht ihren Rückschlag auf Italien auszuüben; besonders heftig scheinen die Empörungen in den beiden wichtigsten Seefestungen im Südwestwinkel von Latium gewesen zu sein: in Minturnae wurden 450 Sklaven ans Kreuz geschlagen, in Sinuessa gegen 4000 überwältigt. Selbst in Rom kam eine Verschwörung zu Tage: 150 Schuldige wurden bestraft. Der sicilische Aufstand wurde im Jahre 132 niedergeworfen, mehr als 20000 Sklaven waren allein bei den Belagerungen von Tauromenion und Enna umgekommen. Nach dem Siege machte man nicht einmal den Versuch, einer Wiederholung des furchtbaren Aufstandes durch eine Reform der Besitz- und Erwerbsverhältnisse vorzubeugen. Die römische Geldmacht konnte die alte Wirtschaft von neuem beginnen; nach kaum dreifsig Jahren stand man vor einem zweiten Sklavenaufstande.

Doch jene Sklavenaufstände der Gracchenzeit spielten hinüber nach Griechenland und Kleinasien. In jenem tief herabgekommenen Hellas, wo es geschehen konnte, dafs ein Vierteljahrhundert lang weder in privaten noch in öffentlichen Sachen ein gerichtliches Verfahren zu erlangen war, weil die Menge keinen zu den höchsten Staatsämtern wählte, von dessen Regimente sie nicht Geldverteilungen aus dem Staatsvermögen, Sicherheit vor Schuldforderungen und vor Belangung wegen Missethat erwarten durfte — in Hellas brachen damals die Bergwerkssklaven in Attika los, die am meisten gedrückten und rohesten unter den Sklaven. Ebenso die Bergwerkssklaven in Macedonien, dann aber im pergamenischen Reiche nach des dritten Attalos' Tod unter des Prätendenten Aristonikos' Führung die empörten Sklaven, denen sich grofse Scharen verarmter Freier anschlossen, um einen neuen, auf Gleichheit und Freiheit aller begründeten Staat der „Sonnenbürger" zu bilden.

Natürlich wurden alle diese Revolten von den regulären Truppen Roms bald überwältigt. Jedoch das alte verderbliche System, durch den Sieg gestärkt, ging seinen Weg unaufhaltsam weiter. An der römischen Proletarierfrage entwickelte sich die mächtige Volkspartei, welche die Auflösung des republikanischen Staatswesens herbeiführte; wieder und wieder haben sich die Sklaven erhoben zum Freiheitskampfe, aber niemals hat sich die Bewegung in derselben Beschränkung auf das rein soziale Gebiet noch in dieser Allgemeinheit wieder erneuert. Der letztere Zug ist schon den Alten nicht unbemerkt geblieben. Selbst die Verbreitung des Christentums hat nicht so plötzlich, so unmittelbar und in solcher räumlichen Ausdehnung die Gemüter ergriffen, wie diese erste internationale Arbeiterbewegung, der Rückschlag jenes Systems der grofsen Kapital- und Sklavenwirtschaft, welches die Römer in Sicilien und Karthago, in Griechenland und den hellenistischen Monarchien bereits ausgebildet vorgefunden hatten.

Die Zeit der Bürgerkriege.

Achtzig Jahre, von dem Tode des Gaius Gracchus bis zur Schlacht bei Actium (31 v. Chr.), werden als die Zeit der Bürgerkriege zusammengefafst. In nur kurzen Unterbrechungen wurde Rom, namentlich seit dem Jahre 90 v. Chr., von den gefährlichsten inneren Kämpfen zerrissen, und schon in den voraufgehenden 30 Jahren war der Parteihader soweit gediehen, dafs er oft alle patriotischen Rücksichten völlig aufseracht liefs.

Die ganze Verkommenheit der damaligen Aristokratie zeigt sich vor allem in der Art der Reaktion gegen die Gracchenreform. Mit wildem Hafs machte man den Anhängern der Gracchen den Prozefs und hetzte den bezahlten oder erregten Pöbel gegen sie. Selbst das Vermögen der gemordeten oder verurteilten „Hochverräter" wurde eingezogen und damit ein Tempel der „Eintracht" erbaut.

Durch mehrere Gesetze wurden nach und nach die wirklich segensreichen Anordnungen der Agrargesetze wieder aufgehoben; indem es gestattet ward, die verteilten Ackerlose wieder zu veräufsern, konnten die Grofsgrundbesitzer bald wieder die kleinen Ackerhufen aufkaufen. Zwanzig Jahre später gab es, nach dem Urteil eines Aristokraten, kaum 2000 vermögende Familien im römischen Staate.

Nur die verderblichen „Kampfgesetze" der Gracchen, so das Gesetz über Getreidespenden und über die Gerichte, blieben inkraft.

Es war eine Reaktionszeit, durch den Mangel an jedem idealeren Streben gekennzeichnet! Das Haupt der Aristokraten, der von Tugend und Ehrbarkeit strotzende Marcus Aemilius Scaurus, war geldgierig und bestechlich, wie die meisten andern. Der Parteigänger der Gracchen, Papirius Carbo, bekehrte sich plötzlich von seinen demokratischen Irrtümern. Die unbedeutendsten Adligen erreichten die höchsten Stellen und die besten Provinzen. Charakteristisch für jene Zeit und wahrlich denkwürdig genug für alle Zeiten ist das Verfahren des hochadligen Quintus Servilius Caepio. Zuerst plünderte er den Apollotempel von Tolosa (Toulouse) zugunsten der Staatskasse, dann liefs er durch bezahlte Räuberbanden die Beute für sich einheimsen.

Die ganze Fäulnis der römischen Adels- und Gevatternwirtschaft kam bei den Jugurthinischen Kriegen an den Tag und ist durch die meisterhafte Schilderung Sallusts verewigt worden. Nie ist die Regierung eines weltbeherrschenden Staates so verhöhnt worden, nie hat sich eine solche so

erniedrigt, wie damals der römische Senat. Im Widerspruch mit den Forderungen des Senats führte Jugurtha 112 v. Chr. die Belagerung der Stadt Cirta ruhig bis zu Ende, liefs nach der Einnahme alle Einwohner, auch zahlreiche römische Bürger töten, seinen Vetter, den Bundesgenossen Roms, zu Tode martern und wufste doch nachher durch Bestechung die römischen Feldherrn zu einem Friedensschlufs zu veranlassen, welcher ihn im Besitz von Numidien beliefs. Jurgurtha konnte es wagen, persönlich in Rom zu



Prunktisch.

erscheinen, dort durch bezahlte Parteigänger die Beschlüsse des Senats lahm zu legen und endlich noch seinen jüngeren Vetter, in welchem die Römer einen ihm gefährlichen Konkurrenten besafsen, in der Stadt Rom selbst ermorden zu lassen.

Die erbärmliche Kriegführung in dem jetzt beginnenden jugurthinischen Kriege gehört auf ein andres Blatt der Geschichte, aber sie entspricht den Zuständen einer Stadt, in welcher die Ehre des Staates wie des einzelnen Mannes feil war.

Auch hier hatte sich nämlich die gänzliche Zerrüttung des römischen Heerwesens aufs klarste gezeigt. Die Klagen waren allerdings älter, aber dringender denn je. Bereits in den Heeren vor Karthago und vor Numantia hatte es schlimm ausgesehen und beide Male Scipio Aemilianus lange Zeit gebraucht, bis er die Weiber und Wahrsager aus dem Lager entfernt und wieder Zucht und militärischen Sinn unter den Soldaten verbreitet hatte. Hier in Afrika hatte die wilde Soldateska die numidischen Ortschaften wie das Gebiet der römischen Provinz ausgeplündert und, als es einmal Ernst werden sollte, liefsen sich die obenein ungeschickt geführten Truppen völlig schlagen (109 v. Chr.).

Vorübergehend suchten thatkräftige Feldherrn, wie Quintus Metellus und Gaius Marius das Heer zu heben und die Waffenehre wiederherzustellen. Bereits aber war an einer andern Stelle offenkundig geworden, wie wenig das einst unbezwingliche römische Heer zu leisten imstande war. Der Einbruch der Cimbern und Teutonen (113 v. Chr.) erfüllte Italien mit Schrecken, nachdem eine Armee nach der andern besiegt und endlich, 105 v. Chr., ein fast 100000 Mann starkes Heer nicht nur geschlagen, sondern vernichtet worden war.

Dazu kamen die sich in jener Zeit wieder mehrenden Sklavenaufstände, verschiedene Male in Italien selbst, am gefährlichsten in Sicilien, 104—101 v. Chr. Die vielfachen vergeblichen Bemühungen, die Erhebungen zu bewältigen, waren gleichfalls bedenkliche Symptome der mangelnden Wehrhaftigkeit der Bürgertruppen.

Da schuf Marius eine neue Militärorganisation, welche zwar imstande war, den „Cimbernschrecken“ abzuwehren, zugleich aber eine gefährliche Waffe in der Hand ehrgeiziger Feldherrn wurde, die Revolution gewissermafsen in Permanenz erklärte und das Caesarentum erzeugte.

Seit der servianischen Verfassung war das militärische Dienstrecht das Vorrecht der Besitzenden gewesen. Noch Polybius giebt um 146 v. Chr. den Besitz von 4000 As = 400 Denaren (ca. 300 M.) als Minimalsumme für die Dienstpflicht an. Marius setzte an die Stelle eines Heeres der besitzenden Bürger ein Söldnerheer. Vorzugsweise Proletarier hob er aus und zwar solche, welche aus dem Militärdienst einen Erwerb zu machen suchten. An die Stelle der Volksmiliz trat ein Berufsheer. Diese Einrichtung rettete damals Rom vor den nordischen Barbaren, enthielt aber die Keime einer revolutionären Umwälzung in sich. Die neuen Berufssoldaten waren in ganz andrer Weise als die früheren ihrem Feldherrn verpflichtet und verbunden. Dieser mufste für ihren Unterhalt, für reichliche Beute und hinreichende

Altersversorgung durch Ackerverteilungen sorgen. Seine Truppen aber liehen ihm dafür ihren Arm zur Durchführung seiner ehrgeizigen Ziele. Kaum 12 Jahre nach der Besiegung der Cimbern waren verstrichen, da führten abwechselnd Sulla und Marius ihr Heer gegen die Hauptstadt, ächteten ihre Gegner und stürzten die jeweilige Regierung.

Gestützt auf diese militärische Macht konnte ein kühner Feldherr, welcher es zugleich verstand, das Volk durch Getreidespenden, durch Cirkus- und Gladiatorenspiele zu gewinnen, die Republik stürzen und die Militärdiktatur aufrichten.

Doch zu allem Unheil der schweren auswärtigen Kriege, zu den Wirren, welche in Marius' 6. Konsulat[1]) eine verunglückte demokratische Erhebung hervorbrachten, zu Sklavenaufständen und Seeräuberüberfällen, kam noch der blutigste aller italischen Kriege: der Bundesgenossenkrieg.

Seit den gracchischen Ackerverteilungen war auch die Bundesgenossenfrage akut geworden. Die zahlreichen Staatsländereien, welche eingezogen und verteilt worden waren, hatten natürlich schon an sich genug Reiz, um den Bundesgenossen das römische Bürgerrecht erstrebenswert erscheinen zu lassen. Dazu kam aber noch, dafs manche Teile des eingezogenen und aufs neue ausgeteilten Staatslandes der Nutzniefsung italischer Kommunen überlassen gewesen waren. Auchhatten die Gracchen die Notwendigkeit erkannt, die dadurch entstandenen Härten durch teilweise Überlassung des Bürgerrechts und Beteiligung an Koloniengründungen zu lindern. Aber die aufgeregten Gemüter waren durch derartige Abschlagszahlungen nicht mehr zu befriedigen. Der patriotische Versuch des weitsichtigen Aristokraten Marcus Livius Drusus, Senat und Ritterstand, Bürger und Bundesgenossen auszusöhnen, schlug bei der Engherzigkeit der regierenden Kreise fehl. Als der Dolch des Mörders diesen besten Anwalt der Bundesgenossen traf, erhoben sich diese in ganz Italien und erst nach zweijährigen überaus blutigen Kämpfen und nachdem Rom in verschiedenen Gesetzen nacheinander zuerst den treugebliebenen, dann den übrigen Bundesgenossen das Bürgerrecht verliehen hatte, endigte der Krieg. Doch auch dann noch dauerte die leidenschaftliche Erregung fort und brach sich zum zweiten Male Luft in den grauenhaften Revolutionskämpfen zwischen Marius und Sulla.

Die Sullanische Restaurationsherrschaft überdauerte nur kurz ihren

[1]) Marius war in seinem 1. Konsulat (107 v. Chr.) Oberfeldherr im jugurthinischen Krieg, welchen er als Prokonsul beendigte. In den Jahren 104 bis 101 v. Chr., d. h. während seines 2. bis 5. Konsulats, kämpfte er gegen die Cimbern. Sein 6. Konsulat bekleidete er 100 v. Chr. und unterstützte anfangs die demokratische Erhebung von Glaucia und Saturninus.

Urheber, welcher nur noch fünf Jahre (82—78) lebte, um sie zu befestigen. Seine konservative Neuordnung war geschickt, soweit es galt durch kleine Mittel die Demagogie momentan niederzuhalten. Sulla tastete das Bürgerrecht der italischen Neubürger nicht direkt an, aber seine Veteranen und Freigelassenen verstanden es trotzdem, tausende derselben von Haus und Hof zu verdrängen. Aber wenn er die Gerichte in die Hand der Senatoren zurücklegte, und damit das einseitigste Parteiregiment ermöglichte, oder wenn er gar die Censur beseitigte und die Rechte der tribunicischen Gewalt, das Palladium der römischen Freiheit, beschränkte, so waren das nicht mehr Akte der Versöhnung, sondern Mafsregeln, welche die Demokratie geradezu zum revolutionären Strafsenkampf ermuntern mufsten. Schon an dem Scheiterhaufen Sullas gaben die Streitigkeiten der beiden Konsuln, des aristokratischen Catulus und des demokratischen Lepidus, das Signal zu neuen Parteischlachten.

Die politische Geschichte der nächsten zwanzig Jahre kann hier nur gestreift werden. Sie ist erfüllt von den verderblichsten inneren und äufseren Kämpfen. Der treffliche Demokratenführer Quintus Sertorius gründete in Spanien ein zweites demokratisches Römerreich neben dem offiziellen der Aristokratie in Rom und hielt jahrelang (80—72 v. Chr.) die römischen Heere der vorzüglichsten Feldherrn, eines Metellus und eines Pompeius, in Schach. Gleichzeitig wurde mit abwechselndem Glücke gegen die Seeräuber, welche Handel und Schiffahrt auf dem Mittelmeer hemmten, gefochten, ein grauenvoller Sklavenkrieg, welcher diesmal vorzugsweise unter Leitung der waffenkundigen Gladiatoren unternommen ward, wütete jahrelang (73—71) in Italien, und endlich benutzte Roms bedeutendster Gegner, Mithridates, die Verlegenheit der Römer um alle ihre Feinde im Osten um sich zu scharen (74 v. Chr.). Als 74/73 v. Chr. die römischen Feldherrn sich vor Sertorius aus Spanien nach Gallien zurückziehen mufsten, die kretischen Piraten nach einem glänzenden Seesieg über Marcus Antonius im Bunde mit Mithridates das Mittelmeer beherrschten, die Sklavenscharen des Spartacus siegreich Italien durchzogen und dazu Mithridates Kleinasien behauptete, da gab es Zeiten, in welchen die Weltherrschaft der Römer dem völligen Zerfall ausgesetzt schien.

Nicht minder bedenklich war der Hafs, welcher überall gegen die Herrscher der Welt verbreitet war. Ohne den lebhaften Freiheitsdrang der Lusitanier und Hispanier wäre die Erhebung des Sertorius unmöglich gewesen. Die Verzweiflung der unterdrückten Orientalen brach sich in jenem Massenmord der Italiker (88 v. Chr.), welcher das Signal des allgemeinen Volkskrieges unter Mithridates wurde, Bahn. Über 80,000 römische Bürger wurden

damals an einem einzigen Tage erschlagen. Das gleiche zeigt sich in den furchtbaren Verzweiflungskämpfen der zu tausenden nach Italien geschleppten Sklaven. Kurz, die römische Republik stand vor dem geistigen und wirtschaftlichen Bankerott.

Die kriegerischen Erfolge Roms und ihr Abschlufs, das Konsulat der beiden siegreichen Feldherrn Crassus und Pompejus (70 v. Chr.), welche die tribunicische Gewalt und die Censur wieder herstellten, riefen eine vorübergehende Besserung hervor, und in dieser optimistischen Stimmung verblieben manche Kreise des Volkes, namentlich als nach langen Jahren des Harrens



Pompejus der Grosse (Neapel).

Pompejus die Seeräuber durch ganz aufserordentliche Mafsregeln vernichtet (67 v. Chr.) und Mithridates bezwungen hatte († 64 v. Chr.). Aber unter der Asche glimmte das Feuer der Revolution weiter. Am wenigsten gefährlich waren noch die eigentlichen Demokraten. Sie zeigten den senatorischen Feldherren ihre Überlegenheit, indem sie ihnen durch das Volk den Triumph versagen oder — wie z. B. den Lukullus, den berühmten Besieger Mithridat's — drei Jahre auf den Triumph warten liefsen. Auch war es noch ziemlich unverfänglich, dafs man im Jahre 63 v. Chr. den Mörder des Demokratenführers Saturninus († 100 v. Chr.) vor das Volksgericht lud oder

die Bildsäule des Marius aufrichtete, oder dafs die Priesterwahlen wieder den Volksversammlungen übergeben wurden und der tiefverschuldete Volksführer Gaius Julius Caesar zum Oberpontifex erwählt wurde (63 v. Chr.). Am bedenklichsten war das Anwachsen der anarchistischen Partei innerhalb der höheren Stände. Die Zahl der verschuldeten Adligen, welche ihr Vermögen teils in Wohlleben und Liederlichkeit vergeudet, teils durch Bestechung bei Wahlen und öffentlichen Spielen verbraucht hatten, mehrte sich in erschreckender Weise, und Schuldentilgung war die Sehnsucht einer weitverbreiteten geheimen Umsturzpartei. Nur dem eigenen Ungeschick und der Wachsamkeit der Behörden war es zu verdanken, dafs die zweimal geplante Verschwörung dieses um Catilina gescharten Auswurfs der Gesellschaft vereitelt wurde. Selbst nach dem Fall Catilinas und nach der Bekämpfung seiner Anhänger war das anarchistische Treiben nicht beseitigt. Im Gegenteil: es bedienten sich die Parteiführer solcher Klopffechter mit ihren Sklavenbanden, um ihre politischen Gegner zu stürzen. Zuerst wurde Cicero, der eben noch als Vater des Vaterlandes gepriesene Mann, durch Clodius vor dem Volke angeklagt, dann wurde nach seiner Verurteilung sein Haus durch die Banden des Clodius widerrechtlich niedergerissen. Ihm gegenüber engagierte die Gegenpartei den Milo und dieser verstand seine Aufgabe so gut, dafs er seinem Konkurrenten auf der Landstrafse vor den Thoren Roms auflauerte und ihn erschlagen liefs.

Die Stiftung des Triumvirats durch Pompejus, Caesar und Crassus war nur ein kurzer Waffenstillstand zwischen den Parteien und gerade bei den vorbereitenden Mafsregeln zu dem letzten Entscheidungskampfe zwischen Caesar und Pompejus ruhte das Ränke- und Intriguenspiel auf beiden Seiten keineswegs.

Der siegreiche Feldzug der Jahre 49/48 v. Chr. endigte vorläufig mit der Besiegung des Pompejus bei Pharsalus und seiner Ermordung auf der Flucht nach Alexandria. Der eine Thronbewerber war gefallen; aber noch galt es die republikanische Partei zu bezwingen, welche einflufsreiche Anhänger und Heere in Ägypten, Asien, Afrika und Spanien hatte. Erst nach drei weiteren Jahren des Kampfes war die Alleinherrschaft des Mannes gesichert, welcher an klarer Einsicht in die Notwendigkeit einer monarchischen Neugestaltung, zugleich aber auch an Wohlwollen und Adel der Gesinnung die übrigen Parteihäupter übertraf.

Es kann keinem Zweifel unterliegen, dafs Caesar eine der alten Königsmacht entsprechende Herrschergewalt in seiner Hand zu vereinigen beabsichtigte. Die Diktatur, anfangs auf eine Reihe von Jahren, endlich lebens-

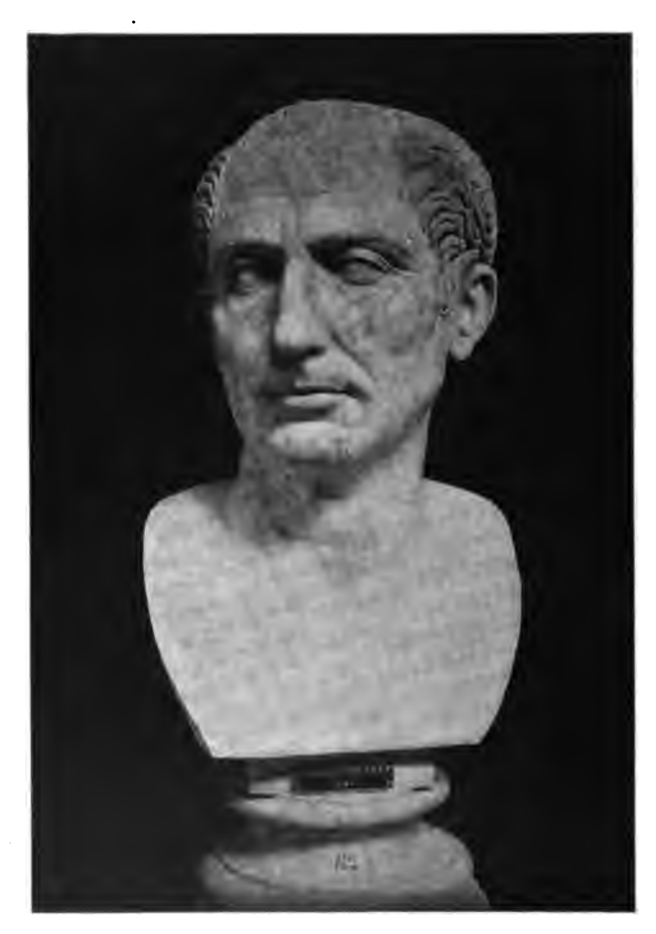
länglich, das Konsulat für 10 Jahre, die tribunicische Gewalt und der Imperatortitel auf Lebenszeit, dazu noch ausdrücklich die censorischen Befugnisse und die Oberaufsicht über die Staatskasse, die Provinzen, die Entscheidung über Krieg und Frieden: das waren die Befugnisse, welche Caesar in sich vereinigte und womit er eine monarchische Gewalt erhielt. Von allen diesen Bezeichnungen ist namentlich der Imperatorentitel charakteristisch für die Eigenart der neugestifteten monarchischen Gewalt. Er war hier nicht mehr der dem siegreichen Feldherrn verliehene Ehrenname, sondern bezeichnete den Besitz des vollen ungeteilten königlichen Imperiums. Die Imperatorengewalt wurde von Caesar nicht blofs für seine Person angenommen, sondern auch auf seine Deszendenten übertragen. Die Eigentümlichkeit der republikanischen Magistratur, dafs sie durch Kollegialität, durch die Zeitbefristung und die Rechenschaftsablegung gebunden war, fehlte dem neuen kaiserlichen Amt. „Dies neue Imperatorentum war nichts anderes als das wiederhergestellte uralte Königtum. Es ist kaum ein Zug in der neuen Monarchie, der nicht in der alten sich wiederfände.“ [1])

Schriftsteller, kühler Erwägung unzugänglich und gerne mit vorgefafsten Meinungen und „Prinzipien“ an die Beurteilung kulturgeschichtlicher Vorgänge herantretend, ersinnen alle erdenklichen Gründe, um zu zeigen, dafs die Republik als solche keine Schuld treffe an dem Gange der Dinge und härmen sich über den Untergang dieser Schöpfung. In der Zeit des Zerfalls bestanden jedoch von einer Republik längst nur mehr die leeren Formen, aus denen der Geist entflohen. Die Ausschreitungen der römischen Demokratie hatten schnurgerade zur Vernichtung der Demokratie geführt, die selbst in die Grube fiel, die sie der Nobilität gegraben hatte.

Ist nun keine Ursache da, dem Tode der Republik eine Zähre nachzuweinen, so besteht auch keine, ihre Nachfolger zu schmähen. Nicht Caesar mordete die Republik, diese hatte längst an sich Selbstmord begangen. Freche Gewalt und heimlicher Betrug, Korruption und Egoismus bis in die höchsten Regierungskreise, die hungernde, schreiende und zu jeder Ungesetzlichkeit bereite Menge, die knirschenden Sklavenmassen, die in einem Riesenaufstande die Existenz Roms in Frage stellten und Italien gänzlich verwüsteten, sie alle hatten die republikanischen Ordnungen längst untergraben: da war es freilich eine Erlösung, als mit dem straffen Militarismus des römischen Kaisertums persönliche Sicherheit und Ordnung zurückkehrten. Als in Rom ein Caesar erstehen konnte, waren dort die Dinge eben so weit gediehen wie in Griechenland, als dieses dem fremden macedonischen

[1]) Mommsen, Röm. Geschichte 3, 467.

Eroberer zur Beute fiel. Der römische Staat wäre damals vielleicht wie Hellas einem fremden Eroberer unterlegen, wenn es einen mächtigeren Staat als Rom zu jener Zeit gegeben hätte. Was Rom in seinem staatlichen Bestande erhielt, war eben, dafs es damals nach aufsen der mächtigste Staat der Welt war. So konnte die Macht an keinen Fremden, wie in Griechenland



Gaius Julius Caesar.

an Alexander, sondern mufste an einen Bürger dieses Staates selbst fallen.

Seiner Machtausdehnung, d. h. seinen militärischen Erfolgen verdankt Rom, dafs es noch ein halbes Jahrtausend hindurch die erste Rolle in der Kulturentwickelung der Menschheit spielte, dafs es nicht gänzlich abtrat vom Schauplatz der Geschichte, so wie nach Alexander Griechenland, dessen Kultur sogar eine neue Heimat aufsuchte. Gleichwie Hellas aber erst so zu

sagen nach Vollendung seines staatlichen Daseins die der allgemeinen Kultur nützlichsten Blüten auf alexandrinischem Boden trieb, so fallen die gewaltigen Kulturleistungen der Römer erst in die nachrepublikanische, in die Zeit der Caesaren.

Die römische Gesellschaft in ciceronischer Zeit.



Marcus Tullius Cicero (Florenz).

Bei einer Betrachtung der Zustände der ciceronischen Zeit, namentlich im Vergleich mit denen der voraufgehenden Epoche der gracchischen Reformen, fällt die aufserordentliche Verschiedenheit in die Augen, welche zwischen der Gesellschaft, den Volkselementen, den hervorragenden Persönlichkeiten der früheren und der späteren Epoche besteht.

Nach den grauenvollen Kämpfen der sullanischen Reaktion war die Kraft der italischen Eidgenossenschaft vernichtet. Ueber 100000 kriegstaugliche Römer, an 300000 italische Männer sind, einer ungefähren Schätzung nach, in den Schlachten und Proskriptionen jener Tage umgekommen. Die früher kraftvollste Bevölkerung der samnitischen Berge war fast ausgerottet. Die blühenden Städte hier wie in Etrurien waren zerstört und den Veteranen preisgegeben. Die intelligenten und gesinnungstreuen Vertreter der Demokratie waren beseitigt. Über 100 Senatoren und nahezu 3000 Ritter waren in den Revolutionskriegen umgekommen. Und was war an die Stelle der Opfer dieser Zeit getreten?

Die siegreichen Veteranen, die sullanischen Freigelassenen, seine Helfershelfer bei den Konfiskationen der Güter der Geächteten — solche Elemente führten, wenn auch nicht in der Curie, so doch in gesellschaftlicher

und merkantiler Beziehung das grofse Wort. Ein Veteran Sullas soll sich in kurzer Zeit ein Vermögen von $1^1/_2$ Millionen Mark, einer seiner Offiziere ein solches von über 2 Millionen Mark erworben haben. Ein Redner konnte bald nachher die Frage in der Öffentlichkeit besprechen, ob denn die Optimaten den Bürgerkrieg nur geführt hätten, um ihre Freigelassenen und ihre Kreaturen zu reichen Leuten zu machen!

Nicht besser als diese Parvenus machten es übrigens auch mehrere Mitglieder der hohen Aristokratie, welche für ihre Gesinnungstüchtigkeit und Ergebenheit gegen Sulla einen klingenden Lohn ersehnten. Vor allen Dingen Marcus Licinius Crassus. Indem er in den Zeiten der Güterkäufe bei der Hand war und Gelder rechtzeitig flüssig machte, um die Güter der Geächteten an sich zu bringen, legte er den Grund zu seinem ungeheuren Vermögen. Er vergröfserte dasfelbe teils durch sein Baugeschäft, teils als Bankier und Güterausschlachter. Aus den von ihm errichteten Mietskasernen zog er einen reichen Ertrag, nicht minder aus seiner Beteiligung an allen nur denkbaren anständigen und weniger anständigen Geschäften. Sein grofses Vermögen, welches auf 40 Millionen Mark geschätzt wurde, verwandte er, um seinen Einflufs zu vergröfsern. Guten Freunden, und das waren alle, die ihm einmal Gegendienste zu leisten imstande waren, borgte er Geld ohne Zinsen, aber mit dem Rechte beliebiger Zurückforderung. So hatte er bald einen Teil des verschuldeten Adels in seiner Hand, und dafs der Kapitalistenstand mit dem damaligen „Rothschild" nicht anbinden mochte und sein Wohlwollen zu erwerben suchte, ist mehr als begreiflich.

Aber Crassus trieb sein grofsartiges Bankiergeschäft doch hauptsächlich, um Einflufs zu gewinnen, um in den politischen Wirren eine leitende Stellung einzunehmen. Auch vermied er es, wenn man absieht von den damals fast als erlaubt angesehenen Mittelchen des Stimmenkaufs und der Erbschleicherei, mit dem Strafgesetz in Konflikt zu kommen. Er trieb sein Wesen vorzugsweise in Rom und in Italien und sah stets darauf, dafs die äufsere Respektabilität der Firma Crassus und Konsorten anerkannt wurde.

Viel schlimmer trieben es aber die meisten Aristokraten in den Provinzen, und wenn auch diese Blutsauger kein entschuldigendes Wort verdient haben, so mufs doch anerkannt werden, dafs sie bis zu einem gewissen Grade durch die mangelhafte Organisation der römischen Staats- wie Provinzialverwaltung gedeckt sind.

Die römischen Staatsämter waren Ehrenämter. Ohne Gehalt hatten die Beamten in der Hauptstadt wie in den Provinzen ihres Amtes zu walten; die nicht unbedeutenden Ausgaben, welche ihnen in den Provinzen oblagen,

hatten sie zu leisten, ohne Festsetzung bestimmter Einkünfte oder billiger Entschädigung. Dazu kam, dafs die Erlangung und Verwaltung der hauptstädtischen Ämter immer kostspieliger ward. Zunächst verschlang schon der Stimmenkauf bei der Bürgerschaft, sei es, dafs er direkt oder in Form von Getreidespenden vorgenommen ward, ungeheure Summen. Sodann war es bei der Bewerbung um höhere Ämter geboten, durch ganz besondere Mittel die Augen des Volkes auf sich zu ziehen, die Gunst des Pöbels zu erkaufen. Vor allem galt es, durch möglichst auffällige und prächtige Spiele die Schaulust der Menge zu befriedigen.

Am beliebtesten, aber nicht am wohlfeilsten waren die Tierhetzen. Der Aufwand für sie stieg fast von Jahr zu Jahr. Im Jahre 103 v. Chr. wurden

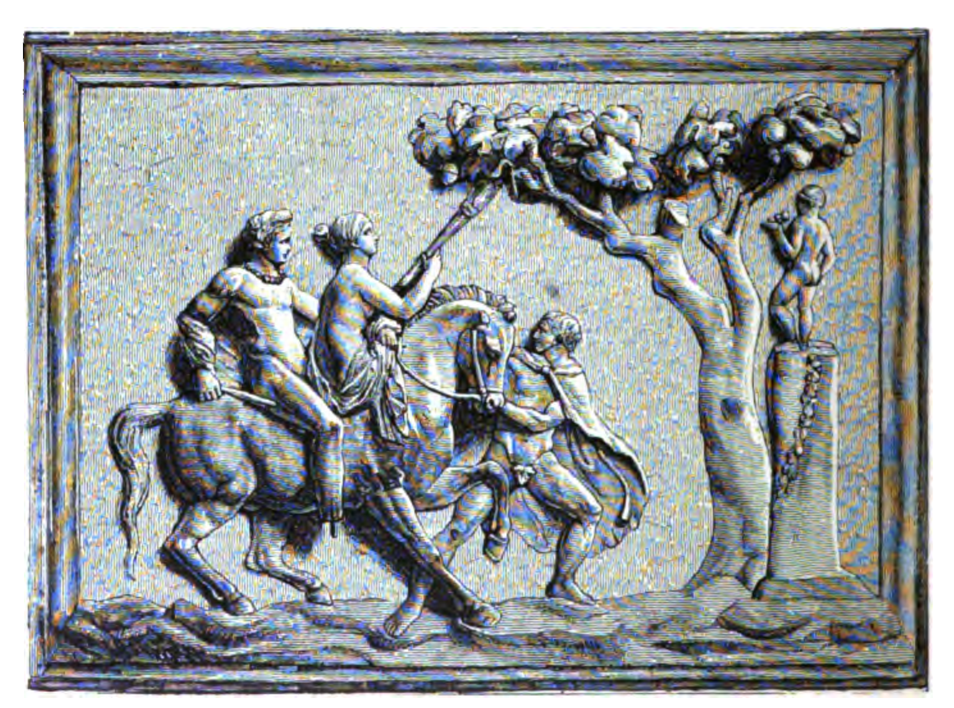


Spiele: Tierhetzen. (Pompejanisches Gemälde).

zum erstenmale einige Löwen vorgeführt, 10 Jahre später liefs Sulla schon 100 Löwen in der Arena auftreten. Pompejus überbot diese Schaustellungen wieder, indem er 500 Löwen und ebenso viele andre afrikanische wilde Tiere herbeischaffte. Nicht minder kostspielig waren die Gladiatorenspiele, welche ursprünglich und später oft bei Leichenfeierlichkeiten dem Publikum geboten wurden. Zuerst in der Zeit der punischen Kriege nach Rom verpflanzt, wurden sie hier bald einheimisch und ein notwendiges Erfordernis für die sensationsbedürftige Masse. Es ward Sitte, dafs jeder, welcher ein höheres Amt erstrebte, bei den Wählern durch Veranstaltung solcher Gladiatorenspiele sich beliebt machte. Viele angesehene Leute waren so darauf angewiesen, sich ganze Fechterkasernen zu halten. Eine solche hatte Caesar in Capua und es ist bekannt, wie er vornehmlich durch die glänzenden Fechter-

spiele (65 v. Chr.), bei welchen 320 Fechterpaare in silbernen Rüstungen auftraten, alle Nebenbuhler überbot, allerdings auch seine Schuldenlast derartig erhöhte, dafs er auf aufserordentliche Auskunftsmittel[1]) bedacht sein mufste.

Dazu kam, dafs so ein vornehmer Mann auch ein Haus machen mufste, und was das in dem letzten Jahrhundert der Republik besagen wollte, das ist aus den Luxusgesetzen ersichtlich, welche immer wieder gegen Luxussklaven, gegen das elegante Mobilar, gegen silbernes Gerät und üppige Mahlzeiten erlassen wurden, deren Strafandrohungen aber kaum die Gesetzgeber selbst vor Übertretung schützten. Grofse Unkosten verursachte auch



Szene aus dem Leben im Elysium. (Basrelief im Museum zu Neapel).

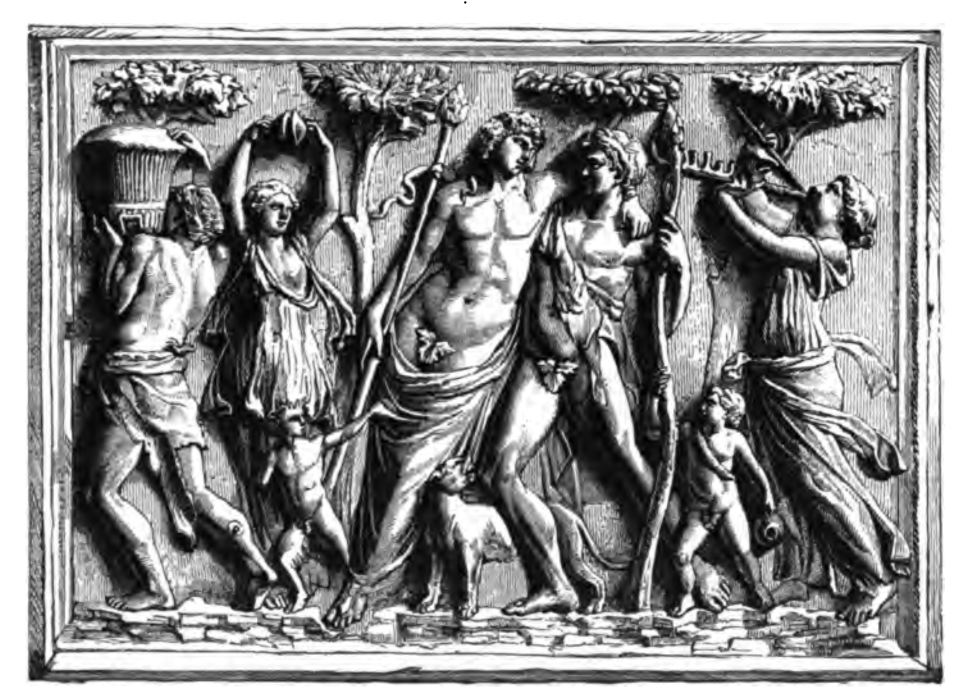
die Sitte, Landgüter oder Villen im Gebirge oder am Meere zu besitzen. Das Landhaus, welches Lucullus bei Misenum, in der Hauptbadegegend unweit von Neapel, besafs, kostete ihm über eine halbe Million Mark.

Für alle diese und noch manche andre Ausgaben, mufsten sich diejenigen, welche die Beamtenlaufbahn einschlugen, in den Provinzen schadlos zu halten suchen. Es galt, nicht nur alte Schulden zu bezahlen, sondern auch neue Fonds zu sammeln, um weiter den grofsen Herrn spielen zu

[1]) Man erinnere sich seiner Teilhaberschaft an den Umtrieben der Catilinarier.

können. Schlimm genug für die armen Provinzialen, dafs jedesmal nach Ablauf eines Jahres ein neuer Blutsauger mit leeren Taschen erschien!

Das berüchtigte Beispiel dieser Art von Regenten ist Verres. Als typisch für das Treiben der Statthalter jener Zeit mögen hier einige Angaben über ihn stehen. Nachdem derselbe im Bürgerkrieg (82 v. Chr.) die Kriegskasse unterschlagen und durch seinen Übergang zur sullanischen Partei sich Straflosigkeit erkauft hatte, begann er als Quästor des sittenlosen Dolabella in Griechenland seine Beamten- und Verbrecherlaufbahn. Kaum gab es eine Schandthat, deren er nicht schon während dieses ersten Debuts mit vollem



Szene einer Weinlese oder eines Bacchusfestes. (Basrelief im Museum zu Neapel).

Grunde bezichtigt werden konnte. Erbschleicherei, Diebstahl, Unzucht, Raub und Gewaltthat aller Art rechnete ihm Cicero vor; aber seine zusammengescharrten Schätze verhalfen ihm dennoch dazu, nicht nur einen Prozefs wegen Erpressungen abzuwenden, sondern auch die Prätur zu erhalten. Als Stadtprätor sprach er Recht, je nachdem man ihm oder seiner Geliebten gezahlt hatte. Dann erhielt er die Verwaltung der reichen Provinz Sicilien. Wie er hier gewirtschaftet hat, das hat Cicero in seinen berühmten Reden gegen Verres dargelegt. Die Verlesung des Beweismaterials kostete allein 9 Tage und brachte den damals berühmtesten Redner Roms, Hortensius,

dessen Rechtsbeistand Verres gewonnen oder vielmehr erkauft hatte, zum Verstummen. Cicero konnte ihm nachrechnen, dafs er die Provinz um 7 Millionen Mark ärmer gemacht habe. In seinen erst später niedergeschriebenen und ausführlicher überarbeiteten Reden zeigte er, wie Verres mit seinen Helfershelfern überall das Recht für Geld gebeugt, bei allen Getreidelieferungen sich bereichert, die Provinz ihrer Kunstschätze beraubt habe. In der That hatten es die Ackerbauern an manchen Stellen aufgegeben, den Acker zu bestellen, weil er bei diesem Raubsystem doch nichts einbrachte. Eine solche Verwaltung hatte schlimmer als die Sklavenkriege gewirkt, welche zweimal (140—133 und 104—101 v. Chr.) in Sicilien gewütet hatten.

Ciceros Reden hatten die Verurteilung dieses schmählichen Gesellen zur Folge (70 v. Chr.). Dieselben begründeten seinen Ruhm und bildeten den Anfang seiner politischen Karriere.[1])

Zugleich bildete das Jahr 70 v. Chr. einen gewissen Wendepunkt in der schamlosen Provinzialverwaltung der senatorischen Beamten. Die Geschworenen wurden seitdem nur zu $^1/_3$ aus dem Senatorenstand, zu $^2/_3$ aus dem Ritterstande genommen, und die tribunicische Gewalt wurde in ihrem alten Umfange wiederhergestellt. Das war ein Memento gegen die ärgsten Ausschreitungen, aber darum wurde die Lage der Provinzen in Wirklichkeit nicht wesentlich gelindert. Die Statthalter zeigten etwas mehr Vorsicht, aber die Lage blieb im wesentlichen dieselbe. Die Provinz Spanien mufste bekanntlich bald darauf in einem Jahre (61) soviel aufbringen, dafs damit die ungeheuren Schulden Caesars bezahlt werden konnten.

Nichts eröffnet besser einen Einblick in die zerrütteten Verhältnisse der damaligen Beamtenaristokratie und der römischen Finanzmänner, sowie in die überaus traurige Lage der Provinzialen, als eine Lektüre der ciceronischen Briefe. Überall waren die Mitglieder der Senatspartei als offene oder geheime Associés bei den Geldgeschäften der haute finance beteiligt, und nie war das Gefühl der Solidarität zwischen Senatspartei und Ritterstand den unglücklichen Provinzialen gegenüber stärker, als in dieser Epoche. Cicero selbst, ein relativ anständiger Mann, vertrat oft aus Politik, um den Zusammenhalt der besitzenden Klassen nicht zu trüben, recht unsaubere Angelegenheiten. So bedauerte er es tief, als der Senat einmal die Bestechung der Ritter genauer untersuchen wollte, und redete ein andermal recht eindringlich von der Eintracht der regierenden Stände und zugunsten

---

[1]) In diesem Jahre wurde er zum Aedil für 69 v. Chr. ernannt, im Jahre 66 ward er Prätor, 63 Konsul.

der Pächter der asiatischen Gefälle, trotzdem er ihre Forderung „schmachvoll" und gehässig nennt.

Was Cicero von Gallien sagt,[1]) es sei voller römischer Bürger, voller Händler, kein Geschäft, keine Zahlung erfolge ohne sie: das gilt von den meisten übrigen Provinzen. Das zeigt u. a. das 13. Buch von Ciceros Briefen, welches gröfstenteils aus Empfehlungsschreiben Ciceros an römische Bürger besteht, welche als Bankiers oder Pächter die Provinzen heimsuchten.



Eine römische Villa. (Wandmalerei aus Pompeji).

Da wurden dann gröfsere Aktiengesellschaften und Konsortien gestiftet, um die Anleihgeschäfte an die Provinzialkommunen im grofsen betreiben zu können. Wie nutzbringend dies war, zeigt das Beispiel der „asiatischen" Gesellschaft, welche die Zahlung der Kriegskontribution der asiatischen Städte am Schlufs des 1. mithridatischen Krieges übernommen und 100 Millionen Mark vorgestreckt hatte. Nach 12 Jahren forderten sie

[1]) In der Rede für den Fonteius 1. Vgl. hierzu Paul Müller, die Geldmacht im alten Rom gegen das Ende der Republik (Bruchsal 1877) und F. Aly, Cicero, sein Leben und seine Schriften.

mit Zins und Zinseszins 600 Millionen, hatten aber noch ein gutes Geschäft gemacht, als sie 200 Millionen erhielten. Recht einträglich war es auch, die kleinen Fürsten Vorderasiens durch Darlehen in Abhängigkeit zu erhalten. Diese Dynasten waren stets geldbedürftig und es bot sich bei ihnen der Spekulation ein ergiebiges Feld dar.

Selbst der für sehr respektabel geltende Pompejus entblödete sich nicht den kappadozischen Prinzen Ariobarzanes durch grofse Darlehen von sich abhängig zu machen, um dann bei hohen Wucherzinsen die Verzögerung der Rückzahlung zu verschmerzen. Seine Macht garantierte ihm, dafs seine Forderungen denen der zahlreichen übrigen Gläubiger vorgingen. Wollte sein Klient nicht weiter zahlen, so drohte Pompejus, er werde baldigst selbst dorthin kommen und gegen die Parther ziehen und das half. Gegen denselben Fürsten liefs Cicero während seiner Statthalterschaft von Cilicien militärisch einschreiten, um seinem Freunde Marcus Junius Brutus zu seinem Gelde zu verhelfen. Dieser Brutus war in der That ein „ehrenwerter Mann“, soweit es galt sein Guthaben zu realisieren, ohne Herz und ohne Noblesse.



Tänzerin. (Pompejanisches Wandgemälde).

Als die Salaminier (auf Cypern) in Rom ein Anlehen machen wollten, was das Gabinische Gesetz verbot, liefs ihnen Brutus durch seinen Agenten die Summe zusagen, allerdings nur für die Kleinigkeit von 48% Zinsen. Dafür setzte Brutus ein Gesetz durch, welches die Klausel des hindernden Gesetzes aufhob. Bald aber ging dem edlen Brutus die Zinszahlung nicht flott genug und der ihm befreundete Statthalter Appius half ihm mittelst Dragonaden die Zinsen eintreiben. Zum Glück für die Salaminier begann bald darauf die Statthalterschaft des Cicero, und dieser besafs doch beinahe ebensoviel

Ehrenhaftigkeit wie Freundschaft gegen Brutus; er sistierte das Verfahren wenigstens zeitweise.

Höchst ergötzlich zu lesen ist, wie die Chefs mancher Bankhäuser in allen nur denkbaren Geschäftchen ihre Hand hatten. So Rabirius Postumus. Dieser Mann war engagiert in allen Unternehmungen und Anleihen, er borgte den Gemeinden, er trieb in vielen Provinzen sein Geschäft: vor allem machte er sich an die Könige heran. Dem König Ptolemäus Auletes hatte er schon in Alexandria kräftig unter die Arme gegriffen. Ihm öffnete er auch, als er vertrieben war, in edler Menschenfreundlichkeit seine Kasse und liefs sich sogar allzuweit mit ihm ein. Nun aber galt es, den König zurückzuführen, um das Darlehensgeschäft zu einem erfolgreichen Ende zu bringen. Mehr noch, der Chef des Bankhauses mufste jetzt an Ort und Stelle darüber wachen, Serenissimus die Gelder abzunehmen. Der aber rächte sich an seinem Peiniger, sperrte ihn ein, nur mit genauer Not entrann er dem Gefängnis. Bald jedoch war die „finanzielle Ruine" wieder oben auf und Rabirius kam durch die Hilfe hoher Gönner wieder zu dem Seinigen. Als Hauptlieferant Caesars im afrikanischen Kriege füllten sich seine Kassen aufs neue.



Marcus Junius Brutus. (Rom, Capitol).

So trieben es viele, manche etwas ehrenhafter, die meisten noch schmutziger. Beschämend war es natürlich für die geldgierigen Römer, wenn sie bei den Spekulationen und Geschäften geringerer Art an den schlauen Asiaten ihre Meister fanden. Das war namentlich der Fall bei den eigentlichen Geld- und Kursgeschäften. Häufige Klage war es, dafs das Gold nach Osten hin abfliefse, und Cicero that sich als echter bimetallistischer Dillettant etwas darauf zu gute, dafs er ein Ausfuhrverbot des Goldes für Cilicien erlassen habe. Doch dies half ebensowenig, wie ein Ausfuhrverbot, welches Flaccus (63 v. Chr.) für Kleinasien, von wo das Gold in Masse nach Jerusalem flofs, erliefs. Schon damals

waren die schlauen jüdischen Agioteurs den Europäern über, und höchst bezeichnend ist Ciceros antisemitischer Seufzer „man weifs, wie zahlreich die Sippe, wie sie zusammenhält und welche Macht sie in ihren Verbindungen ausübt“ (pro Flacco 28)!

Von den Provinzen lenken wir den Blick auf die Hauptstadt zurück, in deren Parteitreiben die Blutsauger der Unterworfenen mit dem erprefsten Gelde und dem vor keinem Mittel zurückschreckenden Ehrgeiz zurückkehrten. Die politischen Kämpfe der beiden letzten Jahrzehnte vor Ausbruch des Bürgerkrieges (49 v. Chr.) gewähren einen Blick in die Dürftigkeit der damaligen Staatsmänner, in die sittliche Hohlheit und die Erbärmlichkeit der Charaktere. Man braucht gar nicht einmal bis zu der Hefe der Catilinarier herabzusteigen oder an das skandalöse Betragen des Clodius zu denken, welcher sich selbst in die nächtlichen religiösen Feiern der Frauen im Hause des Konsuls einschlich.

Es gehörte zum guten Ton, auch in Rom das raffinierte und unsittliche Treiben, welches man in den hellenischen Provinzen kennen gelernt hatte, fortzusetzen. Die Statthalter gewöhnten sich oft daran, mit den Damen des Theaters zu verkehren und in ihrer Gesellschaft sich zu verlustieren. Verres raubte sogar einem rhodischen Flötenspieler die Gemahlin Tertia und führte sie mit nach Rom, woselbst sie auch in der Gesellschaft, namentlich bei denjenigen, welche bei Verres etwas suchten, hofiert ward. Mit einer wahren Wollust schlug der Triumvir Marcus Antonius der guten Sitte ins Gesicht. Ein ganzer Harem von Tänzerinnen und Sängerinnen begleitete ihn auf seinen Agitationsreisen, welche er nach Caesars Ermordung unternahm. Wahrlich, eine sonderbare Art sich um die Stellung eines ersten Bürgers im römischen Weltreiche zu bewerben! Die ehrbaren Magistrate der Landstädte sträubten sich zwar, diese saubere Einquartierung bei sich aufzunehmen, aber viel half ihnen dies nicht, und es hätte ja auch gefährlich für sie werden können.

Dafs ein so blasierter und sittlich verkommener Mann wie Marcus Antonius die Cytheris, die Mimin und Geliebte eines römischen Ritters, diesem abspenstig machte und jahrelang sie zu seiner erklärten Maitresse erkor, mit ihr sich öffentlich in einer Sänfte zeigte, ist nicht auffallender als es ähnliche Geschmacksverirrungen sind, welche auch heute noch in den Kreisen des high-life vorkommen und — schön gefunden werden. Aber dafs es Mode ward, auch bei anständigen Diners und Soupers, zu denen die angesehensten und ehrenwertesten Männer der feinen Gesellschaft eingeladen wurden, die Zuziehung von einem solchen Theaterpersonal für erlaubt, für

erwünscht zu betrachten, das ist doch ein bedenkliches Zeichen für die Schamlosigkeit, deren man sich allgemein beflifs. Mit leichtem Spott geht der 60jährige Cicero, welcher sonst nur den Wissenschaften leben zu können erklärte, über eine Gesellschaft hinweg, bei welcher er mit der genannten Cytheris zu Tische safs. Allerdings beteuerte er seinem Freunde brieflich, nicht ohne einige höchst bedenkliche Zweideutigkeiten, dafs er nie an derartigen Dingen Geschmack gefunden habe, aber amüsiert hat er sich doch dabei und — was schlimmer ist — er selbst hat die Gesellschaft durch seine Einfälle in gute Laune versetzt.

Noch deprimierender ist es zu betrachten, wie die begabtesten Dichter und Schriftsteller, bei denen man noch am ersten etwas von Idealität vermutet, die traurigsten Figuren der Halbwelt umschwärmen, sie in Versen oder Schriften feiern, ihnen zu Liebe ihr Vermögen und ihr Lebensglück opfern. Der Elegiendichter Gallus hing sein Herz an eine Unwürdige, welche mit einem Offizier in der Provinz durchging. Der geniale Catull begeisterte sich für die sittenlose Schwester des Clodius, welche, obgleich verheiratet, den übelsten Ruf hatte und nach Art derartiger Kleopatra-Naturen nur ihr Spiel mit dem Herzen des edlen Dichters trieb.

In dieser Welt des sittlichen Bankerotts war der jüngere Cato eine ebenso seltene wie erfreuliche Erscheinung. Wie weit aber war auch er von dem sittlichen Zorne seines Ahnherrn, des Cato Censorius, entfernt, und wie viel war selbst bei ihm moralische Phrase und äufserliche Ehrbarkeit! Als einst das Volk im Theater ein unzüchtiges Ballet verlangte und dies doch bei der Anwesenheit des Cato für bedenklich hielt, entfernte sich der sittenstrenge Mann, — nicht um die Polizei zu holen, sondern um dem Volke sein Amüsement nicht zu verderben. Ein sonderbarer Puritaner, welcher durch derartige Mittelchen oder indem er wie Romulus das Hemd sparte, die guten Sitten der Vorzeit wieder zu beleben suchte!

Die Litteratur der Revolutionszeit.

Die Zeit der Revolutionskämpfe war der Poesie nicht günstig. Zwar gab es genug Poeten, welche Verse machten und rezitierten. Mit Eifer wandten sich der Poesie viele zu, welche der Ehrgeiz trieb, sich Dichterruhm zu erwerben, langweilige Trauerspiele der Alexandriner nachzu-

ahmen oder Novitäten auf dem Gebiete des Mimus, einer neuen Art von Posse, zu produzieren. Gewifs haben manche der letzteren Mutterwitz und politische Kalauer enthalten: sie wären ausgepfiffen worden, wenn sie Langeweile erregt hätten. Aber von wahrer Poesie waren auch sie ebenso fern, wie jene elenden Schuldramen, von denen z. B. Ciceros Bruder in einem halben Monate 4 fabriziert hat.

Die Ungunst der Zeiten, welche manche bessere Naturen wohl zu



Kleines Theater. Pompeji.

ernstlicher Einkehr und wissenschaftlichen Studien ermuntern, aber nicht zu poetischer Begeisterung entflammen konnten, erfuhren auch die wenigen wahrhaft dichterisch beanlagten Männer dieser Zeit.

Eins der trefflichsten Werke der ganzen römischen Litteratur ist das epische Gedicht des Titus Lucretius Carus (99—55 v. Chr.), „über die Natur der Dinge". Er war ein abgesagter Feind des stoischen Glaubensgeredes und Frommthuns, ein eifriger Anhänger der Lehre Epikurs. Sein Ziel war, alle goldenen Worte aus den Schriften Epikurs zusammenzulesen



Diskobol nach Myron. (Marmornachbildung im Vatican, Rom.)

und sie im dichterischen Gewande den bessern Kreisen der Römer als die allein wahre Lehre, welche die Menschen vom Aberglauben erlösen könne, ans Herz zu legen. Mit dem ganzen sittlichen Ernst einer edlen Dichterseele eiferte er gegen die wüsten ausländischen Kulte der phrygischen Kybele und der etruskischen Blitzschau. Den Epikur aber preist er als den Propheten einer neuen Lehre „der zuerst die Weihe des Lebens, die jetzt Weisheit man nennt, auffand und durch kluge Belehrung aus wildwogenden Fluten und düsterm Dunkel zu bringen wufste in ruhigen Port und zu heiterm Lichte das Leben." Epikur habe, so rühmt er, zuerst die Riegel, welche die Pforten zur Natur versperrt hätten, beseitigt: „Er durchmafs das unendliche All mit denkendem Geiste, brachte als Sieger die Kunde uns mit, was alles entstehen kann . . jeglichem Dinge sein Wirken bestimmend und ewige Grenzen."

Mit Grund ist wohl geklagt worden, dafs ein so treffliches Talent in einer Zeit wirkte, da wenig Verständnis für diese Ideen vorhanden war, und dafs er sich so vollständig im Stoff vergriffen hat. Die Atomenlehre und eine rein mechanische Erklärung des Weltenbaus mag ein passendes Thema für einen Popularphilosophen sein und „Kraft und Stoff" auch für manchen gebildeten Philister ein anziehender Gegenstand sein: für den Dichter ist ein solcher Vorwurf nicht geschaffen. Sein Gedicht ist denn auch an vielen Stellen verunglückt und ungeniefsbar. Aber der Reichtum seiner dichterischen Begabung leuchtet an zahlreichen Stellen durch den spröden Stoff hindurch. So z. B. in der begeisterten Schilderung der Macht der Liebesgöttin:

„Vor Dir, o Göttin, entfliehen die Winde und Wolken des Himmels,
Wenn Du erscheinst; für Dich läfst spriefsen die prangende Erde
Liebliche Blumen, Dir lächelt entgegen die Fläche des Meeres — —
Jegliches Wesen folget mit Lust, wohin Du es leitest,
Du bists, führwahr, die in Meeren, auf Bergen, in reifsenden Flüssen,
Auf den belaubten Häusern der Vögel, auf grünenden Fluren,
Allen die lockende Liebe erregend im Herzen, es wirket,
Dafs sie mit Lust ihr Geschlecht fortpflanzen in jeglicher Gattung." [1])

Die vielen trockenen Demonstrationen über naturwissenschaftliche Dinge liefsen allerdings derartige poetische Schönheiten seltner aufkommen und Cicero urteilte, dafs Lucrez' Werk mehr Kunst als künstlerische Schönheit aufzuweisen habe. Aber dennoch ist er eine der eigenartigsten Erscheinungen unter den römischen Dichtern und einer derjenigen, welche das wahre Wesen der Poesie erfafst haben. „Bis an das Ende der Welt werde auch Lucrez' Dichtung weiterleben", rühmt Ovid von ihm mit Recht.

---

[1]) E. Munk Geschichte d. römischen Litteratur S. 427 f.

Noch ein zweites Dichtergenie lebte in dieser Epoche, Catull († 54); aber auch sein Talent ist nicht zur vollen Entfaltung gekommen. Er gehörte zu der nicht kleinen Zahl von Dichtern, welche die alexandrinische Poesie nachahmten und in den gezierten Phrasen und künstlichen Versarten „neumodische“ Stoffe, Liebesabenteuer, allerlei schlüpfrige Scherze, oder auch langweilige Lehrgedichte über Stoffe, welche grade die wissenschaftlichen Kreise beschäftigten, schrieben. Auch er fing an mit der Übersetzung und Nachbildung alexandrinischer Dichtungen, namentlich des Kallimachus. Aber sehr bald ging seine frische Dichternatur ihre eigenen Wege. Seine muntere Laune, der Sinn für die landschaftlichen Reize seiner Heimat, die Innigkeit seines Gemütslebens zeichneten ihn vor seinen Vorbildern aus und haben seinen Gedichten eine Anmut verliehen, wie sie kaum von einem andern Römer erreicht worden ist. Catull war kein grofser Dichter, aber doch besitzt „die latinische Nation keinen zweiten Dichter, in dem der künstlerische Gehalt und die künstlerische Form in so gleichmäfsiger Vollendung wieder erscheinen.“ Auch war man in der Folgezeit einig über den Wert seiner Dichtung. Seine Zeitgenossen unter den Dichtern sind dagegen vergessen.

Noch in einer andern Gattung der Poesie hat dieses Jahrhundert, wie das voraufgehende, achtungswertes geleistet: in der Satire. Nur in einer Menge kleiner Bruchstücke sind uns die satirischen Dichtungen Varros erhalten, eines Mannes, welcher als Dichter ebenso grofs war, wie als Gelehrter. In einer eigentümlichen Mischung von Prosa und Poesie hat Varro, eine derbe gesunde Natur, mit einem trefflichen Humor ausgestattet, alle nur denkbaren Tagesfragen, Modethorheiten und soziale Probleme behandelt, und dabei die erbärmliche und niedrige Gesinnung, welche seinem braven und tüchtigen Sinne widerstand, gegeifselt. Als seine Lebensaufgabe betrachtete er es die sittliche Tüchtigkeit der Altvordern, welche in diesem durch und durch gesunden Manne aus den Sabinerbergen verkörpert war, der sittlichen Erbärmlichkeit der jüngeren Zeitgenossen, der Heuchelei der philosophisch-tugendhaft-thuenden gegenüber in das rechte Licht zu stellen. Auf die philosophischen Schwätzer hatte er es besonders abgesehen. Zehnmal so leicht, meinte er, sei es, einen Sklaven im Philosophieren als im Kuchenbacken zu unterweisen und hernach sei der letztere auch zehnmal so viel wert, wie der erstere; denn „Wahrlich, niemals hatt' ein Kranker wohl so tolle Phantasien, die nicht früher schon gelehrt hat irgend so ein Philosoph.“ Ohne Scheu verspottete er auch die politischen Machthaber, indem er in seiner Satire „der Dreiköpfige“ die Mitglieder des ersten Triumvirats mit dem vielköpfigen Ungeheuer der Unterwelt, dem Cerberus, verglich.

Überall trifft man auf Spuren echter Weltweisheit. Mit Sittenstrenge ist die heitere Freude an allen erlaubten Genüssen gepaart. Grade in seiner Satire gegen die Ausschreitungen der Trunksucht ist er doch weit entfernt von den Abgeschmacktheiten der Temperenzler und singt ein Loblied des Weins:

„Der beste Trank für jedermann ist doch der Wein;
Er ist das Band, das Freunde eng zusammenhält."

Auch an zarten und tief poetischen Schilderungen fehlt es nicht, aber die kulturhistorische Bedeutung der Dichtungen Varros liegt vorzugsweise darin, dafs uns in ihnen und in ihrem Verfasser noch zum letztenmal wieder jene sittliche Hoheit, jene frische Ursprünglichkeit und jener gesunde Menschenverstand verkörpert entgegentritt, welcher die alten Italiker befähigt hat, auch geistig die Herrscher der Welt zu werden. In einer seiner Satiren führt uns Varro einen Mann vor, der als Knabe eingeschlafen, 50 Jahre geschlummert hatte und nun in Rom alles verändert und verkehrt fand. Varro ist selbst ein solcher „Epimenides", zugleich aber ein Wahrzeichen, dafs es einst besser in Rom war.

Je weniger man den Dichter Varro oder gar seine begabteren Zeitgenossen Lucrez und Catull missen möchte, desto mehr ist doch zuzugestehen, dafs dieses Zeitalter der Revolutionsstürme der Dichtkunst, wie überhaupt den Künsten nicht günstig gewesen ist und weit gröfseres auf dem Gebiet der Prosa hervorgebracht hat. Ihr Hauptvertreter ist ja der vielseitigste, bedeutendste Prosaiker, der Römer Marcus Tullius Cicero. Als Redner nie verlegen um das Wort, aber auch fähig die Tiefen des menschlichen Herzens und Geistes in Worten wiederzugeben, als Schriftsteller ein überall gewandter Stilist, aber auch fähig alle Seiten des menschlichen Forschens und Denkens zum klaren Ausdruck zu bringen, ist er der Mann gewesen, welcher nicht nur die Vorzüge der Bildung seiner Zeit, sondern auch die Schwächen derselben in sich vereinigt und verkörpert hat.[1])

Ausgezeichnet war er als Advokat, vor allem da, wo er, wie bei den Reden gegen Verres oder für den Roscius, das Material gut studiert hatte. Aber schon in manchen späteren Reden vor Gericht, mehr noch in seinen politischen Gelegenheitsreden zeigt sich die Äufserlichkeit und Oberflächlichkeit der rhetorischen Mittel, durch welche er, wie viele andre, welche die griechischen Rhetorenschulen ihrer Zeit durchgemacht hatten, zu glänzen suchte. An Kraft der Argumentation steht er ebenso sehr hinter den Rednern der Gracchenzeit zurück, wie er sie als Stilist überragt. Wenn zu

1) Vgl. Friedrich Aly „Cicero, sein Leben und seine Schriften" (Berlin 1891).

einem grofsen Redner die Überzeugungstreue, die Kraft des Charakters gehört, so mufs zugestanden werden, dafs es an dieser Vorbedingung dem Manne, welcher seine politische Überzeugung oft genug gewechselt hat, gefehlt hat. „Am niedrigsten steht er in seinen Schimpfreden gegen gefallene Gröfsen und in seinen späteren, von Selbstgefälligkeit erfüllten Staatsreden." „Aber auch in ihnen hat die Anmut der Sprache etwas Gewinnendes und hat ja zwei Jahrtausende nicht nur die zünftigen Schulmeisterseelen, sondern auch die edelsten humanistischen Geister entzückt."

Unbestritten ist sein Ruhm als Sprachmeister durch das, was er für die Entwickelung des römischen Prosastils geleistet hat, in der feinen Auswahl des Ausdrucks, in dem richtigen Takt veraltetes oder dialektische Besonderheiten auszuscheiden. Naturgemäfs zeigen sich diese Vorzüge noch mehr in seinen sonstigen schriftstellerischen Leistungen als in seinen Reden. Auf die Ausarbeitung jener konnte er gröfseren Fleifs verwenden. Die grofse Vielseitigkeit seiner schriftstellerischen Thätigkeit hat ihn in den Stand gesetzt, inbezug auf die Ausdrucksweise und die Gedankenentwickelung sehr verschiedener Disciplinen einen nachhaltigen Einflufs auszuüben. Der sachliche Wert seiner schriftstellerischen Leistungen ist allerdings sehr verschiedenartig. Cicero hielt sich selbst für einen tüchtigen Historiker, ja für einen Dichter. Beides durchaus mit Unrecht. Weit höher steht er als populärphilosophischer Schriftsteller. Manches ist auch hier oberflächlicher gearbeitet, aber seine Schriften „über den Staat", „über das Wesen der Götter" oder „über das höchste Gut" werden auch heutzutage noch wegen ihres reichen Inhalts und ihrer anziehenden Darstellung manche Leser erfreuen. Andre philosophische Schriften, die in den letzten Lebensjahren oft recht schnell hingeworfen worden sind, sind weniger tief. Cicero war kein scharfer Dialektiker, kein spekulativer Kopf. Aber er war eine sittliche Natur, welche mit Ernst nach Wahrheit suchte. Sein religiöses Gottesbewufstsein hebt ihn hoch über die Masse der übrigen philosophierenden Dilettanten.

Vom wissenschaftlichen Standpunkt stehen seine rhetorischen Schriften am höchsten. Sein Buch „vom Redner" und seine dem Brutus gewidmete Geschichte von den römischen Rednern sind vortrefflich; seine Verdienste sind hier doppelt hoch anzurechnen, da sie original sind.

In seltener Einmütigkeit ist von allen Schriftstellern der nächsten Jahrhunderte, nicht am wenigsten aber von den Schriftstellern der augusteischen Zeit die Bedeutung, welche Cicero als Schriftsteller für die Entwickelung der lateinischen Sprache und der ganzen römischen Litteratur gehabt hat, anerkannt, und dieses Urteil der Geschichte kann wahrlich nicht dadurch ab-

geschwächt werden, dafs es sich herausstellt, dafs Cicero als Politiker und Mensch weniger grofs war, denn als Schriftsteller. Selbst der ihm weniger günstig gestimmte Asinius Pollio meint, es sei überflüssig, „die Begabung und das Streben dieses Mannes zu preisen“ und mahnt, ihn danach zu beurteilen, „wo sich der gröfsere Teil seines Lebens und seiner Begabung gezeigt habe.“ Das haben auch wieder die letzten Jahrhunderte von der Zeit des Humanismus bis auf unsere Tage gethan, bis dann erst einige begabte Historiker der Neuzeit ihn allzusehr verkannt haben.



Die Muse Kalliope (im „Saale der Musen“ des Vatikan).

Auch abgesehen von Ciceros Schriften könnte übrigens diese Epoche als eine Blütezeit römischer Prosa angesehen werden. Caesars Rechtfertigungsschrift über seine Kriegführung in Gallien ist in ihrer schlichten Berichterstattung, in dem was sie sagt und was sie verschweigt, ein Meisterwerk zu nennen. Viel künstlicher, aber nicht minder fesselnd sind die historischen Charakterbilder des Sallust, in welchen er den jugurthinischen Krieg und die Epoche von Sullas Tod bis zu den Catilinarischen Umtrieben schildert.

Auch eine ziemlich umfangreiche historische Schriftstellerei, welche

die ältere römische Geschichtsforschung überhaupt in Flufs zu bringen suchte, entstand in dieser Zeit. In formeller Beziehung vielfach ein Fortschritt.

Nachdem schon Caelius Antipater (um 115 v. Chr.) die Geschichte des 2. punischen Krieges im Detail mehrfach nach griechischen klassischen Vorbildern, nach Herodot und Thucydides, ausgemalt hatte, folgten die Annalisten der sullanischen Zeit, welche in rednerischen Schilderungen noch die griechischen Rhetoren zu überbieten suchten und dabei oft genug die geschichtlichen Darstellungen einer politischen Tendenz zu lieb mifsbrauchten. Die Geschichtsbücher des wütenden Demokraten Licinius Macer oder des Annalisten Claudius gehören sachlich zu den traurigsten Erzeugnissen der römischen Litteratur, sind darum aber nicht weniger gelesen worden und bilden die wichtigsten Quellen des gefeiertsten Geschichtsschreibers der Römer, des Livius (schrieb unter August nach 30 v. Chr.).

Dagegen ist das sonstige wissenschaftliche Streben dieser Epoche recht rege. Allerdings beschränkt sich dieses vorzugsweise auf die — man möchte sagen — „spezifisch römischen“ Disziplinen, welche von jeher die Römer angezogen hatten: die Rechtswissenschaft, die Grammatik und Altertumskunde, dazu dann weiter die Astrologie. Das waren die Wissenszweige, welche schon das Pontifikalkollegium der älteren Zeit gepflegt hatte. Diese Kentnisse zu sammeln, zu ordnen, zu vertiefen und damit das Material zu einer wahrhaft historischen Kenntnis zu beschaffen: das war das Ziel der Gelehrten des ciceronischen Zeitalters. Dieser Aufgabe widmete Roms bedeutendster Gelehrter, der vorhin schon als Dichter erwähnte Marcus Terentius Varro, sein Leben. Erwähnt seien hier nur seine grofse Encyklopädie der römischen Altertumskunde, sein über 700 biographische Essays umfassendes Bilderwerk, seine Schrift über die lateinische Sprache und über den Landbau. Ihm zur Seite wirkten vor allem Titus Pomponius Atticus mit seinen zahlreichen Untersuchungen über die römischen Adelsgeschlechter und die Konsular- und Triumphallisten, Cornelius Nepos mit seinem chronologischen Werk (Chronica), nicht minder auch Cicero, welcher das Zeug zu einem grofsen Historiker zu besitzen glaubte, ganz achtbares aber wenigstens in der Altertumskunde durch seine Schriften „über den Staat“ und „über die Gesetze“ geleistet hat.

Eine besondere Spezialität dieser und der folgenden Zeit war die Astrologie. Varro und sein Freund Tarutius berechneten auf Tag und Stunde die Entstehungszeit der Stadt Rom, leiteten auch umgekehrt aus der Konstellation bei Roms Gründung die Geschicke der Stadt her. Augustus wie Tiberius standen ganz unter dem Banne dieses Aberglaubens und Manilius widmete ein astronomisches Gedicht in 5 Büchern dem Germanicus.

Erfreulicher war die Thätigkeit ausgezeichneter Männer im Staatsrecht wie im Privatrecht; so vor allen Dingen Quintus Aelius Tubero und Marcus Valerius Messalla.

Die Stellung des Weibes in Rom.

Wie bei allen Zweigen des arischen Stammes, war auch in Rom die patriarchalische Ordnung des Familienlebens vorherrschend: Weib, Söhne, Töchter, Sklaven, Vieh, Land und Habe, — alles wurde durch die despotische Oberaufsicht des männlichen Familienoberhauptes zusammengehalten. Demgemäfs war, nach altrömischer Auffassung, die Frau gewissermafsen die Tochter ihres Mannes, und als solche seiner väterlichen Gewalt geradeso unterworfen wie der letzte Sklave. Dennoch fafsten die alten Römer die Würde der Hausmutter sehr ernst und leiteten im Einklange damit die Erziehung der Mädchen. Reiche liefsen ihre Töchter gleich deren Brüdern zu Hause durch gebildete Sklaven erziehen, die Plebejerinnen mufsten in die öffentlichen Schulen wandern. Von den einen wie von den andern hielt man aber den Unterricht in Musik, Gesang und namentlich im Tanze fern. Der Censor Scipio Aemilianus, obgleich ein Freund griechischer Sitten, liefs dennoch (142 v. Chr.) alle Gesangschulen Roms schliefsen; denn er betrachtete alle diese Künste als dem Charakter gefährlich und entnervend, während der Römer vom Weibe verlangte, dafs es gleich dem Manne zu energischem Handeln bereit sei. Wie in Hellas, ruhte auch in Rom die Sorge des Hauswesens auf den Schultern der Frau, aber bei den Griechen erfreute sich das Hauswesen überhaupt nicht der gleichen Bedeutung wie bei dem ernsteren Römer.

Allmählich freilich und je mehr er mit Sitten und Litteratur der Hellenen vertraut ward, fand auch er Geschmack daran und im 7. Jahrhundert der Stadt hatten Roms alte strenge Sitten einen harten Stofs erlitten. Das Beispiel von der Komödiantin Cytheris zeigt, dafs die griechischen Vorbilder ihre Wirkung übten. Dennoch sanken die Römer, trotz mancher Ausschreitungen, niemals auf die tiefe Stufe der Griechen, welche die Gemahlin mit der Buhldirne auf ziemlich gleiche Linie stellten. Sachte gingen nämlich die römischen Damen von den strengen Anschauungen der älteren Zeiten ab und eigneten sich teilweise jene Talente an, welche der Grieche bei seiner Ehe-

gattin vermifste. Stets hatte es übrigens in Rom Matronen gegeben, welche eine freiere Bewegung ihres Geschlechtes erstrebten und gegen Niedergang der Republik, wo die Meinungen schon laxer geworden, gab es eine grofse Menge besser gebildeter und unterrichteter Frauen; ja manche, wie eine Clodia oder Sempronia, lebten schon ganz auf griechische Weise. Mit dem Sturze der Republik gewann diese Strömung ansehnlich an Kraft, und fortan ist es nichts Ungewöhnliches mehr, dafs Frauen aus den besten Kreisen auf Lyra oder Kithara musizierten, tanzten oder Verse machten. Im Zeitalter des Plinius hatte man vollends jegliches Vorurteil gegen derartige Beschäftigungen abgelegt, und unter der Kaiserzeit erfreuten sich deshalb die Frauen einer angemessenen Ungebundenheit, die vielleicht mit einigem Recht, so paradox es klingt, als die beste Hüterin dessen zu betrachten ist, was an Familienleben in Rom noch erübrigte.



Eine Mutter mit ihren Kindern.
(Basrelief im Museum des Louvre).

Die Religion spielte eine grofse Rolle im weiblichen Leben und zählte, wie überall, auch hier ihre eifrigsten Anhänger. Wohl lebten zu Beginne des Kaisertums auch Damen den philosophischen Studien ergeben und zwar in der Regel desto mehr, je lockerer ihr Lebenswandel war; immerhin waren dies blofse Ausnahmen; die Masse hing dem Glauben an, der ihnen Ersatz für alles bot, und sogar die unabhängig denkenden Männer schätzten und pflegten den tief religiösen Sinn ihrer Gattinnen und Töchter. Ein weiblicher Freigeist und Ungläubiger wäre in römischen Augen ein Unding gewesen. Die antike Religion

beeinträchtigte auch in keiner Weise die Stellung der Frau, welche vielmehr die priesterliche Würde bekleiden konnte; neben dem Flamen erscheint die Flaminica, und wenn den Frauen der Zutritt in den Herkules-Tempel und zu den Ceremonien der Ara Maxima versagt war, so gab es hinwieder Kulte, von denen die Männer ausgeschlossen blieben, wie jener der Bona Dea, oder wo Frauen die ersten Stellen einnahmen, wie jener der Diana nemorensis. Die Ungleichheiten, welche auf den Frauen lasteten, rührten also lediglich von der Gesetzgebung, keineswegs von der Religion her. Diese strebte sogar, wenngleich mit nur geringem Erfolg, das Band der Ehe zu befestigen,



Grabmal der Caecilia Metella an der Via Appia.

wie denn die wirklich religiöse Ehe, die Confarreatio, nur mit unsäglichen Schwierigkeiten gelöst werden konnte. Die Religion endlich, indem sie die Frauen zur Andacht in den Tempel rief, brach jenen Bann, der sie, wenn gleich weniger denn in Hellas, immerhin auch in Rom ans Haus fesselte. In dem wohlwollenden Entgegenkommen der Römerinnen für jeden fremden Kultus und schliefslich auch für das Christentum ist gewifs unschwer eine natürliche Konsequenz jener religiösen Gefühle zu erkennen, welche der antike Kult in ihren Busen gesenkt hatte.

Dafs in rechtlicher Beziehung die Stellung des Weibes anfänglich eine sehr gedrückte gewesen, ist bekannt. Die Geschichte ihrer Erlangung

des Eigentumsrechtes z. B. läfst sich in Kürze so zusammenfassen: zuerst erwirbt die unverheiratete Tochter einen Anteil an der Erbschaft beim Tode des Vaters und untersteht hierfür der Aufsicht ihrer nächsten männlichen Verwandten; sodann reduziert sich diese Vormundschaft allmählich auf Null. Mittlerweile hat sich eine Form der Ehe eingebürgert, wodurch die Frau nicht mehr der väterlichen Gewalt des Mannes untersteht, so dafs, bei Ermangelung des Ehekontraktes, das Besitzrecht der Frau durch deren eheliche Verbindung in keiner Weise berührt wird. Einen ähnlichen Entwickelungsprozefs machte auch ihre soziale Stellung durch. Diese müssen wir uns hüten mit dem juristischen Mafsstabe zu messen, denn niemals sind die Frauen in Rom sozial so gedrückt gewesen, wie man annimmt. Die Gattin thronte an der Seite ihres Gemahls im Atrium des Hauses, das nicht wie das hellenische



Wochenbett. (Wandmalerei aus den Titusthermen).

Gynaikeion (Γυναικωνῖτις) den Blicken sich entzog. Und sowie sie die Schwelle des Atrium überschritten, erinnerten sie die Worte „ubi tu Gaius, ibi ego Gaia", welche sie dem Gatten zurief, daran, dafs sie dort sich als Herrin fühle, wo er Herr sei. Im Laufe der fortschreitenden Geschichte Roms sehen wir auch ihre Stellung sich verbessern und an Wichtigkeit wachsen; unter den Antoninen beginnt man die Kaiserinnen „Mütter der Lager und der Legionen" zu nennen und das Beispiel des Hofes reizte auch in anderen Kreisen zur Nachahmung. Was allein wahr, ist dafs die den Frauen gewährte Unabhängigkeit mehr Sache der Toleranz und der Sitte, als des Prinzipes war. Den Grund dazu hat man sicherlich in den hohen Begriffen der Römer von der Ehe zu suchen. So wenig aber ist Ursache über die traurige Lage der Frauen zu klagen, dafs sie, wie Inschriften beweisen, sogar

mehr Rechte genossen als selbst heute in vielen civilisierten Staaten. Weibervereine mit wählbarem Oberhaupt waren nichts seltenes, und ein conventus matronarum, den Elagabal in senaculum umtaufte, hat wohl nirgends mehr eine Rolle gespielt.

In vielen Fällen führte nun diese Emanzipation des weiblichen Geschlechtes zweifelsohne zu Mifsbräuchen. Was indes die alten Schriftsteller der Frauenwelt des Kaiserreichs vorwarfen, ist nichts schlimmeres, als was überall zu bemerken, wo die Frauen nicht in ein Gynaikeion oder Harem eingesperrt gehalten werden. Manche ergaben sich Ausschweifungen oder unweiblichen Beschäftigungen, und Rom kannte schon weibliche Advokaten und Rechtsgelehrte, ja, was bedenklicher war, weibliche Athleten und Gladiatoren. Auch verdient beachtet zu werden, dafs mit Trajan die Sittenlosigkeit einen Wendepunkt erreicht und wir fortan von zahlreichen Beispielen edler, einfacher im Schmucke häuslicher Tugenden prangender Damen vernehmen, wie denn die Sitten im allgemeinen nach gröfserer Reinheit streben. Was die ältere Periode jedoch anbetrifft, so ist es, ohne an den auf uns gekommenen Berichten der Alten in einzelnen Fällen zu zweifeln, doch erlaubt zu glauben, dafs sie bei dem konservativen Sinne der Römer die Zustände mit dem Mafsstabe früherer Zeiten mafsen und somit unwillkürlich und auch unabsichtlich düsterer malten, als die Wirklichkeit gebot. Wenn wir das XIX. Jahrhundert mit den Vorurteilen des XVIII. oder XVII. oder gar eines noch früheren anschauen, so würden wir sonder Zweifel ein abscheuliches Gemälde erhalten. In der That aber hat sich ein ansehnlicher Fortschritt vollzogen und die Auswüchse, Laster und Sittenlosigkeit, welche hier wie dort uns von einem solchen Bilde entgegenstarren, sind nichts anders als der Preis, um den der allgemeine Kulturfortschritt jedesmal erkauft werden mufste, die Bedingung und zugleich die notwendige Folge eines Zustandes, der dem allgemeinen Wohle zugute kommt.



Die Gründung des Römischen Kaisertums.

Augustus als Retter von Staat und Gesellschaft.



Augustus.

Kaum hatte Augustus den Antonius niedergeworfen, als er das Werk, welches Caesar begonnen hatte, wieder aufnahm. Er schuf eine monarchische Ordnung, welche Bestand zu haben versprach, und rettete die Gesellschaft vor dem Umsturz der Revolution.

Bei der Organisation der Kaiserherrschaft folgte Augustus im allgemeinen dem Vorgange seines Oheims, aber er vermied einige Fehler desselben, und in dieser schlauen Berechnung der Schwierigkeiten, sowie in der Begrenzung seiner Aufgabe gewann er den Erfolg für sich.

Caesar war keineswegs jener „Demokrat als Monarch" geblieben, für den man ihn ausgegeben hat. Bei der gesetzlichen Feststellung der monarchischen Gewalt hatte er dafür gesorgt, dafs nicht blos faktisch, sondern auch formell seine Machtfülle so gut wie unbegrenzt erschien. Die Diktatur auf Lebenszeit, das Konsulat auf 10 Jahre, eine der tribunicischen gleichartige Gewalt, der Imperatortitel und in ihm die Würde eines Höchstkommandierenden, dazu die Mitgliedschaft aller wichtigen Priestertümer: das waren, wie gezeigt ward, die Titel, unter welchen Caesar eine fast unumschränkte Macht ausübte. Gesetze und Senatsbeschlüsse hatten weiter dafür Sorge getragen, dafs den Titeln auch die Machtfülle gleichkam, namentlich indem sie ihm die Ernennung sämtlicher Provinzialstatthalter, die Verfügung über die Heeresmacht

und die Staatskassen übergaben. Ja, es erscheint kaum zweifelhaft, dafs Caesar die Königsherrschaft auch dem Namen nach habe zurückführen wollen.

Anders Augustus. Auch er hatte in dem alle 5 Jahre wieder aufs neue verlängerten und bekräftigten Imperium eine diktatorische Gewalt erhalten. Aber im übrigen hielt er streng darauf, dafs die republikanischen Formen eingehalten wurden, dafs in den einzelnen Ämtern, welche er daneben verwaltete, ihm Kollegen zur Seite standen und dafs durch die periodische Erneuerung seiner Gewalten das Gefühl rege gehalten ward, dafs die republikanischen Ordnungen nicht völlig aufgehoben, sondern nur durch die Oberaufsicht des „ersten Bürgers", des Princeps, zum Heile des Ganzen und zum besten der Gesellschaft zeitweise modifiziert worden seien.

Selbst bei den neugeschaffenen kaiserlichen Ämtern, in welchen mehr und mehr die faktische Gewalt konzentriert ward, knüpfte der Fürst an republikanische Ordnungen an. Der oberste Polizeiherr hatte z. B. seinen Namen von dem auch in republikanischer Zeit bestehenden Amte eines Stadtpräfekten.

Dafs es dem Augustus sowie auch seinen Nachfolgern hierbei auf etwas mehr als auf den blofsen Schein ankam, zeigt die Stellung, welche dem Senat in der neuen Verfassung zugewiesen wurde. Die Hälfte der Provinzen, und zwar die reicheren, überliefs er dem Senat und der Verwaltung durch Beamte senatorischen Ranges. Unter seinen Nachfolgern gingen die Gesetzgebung und die Beamtenwahlen an den Senat über und die Rechte, welche dieser hohen Körperschaft in der Kaiserzeit zustanden, waren so zahlreich, dafs rechtlich weniger von einer monarchischen Staatsordnung als vielmehr von einer Dyarchie, von einer gemeinsamen Staatsleitung durch Princeps und Senat, gesprochen werden kann.

Diese rechtliche Zweiteilung der Gewalt darf jedoch nicht darüber täuschen, dafs die faktische Herrschaft vorwiegend in der Hand des Kaisers vereinigt war. Der Kaiser war Oberfeldherr über sämtliche Truppen des Reichs. Er organisierte das stehende Heer, ihm wurde dasselbe vereidigt, er ernannte die Offiziere, verlieh Auszeichnungen und verfügte die Entlassung aus dem Dienste. Er entschied allein über Krieg und Frieden, vertrat das Reich auswärtigen Staaten gegenüber. Er war Herr über die Verwaltung der ihm reservierten Provinzen. Sehr überwog auch sein Einflufs in der inneren Verwaltung den des Senats. So bei der Bezeichnung der zu wählenden Kandidaten, in der Gesetzgebung, in der Kriminalgerichtsbarkeit. Als Sittenpräfekt leitete Augustus nicht nur den überaus wichtigen Census des Volkes, sondern er übte auch einen bedeutenden Einflufs auf die

Ernennung der Senatoren aus. Auch ermöglichten es die für die Hauptstadt getroffenen Neuordnungen dem Kaiser, in Rom selbst eine derartige Macht zu entfalten, dafs jede wirkliche Opposition des Senats oder republikanischer Parteibestrebungen im Zaume gehalten werden konnte. Die kaiserliche Garde unter den Gardelagerpräfekten (praefectus praetorio), ein hauptstädtisches Gendarmeriekorps und mehrere Bataillone städtischer Feuerwehr unter der Leitung des Polizeipräsidenten (praefectus urbi) wachten über der Sicherheit der Stadt und des Kaisers. Alles, was Karriere machen wollte, mufste sich die Gunst des Kaisers zu erwerben suchen. Auch sorgten Gesetze dafür, dafs jede Auflehnung in Wort und That aufs strengste geahndet wurde.

Aber Augustus vermied es nicht nur den Namen des Königs zu beanspruchen, sondern er liefs auch eine Menge von republikanischen Ordnungen bestehen, grofs genug um die Alltagsnaturen und die Menge zu beruhigen; und er that wohl daran. Denn hohe Güter hat er, gestützt auf seine bedeutende Machtstellung, dem durch lange Revolutionskämpfe zerrütteten Reiche geboten. Er hat das Ziel, das Caesar nur erstrebte, durch gröfsere Vorsicht und Geschicklichkeit erreicht.

Vor allen Dingen hat Augustus im Innern des Reiches Ruhe und Ordnung wiederhergestellt. Vorbedingung dazu war ein starkes stehendes Heer von 25 Legionen und einer entsprechenden Anzahl von Auxiliartruppen (zusammen 250000—300000 Mann). Diese Zahl könnte allerdings gering erscheinen, wenn die gewaltige Ausdehnung des römischen Reiches dabei in Betracht gezogen wird. Doch waren diese Truppenmassen, abgesehen von einigen Ausnahmefällen, in den Grenzprovinzen verteilt und wesentlich zum Schutze der Reichsgrenzen bestimmt. Lediglich diesem Zwecke dienstbar waren auch die Kriege, welche Augustus unternahm teils gegen die Parther, teils in den Provinzen an Donau und Rhein.

Überall zeigten sich die Segnungen eines langen Friedens. Der Wert der italischen Grundstücke stieg, die Baulust erwachte, für öffentliche Bauten gab Augustus mit vollen Händen, wie das die lange Reihe der von ihm selbst errichteten Bauwerke, welche das Monumentum Ancyranum[1]) erwähnt, beweist, Industrie und Handel erblühten. Um die Verkehrsinteressen des gesamten Reiches wirksam zu fördern, übernahm der Kaiser die Sorgen für die öffentlichen Strafsen (die cura viarum 20 v. Chr.), bald darauf die Ober-

[1]) Es ist dieses eine der bedeutendsten Inschriften des Altertums, welche das politische Testament des Augustus enthält. Über die Bauthätigkeit des Augustus wird näheres weiter unten bei einer geschichtlichen Übersicht der Entwickelung der römischen Baukunst gegeben werden.

aufsicht über die öffentlichen Bauten und namentlich über die Wasserleitungen. Augustus selbst entwarf einen Plan zu einem grofsen Strafsennetz. Fünf Hauptrouten gingen von dem goldenen Meilenzeiger in Rom aus. Von dort führte die eine auf der appischen Strafse nach Rhegium, ging in Sicilien von Messana nach Lilybaeum, setzte von da nach Afrika über und zog sich längs der Nordküste bis Alexandria weiter. Eine zweite verliefs die via Appia bei Capua, ging nach Brundisium, dann jenseits des adriatischen Meeres von Dyrrhachium weiter teils in verschiedenen Abzweigungen nach Griechenland, teils durch Macedonien nach Byzanz (Konstantinopel) und Kallipolis (Galipoli), durchschnitt in einer Länge von 150 Meilen Kleinasien und endete in Antiochia. Weiter sei hier nur noch der zahlreichen Alpenstrafsen und der grofsen Reichsstrafse von Rom über Massilia nach Gades gedacht: die Bedeutung dieser Verkehrswege wird einleuchten. Waren sie auch zunächst aus militärischen Rücksichten errichtet, so förderten sie doch wie weniges andere den Absatz der landwirtschaftlichen Produkte, die Bequemlichkeit und die Regelmäfsigkeit des kaufmännischen Verkehrs, und damit das allgemeine Aufblühen der Kultur.

Nicht minder segensreich war es, dafs die Sicherheit des Seeverkehrs wieder hergestellt ward. Erst da konnte der Handel zwischen dem Orient und Italien wahrhaft aufblühen, erst da die reichen Naturprodukte der hellenistischen Provinzen und die überaus zahlreichen Fabrikate des Orients, welche dem Luxus dienten, ungestört ihren Weg nach dem Westen finden. Der mannigfaltige orientalische Import umfafste u. a. Gewürze und Medikamente aus Persien und Indien, die verschiedensten Edelsteine, Perlen, Elfenbein, Schildpatt, wertvolle Holz- und Marmorarten, babylonische und persische Prachtgewebe, Seidenwaren und Prunkgefäfse.

Der Sicherung der Verkehrswege verdankte vor allem auch die Hauptstadt des Reiches die Zufuhr des nötigen Getreides. Italien war schon seit langer Zeit nicht mehr imstande gewesen, allein für den Unterhalt seiner Bevölkerung, namentlich der Stadt Rom selbst, zu sorgen. In den Zeiten der Bürgerkriege, als feindliche Machthaber und räuberische Piraten die Getreidezufuhr hinderten, war die Bevölkerung Roms mehr als einmal in Not geraten, da der Verkehr mit Ägypten und Nordafrika, welche den gröfsten Teil der Proviantierung zu übernehmen hatten, oft unterbrochen war. Die Verpflegung der Hauptstadt hielt Augustus für eine der wichtigsten Aufgaben seiner regierenden Fürsorge. Nicht nur verminderte er die Masse des hauptstädtischen Proletariats durch zahlreiche Koloniengründungen, sondern er übernahm auch selbst die Oberleitung über das

Proviantwesen. Durch billige Versorgung der Residenz mit Getreide, durch Brotspenden an die Armen — die Zahl der städtischen Empfänger von monatlichen Brotspenden betrug trotz mancher Reduktionen noch immer 200000 unter Augustus — wufste der Herrscher die Hauptstadt in guter Stimmung zu erhalten. Und das damalige Rom war mehr als das heutige Paris!

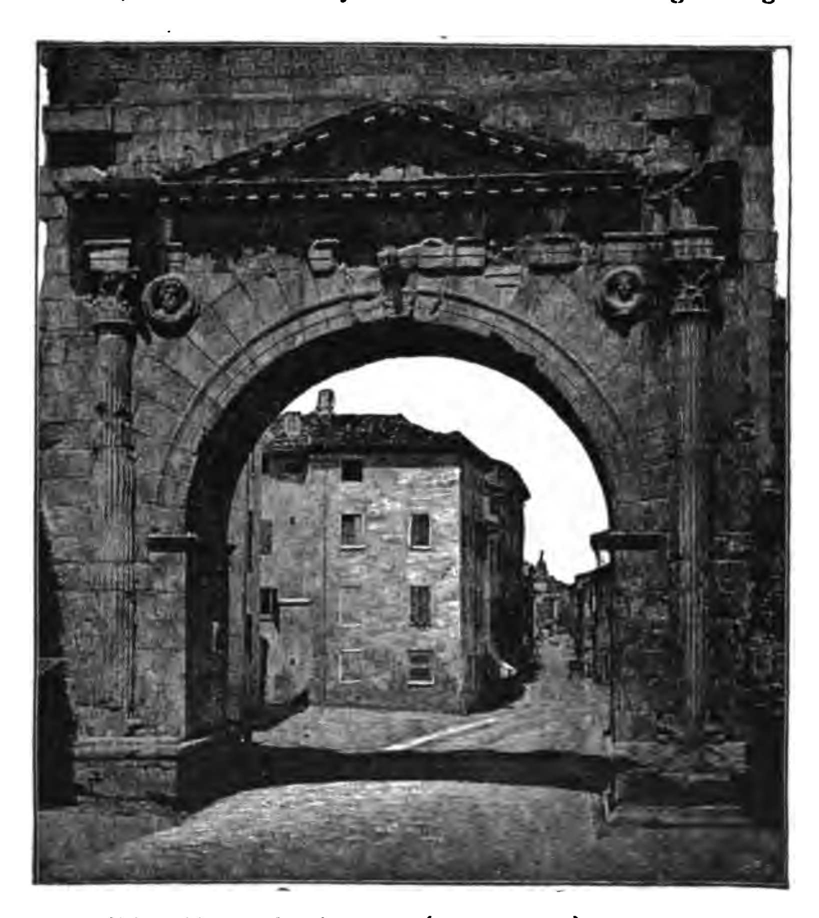


Augustus. (Marmorstatue im Vatikan).

Diese Fürsorge des Gründers der Monarchie für das Verkehrswesen zeigte sich auch in der Einrichtung der Staatspost. Dem allgemeinen Verkehrsleben allerdings ist diese neue Institution des Augustus nicht dienstbar gemacht worden, und es ist merkwürdig, wie die sonst eminent praktischen Männer jenes Regime es unterlassen haben, auch den Privaten den Gebrauch der postalischen Einrichtungen zu eröffnen. Die augusteische Post diente weder den Reisenden noch der Korrespondenz. Die Aufgabe dieser militärisch organisierten Staatspost war lediglich die, die amtlichen Depeschen von Station zu Station durch berittene Postillone zu übermitteln, die reisenden Beamten unentgeltlich zu befördern und Fürsorge zu treffen, dafs staatliche Gütersendungen, so z. B. Kriegsmaterial, an den Bestimmungsort sicher hintransportiert wurden. Privatleute konnten nur auf Freischeine mitreisen und das führte mit der Zeit zu Unzuträglichkeiten. Die Post wurde sogar eine drückende Last für die Kommunen, die den Vorspann zu leisten hatten, besonders in der konstantinischen Zeit mit ihrem Heer von Beamten und

freifahrenden Geistlichen. Konstantin II. mufste den Spott erfahren, dafs er durch seine zahlreichen Synoden und die dazu umherreisenden Bischöfe die Staatspost ruiniere.

Unbestritten ist dagegen das Verdienst des Augustus hinsichtlich der Besserung der Provinzialverwaltung. Die Provinzen hörten jetzt auf die Stätten zu sein, aus welchen alljährlich neue Beamten möglichst grofse Er-



Triumphbogen des Augustus (Porta romana) zu Rimini.

träge und Einkünfte zu gewinnen suchten, um so sich möglichst schnell zu bereichern und auf Kosten der Provinzialen ein Vermögen zu gewinnen. Die Hälfte der Provinzen kam in die unmittelbare Verwaltung des Kaisers, welcher dorthin seine militärischen Statthalter und zur Ordnung der Steuererhebung die kaiserlichen Prokuratoren schickte. Sogar über die senatorischen Provinzen übte der Kaiser ein Aufsichtsrecht aus. Tüchtige Statthalter wurden

oft für mehrere Jahre in ihrer Stellung belassen. Die in den einzelnen Provinzen zusammenberufenen Landtage übten zwar keine grofse politische Selbstverwaltung aus, ermöglichten es aber dem Kaiser, die Bedürfnisse jeder Provinz kennen zu lernen und zu berücksichtigen, sowie die Klagen über die Verwaltung zu erfahren und abzustellen. Vor allem sah es Augustus als seine Aufgabe an, Mafsregeln zu treffen, welche die Erpressungen in den Provinzen wirklich beseitigten. Die Beamten bekamen ein festes Gehalt, die Entschädigung für Reisekosten u. a. m. wurde fest normiert. Die Steuererhebung kam, wie gesagt, in die Hand kaiserlicher Prokuratoren und die so verringerte Macht der Statthalter liefs einen Mifsbrauch schwerer aufkommen. Überhaupt führt die Betrachtung der besonderen Verhältnisse einzelner Provinzen zu dem Urteile, dafs ihre Lage in der ersten Kaiserzeit eine zufriedenstellende, zum Teil sehr erfreuliche gewesen ist. Nicht zum wenigsten verdankten sie diese Wohlthat der Initiative des Augustus, welcher nicht nur die neuen Ordnungen schuf, sondern auch unermüdlich die verschiedensten Hauptlandschaften persönlich inspizierte und ihre Verwaltung beaufsichtigte. Seine Regierung hat grundsätzlich „an Stelle der Ausbeutung des Reiches die planmäfsige Verwaltung und die Pflege der grofsen Reichsinteressen" gesetzt. Das war eine Wohlthat für die früher so schwer geprüften Provinzialen.

Diese kurzen Umrisse über die Regierungsthätigkeit des Augustus gestatten ein Urteil, in wieweit dieser merkwürdige Mann seine Aufgabe, ein „Retter der Gesellschaft" zu werden, erfüllt hat: sie geben zugleich eine Antwort auf die so naheliegende Frage, in wieweit der Caesarismus berechtigt war, an die Stelle der Republik zu treten. Mit einer gewissen Gesetzmäfsigkeit pflegen gewitterschwangere Zeiten im richtigen Augenblicke stets den richtigen Mann zu gebären. „So fand Griechenland Alexander, Italien Caesar, Frankreich Napoleon I." Nur Unüberlegtheit kann von der Herstellung der monarchischen Verfassung eine Wiedergeburt des römischen Volkes und Reiches verlangen. Das überstieg die Kräfte eines einzelnen. Aber „heilen, die zerrüttete Gesellschaft rekonstruieren und erhalten", das war die Aufgabe des Caesarismus und diese Aufgabe hat er glänzend erfüllt. Die Geschicklichkeit des Architekten bewährte sich an der Dauer des Gebäudes.

Damit ist zugleich aber ein Fingerzeig geboten, wie die Frage zu lösen ist, ob die Beseitigung der Republik, die Einsetzung des Kaisertums berechtigt und heilsam, oder ob diese Veränderung unheilvoll gewesen ist.

Jedes System, jede Regierungsform mufs zunächst mit den vorhandenen sittlichen Elementen rechnen und diese nehmen, wie sie sie findet; der Caesarismus, eine Notwendigkeit erst, nachdem die guten sittlichen Elemente

abhanden gekommen, konnte gar keine „sittliche" Basis besitzen; er tritt stets als Erbe der Republik auf, deren ganzes soziales Vermächtnis hier in ausgebrannten Schlacken bestand. Er erstand in Rom, als eine That unbedingt notwendig und eine schlechte That immerhin besser war, als gar keine. Dies erklärt seinen Erfolg und warum die glänzenden Worte eines Cicero in den Wind gesprochen blieben gegenüber dem energischen Handeln eines Caesar. Es ist kein leeres Wort, das „Gesellschaft retten," das „Ordnung machen." Sicherlich war dieses Geschäft ein blutiges, die Herstellung der „Ordnung" nur auf Kosten mancher zuwiderlaufenden Interessen möglich; der Begriff Ordnung ist ja streng genommen zuerst Gehorsam[1]) und diesen hatte das damalige Geschlecht gänzlich verloren. Ist Ordnung weder Zweck der Regierung noch selbst ein Kriterium ihrer Trefflichkeit, so ist sie doch eine ihrer wichtigsten Bedingungen. Ordnung mufste um jeden Preis hergestellt werden, und dies that der Caesarismus. Da es nun unmöglich ist, wie ein berühmter Denker unwiderleglich dargethan, in sozialen oder politischen Dingen Mafsnahmen zu treffen, die nur auf Ordnung oder nur auf Fortschritt abzielen, indem was das eine, auch beide fördert, so ist auch in dem Caesarismus, der Ordnung um jeden Preis zu schaffen suchte, ein fortschrittliches Moment nicht zu verkennen. Die Zeit heidnischer Ritterlichkeit war vorüber, Heroismus war nicht mehr am Platze, aber die Zeit des Organisierens war gekommen, und nicht mit der sentimentalen, sondern mit der praktischen Seite der Frage hat man es zu thun.

Das bei Griechenland von den politischen Parteien Gesagte gilt auch hier. Dafs nicht alle mit der neuen Wendung zufrieden, am wenigsten die Republikaner, bedarf keiner Versicherung. Der den Menschen beseelende Oppositionsgeist mag oft zu gegnerischen Demonstrationen Anlafs gewesen sein, ausschlaggebend blieb, dafs sich die Massen dem neuen Systeme zuwandten, welches sie durch Interesse fesselte. Und unleugbar ermöglichte die neue Ordnung an sich einen neuen Aufschwung, der auch den unteren Volksmassen zu Gute kam. Rühmend hebt man hervor, dafs während der langen Dauer eines halben Jahrtausend republikanischer Verfassung in Rom bis gegen Ende nicht einmal ein Versuch zur Wiederherstellung der Monarchie in dieser oder jener Form gemacht worden sei. Wahr ist jedoch dasselbe auch von dem fünfhundertjährigen Kaiserreiche; es gab Verschwörungen gegen einzelne Caesaren, nicht einen Versuch aber zur Wiederherstellung der Republik, nach der niemanden mehr gelüstete: der schlagendste Beweis, dafs sie sich ausgelebt hatte.

[1]) John Stuart Mill, Considerations on representative Government. London 1867. S. 8.

Die Kaiserzeit war keineswegs eine Zeit des Verfalls, und der Auflösung, sie war vielmehr die Periode der römischen Kulturblüte.

Das goldene Zeitalter der römischen Litteratur.

Die Regierung des Augustus wird das goldene Zeitalter der römischen Litteratur genannt. Wenige Dichter und Schriftsteller sind in späteren Jahrhunderten des Altertums, im Mittelalter wie in der Neuzeit, so gefeiert worden, wie diejenigen, welche dem augusteischen Kreise angehört haben. Die humane Gesinnung und das edle Pathos eines Vergil begeisterten Dante wie die Humanisten, einen besseren Interpreten griechischer Lyrik als Horaz hat es nicht gegeben, und zugleich hat er die den Römern eigentümlichste Dichtungsart, die Satire, zur höchsten Vollendung gebracht. Den Reizen der Liebesgedichte eines Tibull und Properz hat Goethe die artigsten Gedanken seiner römischen Elegien abgelauscht. Und wer wollte es verkennen, dafs Ovid, welcher uns in seinen Metamorphosen die griechische Märchenwelt so anmutig vor die Seele gezaubert und in seinen Liebes- und Leidensliedern die innigsten Seiten des menschlichen Herzens getroffen hat, zugleich der formvollendetste Dichter der Römer gewesen ist?

Trotzdem wäre es verkehrt, bei diesem goldenen Zeitalter der Litteratur an Dichter ersten Ranges und an wahrhaft originale Neuschöpfungen zu denken. Die formvollendeten Darstellungen jener Dichter in ihrer reichen Mannigfaltigkeit können die Thatsache nicht verhüllen, dafs bei ihnen von dichterischer Ursprünglichkeit und wahrer Genialität nicht viel zu finden ist. Auch lebten zu anderen Zeiten Roms gröfsere Dichter. Ennius' Epos von den Thaten der alten Römerhelden war von ganz anderem Mark und Bein, als der oft schwächliche „fromme Äneas" des Vergil. Lucilius' Satiren können es an Originalität und Witz wohl mit manchen des Horaz aufnehmen. Die Prosaiker der letzten republikanischen Epoche sind denen der augusteischen Zeit mindestens ebenbürtig. Worin liegt trotz alledem die eigenartige Stellung dieser „goldenen" Litteraturperiode?

Zu keiner Zeit war in den Kreisen der Gebildeten Roms das Interesse und das Verständnis für griechische Kunst und Litteratur feiner und tiefer, als in der augusteischen Zeit. Im 2. Jahrhundert v. Chr. war durch

Sklaven, Schulmeister und Gelehrte die Kenntnis der griechischen Sprache und Litteratur in Rom verbreitet worden. In den folgenden Menschenaltern zogen viele junge Römer nach Athen und Kleinasien, um dort die Philosophen und Rhetoren zu hören, und die Kenntnis der griechischen Litteratur nahm bedeutend zu. Erst im augusteischen Zeitalter aber war die Vertrautheit mit griechischen Dichtern und Historikern eine derartige, dafs ihre Ideen unmittelbar auch die Gemüter beherrschten. Selbst die Dichter und Dichterlinge aus sullanischer und ciceronischer Zeit waren in ihren Nachbildungen alexandrinischer Dichter noch unbeholfen geblieben. Erst die augusteischen Poeten verstanden es für jede Empfindungs- und Darstellungsweise edle und mustergültige Formen zu schaffen. „Der Versbau, die künstlerische Komposition wurden auf die Höhe gehoben, wie die nun gewonnene Erkenntnis der griechischen Kunst es verlangte", kurz es ward bei der lateinischen Sprache „für die griechische Poesie dasselbe geleistet, was Cicero für die Prosa geleistet hatte, und dies war die gröfste und unvergänglichste Schöpfung jener Zeit".[1]) Die augusteischen Dichter schufen eine neue Dichtersprache. Indem die lateinische Sprache fähig ward, auch die feinsten Beziehungen der griechischen Poesie wiederzugeben und in einer früher kaum geahnten Weise Leichtigkeit und Anmut der Darstellung mit „römischer Würde" zu vereinigen verstand, hat sie mit allem Grund als Vorbild für die folgenden Jahrhunderte dienen können, und wird diesen Einflufs auch noch in Zukunft ausüben.



Augustus thronend. Neapel.

Dazu kam ein Umstand, ohne den eine Blüte der nationalen Poesie

[1]) Friedländer, Sittengeschichte Roms 3,298.

undenkbar ist. Bildung und Verständnis für litterarische Erscheinungen hatten sich auch in gröfseren Kreisen des Mittelstandes verbreitet, er war zugänglich für etwas edlere Kost, als für Mimen und Ballets. Als von einer der gefeiertsten Schauspielerinnen, die allerdings schon die Geliebte des Triumvirs Antonius und des Dichters Cornelius Gallus gewesen war, eine Idylle des Vergil vorgetragen ward, erhob sich das ganze Theater, um den bescheidenen Mantuaner Dichter zu ehren. Seine Poesie war beliebt bei Hoch und Niedrig. Man liefs Stellen aus ihm bei Gastmählern deklamieren, und der biedere Handwerksmann zitierte sie, wie heute seinen Schiller. Überhaupt ist es ein gutes Zeichen dafür, dafs das römische Volk sich ge-



Vergil. (Nach der Vatikanischen Handschrift).

rade für diesen keineswegs interessantesten, aber jedenfalls reinsten und idealsten Dichter der Römer begeistern konnte. Das Erhabene und Edle in der Kunst kann die Massen weit eher mit sich fortreifsen, als das Volkstümliche.[1]) Wie Schiller, so ist auch Vergil hierfür ein gültiger Zeuge. Sicherlich hat auch die Schule das ihrige gethan, um die Kenntnis der Dichtungen Vergils und seiner nicht minder viel gelesenen Zeitgenossen Ovid und Properz zu verbreiten. Was die Schule nicht that, das that die Mode, und für diese waren wieder mafsgebend die leitenden Kreise, der Kaiser und seine Gehilfen.

In der That, ohne das lebhafte Interesse, welches Augustus selbst für alle litterarischen Novitäten an den Tag gelegt hat, wäre manches

[1]) Vgl. Friedländer, Sittengeschichte 3,301.

Werk vielleicht vergessen oder geringer geehrt worden. Als Augustus von der Schlacht bei Actium nach Italien zurückkehrte, mufsten ihm Maecenas und Vergil das ganze vierbändige Gedicht Vergils über den Landbau vortragen. Horaz erfreute sich der besonderen Gunst des Augustus. Dieser legte grofses Gewicht darauf, dafs sein Sieg über Antonius durch ein Meisterwerk der tragischen Kunst, durch den Thyestes des Varius, ein Drama, das der feinsinnige Kritiker Quintilian den besten griechischen Originalen gleichstellte, gefeiert wurde. Ovid war trostlos, als ihm die Gunst des Hofes entzogen wurde, sein Hauptziel war ja stets gewesen, dem Kaiser und den Hofkreisen zu gefallen. Mit welcher Affektation Augustus sein Interesse für die Poesie an den Tag legte, zeigt die Anekdote von einem griechischen Dichter, welcher Augustus mehrere Tage nach einander immer wieder mit einem neuen Gedichte beschenkte und endlich, als er gar ein kaiserliches Gedicht gelobt hatte, 100 000 Sesterzen (17 000 Mark) erhielt. Und darauf kam allerdings viel an, dafs Augustus und seine Ratgeber eine offene Hand und ein offenes Haus hatten für alle Talente und solche, die es zu sein glaubten. Reiche Summen sind so den Dichtern von Augustus und nicht minder von seinen nächsten Nachfolgern, von Tiberius, Claudius und Vespasian gezahlt worden.



Mäcenas.
Amethyst im „Cabinet de France".

Sehr wesentlich war es auch, dafs Augustus in diesem Streben, überall die litterarischen Talente zu heben und zu unterstützen, durch Männer wie Asinius Pollio und Maecenas angeregt und geleitet wurde. Kaum einer der gröfseren Dichter ist nicht durch einen dieser beiden Männer „entdeckt" und dem Augustus empfohlen worden. Mit Recht ist vor allem der Name des letzteren unsterblich geworden und sprichwörtlich für Männer geblieben, welche an feinem Verständnis für die Kunst gleich grofs sind, wie an Freigebigkeit gegen die Künstler.

Aber dennoch ist zu bedenken, dafs diesen Männern die Kunst weniger Sache des Herzens, als des Verstandes war. Maecenas, wie sein Herr und Meister Augustus, war in erster Linie Diplomat. Die Pflege von Litteratur und bildender Kunst galt beiden als wirksames Mittel, um die grofse Masse der Gebildeten mit dem neuen Regime auszusöhnen. Wie die

neu errichteten Tempel und Theater die Bauten der Republik vergessen liefsen, so sollten auch die Dichtungen der augusteischen Aera alle früheren in den Schatten stellen. An Stelle der Reden auf dem Forum sollten die Deklamationen der edelsten Dichterwerke die Gemüter der Menge fesseln.

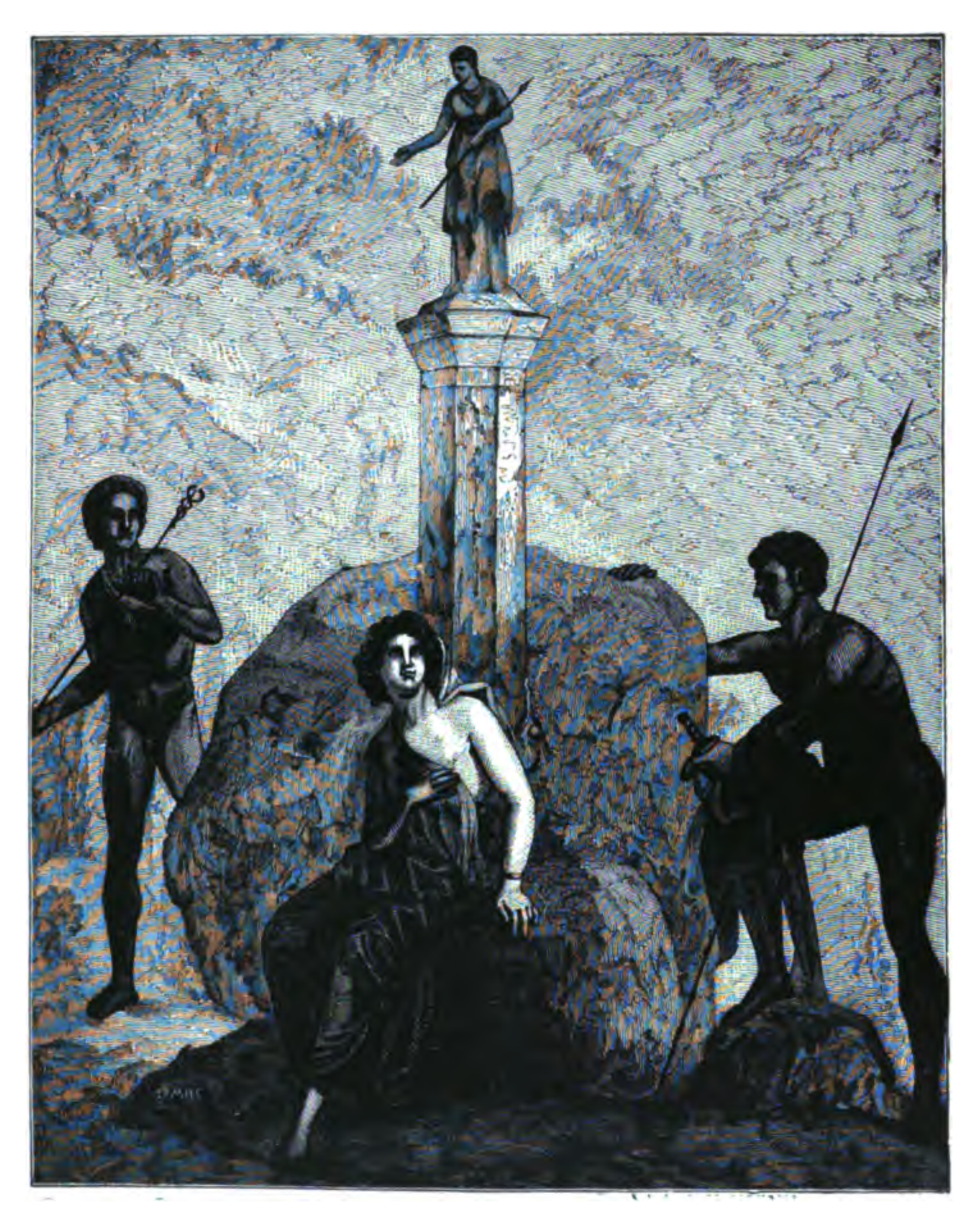
Diese Absichtlichkeit geht aufs deutlichste aus der Häufigkeit und der Art der dichterischen Anspielungen auf die höhere Herkunft des julischen Geschlechtes hervor. Der brave Vergil mufste schon im Jahre 30 v. Chr. seine Bücher über den Landbau durch eine schmeichelhafte Anrede zieren, welche den Augustus aufforderte, sich unter die Sterne versetzen zu lassen, und schon vorher hatte er (eclog. 4,10) August als Apoll verehrt („tuus iam regnat Apollo"). Seine Aeneis wurde im wesentlichen nur zur Verherrlichung der julischen Dynastie geschrieben. Das 6. Buch der Aeneis erregte durch seine besondere Anpreisung des Caesarengeschlechts das Wohlwollen des Kaisers und Vergil empfing auch äufserlich seinen reichen Lohn — bei seinem Tode hinterliefs er ein Vermögen von fast 2 Millionen Mark. Ovid's Metamorphosen endigen mit der Apotheose Caesars, und Horazens begeisterte Gesänge zu Ehren des Augustus standen hinter diesen an Fürstenlob keineswegs zurück, wenn sie auch wohl am ehrlichsten von allen gemeint waren.

Es galt für selbstverständlich, dafs die Dichter, welche Reichtum und Ehre dem Throne verdankten, auch mit ihren Dedikationen und Huldigungen den Herrscher ehrten. So bei Augustus, so bei allen Herrschern der nächsten Jahrhunderte. Die Gesänge der Poeten waren ein wichtiger Bestandteil jener Bestrebungen, welche die göttliche Verehrung der Kaiser zu befestigen und auszubreiten suchten.

Beschienen von der Sonne fürstlicher Huld ist erst das Dichtertriumvirat augusteischer Zeit, Vergil, Horaz, Ovid, zu dem geworden, was diese Männer befähigte, einen so gewaltigen Einflufs auf ihre Zeitgenossen wie auf die Nachwelt auszuüben. Jahrelang glaubte Vergil genug gethan zu haben, wenn er einige Idyllen nach dem Vorbilde Theokrits und ein gut gefeiltes, aber doch ziemlich ledernes Lehrgedicht über den Landbau verfafst und in Hexametern besungen hatte:

„Was Saatfeldern Gedeihen verschafft . . .
. . . Wie Rinder man pflegt und die Schafe".

Da stellte ihm Augustus selbst die Aufgabe, die Thaten des Ahnherrn des julischen Geschlechtes und des Begründers eines römisch-latinischen Staatswesens in einem grofsen Epos zu besingen. Die Arbeit an diesem Werke füllte die letzten 10 Jahre seines Lebens aus († 19 v. Chr.). Er gab



Jo von Argos bewacht.
(Wandmalerei aus dem Hause der Livia, der Gemahlin des Augustus, auf dem Palatin).

damit den Römern ein nationales Epos, welches dem Volke einen gewissen Ersatz für die homerischen Gesänge bieten konnte. „Es entsteht ein Werk, das selbst die Ilias überragt", so sang Properz, und indem Vergil in der ersten Hälfte der Aeneis die Odyssee, in der zweiten die Ilias sich als Vor-

bild gesetzt hatte und zahlreiche Partien aus beiden Epen seinem Gedichte einfügte, meinte er nichts anders, als dafs er eine der gröfsten poetischen Meisterwerke geschaffen habe.

Das ist nun allerdings nicht der Fall. Die Thaten der homerischen Helden sind allerdings von anderem Gewichte als die schönen Worte des Aeneas, und ein gröfserer Gegensatz als der, welcher zwischen einem Volkssänger der Vorzeit und dem im Studierzimmer die Gedanken Homers zerstückelnden und aufs neue zusammensetzenden höfischen Dichter besteht, läfst sich kaum denken. Aber dennoch wurde sein Gedicht ein Lieblingsbuch der gebildeten Kreise, und viele zartsinnige Betrachtungen, manche gelungene Naturschilderungen haben es verdient, dafs sie geschätzt worden sind. Vor allen aber sind die Reinheit des Herzens und die Darstellung edler Weiblichkeit ein Vorzug dieser Dichtung, welche der Person Vergils immer wieder Freunde erwerben werden, auch wo man es aufgegeben hat, in ihm einen bedeutenden epischen Dichter zu sehen.

An echtem Dichtertalent und an Vielseitigkeit war ihm Horaz[1]) überlegen (65—8 v. Chr.). Er hatte schon als Student in Athen einige griechische Oden übertragen, aber zuerst hat er sich doch einen Namen gemacht durch seine Satiren; die eigenartigste Gattung der römischen Poesie. Ennius, Lucilius und Varro waren hier seine Vorbilder, und er hat sie nicht nur erreicht, sondern übertroffen. Die Satire und jene unter dem Namen der Epoden zusammengefafsten Gelegenheitsgedichte machten ihn überall bekannt. Eine Empfehlung Vergils bei Maecenas führte ihn in den Kreis der talentvollsten Dichter und litterarisch gebildeten Männer ein. Augustus schätzte ihn später aufserordentlich und wünschte ihn als Privatsekretär an sich zu fesseln. Aber diese Gunst des Hofes war ihm weniger gefährlich als manchen andern. Er bewahrte sich stets die Selbständigkeit der Überzeugung und die Freiheit der Meinungsäufserung.

Aber Horaz hatte als Dichter einen höheren Ehrgeiz. Er wollte nicht nur die gebildete Welt mit seinen witzigen Plaudereien in gebundener Rede unterhalten, sondern sich eine Stelle unter den grofsen lyrischen Dichtern erwerben. Auch ist es ihm gelungen, der Interpret der griechischen Odendichtung für die Römer zu werden und in meisterhafter Weise auch ihre Formen bei eigenen Originaldichtungen anzuwenden. Mit Glück strebte er danach, in metrischer und sprachlicher Hinsicht etwas Vollendetes zu schaffen und hierin ist seine Meisterschaft unbestritten. Um grofser Lyriker zu sein, war er übrigens zu sehr Verstandesmensch. Vortrefflich ist er auch

[1]) Vgl. Ribbeck, Geschichte der römischen Poesie. 2,112 f.

als Sänger der Liebe, der Freundschaft und des Weins, wo er sich getreu an die berühmten griechischen Lyriker, Anacreon, Sappho, Alcäus anschliefst. Frostig wird er und gemacht, wo er gutgemeinte religiöse Laute anschlägt oder gar in Frömmigkeit „macht". Am wenigsten geniefsbar sind die in seiner Zeit gepriesenen Huldigungsoden, welche seine Gönner in überschwenglicher Weise erheben. Aber des Menschlichschönen ist doch übergenug in dem Werke dieses feinfühligsten Geistes der augusteischen Dichtergenossen, „dem gleichgesinnte Freunde und teilnehmende Leser nicht fehlen werden, solange die Nacht der Barbarei nicht alle höhere Bildung begraben hat."

Einer etwas jüngeren Generation gehört Ovid (43 v. Chr.—17 n. Chr.) an. Einen Namen machte er sich früh durch seine Liebeselegien, welche er, kaum ein Zwanziger[1]), zum Entzücken der damaligen feinen Welt verfafste. Ihr zu gefallen, war sein höchstes Ziel. Die frühere Einfachheit und Einfalt der Römer schätzte er gering:

„Andern gefalle das Alte; ich wünsche mir Glück, dafs zur Welt ich
Jetzt kam; meiner Natur pafst nur die heutige Zeit."

Für diese, für die lockere jeunesse dorée seiner Tage, schrieb der Dichter, der vor allen andern ausgezeichnet war durch die Beherrschung der Form und die einschmeichelnde Süfsigkeit seiner Sprache. Seine „leichtgeschürzten Gebilde der Phantasie" wurden auf den Theatern unter Spiel und Tanz vorgetragen. In diesen Liebeselegien und in den verwandten Liebesepisteln berühmter Frauen ist Ovid aber nicht Original, er hat nicht viel Selbsterlebtes in ihnen niedergelegt. Seine oft besungene Corinna suchte und sucht man vergeblich unter den Schönen Roms. Griechiche Vorbilder verstand er meisterhaft nachzuahmen, sowohl in ihrer reizvollen Sprache als in ihrer verfänglichen Lüsternheit. Gröfseres und Würdigeres hat er in seinen „Verwandlungen" geleistet, welche eine Sammlung der beliebtesten Sagen und Märchen der Griechen enthält, von der Schöpfung der Welt ab bis zur Apotheose Caesars. Der Eindruck, den diese Unzahl von Erzählungen romantischen Inhalts, teils Liebesabenteuer, teils allerlei staunenerregende Gefahren enthaltend, machen, ist überall gleichartig, vielleicht zuweilen ermüdend. Aber die dichterische Gestaltungskraft, die eine derartige Fülle von Stoff bewältigt, leicht lesbar gemacht und an nicht wenigen Stellen zu einer anziehenden Lektüre verarbeitet hat, ist bewundernswert. Aus dieser Quelle hat die Unterhaltungslektüre der folgenden Zeiten noch lange geschöpft. Ein Ariost hat sich dies Werk zum Muster genommen. Das schwere Geschick

[1]) Er gab seine gesammelten Liebeslieder etwa im 28ten Jahre heraus.

der Verbannung nach dem schwarzen Meere, welche Strafe den Dichter auf Befehl des Augustus (8 n. Chr) traf, hat demselben, wenn auch nicht die genialsten, so doch die wahrsten Laute entlockt.

In diesen Elegiendichtungen waren selbst diesem gröfsten Meister der lateinischen Sprache zwei etwas ältere Zeitgenossen überlegen: Tibull[1]) und Properz. Beide auch hielten sich mehr fern von dem offiziellen Dichterkreis, welcher gröfseren Glanz vom Hof zu empfangen hoffte, als er auszustrahlen vermochte. Der in der Blüte der Jahre dahingeschiedene Tibull wurde von den Alten als der erste Meister in der Elegie gepriesen. Ovid sagt, man



Marcus Agrippa. (Uffizien, Florenz).

werde die Lieder des zartsinnigen Tibull lesen, solange es Liebe gebe, und darin liegt schon seine Bedeutung charakterisiert. Manche Gröfsere haben Liebesverhältnisse besungen und mit viel gröfserem sinnlichen Feuer die Liebesglut geschildert: die innige Herzensneigung der Liebe hat keiner tiefer empfunden und so hinreifsend in Versen wiederzugeben verstanden wie Tibull. In dieser Fähigkeit Liebes-Leid und Lust in des Herzens verborgenen

[1]) Die Elegien des auch von den Zeitgenossen gerühmten C. Cornelius Gallus werden nach Quintilian mehr zurückgestanden haben; auch war dieser hartherzige Präfekt Ägyptens († 26 v. Chr. durch Selbstmord) wohl nicht von grofser Gemütstiefe.

Falten zu schildern kommt ihm Properz nahe. Er ist nicht so frivol wie Ovid und doch feurig wie dieser.

Dafs in dieser klassischen Zeit der Poesie auch die unpoetischsten Gegenstände in Versen — und oft mit grofser Meisterschaft — behandelt worden sind, sei hier nur erwähnt, um das Charakterbild dieser Zeit zu vollenden. So schrieb Macer, der Freund Vergils und Ovids, ein Lehrgedicht über die Vögel, Manilius 5 Bücher über Astrologie. Sie zeigen, wie weit die Fähigkeit verbreitet war, auch abstrakte Dinge in wohltönenden Versen und in poetischer Diktion wiederzugeben, zugleich aber welch ein wissenschaftliches Treiben in jener Zeit herrschte.



Das Pantheon des Agrippa.

Das augusteische Zeitalter blieb auch in der Ausbildung einer wissenschaftlichen Prosa keineswegs hinter den poetischen Leistungen zurück. Im allgemeinen war es — mehr zum Vorteil der Sache als der Form — das Interesse für Spezialwissenschaften, welches den Verfassern die Hand führte. Vor allem blühten, auf den Werken Varros fufsend, die grammatisch-antiquarischen Studien und mit ihnen nahe verwandt die juristischen Forschungen. Fast als wenn es darauf angekommen wäre, aus den Trümmern der Revolutionszeiten die Spuren früherer Gröfse zu bewahren, entbrannte der Eifer die geschichtlichen Überreste früherer Gröfse zu sammmeln und wissenschaftlich zu verarbeiten. Männer wie Verrius Flaccus, der Erzieher von Augustus' Enkeln, und Hyginus, der Bibliothekar des Augustus, waren

gleich gründliche Kenner der lateinischen Sprache wie der römischen Staats- und Privataltertümer und legten ihre Kunde in trefflichen Spezialuntersuchungen nieder. Überhaupt war es Modesache, sich mit Fragen der lateinischen Grammatik oder mit der Erklärung altrömischer Einrichtungen abzugeben. Über grammatische Einzelheiten disputierten Caesar wie der wissenschaftliche Gehilfe Ciceros Marcus Tullius Tiro. Selbst ein Messala schrieb über Rechtsaltertümer.

Tüchtige juristische Schriftsteller wie Servius Sulpicius, Quintus Aelius Tubero, Aelius Gallus waren mit Erfolg schriftstellerisch thätig. Vor allem aber sind aus jener Zeit die Gründer zweier wichtiger juristischer Schulen Quintus Antistius Labeo und Gaius Ateius Capito zu nennen.

Ganz zurück trat in jener Zeit das Interesse für die Philosophie, für die Naturwissenschaften, für die Medizin und für andere reale Wissenschaften. Das Werk Vitruvs über Architektur ist, soweit es nicht eine verständige Beschreibung der Bauten Roms giebt, keine Leistung von wissenschaftlichem Wert.

Dagegen hat das augusteische Zeitalter treffliche historische Schriftsteller aufzuweisen.

Sachlich am bedeutendsten war jedenfalls das Werk des Asinius Pollio über die Bürgerkriege. Auch verdient hier der erste Verfasser einer römischen Universalgeschichte Trogus Pompejus genannt zu werden. In formeller Vollendung übertrifft aber alle Historiker Roms der Pataviner Titus Livius (59 v. Chr. -17 n. Chr.). Als Kritiker und Altertumskenner ist sein Wert zwar gering. Dagegen hat er ein reges Streben die Wahrheit zu ergründen, eine lebhafte Darstellungsgabe, einen offenen Sinn für das historisch Bedeutsame. Sein Hauptwert liegt in der stilistischen Gewandtheit und in der rhetorisch-gefälligen Darstellung.

Livius war ein Kind des Zeitalters der Rhetorik, nicht jener Beredsamkeit, welche das Volk zu bannen oder den Senat zu leiten verstand, sondern jener allmählich degenerierenden Rhetorik der Deklamationen, wie sie in dem quieszierenden Zeitalter des Augustus Mode wurden. Aber in jener damals beliebten, heutzutage veralteten rhetorischen Darstellung verbirgt sich ein edler Sinn: mit Recht nennt ihn Seneca den Bewunderer aller edlen Geister. Diese sittliche Eigenschaft und die stilistische Meisterschaft seiner Darstellung sichern ihm eine ehrenvolle Stellung unter den Männern, welche die klassische Periode der römischen Litteratur repräsentierten.

Für diese litterarische Blüteepoche charakteristisch ist die Einrichtung von Bibliotheken in Rom und das Aufkommen einer Presse. Asinius Pollio

wie Augustus errichteten Bibliotheken und förderten dadurch das Studium der Gelehrten und Dichter aufserordentlich, ebenso wie sie dadurch die Bekanntschaft mit griechischer Litteratur in immer weiteren Kreisen ermöglichten. Das litterarische Bedürfnis wurde in jener Zeit durch die Ausgabe einer römischen Tageschronik (acta diurna populi Romani) befriedigt, eine Art Zeitung, in welcher neben amtlichen Mitteilungen und Verordnungen Vorfälle der verschiedensten Art, auch Anzeigen über Familienvorgänge, Aufnahme fanden.

Augustus als Wiederhersteller des Kultus.

In dem Testament des Augustus, welches die Inschrift von Ancyra bietet, findet sich (4,19—21) eine Aufzählung der von Augustus errichteten Bauten. Dieser regen Unterstützung der bildenden Künste, bei welcher ihm Agrippa zur Seite stand, verdankt Rom eine Blütezeit dieser Künste, welche, wie hernach gezeigt werden soll, zu den bleibendsten Errungenschaften der römischen Kultur gehört.

Eine Seite dieser Bauthätigkeit verdient jedoch schon hier eine besondere Besprechung. Bald nach seiner Rückkehr aus Ägypten (29 v. Chr.) nahm Augustus eine gründliche Restauration der Tempel in Angriff. Mehr als 80 verfallene Gotteshäuser wurden ausgebessert oder durch prächtige Neubauten ersetzt. Vor allem lag ihm der Kult des Apollo, des Jupiter und der nationalen Götter, wie Venus[1]), Mars und Quirinus am Herzen.

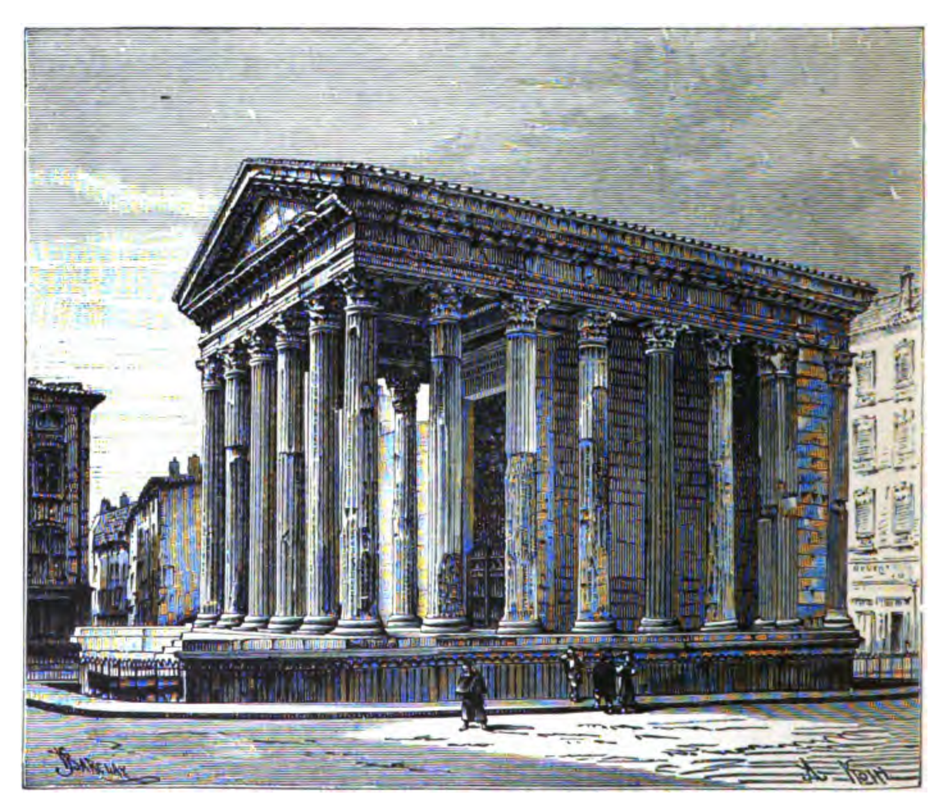
Das Ziel des Augustus, welchem persönlich die Gefühle einer naiven Frömmigkeit vollständig fern lagen, war, den selbst in den Massen des Volkes kaum mehr recht lebendigen Glauben an die alte Götterwelt zu stärken und auch bei höheren Kreisen den Versuch zu machen, sie zur Ehrfurcht vor den nationalen Göttern und indirekt dadurch zu dem Glauben der Väter zurückzuführen.

Dahin zielten auch manche weitere Anordnungen des Augustus. Er legte Wert darauf, dafs er in alle Priesterkollegien aufgenommen wurde und an den Sitzungen und Opfern derselben nahm er gewissenhaft teil. Die

[1]) Der Dienst dieser eigentlich griechischen Gottheit war seit langem in Rom eingebürgert und Venus galt damals schon, als Mutter des Aeneas, für die Schutzgottheit der Nation.

adeligen Familien wurden aufgefordert für die Erhaltung der Familienkapellen zu sorgen.

Dafs in diesen und zahlreichen ähnlichen Anordnungen nicht nur manches verständige, sondern auch manches segensreiche enthalten war, darf nicht geleugnet werden, am wenigsten deshalb, weil Augustus selbst ungläubig war. Diese Mafsregeln sind offenbar als ein wesentlicher Bestandteil aller jener Bestrebungen anzusehen, welche darauf gerichtet waren, die



Tempel des Augustus und der Livia zu Vienna.

sittlichen, religiösen und sozialen Zustände der verkommenen und haltlosen Gesellschaft zu regenerieren. Daraufhin wirkte er ferner durch Gesetze, welche die Eheschliefsung beförderten und schützten, welche dem Luxus vorbeugen und der Sittenlosigkeit steuern sollten, daraufhin auch durch alle die Mafsregeln zur Hebung des Kultus. Und er that wohl daran, allerdings vielleicht in Überschätzung dessen, was die Gesetzgebung auf diesem Gebiete zu erreichen vermag.

Aber Augustus hatte sich durch seine Reformen des Kultus noch

ganz andere Ziele gesetzt. Ausgehend von der im Orient und in manchen Provinzen herrschenden göttlichen Verehrung der Herrscher, hatten schon andere Römer vor ihm den Glauben ihres göttlichen Ursprungs auszustreuen und in den Massen zu befestigen gesucht. Sextus Pompejus hatte für sich als Sohn Neptuns von seinen Flottensoldaten heroische und göttliche Verehrung beansprucht. Antonius behauptete ein Sohn des Herkules zu sein und liefs sich wie Gott Bacchus in Prozessionen und Opferschmäusen feiern. Caesar wie Augustus legten grofses Gewicht auf die Ableitung des julischen Geschlechtes von der Göttin Venus, und Augustus sah es, wie bemerkt ward, gern, wenn ihn die Dichter als Apoll priesen oder ihm wie dem „seligen Caesar" (divus Julius) unter den Sternen oder unter den Himmlischen einen Platz anwiesen.



Tempel der Roma und des Augustus zu Pola.

Das bewufste Bestreben, sich und seinem Geschlechte göttliche Verehrung zu erwerben, veranlafste Augustus zunächst in den Provinzen seinen Kult zu verbreiten. Die wichtigeren Städte Ägyptens, Syriens und Kleinasiens wetteiferten darin, ihm göttliche Ehren zu erweisen. Mehr und mehr wurde der Name Augustus neben dem der Roma zum „Symbol der politischen Wiedergeburt des römischen Reiches, seiner Rechte, seines Glaubens und seiner Civilisation." Auch das Abendland blieb nicht

zurück. In Lyon wurde ein Altar der Roma und des Augustus errichtet; alljährlich kamen dort die Vertreter von 50 gallischen Völkerschaften zusammen, um hier ihre religiöse Anerkennung des Kaiserkultus und der politischen Obergewalt des Reiches zu bezeugen. Die göttliche Verehrung des Kaisers sollte das einigende Band sein, welches die verschiedensten Stämme zusammenhielt, und sollte der weltlichen Gewalt in den Augen des Volkes einen Nimbus verleihen, welchen sie an sich und gar oft im gewöhnlichen Leben entbehrte. So bildete der ihm in Tarraco geweihte Altar den Mittelpunkt seiner Verehrung für Spanien, der Altar der Ubier (in Köln) für die germanischen Provinzen. Selbst in manchen Städten Italiens hat sich Augustus göttliche Ehren gefallen lassen; vorzugsweise lassen sich schon bei seinen Lebzeiten in den von ihm angelegten Kolonien die Existenz von Priestern und Tempeln des Augustus nachweisen.[1])

Spröder zeigte sich Augustus zwar hierbei in Rom selbst. Aber auch sonst hat er ja oft schlaue Berechnung bewiesen, indem er sich manches aufdrängen liefs und lange verweigerte, was er sehnsüchtig erstrebte. Nichtsdestoweniger ist seine ganze Regierung von diesem Gedanken beseelt gewesen, und zahlreiche Mafsregeln zeigen, dafs er kaum ein anderes Ziel so konsequent verfolgt hat, wie dieses. Der Beweis läfst sich noch urkundlich aus den zahlreichen Steinkalendern erbringen, welche aus allen Zeiten seiner langen Regierung (42 v. Chr.—14 n. Chr.) erhalten sind. Anfangs wurden die Sieges- und Gedenktage aus Caesars und seinem eigenen Leben im Kalender nur vermerkt, und durch private Feiern verherrlicht. Als aber Augustus im Jahre 12 v. Chr. das Amt des Oberpontifex übernommen hatte, nahm er eine Kalenderreform in Angriff, welche von den weitgreifendsten Folgen gewesen ist. Wie der siebente Monat nach dem grofsen Caesar Julius genannt war, so erhielt jetzt der achte, in welchem Augustus seine bedeutendsten Siege erfochten hatte[2]), den Namen des Augustus. Vor allem aber wurden 16 Gedenktage des Kaiserhauses zu allgemeinen Gemeindefesten (feriae publicae) erhoben. Mit der Zeit mufsten diese neuen Festtage die alten, ja gröfstenteils veralteten Gemeindefeste an Bedeutung überragen und zu allgemeinen Reichsfeiertagen werden. Sie bildeten das einigende Element unter der Vielzahl der Kulte und hatten, während viele andere Gemeindefeste durch die Art ihrer Feier an die Hauptstadt gebunden waren, universelle Bedeutung. Als der Kult der Familienschutzgeister, der Laren,

---

[1]) Vgl. Otto Hirschfeld zur Geschichte des römischen Kaisertums (Sitzungsberichte der Akad. d. Wissenschaften 1893).

[2]) Die Einzelheiten hierüber sind nachgewiesen bei Soltau, Römische Chronologie (Freiburg 1889) S. 113 f. 178 f.

wiederhergestellt wurde, wurde auch schon bei Lebzeiten des Kaisers der „Genius des Augustus" als städtischer Schutzgott verehrt. Nach seinem Tode fielen dann die letzten Schranken, welche seiner Göttlichkeit im Wege standen. Augustus wurde vom Senat feierlich zum Divus (Gott) erklärt, zwei Tempel wurden ihm in Rom errichtet. Ein Kollegium der „Augustuspriester" (Augustales) wurde in Rom eingesetzt, und überall folgte man dem Beispiele der Hauptstadt.



Der Genius des Augustus (Statue im Vatikan).

Diese „Krönung des Gebäudes", zu welcher Politiker und Wahrsager, Dichter und Schmeichler ihren Beitrag geliefert haben, zeigt zwar den grofsen Reorganisator des Römerreiches als einen schlauen Politiker, welcher vortrefflich auf die Servilität, Dummheit und abergläubische Borniertheit der Masse zu spekulieren verstand. Zugleich wird dadurch aber auch schlagend die Grenze des Könnens und des Verständnisses dieser vollendeten Schauspielernatur dargethan.

Eine so irreligiöse Natur wie Augustus hatte keine Ahnung von den Mächten, welche wahre Religiosität hervorbringen, von den Segnungen, welche sie zu bieten vermag. Es war ein gewaltiger Irrtum, dafs er glauben konnte, durch einen von oben herab befohlenen Aberglauben dem Volke die Religiosität aufpfropfen zu können. Vorübergehend kann durch derartige künstliche Mittel die Autorität der Priester, der Behörden, der kirchlichen Anordnungen äufserlich befestigt

werden. Aber ein Rückschlag bleibt nie aus. Dafs die Religion eines grofsen Weltreiches auf einem derartigen System erdichteter Gottheiten gegründet werden konnte, war ein schwerer Mifsgriff. Ein vollendetes System der Heuchelei, der unwürdigsten Menschenvergötterung war das Resultat. Der religiöse Nihilismus der höheren Stände zeigt sich bald in seiner erschreckenden Nacktheit, in der völligen moralischen Verkommenheit. Die niederen Stände, welche die Not des Lebens zwang, nach einem bessern Trost zu suchen, klammerten sich an die widerwärtigsten Auswüchse orientalischer Kulte. Erst nach längeren Irrungen kehrte ein religiöser Sinn zurück.

Augustus hat hier, ebenso wie Napoleon I., welcher die Religion als eine Waare ansah, vollständig Fiasko gemacht.

Die römischen Stände in der Kaiserzeit.

Werfen wir noch einen kurzen Blick auf die Stände, in welche das römische Volk damals gegliedert war. Die römische Geschichte durchzieht ein aristokratischer Zug. Der durch die Geburt oder durch Verdienste erworbene Stand vererbte sich auch auf die Nachkommen, und selten nur gelang es, von einem niederen Stande in einen höheren zu gelangen. Der Senatorenstand schied sich scharf von den Rittern, der Ritterstand von der Plebs, die Freien von den Freigelassenen. So blieb es auch in der Kaiserzeit, nur dafs die Bedeutung der einzelnen Bestandteile des Römervolks allmählich manchen Veränderungen ausgesetzt war.

Der Senat der Republik war der eigentliche Beamtenstand. Zu ihm gehörten die alten patrizischen Geschlechter wie die Nachkommen der plebejischen Familien, welche seit 366 v. Chr. höhere Ämter bekleidet hatten. Auch in der Kaiserzeit blieben die Namen wie die Funktionen der bisherigen republikanischen Ämter zunächst dieselben. Indem jedoch nach und nach die neue Ordnung des Staates sie umgestaltete, veränderte sich folgenweise damit auch der Charakter des Senats. Vor allem hörte die Volkswahl auf. Der Kaiser bezeichnete die ihm genehmen Kandidaten, die Teilnahme des Volkes war schon unter Augustus nur Formsache und ward unter Tiberius beseitigt. Die Macht dieser alten Ämter wurde immer geringer, nur der äufsere Prunk wurde ihnen gelassen. Ihre frühere militärische Stellung verloren sie ganz.

Die Konsuln präsidierten noch dem Senat und hatten Anteil an der Rechtsprechung, besonders aber hatten sie die drückende Ehrenpflicht, kostbare Spiele zu geben. Trotzdem drängte sich alles nach dem Konsulate. Es wurden, um den Wünschen zu genügen, sogar zeitweise vier Konsulpaare und mehr in einem Jahre nacheinander eingesetzt. Ähnlich war es mit den



Mithrasopfer. (Borghesisches Relief, jetzt im Mus. d. Louvre).

übrigen republikanischen Ämtern. Ihre Zahl und ihre äufsere Ehrenstellung blieb oder wurde noch vermehrt, ihre Kompetenz schrumpfte zusammen.

Aus diesem Beamtenstande rekrutierte sich auch wie bisher der Senat und ein Sitz in der Kurie galt noch immer als das erstrebenswerte Ziel der Mitglieder einer alten adligen Familie. Doch ergänzten die Kaiser den Senat auch aus andern Elementen. Vor allem wurde ein Senatorencensus von einer Million Sesterzen (200 000 Mk.) eingeführt. Mit Hilfe

desselben gelang es, teils verarmte republikanische Geschlechter von der Kurie auszuschliefsen, teils fähige Männer niederer Herkunft unter Zuwendung einer Schenkung „ratsfähig" zu machen. Im übrigen wurde in den ersten Jahrhunderten auf freie Herkunft gesehen, das sonst recht einflufsreiche Element der Freigelassenen ausgeschlossen. Auch die Provinzialen konnten im ersten Jahrhundert n. Chr. nur vereinzelt die Aufnahme in die erlauchte Körperschaft erlangen. Durch eine Reihe von gesetzlichen Bestimmungen sorgte Augustus dafür, dafs der Senatorenstand schärfer von den übrigen Bürgern geschieden ward. Nicht nur der Senator selbst, sondern auch seine Söhne trugen eine Tunica mit breitem Purpurstreifen, und dieses ehrende Abzeichen blieb ihnen auch beim Militär. Streng war den Mitgliedern dieses Standes die Ehe mit einer Freigelassenen untersagt, ebenso hielten gesetzliche Bestimmungen sie vom Grofshandel fern. Dieser war die Domäne des Ritterstandes.

Zu diesem zweiten Stand im römischen Reiche gehörten alle unbescholtenen Bürger, welche mindestens ein Vermögen von 400 000 Sesterzen besafsen. Sie waren durch die Tunica mit schmalem Purpurstreifen und einen goldenen Ring ausgezeichnet. Wie in republikanischer Zeit, so waren auch unter den Kaisern die Mitglieder des Ritterstandes bei der Verwaltung der Staatseinkünfte thätig. Sie hatten einzeln oder in Gesellschaften die Zölle, die direkten wie indirekten Abgaben der Provinzialen in Pacht, und blieben schon hierdurch, wie bisher, in einem Gegensatz zur Nobilität, welche die Beamtenlaufbahn durchmachte. Unter dem Ritterstande nahmen diejenigen, welchen von Staatswegen das Rofs zugewiesen ward, die equites equo publico, eine bevorzugte Stelle ein. Sie bildeten den Kreis von jungen Männern, welcher den Kaisern das Material für die Bildung eines besonderen kaiserlichen Beamtenstandes lieferte. Für die Bekleidung dieser neugeschaffenen Ämter, zu denen der Gardepräfekt, der Polizeipräfekt, die Präfekten in den italischen Gemeinden, die Prokuratoren in den kleineren Provinzen, die Beamten der kaiserlichen Kanzlei, Kasse, Archiv gehörten, wurden die Mitglieder des Ritterstandes herangezogen, nachdem sie übrigens wie die Senatorensöhne als Militärtribune ihrer Dienstpflicht genügt hatten. Auch tüchtige juristische Vorstudien waren zur Verwaltung jener Ämter erforderlich.

Scharf von diesem Stande der kaiserlichen Beamten, deren Glanz im 3. und 4. Jahrhundert sogar die Bedeutung der senatorischen Beamten in den Schatten stellte, waren die Subalternbeamten geschieden, welche aus dem Freigelassenenstande hervorgingen. Doch gab es einige sehr einflufsreiche Hof-

und Hausämter, wie das der Geheimschreiber, welche ebenfalls zeitweise in den Händen von Freigelassenen waren.

Schon gegen Ende der Republik tritt die Bedeutung dieses „vierten" Standes neben den Senatoren, Rittern und übrigen freigeborenen Bürgern in den Vordergrund. Vielfältig waren es geschickte Orientalen, welche durch ihre Fertigkeiten als Handwerker, Köche, Sprachlehrer, wonicht gar als gelehrte Berater[1]), ihren Herrn grofse Dienste geleistet hatten und dann aus Dankbarkeit oder aus berechnendem Interesse die Freiheit erlangten. Letzteres war z. B. der Fall, wenn der Besitzer dem früheren Sklaven gestattete, gegen Bezahlung gewisser Prozente sich selbst zu etablieren. Auch legte man allgemein in der vornehmen Welt Gewicht darauf, einen gröfseren Kreis von Klienten und Freigelassenen zu besitzen; und dieses an sich ganz löbliche Bestreben artete sogar so aus, dafs ein Gesetz die Zahl der Freilassungen beschränken mufste. Durch die aus dem Orient stammenden Sklaven waren zahlreiche Arten des Handwerks, des Kunstgewerbes nach Rom gekommen. Diese vermittelten auch weiterhin die Geschäftsverbindung mit dem Osten.

Schon in den letzten Jahrhunderten der Republik spielten die Freigelassenen nicht nur gesellschaftlich eine Rolle, sondern strebten auch nach politischem Einflufs. Ihre Bedeutung nahm in der Kaiserzeit noch zu. Wie ungeheuer grofs damals in Rom ihre Anzahl war, das zeigen noch heute die massenhaften Grabstätten der Libertinen an der appischen Strafse. Im Jahre 19 wurden allein 4000 Freigelassene nach Sardinien deportiert, weil sie ägyptischem und jüdischem Aberglauben anhingen. Erwägt man, dafs auch die freien Bewohner der östlichen Provinzen in grofser Zahl nach Rom zogen, um dort im Handel oder durch ihre Kunstfertigkeit Geld zu gewinnen, und dafs naturgemäfs diese vielfach in nähere Beziehung zu den zahlreichen Freigelassenen, die aus derselben Provinz stammten, traten, so wird man es verstehen, wenn der Einflufs der Freigelassenen vielfältig als eine nicht nur unbequeme, sondern geradezu bedrohliche Sache angesehen wurde. Ein Schriftsteller aus dem Ende des 2. Jahrhunderts sagt, es seien die Bevölkerungen ganzer Provinzen, so von Kappadocien und Pontus, in Rom angesiedelt.

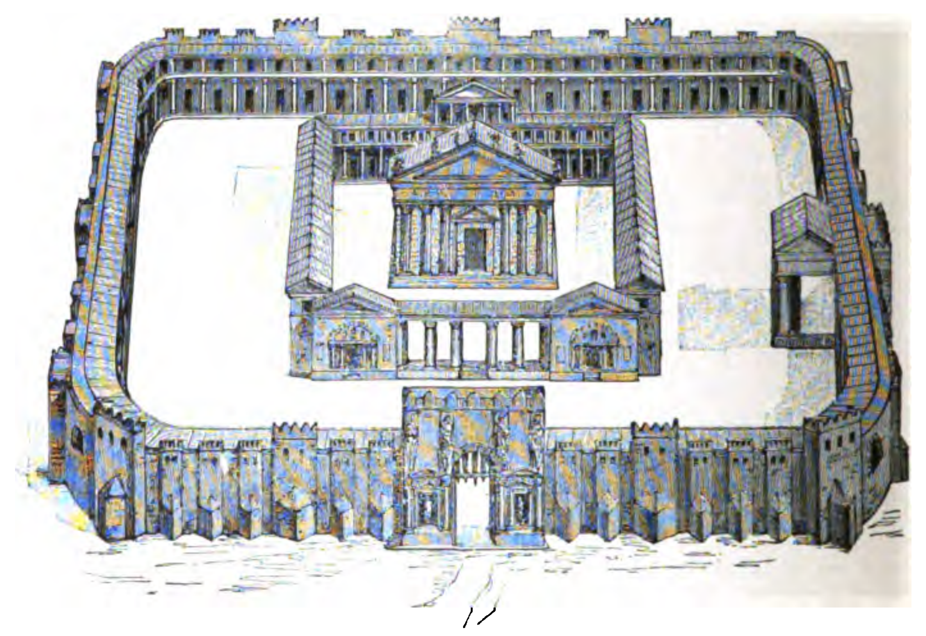
Dazu kam, dafs diese Elemente auch durch ihre Findigkeit und durch ihre Gewissenlosigkeit meist zu den wohlhabendsten der Bevölkerung gehörten. Juvenal spricht von einem reichen Freigelassenen Mesopotamiens, dem seine 5 Läden jährlich soviel einbrachten, wie der Rittercensus beträgt,

---

[1]) Bekannt ist es, wie grofse Dienste Cicero seinem Freigelassenen Tiro verdankte. Dieser war ihm bei seinen wissenschaftlichen Arbeiten unentbehrlich.

und nicht selten haben schlimmere Mittel, z. B. namentlich Erbschleicherei, die Freigelassenen zu Vermögen gebracht. Tacitus klagt, dafs in jenem Jahrhundert gegenüber dieser üppig wuchernden Rasse die freigeborne Plebs von Tage zu Tage geringer werde.

Die zahlreichen Koloniengründungen, welche Caesar und Augustus in den westlichen Provinzen errichteten, haben allerdings die Ausdehnung des römischen Bürgerrechts kräftig gefördert und, wie das Beispiel des Apostels Paulus zeigt, hatten um Christi Geburt selbst einzelne asiatische Gemeinden die gleiche bevorrechtete Stellung. Aber auf die eigentlichen



Das Lager der Prätorianer in Rom.
(Restaurationsversuch, nach einem Kupferstich der „Bibliothèque nationale" in Paris).

Provinzialen blickte der römische Bürger jener Zeit noch mit grofsem Hochmut herab, und die regierenden Kreise waren lange Zeit einer Ausdehnung des Bürgerrechts abgeneigt. Augustus selbst rät in seinem politischen Testament, sparsam mit dem Bürgerrecht zu sein. Doch schon einige seiner Nachfolger, namentlich Claudius und Vespasian, nahmen eine gröfsere Anzahl von Bewohnern einiger westlicher Provinzen in die Bürgerschaft auf, und vereinzelte hervorragende Männer aus Griechenland und Kleinasien begegnen uns schon unter Augustus als Mitglieder des Ritterstandes. Um die Mitte des 2. Jahrhunderts finden sich Männer auch aus den östlichen Provinzen in her-

vorragenden Beamtenstellungen und im Senat. Die edlen Antonine waren ganz anders von einer weltbürgerlichen Gesinnung erfüllt, als die spezifisch römisch-aristokratischen Kaiser aus julisch-claudischem Geschlecht. Nachdem endlich die Schranken zwischen Italoromanen und Provinzialen mehr und mehr beseitigt worden waren, zog die berühmte Konstitution Caracallas 212 die Konsequenz hiervon und verlieh allen freien Einwohnern des römischen Reiches Bürgerrecht. Damit war die ganze gebildete civilisierte Welt das Vaterland des Römertums geworden, andererseits aber auch allen freien Bürgern der weiten Länderstrecken mit Anteil an den Vorzügen



Die Abstimmung der Italiener (nach einem auf dem Forum gefundenen Basrelief).

des herrschenden Volkes zu teil geworden. Diese rechtliche Gleichstellung war aber nur die Folge der bereits vorhergegangenen ethnischen Verschmelzung des Römertums mit den verschiedensten andern Völkerschaften des weiten Reiches.

Die Lösung der Frage, warum die spezifisch römischen Tugenden abhanden kamen, ist sehr einfach und liegt darin, dafs das ethnische Element des alten Römertums im Verschwinden begriffen war. Mittel- und Süditaliens Unterwerfung hatte im allgemeinen nur ethnisch nahe verwandte Stämme zur Blutmischung herangezogen, schon die Einverleibung der norditalischen Kelten führte ein etwas ferner stehendes Element in das Mischblut

der Römer ein. Kurzsichtige begnügen sich, von systematischer Ausrottung der Kelten in Oberitalien zu reden und bekümmern sich nun nicht weiter um diese. Die Geschichte der alten Welt besitzt indes gar kein beglaubigtes Beispiel von der wirklichen totalen Ausrottung des ganzen Volkes. Die Wahrheit ist, dafs im schlimmsten Falle die Männer getötet, meistens aber nur in Sklaverei geschleppt wurden; mit den Weibern aber gingen die Sieger Verbindungen ein. So hatten die Römer mit den Etruskern und mit den Kelten ihr Blut gemischt. Schon nach dem zweiten punischen Kriege begann die ethnische Komposition des römischen Volkes sich zu verändern, und zwar um so stärker, als das ursprüngliche altrömische Element numerisch aufserordentlich gering war. Dieses vermochte wohl den verwandten Nachbarstämmen einen gemeinschaftlichen Volkstypus und Nationalcharakter aufzuprägen, doch hat das Vermögen der Assimilation, wie jedes andere, irgendwo seine Grenze; jedenfalls äufserte es sich in seinen Wirkungen desto schwächer, je zahlreicher, fremdartiger die mit der Zeit neu hinzutretenden Elemente waren. Das nämliche Naturgesetz, dem das römische Volk sein Entstehen verdankte, verursachte auch dessen Untergang. Bei den in Afrika nach Karthagos Fall angesiedelten Römern, die dort sogar die punische Sprache annahmen, blieben Vermischungen mit hamitosemitischem Blute nicht aus; auf Sicilien lebte ein Mischvolk schon zur Zeit der römischen Eroberung. Auf Sardinien hausten teils phönikische, teils iberische Urbewohner, Korsika war etruskisch; an die nördlichen Kelten grenzten die Ligurer, in Spanien wohnten die nichtarischen Iberer, auf den Balearen hatten sich seit lange die Karthager niedergelassen. Aus allen diesen Ländern wurden Gefangene und Sklaven nach Rom geschleppt, ebenso zogen Römer dahin und kehrten später mit den dort genommenen Weibern zurück. Noch ärger war das Blutgemenge, nachdem sich die Römer dem Osten zugewandt; hier stiefsen sie auf Hellenen, auf Illyrer (Albanesen, Epiroten), Makedonier und Thraker, und auf das Wirrwarr der Kleinasiaten, seit der makedonischen Eroberung zwar gröfstenteils griechischer Zunge, aber durchaus verschiedener Nationalität. Auch von diesen kamen massenhaft Sklaven beiderlei Geschlechts nach Italien, und es läfst sich leicht absehen, dafs bald der römische Typus physisch und moralisch verschwinden mufste. Ein kleiner Kern von Menschen hat es unternommen, die Mittelmeerwelt zu erobern, und es war ihnen gelungen. Dadurch hatten sie sich über eine ungeheure geographische Fläche ausgebreitet und notwendig in der Masse, mit welcher sie sich vermischten, verloren. Ein richtiges Verständnis der römischen Kulturentwickelung beruht auf der Erkenntnis, dafs die Römer zu Caesars Zeiten auch

ethnisch ein anderes Volk waren, als bei Einführung der Republik. Diese ethnische Verschiedenheit erklärt das Verschwinden der bisherigen sittlichen Momente, der spezifisch-römischen Tugenden. Das Römertum war ethnisch absorbiert[1]). Zweifellos vollzog sich mit dieser ethnischen die Charakter- und Geisteswandlung, und dieser grofsartige Prozefs der Völkerbildung dauerte die ganze Kaiserzeit ununterbrochen und in noch weitaus gesteigertem Mafse fort.

[1]) R. Virchow, Über italische Craniologie und Ethnologie. (Verhandlungen der Berliner Gesellschaft für Anthropologie 1872. S. 32—33).



Römische Strassenansicht. (Wandmalerei auf dem Palatin).



Altchristlicher Sarkophag.

Die Entstehung des Christentums.

Die philosophische und religiöse Entwickelung der hellenistischen Zeit.

Die kulturgeschichtliche Bedeutung des Christentums wird nur zum Teil dadurch erfafst, dafs man die hohen persönlichen Eigenschaften seines Stifters und seiner ersten Vorkämpfer in das rechte Licht stellt, um aus ihren Worten und Thaten die grofse geistige Revolution, welche die heidnische Welt erlitten hat, herzuleiten. Wichtiger noch ist der Nachweis, welche religiösen, sittlichen und philosophischen Anschauungen der alten Welt dem Christentum entgegenkamen und ihm den Weg bereiteten.

Um dies zu zeigen, ist es notwendig, etwas weiter zurückzugreifen und einen Blick auf die Kultur des Hellenismus zu werfen, welche ja, wie gezeigt ward, auch bedeutend auf Roms Entwickelung eingewirkt hat. Dort liegen die Keime jener Anschauungen verborgen, welche hernach das Christentum vereinigt und zu schöner Entfaltung gebracht hat.

Die griechische Philosophie war nach den Zeiten Alexander des Grofsen in die weitesten Kreise der alten Welt eingedrungen. Die Kunde von den Schriften des Plato und Aristoteles breitete sich namentlich in Kleinasien und Alexandria aus: sie ward Gemeingut der hellenistischen Welt, d. h. aller jener Kreise in den Diadochenländern, welche griechische Bildung auch in den neuerworbenen Ländern zu pflegen und auszubreiten suchten. Mit dem Untergange ihrer politischen Selbständigkeit, mit dem Aufgehen in die Weltreiche hat die griechische Nation die Erfüllung ihrer Kulturaufgabe erkauft[1]): „Durch ihre Zerstreuung über die Welt sind die Griechen die Lehrer der Welt geworden."

Früh aber übten auch die empfangenden Völker einen bestimmenden Einflufs auf die Vertreter griechischer Wissenschaft aus. Abgesehen davon, dafs die exakten Wissenschaften, so namentlich die Astronomie, die Naturbeschreibung, die Geschichtsforschung reiche Nahrung und Förderung seitens der in den Diadochenländern bereits früher gepflegten einheimischen Wissenschaft empfingen, wirkten auch die allgemeinen geistigen Zustände der hellenistischen Gesellschaft bestimmend auf den Entwickelungsgang der griechischen Philosophie ein. Sehr bald trat nämlich durch sie in der Philosophie das theoretische Interesse zurück, der praktische Gesichtspunkt, welcher in der Wissenschaft die Überzeugung suchte, die das Leben bestimmen sollte, trat in den Vordergrund. Je mehr die Volksreligion veräufserlichte, je mehr der Glaube nicht nur an die alten Götter, sondern auch an den unvergänglichen Wert idealen Strebens und sittlicher Hoheit dahinschwand, und je weniger daneben das seiner Selbständigkeit beraubte Staatsleben noch dem Gemüte Inhalt und Anhalt bot, desto dringender trat an die ernsten Naturen die Frage heran, was für das innere Seelenheil des einzelnen notwendig und heilsam sei. Die Hauptaufgabe der philosophischen Bestrebungen ward, einen Ersatz für den religiösen Glauben zu bieten, und sie fand ihre Erfüllung in der eindringenden Beschäftigung mit sittlichen und religiösen Fragen.

Doch auch hier zeigt sich die Wahrheit, dafs, ebenso verwandt wie Sittlichkeit und Religion sind, doch Moralphilosophie und die Erforschung der religiösen Vorstellungen getrennte Wege einschlagen müssen. Die Ethik sucht die tiefsten Impulse unseres sittlichen Handelns wissenschaftlich klarzustellen, während die Religionsphilosophie übernatürliche Einflüsse, welche das sittlich-religiöse Leben des einzelnen bestimmen, zu erforschen oder wenigstens zu vermuten und zu ahnen sucht.

So mufsten denn auch die ethischen Systeme der Hellenistenzeit,

[1]) Windelband, Geschichte der Philosophie S. 121 f.

der Stoicismus wie der Epikureismus, sehr bald in einen Gegensatz zu allen jenen philosophischen Bestrebungen treten, welche die besonderen religiösen Vorstellungen der einzelnen Völker mit griechischer Philosophie zu durchdringen bestrebt waren.

Nichtsdestoweniger aber sind beide Richtungen philosophischer Forschung der Stiftung einer neuen Religion, welche ihren reinsten Ausdruck im Christentum fand, förderlich gewesen und haben den Boden bereiten helfen, welcher die Lehre Christi aufzunehmen und auszubreiten befähigt war. Das ist zunächst für die Moralphilosophie darzuthun.

Die beiden in den letzten Jahrhunderten v. Chr. herrschenden, in der praktischen Durchführung ihrer Lehre so verschiedenen Philosophien der Epikuräer und Stoiker gingen merkwürdigerweise von einem gleichen Ausgangspunkte aus. Der erstrebenswerteste Zustand des Menschen ist nach beiden Lehren die „Ataraxie", ein Zustand, bei welchem der Weise der Sorgen und Leiden dieses Lebens entrückt, der Tugend und damit dem edelsten Genufs sich hingeben kann. Auch Epikur stellt die geistigen Genüsse höher als die physischen, auch nach ihm bedarf es einer Unterwerfung der Affekte unter die Vernunft. Aber während hier in der Theorie Epikur den Lehren der Stoiker (Zeno, Kleanthes, Chrysippos) nahe kommt, weichen doch er und noch mehr seine Schüler und Nachfolger in der praktischen Durchführung der Prinzipien von dem ernsten Lebensideal der Stoiker völlig ab. Nicht die Erkenntnis galt ihnen als die reinste Freude; einen geistreichen Verkehr mit Gleichgesinnten, ein behagliches Dasein und den heitern Sinnengenufs stellten sie höher und jeder Erkenntnis des Übersinnlichen standen sie gleichgültig gegenüber.

Gegen diesen vulgären Epikureismus, dessen Einflufs auf breitere Massen des Volkes zuerst in hellenistischen, dann auch in Römerkreisen bedeutend gewesen ist, bildete die Lehre der Stoiker eine kräftige Reaktion. Auch die Stoa ging aus von dem Segen der „Apathie", des geistigen Erhabenseins über alle Unruhe der Welt. Aber sie machte Ernst mit der Behauptung, dafs die Erkenntnis des Guten die Wurzel sei, aus der alle andern Tugenden entspringen, und andererseits blieb sie nicht bei der blofsen Erkenntnis des Guten, sondern schritt weiter zur Tugend selbst: die praktische Durchführung des als richtig Erkannnten, das naturgemäfse Leben war nach ihnen der Grund alles Glückes. Daraus erwuchs aber auch das strenge Pflichtgefühl, welches die Stoiker auszeichnete und ihrer Lehre das nötige Rückgrat verlieh. Wer erkannt hatte, dafs das menschliche Seelenheil allein davon abhänge, dafs der Mensch der ihm innewohnenden Natur entsprechend

lebe, den mufste auch ein Verantwortlichkeitsgefühl beseelen, „das strenge Bewufstsein des Sollens," der Unterordnung unter eine höhere göttliche Ordnung.

Noch in einer andern Hinsicht haben gerade die Stoiker zu den allgemeinen christlichen Ideen hingeleitet. Der Idealstaat der Stoiker kennt im Gegensatz zu demjenigen Platos keine Schranken der Nationalität, er ist „eine vernünftige Lebensgemeinschaft aller Menschen, ein ideales Weltreich", „eine geistige Einheit der Erkenntnis und des Willens." Der politischen Zersplitterung in zahllose kleine Gemeinden und Landschaften stellten die Stoiker die Idee des Weltbürgertums gegenüber, welches auf Gerechtigkeit und allgemeine Menschenliebe gegründet sein sollte.

Die stoische Ethik hat das reifste und höchste, was das sittliche Leben des Altertums erzeugt und womit es über sich selbst hinaus in die Zukunft gedeutet hat, zum Ausdruck gebracht: „den Eigenwert der moralischen Persönlichkeit, die Überwindung der Welt in der Selbstüberwindung des Menschen, die Unterordnung des einzelnen unter ein göttliches Weltgesetz, seine Einordnung in einen idealen Zusammenhang der Geister und dabei doch das energische Pflichtgefühl, das ihn thatkräftig seinen Platz in der Wirklichkeit ausfüllen lehrt."[1]) Das sind Vorstellungen, welche nicht nur zu den gewaltigsten und folgenreichsten Bildungen in der Geschichte der geistigen Entwickelung der Menschheit gehören, sondern welche auch in unmittelbarer Beziehung zum Christentum stehen: Ideen, von welchen es fast fraglich sein könnte, ob sie mehr die Entwickelung der christlichen Auffassung hervorgebracht, oder ob dieses sie erst vertieft und zur vollen Entfaltung gebracht habe.

Es wäre aber einseitig, wollte man allein die Stoiker und ihren weit verbreiteten Anhang als Vorläufer und Herolde christlicher Anschauungen hinstellen. Die Stoiker selbst zählten sich den Sokratikern zu. Ihre Lehre und Lebensanschauung steht in der That mit der sokratischen in einer wesentlichen Verwandtschaft. „Bei der Zeichnung des Bildes des stoischen Weisen hat Sokrates gesessen," und so finden sich nicht minder in den idealen Forderungen und moralischen Sätzen der Platoniker Gedanken, welche oft an Aussprüche Christi erinnern. Sagt doch der heilige Augustinus von den Platonikern, sie ständen der christlichen Wahrheit am nächsten; ja sie seien sogar wirkliche Christen, wenn man wenige Ausdrücke und Sätze ändere.

Der Einflufs beider philosophischer Richtungen machte sich auch bei den Römern geltend; am bedeutendsten derjenige der Stoiker. Mit den angesehensten Vertretern der Stoa standen römische Staatsmänner und

[1]) So treffend Windelband, Geschichte der Philosophie S. 138.

Gelehrte der letzten beiden Jahrhunderte v. Chr. in näherer Beziehung. Wie Scipio Aemilianus, Laelius und Q. Mucius Scaevola begeisterte Anhänger des Stoikers Panaetius waren, so Rutilius Rufus, Pompejus, Cicero die Verehrer seines Schülers Posidonius. Der Stoiker Athenodorus aus des Apostel Paulus' Vaterstadt Tarsus, der Leiter der Pergamenischen Bibliothek, war der



Madonna. Wandmalerei in den Katakomben der Priscilla.

Freund des jüngeren Cato („von Utica"), welcher ja sein Leben seinen stoischen Grundsätzen zu Liebe hingab; Athenodorus, des Sandon Sohn, war Erzieher Oktavians. In Ciceros Hause lebte längere Zeit der Stoiker Diodotus († 60 v. Chr.).

Allerdings gewann diese philosophische Richtung bei ihrer Ausbreitung in den gebildeten Kreisen Roms keineswegs an Tiefe, und dafs sie

die eigentliche Modephilosophie der Römer wurde, hat so manche Dilettanten und Halbwisser verleitet, ihre Lehren in der schalsten Weise breitzutreten. Auch bei Ciceros tugendhaften Redensarten schimmert nicht selten eine sitt-



Der gute Hirt. Wandmalerei in den Katakomben von S. Agnese.

liche Hohlheit durch die Löcher des Philosophenmantels hindurch. Aber darum ist es nicht gestattet, die ganze Richtung als Tartufferie zu verwerfen. Die Lehren der Stoa blieben in einer religionslosen Zeit der letzte Halt für

sittlich ernste Naturen und, was einen Cicero in schwerstem Leid aufrichtete, einen Cato in den Tod geleitete, war mehr als ein „terminologisches Geplapper stoischer Weisheit“.

Die grofse Bedeutung gerade dieser philosophischen Richtung für die Römer liegt in dem Umstande, dafs sie den Übergang von wissenschaftlichem Forschen zu praktischem Handeln vermittelte. Die Philosophie ward bei ihnen mehr Sache des Herzens und führte zu einer religiösen Vertiefung, auf welche ja auch das Christentum hinzielt.

Weniger verbreitet in Rom war der Platonismus; immerhin hat er aber in einem der angesehensten Führer der konservativen Partei, in Nigidius Figulus († 45 v. Chr.), einen beachtenswerten Vertreter gefunden. Diese Richtung ist namentlich auch insofern von Wichtigkeit, als sie zeigt, wie sich auch bei den Römern das Bestreben, eine tiefere religiöse Befriedigung in mystischen und supranaturalistischen Spekulationen zu suchen, zu regen begann. Mit diesem Manne sind wir aber zugleich schon zu den religionsphilosophischen Anschauungen gelangt, welche aus den volkstümlichen Vorstellungen der hellenistischen Kreise Aufnahme in die Philosophie gefunden haben.

Unter den religionsphilosophischen Theorien des Hellenismus haben am unmittelbarsten die Ideen der alexandrinischen Philosophie auf die Entstehung und Ausgestaltung christlicher Anschauungen eingewirkt. Durch die Übersetzung des alten Testaments in die griechische Sprache (die sogen. Septuaginta) waren die jüdischen religiösen Ideen der griechischen Wissenschaft nahe gebracht, und wurden jüdische Gelehrte Alexandrias zu einem Vergleich und einer Kombination jüdischer Religionsanschauungen mit griechischen Philosophemen weiter angeregt.

Weitaus der bedeutendste Vertreter dieser jüdisch-hellenistischen Philosophie ist Philo von Alexandria (etwa 25 v. Chr. bis nach 41 n. Chr.). Er machte der griechischen Philosophie die wichtige Konzession, dafs er der wörtlichen Erklärung der heiligen Schriften eine allegorische gegenüberstellte und mit ihrer Hilfe die Lehren der griechischen Denker in der Bibel wiederzufinden suchte. So wird ihm schon Moses zu einem Vertreter der platonischen Ideenlehre. Zur Weltschöpfung gebrauchte nach ihm Gott, der nicht die unreine Materie berühren durfte, die unkörperlichen Ideen, deren oberste der Logos (verwandt ist das „Wort“ des Evang. Joh. 1,1), andere als relativ selbständige Wesen in hervorragenden Menschen, wie z. B. Abraham, zur Erscheinung kommen konnten. Die Aufgabe des Menschen ist es, diese Ideen, „die Gedanken Gottes“, in sich aufzunehmen; die Seele soll Gottes Wohnstätte werden, „sein heiliger Tempel.“

Diese Lehre Philos, welche ja zu zahlreichen Stellen des neuen Testaments Berührungspunkte darbietet, hat gewifs dazu beigetragen, die spätere Ausbreitung des Christentums unter den Heiden zu befördern,[1]) die Gegensätze zwischen jüdisch-monotheistischen und heidnisch-philosophischen Ansichten zu vermitteln. Auch hat sie besonders auf die Logoslehre im Evangelium Johannis, auf die Verbreitung der Lehre von der Präexistenz Christi und auf die gnostische Bewegung, welche dem in den Gemeinden regen Bedürfnis, den Glauben in Wissen (= Gnosis) zu verwandeln, entsprang, Einflufs ausgeübt. Aber in dieser Beziehung wäre die Besprechung derselben weder hier am Platze gewesen, noch überhaupt von fundamentaler Bedeutung. Diese liegt in etwas anderem. Das Christentum konnte nicht eine Weltreligion werden — was es schon in seinen ersten Anfängen zu sein beanspruchte und schon unter des Apostel Paulus' Weiterbildung zu werden versprach, — wenn nicht in der Alexandrinischen Wissenschaft überhaupt und speziell in der Lehre Philos jene Verbindung zwischen dem jüdischen Monotheismus, der Tiefe des israelitischen Gottesbewufstseins und der Klarheit der hellenischen Philosophie zustande gekommen wäre. Die Philosophie Philos war nur ein einzelner, wenn auch besonders gelungener Versuch unter zahlreichen anderen, in welchem gelehrte Juden sich bemühten, die Einseitigkeit des Mosaismus aufzugeben und in der Darstellung ihrer Dogmen sich der griechischen Welt zu nähern. Durch Philos Schriften, welche auf die Denkweise der folgenden Jahrhunderte von gröfstem Einflufs gewesen sind, ist der griechischen Philosophie die monotheistische Anschauung des Judentums zugeführt, zugleich aber auch dem letzteren der Weg gezeigt, auf welchem es seiner engherzigen Abgeschlossenheit entsagen und eine universale Stellung in der religiösen Entwickelung der Welt erhalten sollte. Auch Philo wähnte sich gekommen, nicht das Gesetz aufzuheben, sondern tiefer zu deuten und es zu erfüllen. Er war einer der Verkündiger dieses Gedankens, fähig den Weg zu bereiten. Er selbst jedoch war noch zu sehr in rabbinischer Weisheit befangen und war von dem Ziele noch so weit entfernt, wie ein guter Interpret von einem gotterfüllten Religionsstifter. Aber „die Hauptmittel, deren sich die spätere christliche Kirche zum Aufbau ihrer Dogmatik bedient hat, sind die metaphysischen Grundlagen der Schriften Philos und seine Art, das alte Testament allegorisch zu deuten. Sein Ziel, eine Versöhnung der eigentümlichen jüdischen und der heidnisch-philosophischen Weltansicht zu erreichen, ist ihm gelungen, und so war es unvermeidlich, dafs die christliche

[1]) Vgl. die trefflichen Ausführungen von O. Holtzmann in Geschichte des Volkes Israel von B. Stade S. 533 f.

Kirche, die vom Judentum herstammend das Heidentum überwinden wollte, an die Gedankenarbeit Philos anknüpfte."[1])

Eine andere eigentümliche Verbindung philosophischer Anschauungen und jüdischer Religiosität findet sich in der über Palästina verbreiteten Sekte der Essener (etwa 4000, zu Christi Zeit). Einige ihrer Vorstellungen und Gebräuche gehören dem Pythagoreismus an. Im übrigen aber hatten sie sehr strenge, wesentlich jüdische Vorstellungen; nur traten sie mit ihrem Trachten nach Sittenreinheit und Enthaltsamkeit in einen gewissen Gegensatz zu den Pharisäern.

Auf eine merkwürdige Gährung in den Gemütern der Juden des ersten Jahrhunderts v. Chr., wie sie durch die vielfache Berührung mit den religiösen und wissenschaftlichen Anschauungen fremder Völker entstanden, weisen auch das Henochbuch und die sibyllinischen Orakel hin. Manche der letztgenannten wenden sich an das Heidentum und werben bei ihm um Anerkennung für den Einen Gott. So z. B. die Worte einer Weissagung:

„Ihn, den alleinigen Gott, verehrt als Herrscher des Weltalls,
Ihn, der allein von Ewigkeit ist und von Ewigkeit her war,
Aus sich selber gezeugt, nicht geboren und alles beherrschend."

Die philosophischen und religiösen Anschauungen der Völker der alten Welt waren durch Handel und Verkehr, dann durch die Reichsgründungen Alexanders und der Römer einander näher gebracht. Wenn in Rom der kleinasiatische Kybeledienst, der persische Mithras und die ägyptische Isis mehr gläubige Gemüter gefunden hatten als die einheimischen Götter, so hatten doch auch aufgeklärte Anschauungen griechischer Philosophie und, mit der Kultur des Hellenismus verbündet, auch reinere monotheistische Lehren Verbreitung gefunden. Der geistige Austausch zwischen den einzelnen Völkerschaften des Römerreiches war auf einem Punkte angekommen, wo einer neuen universalen Religion des geläuterten Gottesglaubens und einer veredelten Sittlichkeit keine gröfseren Schwierigkeiten mehr im Wege standen. Und „als die Zeit erfüllet war" — so kann auch der Historiker fortfahren, allerdings aber in einem andern Sinne als der Apostel. Die weltbewegenden Ideen und jene die Gemüter leitenden Persönlichkeiten sind nicht unabhängig von den geistigen Regungen der voraufgegangenen Zeit, sondern erstehen und erwachsen erst auf dem Grunde, den eine frühere Zeit gelegt hat. Das Genie, welchem es die Welt verdankt, wenn ihr Geistesleben neue Bahnen eingeschlagen hat, vereinigt doch nur die lichten Gedanken früherer Geistesarbeit wie in einem Brennpunkt, um dann durch sie die kommenden Generationen zu erleuchten.

---

[1]) O. Holtzmann ebenda S. 551.

Jesus Christus, seine Lehre und seine Persönlichkeit.

Die gröfste Umgestaltung, welche die Welt erfahren hat, ist durch das Christentum verursacht worden. Dieser Satz ist nicht nur eine Theorie, sondern das Ergebnis der Geschichte von fast zwei Jahrtausenden. Die Thatsache, dafs in einer so ausgedehnten Epoche keine wichtigere Veränderung ohne Mitwirkung der christlichen Kirche und Religion, oder im Gegensatz zu ihr stattgefunden hat, bezeugt ihre welthistorische Bedeutung. Und so wird es auch in Zukunft bleiben: „Mag die geistige Kultur nur immer fortschreiten, mögen die Naturwissenschaften in immer breiterer Ausdehnung und Tiefe wachsen, und der menschliche Geist sich erweitern, wie er will: über die Hoheit und sittliche Kultur des Christentums, wie es in den Evangelien schimmert und leuchtet, wird er nicht hinauskommen."[1])

Aber welthistorisch bedeutendes erwächst oft aus geringen Anfängen. Einige Funken genügen, um bei reichlich vorhandenem Stoff ein gewaltiges Feuer zu entfachen. Gilt dies von den Anfängen des Christentums, und findet dies Anwendung auch auf den Stifter dieser Religion?

Es wurde soeben ausführlich aller jener Stimmungen und Regungen gedacht, welche nach einer religiösen Befriedigung suchten und auf die Bildung einer neuen universalen Religion, wie sie das Christentum bietet, gewirkt haben.

Aber daneben wäre es gerade hier ein schwerer Verstofs gegen die historische Wahrheit, wenn die Bedeutung der Persönlichkeit seines Stifters, sowie der Begründer seiner Ausbreitung und Weltstellung übergangen würden. „Kulturhistorisch" ist es durchaus nicht belanglos, „von wem diese Erregung der Geister ursprünglich ausgegangen ist."

Die Originalität der Lehre Christi ist bisher nicht selten angezweifelt worden, obgleich es ja wenig besagen will, wenn eine weltbewegende Kraft auch fremde Ideen in sich aufgenommen hat. Man hat hervorgehoben, dafs fast alle Elemente der christlichen Sittenlehre schon im alten Testamente oder in den Lehren der griechischen Philosophie enthalten gewesen seien. Speziell bei den erhabenen Lehren der Bergpredigt, welche einen dem Christentum eigentümlichen Sittenkodex zu enthalten scheinen, ist der Nachweis unschwer zu erbringen,[2]) dafs sich ähnliche Worte im alten Testament

---

[1]) Goethe an Eckermann, Gespräche III, 264.

[2]) H. Rodrigues, les origines du Sermon de la Montagne (Paris 1868) A. Wünsche, Neue Beiträge zur Erläuterung der Evangelien (Göttingen 1878).

und im Talmud,[1]) wenn auch zerstreut und anders geordnet finden. Gewifs ist auch der Auferstehungsglaube und der Glaube an eine Vergeltung nach dem Tode nicht erst durch das Christentum aufgekommen und selbst die Auffassung des Verhältnisses vom Menschen zu Gott, als des Kindes zu seinem Vater, sowie die Idee eines Reiches Gottes auf Erden sind nicht erst durch Christus erfunden worden.[2]) Ist denn aber darum das Christentum nur eine etwas verbesserte Auflage des Mosaismus? Oder hört darum Christus auf, der zu bleiben, welcher er war, die Persönlichkeit, welche den gewaltigsten Einflufs auf Zeit und Nachwelt ausgeübt hat?

Suchen wir eine Antwort aus den Worten eines der genialsten und eigenartigsten Männer der Neuzeit. Was versteht man unter Originalität? fragt Goethe. „So wie wir geboren werden, fängt die Welt an, auf uns zu wirken und das geht so fort bis ans Ende. Und überall, was können wir denn unser Eigenes nennen als die Energie, die Kraft, das Wollen! Wenn ich sagen könnte, was ich alles grofsen Vorgängern und Mitlebenden schuldig geworden bin, so bliebe nicht viel übrig."

Das gilt auch von Christus! Der Nachweis, dafs einzelne Sprüche und Lehren schon vor ihm in Geltung waren, kann nichts gegen die eigenartige Gewalt seiner Persönlichkeit beweisen. Nicht dafs er ewige Wahrheiten neu erfunden hätte, sondern dafs er ihnen vor allen andern gegen Pharisäismus und Glaubenslosigkeit, gegen irdische Messiashoffnungen und alle sonstigen Versuchungen zum Siege verholfen hat, darin liegt seine Bedeutung. „Die Energie, die Kraft und das Wollen," mit welchen Christus seine Losung „Thut Bufse und glaubet an das Evangelium" im Leben durchzuführen, im Volke auszubreiten und durch sein eigenes Vorbild zu bethätigen gewufst hat, die geben das kraftvollste Zeugnis von der Eigenartigkeit seiner Persönlichkeit. Hunderte von Philosophen haben gepredigt von der Fortdauer der Seele nach dem Tode. Aber bei wie wenigen ist diese Lehre zu einer festen Überzeugung geworden! Selbst ein Sokrates, der heiteren

---

[1]) Treffend sagt übrigens hierzu Wellhausen, Israelitische und jüdische Geschichte S. 317: „Die jüdischen Gelehrten meinen, alles was Jesus gesagt habe, stehe auch im Talmud. Ja, alles und noch viel mehr. Wie hat er es nur angefangen, das Wahre und Ewige aus diesem Wust der Gesetzesgelehrsamkeit herauszufinden?"

[2]) Diese Anschauung war den Juden geläufig. Seit langem hofften sie auf einen Tag der göttlichen Abrechnung mit ihren Feinden. Diese Idee war dann durch die Propheten und vor allem durch den Täufer vertieft worden. „Während die Juden auf das Gericht über die Heiden hofften, verlegt Johannes den Nachdruck auf das innere Gericht". Dieselbe Idee nahm Christus wieder auf. Aber er that mehr. Er hat sie vergeistigt zu einem allgemeinen Reiche der höchsten sittlichen Werte, absehend von lokaler und nationaler Beschränkung.

Mutes in dieser Überzeugung in den Tod ging, hat nur eine kleine Schar begeisterter Jünger hinterlassen. Christi Leben, Leiden und Sterben hat der Welt, den Millionen der Armen und Schwachen, die Gewifsheit einer höheren Welt erschlossen und begründet. Wer möchte ihm da die Originalität absprechen?

Das Geheimnis seiner Persönlichkeit und des gewaltigen Einflusses derselben liegt aber weniger in dem Eigenartigen seines Glaubens und seiner Lehrweise, als vielmehr darin, dafs er sich in ganz anderer Weise und mit viel höherer Berechtigung als alle Propheten für einen Vertreter Gottes, für einen Vorkämpfer seines Reiches erklären konnte. Hierauf beruht die eigenartige Macht seines Wirkens, die jeder weiteren wissenschaftlichen Erforschung unerklärlich bleiben wird. Denn so gut es auch gelingen mag, alle Einflüsse, welche auf grofse Persönlichkeiten eingewirkt haben, zu zerlegen und zu definieren: über die Eigenartigkeit der Persönlichkeit und über ihr Verhältnis zu Gott giebt es keine Erklärung. Gleichwohl liegt hierin ja die Hauptkraft aller Religionsstifter. Die Geschichte lehrt, dafs das feste Bewufstsein, nur als Vertreter einer höheren Macht thätig zu sein, die eigentliche Kraft aller grofsen Volksmänner und religiösen Heroen gewesen ist. Wer ohne Vermessenheit und Selbstüberhebung im Gefühle seiner göttlichen Mission, sagen konnte: „Ich bin der Weg, die Wahrheit und das Leben, niemand kommt zum Vater, denn durch mich", der konnte in der That der nach innerem Frieden und Versöhnung sich sehnenden Heidenwelt das Brot des Lebens bieten. „Unschuldiger und gewaltiger, erhabener, heiliger hat es auf Erden nichts gegeben, als sein Wandel, sein Leben und Sterben: in jedem seiner Sprüche wohnt der lautere Gottesodem: es sind, wie Petrus sich ausdrückt, Worte des ewigen Lebens; das Menschengeschlecht hat keine Erinnerung, welche dieser nur von fern zu vergleichen wäre."[1])

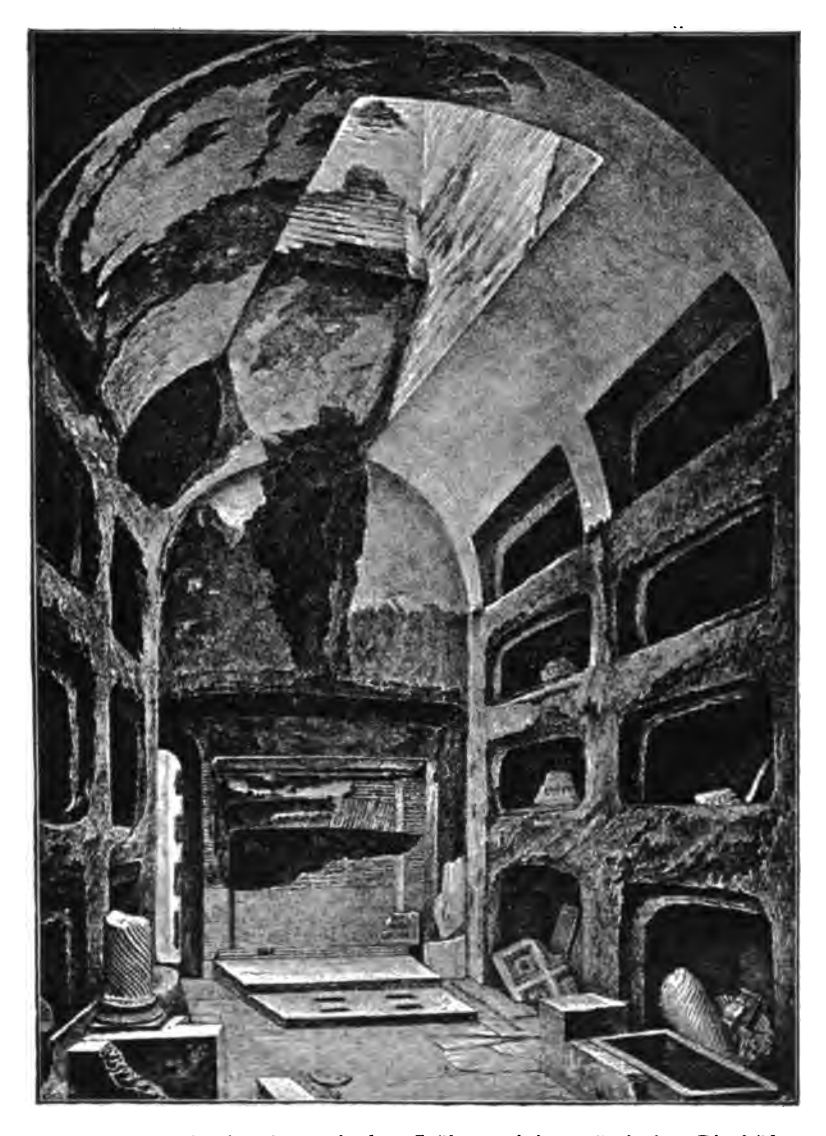
Äufserlich verlief Jesu Leben allerdings höchst unscheinbar und so, dafs die Weltgeschichte es ignorieren könnte. Sein stilles, in sich gekehrtes, den heiligen Schriften gewidmetes Leben bis zu seinem öffentlichen Auftreten, sein Aufenthalt unter Handwerkern und Fischern, sein Wirken als Reiseprediger, als Bekämpfer des Pharisäismus und als Verkündiger seiner Heilslehre: nichts, was ihn vor andern besonders ausgezeichnet hätte! Und doch ist ebensosehr sein Leben wie seine Lehre von welthistorischer Bedeutung gewesen: beide sind uns trotz mangelhafter Tradition und konfessioneller Verdunkelung klar und bestimmt genug gekennzeichnet, beide sind aber nur zu begreifen, wenn man die Kreise, auf welche Christus gewirkt hat, kennt.

[1]) Ranke's Worte, Geschichte der Päpste (Anfang).

Die Herrschaft der Hasmonäer (Maccabäer) hatte zwar anfangs eine volkstümliche Reaktion gegen die hellenistische Oberherrschaft Syriens hervorgerufen. Aber das Herrschergeschlecht neigte sich bald auch wieder den ausländischen Einflüssen zu, und grauenvolle Zwiste in der Herrscherfamilie entfremdeten ihnen das israelitische Volk. Bei dem mehrjährigen Kampfe zwischen den beiden Brüdern Hyrcan II. und Aristobul griffen endlich die Römer ein. Im Jahre 63 v. Chr. nahm Pompejus, welcher sich für Hyrcan entschieden hatte, Jerusalem ein. Seitdem kam Israel in die Abhängigkeit der neu gegründeten Provinz Syrien, wenn es auch formell noch selbständig blieb. In den beiden nächsten Jahrzehnten mufsten zahlreiche Aufstände blutig unterdrückt werden, zumal Judäa mit in die Wirren der römischen Bürgerkriege hineingezogen wurde. Besondere Dimensionen nahm der Aufstand an, als Crassus, welcher den jerusalemischen Tempel seines reichen Schatzes beraubt hatte, im Kampfe gegen die Parther gefallen war. Mit grofsem Geschick und Glück wufste der Truppenführer Antipater, der für den Hohenpriester Hyrcan die eigentliche Leitung des Staates führte, alle Windungen des römischen Bürgerkrieges mitzumachen; er hat nacheinander Pompejus, Caesar, Cassius, Antonius gute Dienste gethan. In seine Fufsstapfen trat sein Sohn Herodes der Grofse († 4 v. Chr.), ein Despot, welcher nie verlegen um die in Asien geläufigen Herrschermittel, wie Meuchelmord und Verstellung, den letzten Hasmonäer ertränken liefs. Vielleicht hätten die Juden ihm selbst diese



Der gute Hirt. Statue, Lateran.



Gruft in den Katakomben mit den Gräbern einiger römischer Bischöfe.

und zahlreiche andere Schandthaten verziehen, wenn er nicht der gefügige Schützling der Römer gewesen wäre, gegen welche die Juden einen nationalen Hafs empfanden, der mit der grausamen Unterdrückung jedes neuen Aufstandes zunahm[1]).

[1]) Die Versteigerung von 30 000 Juden als Sklaven durch Cassius (53 v. Chr.) oder die Greuel bei der abermaligen Eroberung Jerusalems durch den syrischen Statthalter (37 v. Chr.) mögen als Beispiele dienen, wie hier die Römer gehaust haben.

Die Teilung des Landes unter die Söhne des Herodes, gegen deren Nachfolge eine jüdische Gesandtschaft feierlich, wenn auch umsonst, Verwahrung eingelegt hatte, beschleunigte endlich die Katastrophe. Schon im Jahre 6 n. Chr. wurde das eigentliche Judäa römische Provinz. Die Römer schonten anfangs vielfältig die Vorurteile der Juden; aber nur zu oft zeigte es sich, wie Judentum und römische Staatsordnung unvereinbar waren. Heftige Erhebungen erfolgten, als der Statthalter Quirinius eine Schatzung vornehmen wollte, oder als Pontius Pilatus die Truppen mit kaiserlichen Abzeichen in die Hauptstadt einrücken liefs.

Gegenüber diesen traurigen politischen Zuständen der Bürgerkriege und der Fremdherrschaft hatten sich die treu zu ihrer Religion und ihrer Nation haltenden Kreise um die Pharisäer geschart. Je mehr fremde Elemente das Judentum zu zersetzen suchten, desto leidenschaftlicher regte sich der Drang zu zeigen, dafs das gotterwählte Volk in seiner Reinheit noch weiterbestehe. Und dazu diente das Gesetz mit seinen pharisäischen Zuthaten, die den Zweck der stolzen Absonderung deutlich genug verrieten. Die Haupttriebfeder, welche die Massen des Volkes immer wieder bewog, sich dem Zwange des Gesetzes und den haarspaltenden Gesetzesauslegungen der Rabbiner zu unterwerfen, war die nationale Ungeduld, als auserwähltes Volk auch zu politischer Gröfse zu gelangen. Wie diese allerdings zu erreichen war, darüber herrschten die verschiedensten Vorstellungen. Manche glaubten an einen kommenden Messias, andre an ein unmittelbares Eingreifen Gottes, wieder andre an ein nationales Königtum „aus Davids Stamm". Alle diese Hoffnungen hielt die pharisäische Gesetzesgerechtigkeit und die dadurch erzielte strenge Absonderung des Volkes Gottes wach. Mit der Zunahme des nationalen Fanatismus wuchs zwar die Veräufserlichung des pharisäischen Treibens, aber auch ihr Einflufs auf die Massen.

Unter solchen Stimmungen und Verhältnissen begann Jesu Lehrthätigkeit. An manches in der volkstümlichen Frömmigkeit und im Pharisäismus konnte er anknüpfen. Ihn „jammerte des Volks". Die Leiden der unterdrückten Nation ergriffen ihn tief. Auch er gedachte zunächst dem jüdischen Volke das Heil zu bringen, ein Messias des auserwählten Volkes zu werden. Auch er fastete und hielt sich an das Gesetz; an sittlichem Ernst kam er gewifs jedem Pharisäer gleich.

Aber überall haben nicht die Verhältnisse Christi Überzeugungen hervorgerufen, sondern er knüpfte nur an die Bestrebungen der Zeit an, um ihnen seine Ideen einzupflanzen und sein eigentümliches Gepräge zu geben.

Mehr als die nationale Bedrückung schmerzte ihn das sittliche und

soziale Elend Israels. Mehr als der Übermut der fremden Herrscher bekümmerte ihn der Hochmut der Pharisäer und Schriftgelehrten. Er fühlte sich als der Messias, aber nicht um ein irdisches Königreich aufzurichten, sondern um das Reich Gottes zu verkünden und schon hier auf Erden zu begründen. Er verlangte die peinlichste Gewissenhaftigkeit in der Erfüllung der Gebote Gottes und war doch der abgesagte Feind jeder pharisäischen Frömmelei. Dieser „keinem nützenden und sittlich wertlosen Werkgerechtigkeit" stellte er die werkthätige Nächstenliebe als Ausflufs wahrer Gottesliebe entgegen.

Jesus machte sich die Hoffnung Israels auf das Nahen eines Tages des Herrn, welche Idee sein nächster Vorgänger Johannes der Täufer so eindringlich gepredigt hatte, zu eigen. Aber während die Juden auf ein Gericht über das Heidentum hofften, wies Jesus vorzugsweise auf das Gericht hin, welches den Verstockten in Israel drohe, auf das Gericht im Gewissen des einzelnen.

Das war der eigentliche Mittelpunkt seiner Lehre, seiner Thätigkeit. In zahlreichen Gleichnissen wird er nicht müde, die eigentümlichen Ordnungen eines solchen Gottesreiches zu schildern. In seinen erhabensten Reden werden uns die sittlichen Ordnungen desselben geschildert: Liebe, Barmherzigkeit Gottvertrauen, Herzensreinheit, Friedfertigkeit. Als Vorbedingung zur Teilnahme an diesem Reich fordert er Sinnesänderung, eine geistige Wiedergeburt. Nur wer selbst andern vergiebt, kann Vergebung empfangen und der göttlichen Gnade teilhaftig werden[1]).

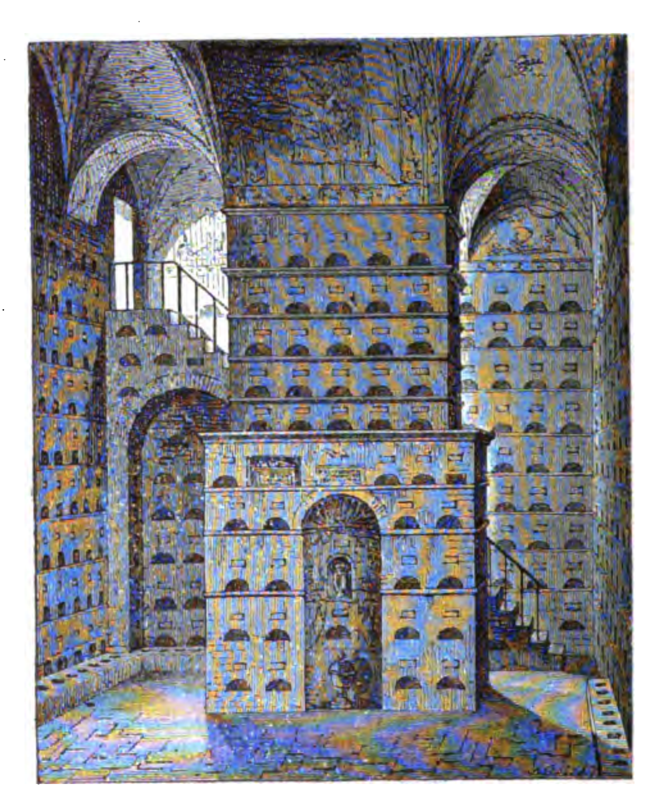
Natürlich traten bei dieser Verkündigung des Gottesreiches auch der Glaube an eine väterliche Liebe und Vorsehung Gottes und an eine Fortdauer nach dem Tode in den Vordergrund. Sie waren die Postulate der praktischen Vernunft, ohne welche alles andre Reden über das Gottesreich haltlos gewesen wäre.

Neben seiner Lehre tritt aber auch die Bedeutung seiner Person klar hervor. Seine liebenswerten Seiten gewannen ihm die Herzen seiner Mitmenschen. Aber deswegen ist er nicht in einer historischen Darstellung hervorzuheben. Ihr dagegen liegt es ob, klarzulegen, dafs er in allen Reden und Thaten, im Handeln wie im Leiden, in leidenschaftlicher Erregung wie in dem leidenschaftslosen Urteil das sittliche Ideal verkörpert zu haben scheint. Er hat, wie ein von den Theologen Verstofsener bewundernd sagt,

---

[1]) Das älteste Christentum hat sich, wie Christus selbst, von kommunistischen Ideen fern gehalten; aber ein stark sozialistischer Zug zugunsten der Armen ist unverkennbar vorhanden. Vgl. im einzelnen Wellhausen, Israelitische und jüdische Geschichte S. 308 f.

„das Ewiggiltige, das Menschlich-Göttliche in dem Brennspiegel seiner Individualität gesammelt.“ In jeder Äufserung steckt der ganze Mensch. „Seine Rede ist nicht die aufgeregte der Propheten, sondern die ruhige der Weisen. Er gibt nur dem Ausdruck, was jede aufrichtige Seele fühlen mufs. Was er sagt, ist nicht absonderlich, sondern evident, nach seiner Überzeugung nichts anderes, als was bei Moses und den Propheten steht. Aber die hinreifsende Einfachheit unterscheidet ihn von beiden. Er präcisiert die



Kolumbarium. Rom.

Quintessenz aus dem Niederschlag der geistigen Erfahrung von Jahrhunderten — ein göttliches Wunder in dieser Zeit und in dieser Umgebung“![1])

Christus that nach dem Urteil seiner Zeitgenossen und nach seinem Selbstzeugnis Wunder, aber er war kein Wunderthäter.[2]) Was er zur Linde-

---

[1]) Wellhausen, Israelitische und jüdische Geschichte. S. 316.

[2]) „Da die Massen sich herandrängten, sprach Jesus: Dieses Geschlecht ist ein böses Geschlecht; es sucht ein Zeichen und ein Zeichen wird ihm nicht gegeben werden aufser das Zeichen Jona. Denn wie Jona den Nineviten ein Zeichen wurde, so wird auch des Menschen Sohn diesem Geschlechte ein Zeichen sein.“ Luc. 11, 29—30. Vgl. Matth. 12,39; 16,4.

rung des Leidens zu thun vermochte, das glaubte er durch göttliche Kraft zu vermögen und ausdrücklich verwahrt er sich in der Versuchungsgeschichte wie in den berühmten Worten des Evangeliums Lucas, dafs er durch äufsere Wunder seinen höheren Beruf beglaubigen müsse.

Anders steht es mit seiner Erklärung, dafs er der Messias sei. Zwar ist er mit dieser Erkenntnis erst spät hervorgetreten, auch verbietet er seinen Jüngern, diese Ansicht zu verbreiten. Aber das berühmte Zeugnis des Petrus (Matth. 16, 16) wird keine Interpretation eliminieren können und auf die Versicherung, dafs er der Messias sei, ist Jesus in den Tod gegangen. Diese Erklärung bildete den Grund der Anklage. Aber allerdings, nach seiner Ansicht sollte nicht sein Selbstzeugnis der Felsengrund sein, auf dem sein Reich erbaut werde, sondern die Wahrheit seiner Lehre sollte aus ihr selbst hervorleuchten.



Wand eines Kolumbariums. Rom.

Jesus war nicht ein Philosoph wie Philo, welcher den Monotheismus mit hellenischer Philosophie zu verbinden suchte, er war mehr als ein theosophischer Denker wie Sokrates oder Plato, welche in einem auserwählten Kreise theoretisches Wissen zu verbreiten suchten; er war auch kein Prophet in dem gewöhnlichen Sinne. Indem er ohne Selbstüberhebung sich seiner göttlichen Mission bewufst sein konnte und durch sein lebendiges Gottesbewufstsein sich als den Pfadfinder zu Gott bezeichnen durfte, ist er zum Religionsstifter, zum Begründer der Religion geworden, welche Millionen den Zweck des Daseins gelehrt, den Frieden der Seele verliehen hat.

Das Christentum im apostolischen und nachapostolischen Zeitalter[1].

Weit verbreitet ist das wohl verständliche, aber unberechtigte Bestreben, alle Seiten eines entwickelten Religionssystems schon bei seinem Urheber zu suchen. Wenn auch der Religionsstifter nicht alle jene Entwickelungsphasen, welche seine Ideen bei seinen Anhängern durchmachen, vorausahnen kann, so werden sich doch seine begeisterten Jünger aus späteren Epochen immer wieder gedrungen fühlen, das, was ihnen hoch und erhaben erscheint, auch auf die Intentionen des Urhebers alles Heiles zurückzuführen. Diese Beobachtung ist bei der Entwickelungsgeschichte des Christentums nicht aufseracht zu lassen. Denn was ist nicht alles auf Christus selbst bezogen worden und wie vieles von alledem ist erst spätere Zuthat! Und andererseits, wie vieles erhebende und noch heutzutage die Gemüter bewegende liegt gerade in diesen späteren Weiterbildungen!

Es ist Aufgabe der kulturhistorischen Forschung, ursprüngliches und späteres zu sondern und so jedem Zeitalter die ihm eigentümlichen Ideen zuzuweisen. Das hat auch die Forschung über die neutestamentliche Zeitgeschichte gethan: ihre Ergebnisse sind folgende.[2])

Neben der Lehre Christi von einem idealen Gottesreiche, welches schon auf Erden seinen Anfang nehmen sollte, trat bei Lebzeiten des Stifters die Bedeutung seiner Person in den Vordergrund. Der Glaube an „des Menschen Sohn", d. i. an den Messias[3]), beherrschte unmittelbar nach seinem Tode seine Anhänger in ganz andrer Weise, als jene Hoffnungen auf ein ideales Gottesreich. Dieses Dogma wurde der wichtigste Hebel des Auferstehungsglaubens. Die Existenz des Messias konnte nicht mit dem Kreuzestode vernichtet sein. Der Glaube an seine leibliche Auferstehung, an die fortwährende geistige Vereinigung mit seinen Jüngern und vor allem an seine baldige Wiederkunft in den Wolken des Himmels, um Gericht

[1]) Das apostolische Zeitalter reicht bis zur Zerstörung von Jerusalem (70), das nachapostolische Zeitalter umfafst das darauf folgende Jahrhundert.

[2]) Vor allen Dingen ist, neben den Werken von Wellhausen, O. Holtzmann, Hausrath, Kurtz, das klassische Meisterwerk Heinrich Holtzmanns, Lehrbuch der Neutestamentlichen Theologie (Freiburg 1896) zu nennen.

[3]) Der aramäische Ausdruck bedeutet eigentlich sogar nichts weiter als „der Mensch." Aber der Hinweis auf die Erscheinung des Menschensohnes in den Wolken des Himmels beim Propheten Daniel ist unzweifelhaft.

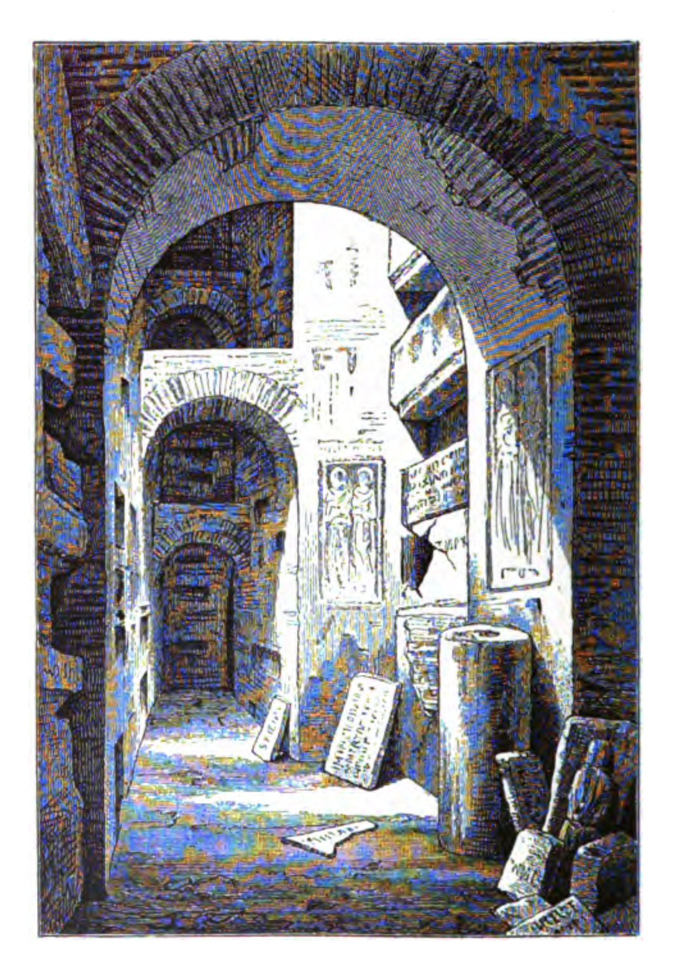
über die Welt zu halten und als König des neuen Reiches zu walten: das waren die Vorstellungen, welche seine Jünger vereint hielten und den geistigen Mittelpunkt aller ihrer Gedanken bildeten. Sie führten zu den Anfängen einer christlichen Gemeinde.

Es war natürlich, dafs der Messiasglaube die ältesten Gemeinden noch in streng judenchristlicher Abgeschlossenheit hielt. Der Messias sollte ja zunächst die zerstreuten Kinder Israels sammeln und ihnen das Reich Gottes bringen, einerlei ob damit eine politische Machtstellung oder der Anteil an einem mehr geistigen Reiche gemeint war. Christus selbst hatte sich allerdings ohne pharisäische Engherzigkeit zunächst an die Volksgenossen gewandt. Er hatte sich in seiner ganzen Lebensordnung stets als treuer Sohn Israels gezeigt und sich nie von der religiösen Volkssitte, „die sich um die Brennpunkte der Synagoge und des Tempels, des Sabbats und der Feste gelagert hatte", ausgeschlossen. Seinem Beispiele folgte die Christengemeinde in Jerusalem unter Leitung seines Bruders Jakobus. Dies war ihre Stärke. So fanden sich bald manche gläubige Juden, Pharisäer wie Essäer, in ihrer Mitte ein und erhöhten den Ruf der Gemeinde inbezug auf ihre Gesetzestreue. Hierin liegt auch der Grund dafür, dafs die Gemeinden in Judäa so wenig angefeindet wurden und selbst seitens der Pharisäer Duldung genossen. „Ist das Werk aus Gott, so könnet ihr es nicht dämpfen", sprach Gamaliel im hohen Rat, und Gamaliel war ein Haupt der Pharisäer (Apostelgesch. 5, 34)!

Die religiös wie gesellschaftlich bedeutsame Stellung dieser ersten Gemeinden ist nicht zu unterschätzen, ebensowenig ihr innerer Zusammenhalt. Eine begeisterte Aufopferungsfreudigkeit und eine brüderliche Liebe vereinten die Gemeindeglieder. Sie teilten ihre Habe miteinander, sie halfen den Armen, sie vereinigten sich täglich zu den Liebesmahlen, „brachen das Brot" miteinander und hielten so in treuer Bewahrung seiner Gewohnheiten das Andenken an Christus, die Hoffnung auf seine Wiederkunft, bei sich wach. Bald breitete sich die neue Lehre überall in den judäischen Städten aus; ihre Anhänger blieben in gottesdienstlicher und rechtlicher Ordnung anfänglich noch Juden, nur dafs sie die Rückkehr des Messias erwarteten.

Eine Weiterentwickelung trat mit Paulus' Thätigkeit ein. Nicht nur vertrat er prinzipiell die Heidenmission, sondern er entwickelte auch die christologischen Vorstellungen weiter. Paulus leitete das göttliche Wesen in Christo nicht von der Taufe oder aus der Zeugung durch den heiligen Geist, sondern aus seiner Präexistenz her. In beider Richtung folgten ihm die Urapostel und die judenchristlichen Gemeinden. Um 50 wurden von jenen

die Gemeinden der Heidenmission anerkannt, Petrus und Johannes wirkten später vielfach auch unter Heiden. Auch fanden alle Versuche, in Christus das Urbild der Menschen und seine vorherige himmlische Existenz zu betonen, um so eifrigere Anerkennung und Vertretung[1]), je mehr dadurch der



Aus den Katakomben von S. Callisto.

Glaube an die baldige Wiederkehr Christi in den Mittelpunkt der Glaubenshoffnungen der Gemeinden gestellt ward. Mit dieser Auffassung eng verbunden ist dann die den Synoptikern fremde Vorstellung von einem stell-

[1]) Die nicht-paulinischen Briefe an die Epheser und Kolosser (sie sind wohl spätere Bearbeitungen und Erweiterungen eines echten paulinischen Briefes an die Kolosser) gehen hierin viel weiter, als die echten paulinischen Briefe; noch weiter der Ebräerbrief und das Johannesevangelium, welche beide der nachapostolischen Zeit angehören.

vertretenden Opfer Christi und von einer dadurch erfolgten Versöhnung. Nur als „eingeborener Sohn Gottes“ konnte Christus eine solche himmlische Mission erfüllt haben.

Wie scharf auch der grofse Heidenapostel die wesentlichsten Punkte von Christi Lehre erfafst hat, und wie klar es ihm war, dafs erst dadurch, dafs Jesus seine Überzeugung durch den Tod bekräftigt, sie durch seine Auf-



Wandmalerei aus den Katakomben S. Agnese.

erstehung zum Siege geführt habe, gerade der Mittelpunkt von Christi Lehre, die Verkündigung eines schon hier auf Erden beginnenden, realisierbaren Reiches Gottes auf dem Grunde sittlicher Erneuerung, trat bei ihm mehr zurück. Dafür ist er es gewesen, welcher die Seiten des Christentums vorangestellt hat, welche die Bildung und Befestigung christlicher Gemeinden, einer christlichen Kirche, erst ermöglicht haben. Durch ihn kam es zu

einer wirklichen Lostrennung vom Judaismus; die christliche Gemeinde ward sich durch seine Wirksamkeit ihrer eigenartigen Stellung bewufst. Der Glaube, dafs die durch Christi Erscheinen verbürgte Gnade die Religion des Gesetzes überwunden habe: das wurde der Urgrund, auf dem die paulinisch-christlichen Gemeinden entstanden und sehr bald den Judaismus im Christentum bezwungen haben.

Die That des Paulus ist es, die Grundlage einer christlichen Kirche geschaffen zu haben. Nicht als ob er selbst eine einheitliche Obergewalt ausgeübt hätte! Nein, ohne diese zu besitzen, hat Paulus solches nur durch die Betonung des von ihm im Christentum als wesentlich Erkannten, durch seine persönliche Missionsthätigkeit, durch die Kraft seiner Rede und durch die Macht seiner Schriften zuwege gebracht. „Er hat das Christentum von Jerusalem und Antiochia nach Ephesus, von Kleinasien nach Korinth, von Griechenland nach Rom geführt."

Überall, wo eine Lehre oder Religion, von weiteren Kreisen des Volkes ergriffen, eine äufserliche Organisation annimmt, da geschieht dieses auf Kosten ihres tieferen Gehalts. Die tiefsten Ideen sind nicht für die Masse. Gleichwohl ist es erstaunlich zu sehen, wie unverfälscht die wesentlichen Züge der durch die synoptischen Evangelien verbürgten Lehre Christi sich in der jungen christlichen Kirche erhalten haben. Das verdankt sie, nächst Paulus selbst, der bis ins zweite Jahrhundert fortdauernden persönlichen Missionsthätigkeit der „Apostelschüler" und „Evangelisten", welche, von Gemeinde zu Gemeinde ziehend, der Ausübung ihres Lehrberufes ihr ganzes Leben widmeten. Gröfstenteils ihnen verdanken die Gemeinden mit ihren Episkopen, Presbytern und Diakonen an der Spitze ihre einheitliche Organisation. So war es auch später noch möglich, die ungesunden Bewegungen innerhalb der Gemeinden niederzuhalten, wie früher der Apostel Paulus z. B. die Verweigerung des Gehorsams gegen die heidnische Obrigkeit (in Rom) oder die Emanzipationsgelüste der Sklaven (zu Korinth) mit Erfolg bekämpft hatte.

Schon gegen Ende des ersten Jahrhunderts hat das Christentum einen wichtigen Schritt vorwärts gethan, seinem Endziele zu, eine universale Gemeinschaft zu bilden. Nicht allein war der alte Gegensatz zwischen Judenchristentum und Heidenchristentum im wesentlichen zugunsten des letzteren überwunden, sondern es war auch die besondere paulinische Lehrrichtung in den Hintergrund getreten. Die damaligen Bekenner des Christentums waren schon vorzugsweise aus dem Heidentum hervorgegangen. Nicht auf das Judenchristentum, sondern auf das gesetzesfreie

Heidenchristentum wurden jetzt die Weissagungen und Hinweise des alten Testaments bezogen. Die grofsen Verkehrszentren der Heidenwelt mit ihren Gemeinden — Rom, Korinth, Ephesus, Alexandria — beeinflufsten die Entwickelung der Christenheit ganz anders, als etwa die kleinen Gemeinden Palästinas.

Allerdings ist mit dieser Ausbreitung des Christentums auch ein Schwinden tieferen Verständnisses für die Grundwahrheiten von Christi Lehre bemerkbar. Es fehlte vielfach an festen Lehrnormen, und gar verschiedenartige Auffassungen vom Christentum führten zu Sektenbildungen, welche in der zweiten Hälfte des zweiten Jahrhunderts die heftigsten Kämpfe innerhalb der Christenheit hervorriefen.

Dieser zunehmenden Zersetzung begegnete eine Stärkung der Macht der kirchlichen Obrigkeiten. Zu den Zeiten der Apostel werden Episkopen, Presbyter und Diakonen genannt (z. B. Philip. 1, 1; Titus 1, 5; 1. Timoth. 3, 1 f.). Die ersten beiden waren damals noch wenig oder garnicht geschieden, die Episkopen waren vorzugsweise Vorsteher der Gemeindeverwaltung. Imlaufe des zweiten Jahrhunderts kam der Einflufs eines Bischofs gegenüber den übrigen Presbytern der Gemeinde zur Anerkennung. Die Bischöfe übernahmen auch die Lehrthätigkeit, je seltener die von Gemeinde zu Gemeinde ziehenden „Prediger“ und „Evangelisten“ kamen. Nicht ohne zeitweises Widerstreben der Gemeindeältesten ging diese hierarchische Neuordnung durch. Aber das Bedürfnis nach einheitlicher Gemeindeleitung war mächtiger als der Widerstand. Diese Erstarkung einer bischöflichen Gewalt kräftigte die Gemeinden in den Kämpfen gegen Irrlehrer, vor allem aber bei den Christenverfolgungen. Eine solche einheitliche Repräsentation wurde auch notwendig, nachdem eine Verbindung der einzelnen Gemeinden zu Provinzialsynoden aufgekommen und zur Regel geworden war[1]). Durch sie ward auch eine festere Verbindung der einzelnen Gemeinden und ihr Zusammenschlufs zu einer allgemeinen oder katholischen Kirche ermöglicht. Diese monarchische Richtüng führte weiter zu einer besonders bevorzugten Stellung der Metropolitanstädte und schliefslich zu einer Vormachtstellung des römischen Bischofs, der z. B. schon durch Polycarp (um 155) um eine Entscheidung in den Streitigkeiten der kleinasiatischen Gemeinden angegangen wurde.

[1]) Ein Ausschlufs der unteren Geistlichen, ja der Laien, war bei ihnen zwar keineswegs geboten; doch veranstaltete schon Cyprian rein bischöfliche Synoden. Cyprian (um 250) verlegte in seinem Buche von der „Einheit der Kirche“ dieselbe in den Episkopat: wer sich vom Bischof lossagt, trennt sich von der Kirche und geht damit der ewigen Seligkeit verlustig.

So erstarkt vermochte die junge christliche Kirche ihre Einheit selbst gegen schwerere Angriffe der Sektirer zu verteidigen. Weniger bedenklich waren hier die Anfeindungen einzelner Judenchristen, wie der Ebioniten. Dagegen waren Gnostizismus und Montanismus äufserst gefährliche Gegner. Die zahlreichen Sekten der Gnosis suchten nach einer Verbindung von griechischer Philosophie und christlichen Anschauungen und kamen dabei meist zu einer völligen Umgestaltung der christlichen Dogmen. Oft erscheint bei den Gnostikern das Christentum nicht als eine höhere Religionsauffassung, sondern wird degradiert zu einer Abart von heidnischem Mysterienkultus. Im Kampfe gegen die Gnostiker schrieb der berühmte Irenäus eine der vorzüglichsten Streitschriften.

Doch diese Kämpfe und namentlich die gefährlichen montanistischen Streitigkeiten greifen bereits in eine spätere Epoche über. —

Das Bild, welches hier von der Weiterentwickelung des Christentums im apostolischen Zeitalter gegeben ist, bedarf noch der Ergänzung durch einen Hinweis darauf, wie sehr sich damals auch in dem gebildeten Heidentum ein Sehnen nach einem gereinigten Monotheismus Bahn gebrochen hatte, und wie überhaupt in vielen Kreisen der heidnischen Gesellschaft ein Streben nach tieferer religiöser Befriedigung dem Christentum entgegenkam.

Die ernster angelegten philosophischen Köpfe, vornehmlich solche, welche der stoischen Philosophie zuneigten, näherten sich damals vielfach den christlichen Anschauungen. Ähnlich wie Kleanthes in seinem Hymnus auf Zeus ihn als den höchsten Gott, als den Ursprung aller Dinge preist, den Menschengeist aus seinem Geist herleitet, so auch die späteren römischen Stoiker, wie Seneca u. a. Quintilian spricht schon von jenem Gott, der der Vater und Schöpfer des Menschen sei. Der Platoniker Maximus von Tyrus versteigt sich sogar zu der Behauptung „mit Ausnahme weniger Gottesleugner stimmt die ganze Menschheit in dem Glauben an einen Gott, den König und Vater aller, und an viele Götter, seine Kinder und Mitherrscher, überein."

Zahlreich sind die Stimmen der Philosophen der ersten Jahrhunderte nach Christus, welche dieses theoretische Wissen von einem höchsten Gott dazu verwenden, um daraus Konsequenzen für das sittliche Leben des einzelnen zu ziehen. In einer dem Christentum überaus verwandten Weise äufserte sich Seneca über die Art, wie man diesen höchsten Gott anbeten solle.

„Man braucht", sagt er, „nicht die Hände zum Himmel zu erheben und dem Tempelhüter gute Worte zu geben, um beim Götterbild vorgelassen zu werden. Gott ist dir nahe, er ist um dich, er ist in dir. Nicht Tempel aus Stein türme man ihm auf, sondern man weihe ihm das Heiligtum

in der eigenen Brust. Nicht mit Lichteranzünden und Besuchen und Dienstleistungen, deren er nicht bedarf, nicht mit dem Blut der Opfertiere ehrt man ihn, sondern mit reiner Gesinnung und redlichem Wollen. Nachahmung der Gottheit ist der beste Gottesdienst".

Den Stoikern reichten hierbei die Platoniker die Hand. Das Hauptziel von Plutarchs Philosophieren war, den Gottesglauben sicher zu stellen. „Geist, Wissen, Vernunft", in ihnen sehen die Platoniker das Wesen Gottes. „Ein und dasselbe ist Gott und Geist und Schicksal und Zeus"[1]).



Ein Fossor. Katakombe S. Marcellino e Pietro.

Diese Anschauungen der Philosophen, welche die gebildeten Kreise beherrschten, fanden aber, namentlich im 2. Jahrhundert n. Chr., auch einen Widerhall im Volke. Kein Zeitalter hat wie dieses ein Sehnen nach religiöser Befriedigung, ein eifriges Bestreben, den alten Glauben neu zu beleben, aufzuweisen. Es ist zwar unrichtig, schon allein aus dem Aberglauben, aus der Wundersucht der Massen und der Sterndeuterei der Gebildeten auf eine besondere religiöse Gemütsverfassung Schlüsse zu ziehen.

[1]) Diogenes Laërtius 7,135.

Aber alle derartige Symptome eines geistig unbefriedigten Daseins waren doch damals oft auch mit einer herzlichen Frömmigkeit, mit dem Glauben an ein höheres göttliches Wesen, an eine geistige Fortdauer verbunden. Ein ähnliches religiöses Gefühl zeigt sich auch in der Unbefriedigtheit der ehrlich Suchenden, wie z. B. bei Tacitus, oder in der ernsten Beachtung der Wunder und Zeichen durch sonst aufgeklärte Männer; „der Glaube an eine aufserordentliche Fürsorge der Gottheit für die Menschen erschien ihnen viel zu tröstlich, als dafs sie darauf hätten verzichten mögen"[1]). Man schlofs eben, wenn es Götter gebe, müsse es auch eine Weissagung geben, da den Göttern ihre Güte nicht erlauben würde, den Menschen eine so unschätzbare Gabe zu versagen.

An diesem neuerwachten religiösen Leben haben übrigens die hellenistischen Völker einen gröfseren Anteil als die Römer. Fast alle Vertreter der griechischen Litteratur[2]) stehen auf dem Boden eines positiven Götterglaubens.

Keiner der christlichen Schwarmgeister kann mehr von einer wundergläubigen Frömmigkeit erfüllt gewesen sein, als Aelius Aristides, welcher viele Jahre lang im Tempel des Aesculap den Eingebungen, Zeichen und Traumerscheinungen dieses Gottes gelauscht und Folge geleistet hat.

Der Übergänge von heidnischem zu christlichem Zelotismus waren mancherlei. Vor allem vermittelte die Dämonenlehre, d. i. der Glaube an geistige Wesen, welche den Verkehr zwischen Gott und den Menschen leiten, eine solche Verbindung. Die heidnischen Gottheiten erschienen den monotheistisch gesinnten unter den Heiden als Dämonen, und diese wieder erhielten vielfach ähnliche Funktionen[3]) wie die Engel und Heiligen. Insbesondere spricht sich auch in manchen heidnischen Kulten jener Zeit ein tiefes Sehnen nach einer Versöhnung mit der Gottheit und eine Hoffnung auf ein besseres Dasein in einer höheren Welt aus. Nichts aber hat dem Christentum mehr Gläubige zugeführt, „als die nie zuvor mit so überzeugender, alle Zweifel niederschlagender Gewifsheit verkündete Verheifsung eines besseren Jenseits, einer ewigen Seligkeit"[4]). Zugleich mit dieser beglückenden Hoffnung winkte die Furcht vor den ewigen Strafen, die dem Unglauben drohten, mächtig auf die Gemüter ein und trieb sie, den Trost in einer Religion zu suchen, welche hierfür Befriedigung darbot.

---

[1]) Zeller, Geschichte der Philosophie 3,315.

[2]) Ausnahmen sind der Spötter Lucian und der Naturforscher und Arzt Galen.

[3]) Plato sagt z. B. in seinem Gastmahl: jedes höhere geistige Wesen zwischen Gott und den Sterblichen überbringt den Göttern und spricht aus die Wünsche der Menschen und den Menschen die Gedanken der Götter.

[4]) Das hebt Friedländer, Sittengeschichte Roms 3,520, treffend hervor.

Einen starken Glauben brauchte das glaubensarme Geschlecht als Waffe im Kampfe, der ihm bevorstand. Einen solchen brauchte auch das nordische Heidentum, um langsam die Stufen der Gesittung hinaufzuklimmen, nachdem die alte Civilisation in morsche Stücke zerbröckelte. Diesen starken Glauben gab das Christentum. Zum ersten Male tauchte eine Lehre auf, die den Blick von dem Irdischen abwandte, um sich blofs mit dem Jenseits zu beschäftigen, um dort eine auf Erden unerreichbare Glückseligkeit in Aussicht zu stellen. Eine solche Hoffnung mufste selbst in den gut verwalteten Provinzen, wo von dem Elend der Hauptstadt keine Spur war, etwas verlockendes für das glaubens- und sittenlose Volk besitzen. In der That hatte noch keines der vorhandenen Religionssysteme eine solch umfassende, ausgiebige Befriedigung des metaphysischen Bedürfnisses enthalten, wie das Christentum, und darin liegt nicht zum wenigsten das Geheimnis seines Erfolges, des Eifers, womit seine Bekenner es verbreiteten und selbst den Tod dafür erlitten.

Die Weltgeschichte kennt Perioden, in welchen die Völker sich mit einer jugendlichen Freude dem materiellen Wohlergehen, der Pflege der Künste, der wissenschaftlichen Forschung gewidmet haben. Ihnen gegenüber stehen Perioden der Abspannung, der Blasiertheit, aber auch wieder solche der inneren Sammlung, wo die Menschheit anfängt, sich der Güter der Kultur der Vergangenheit bewufst zu werden. Ein solches Zeitalter war das 2. Jahrhundert nach Christus. Es ist klar, dafs eine solche Geistesrichtung der Entwickelung und Ausbreitung des Christentums förderlich sein mufste. In ihm fanden die Suchenden viele Anklänge an das Edelste früherer religiöser Vorstellungen, und einen freudigen Ausblick auf eine bessere Zukunft.





Prometheus den Menschen bildend. Römischer Sarkophag. Neapel.

Die römische Kaiserzeit in ihrer Blüte.

Das römische Reich von Tiberius bis Marc Aurel.

Die ersten beiden Jahrhunderte der römischen Kaiserzeit waren zweifellos Zeiten, welche durch die friedliche Entwickelung im Innern, durch treffliche staatliche Ordnungen und durch eine reiche Entfaltung aller Seiten der Kultur ausgezeichnet waren und namentlich von den voraufgehenden Revolutionsstürmen wie von den nachfolgenden Zeiten des allgemeinen Verfalls vorteilhaft abstechen. Ihre Vorzüge rechtfertigen es, sie als eine Epoche der Blüte der Kultur zu bezeichnen.

Allerdings ist dies Urteil nur mit einiger Einschränkung festzuhalten. In der That nämlich bietet diese Periode keineswegs einen durchweg erfreulichen Anblick dar. Auch die ersten Jahrhunderte des römischen Kaisertums waren nicht arm an bedenklichen Katastrophen. Zahlreiche Regenten fröhnten den niedrigsten Lastern und haben ihre Regierung durch Schandthaten befleckt, welche eine allzuvorsichtige Beurteilung mit dem

Namen des Caesarenwahnsinns mehr zu entschuldigen, als zu verdecken versucht hat. Tacitus, Roms berühmtester Historiker der Kaiserzeit, schildert bekanntlich seine Zeit in den düstersten Farben. Mit Beginn der Alleinherrschaft, klagt er, seien die grofsen Geister verschwunden. Die Wahrheit sei in mannigfacher Weise beeinträchtigt, das Interesse an öffentlichen Dingen sei erloschen, nur Herrschbegierde oder Hafs gegen die Machthaber machten sich breit. Ein Blick auf die politischen Wirren im Reiche, auf die Einfälle der Grenzvölker, die Erinnerung an die Kalamitäten, welche zahlreiche italische Städte zerstört und die Hauptstadt betroffen hatten, „die Verachtung der Religion, die grofse Sittenlosigkeit, die Verfolgung der Ehrenhaftigkeit, die Belohnung des Lasters" prefsten ihm den Seufzer aus, dafs jenes Jahrhundert recht arm an Vorzügen und Tugenden sei.



Kaiser Tiberius.
(Marmorstatue im Museo Chiaramonti zu Rom).

Ist es gestattet, den Schilderungen dieses vortrefflichen Zeit- und Menschenkenners den Glauben zu versagen? Oder wird es etwa geraten sein, dem Urteile vieler moderner Historiker beizupflichten, eine Ehrenrettung bei Herrschern wie Tiberius oder gar wie Caligula und Nero vorzunehmen und so auch ihrem Zeitalter ein viel günstigeres Zeugnis auszustellen?

Der Pessimismus des edlen Beobachters der menschlichen Geschicke beruht auf dem achtbaren Gefühle, welches der Gegensatz zwischen dem Ideal und der Wirklichkeit hervorruft: es ist der Ausdruck einer tiefempfindenden, nach Freiheit dürstenden Seele gegenüber dem Militärdespotismus des Caesarentums. Ein solcher Pessimismus ist namentlich wohlbegründet im Munde eines Vertreters des Senatorenstandes. In der That, die persönliche Freiheit, die Unabhängigkeit der Gesinnung konnten nicht florieren unter dem Regimente fast aller Kaiser seit Augustus. Das Spioniersystem liefs jede freimütige Äufserung gefährlich erscheinen, wo jene tyrannischen

Herrscher nur darauf lauerten, die Führer der von ihnen gefürchteten Senatorenpartei zu vernichten und gern nach einem Vorwande suchten, um ihre durch wahnsinnige Verschwendung zerrütteten Finanzen mit Hilfe von Konfiskationen reicher Güter zu bessern.

Und weiter! Es mag der Biograph alle möglichen Entschuldigungsgründe aufsuchen, um die Thaten einzelner Charaktere zu erklären, er mag hervorheben, dafs Tiberius ausgezeichnete Regententugenden besafs und nur durch ein herbes Geschick zum Menschenverächter und gefühllosen Tyrannen geworden, dafs Caligula wie Nero während ihrer letzten Jahre im Caesarenwahnsinn gehandelt, im übrigen aber ebenso wie Domitian manches achtbare geleistet hätten: vom Standpunkte des Kulturhistorikers aus sind derartige Rettungen ziemlich belanglos. Dieser wird die Thatsache, dafs die Geschichte des kaiserlichen Hauses des 1. Jahrhunderts nach Christus eine Kette von Greuelthaten zu verzeichnen hat, nicht nur anzuerkennen, sondern auch in ihren Wirkungen auf die übrige Gesellschaft zu würdigen wissen.

Vor allem war schon die Art, wie die Kaiser erhoben und gestürzt wurden, unheilvoll für das Reich. Selbst ein so ausgezeichneter Militär, wie Tiberius, konnte erst, nachdem er zwei Meutereien der beiden wichtigsten Garnisonen unterdrückt hatte, seine Herrschaft für gesichert halten. Er sowohl wie Caligula und Nero kamen durch Meuchelmord um, Claudius durch das Gift, welches ihm seine Gemahlin Agrippina reichen liefs. Diese That, welche sie verübt hatte, um ihrem Sohne Nero das Diadem zu verschaffen, konnte sie nicht vor dem Schicksale bewahren, von ihrem eigenen Sohne ermordet zu werden. Die Wirren nach dem Tode Neros, in denen die drei Kaiser Galba, Otho, Vitellius innerhalb eines Jahres umkamen, brachten, mit dem folgenden Aufstand des Vindex in Gallien und Germanien und dem gleichzeitigen jüdischen Kriege, schweres Unheil über Rom. Und kaum hatte die Dynastie der Flavier unter Vespasian (70—79) und Titus (79—81) in der Verwaltung des Reiches wie in den Gemütern der Guten sich eingebürgert, als sie auch schon in Domitians Schreckensregiment den Abschlufs fand.

Solche Vorgänge dürfen nicht beschönigt werden, wenn es gilt, den thatsächlichen Zustand des damaligen Römerreiches zu schildern. Sie zogen weitere Kreise in Mitleidenschaft und wirkten entsittlichend auf das Volkstum, störend auf die Entwickelung des geistigen wie des materiellen Wohls.

Allerdings schuf inbezug auf die Befestigung der kaiserlichen Gewalt die folgende Periode Abhilfe.

Fast ein Jahrhundert hindurch gelang es hervorragenden Männern

auf dem Throne, die Kaisergewalt vor jedem gewaltsamen Eingriffe dadurch sicherzustellen, dafs jeder Kaiser noch bei Lebzeiten sich den geeignetsten Mann als Nachfolger erkor und durch Adoption den Übergang der Gewalt auf ihn vermittelte. Die Herrscherreihe, welche seit Nerva regiert hat, Trajan, Hadrian, Antoninus Pius und Marc Aurel, hat von jeher und mit Recht die Bewunderung der Nachwelt erregt. Als Charaktere fast durchweg makellos, waren sie insgesamt mit den vortrefflichsten Regenteneigenschaften ausgestattet. Ein jeder ging auf in der Erfüllung der Pflichten, welche ihm durch seine Stellung als erstem Bürger des Staates oblagen.



Germanicus Caesar.
(Marmorstatue im Museum des Louvre zu Paris).

Trotzdem aber ist auch jene Epoche weit entfernt davon, eine Zeit des allgemeinen Aufstrebens und wahrhaften Fortschritts zu sein.

Die Güte der Herrscher kann die Gesellschaft nicht plötzlich regenerieren. Die Vortrefflichkeit der Regierung der „Adoptivkaiser“, welche persönlich wohlwollend den Anstofs zu manchen humanen Verbesserungen gaben, beruhte im wesentlichen darauf, dafs sie in ihrer Hand eine möglichst grofse Herrschergewalt vereinigt hielten und diese im Sinne der Ordnung und zugunsten der allgemeinen Wohlfahrt auszuüben suchten. Dieser aufgeklärte Despotismus führte aber zu einem System der Bevormundung, welches die gesunden Kräfte des Staates nicht zur Entfaltung kommen liefs. Mit welchen Kleinigkeiten die Statthalter den Regenten behelligten, wie wenig sie selbständig vorzugehen wagten, zeigt der Briefwechsel des jüngeren Plinius mit Trajan. Die fortdauernden Inspektionsreisen Hadrians haben eine

heilsame Kontrolle der Beamten herbeigeführt, mehr aber als irgend einer seiner Vorgänger hat Hadrian mit der Alleinherrschaft des „Prinzeps" Ernst gemacht. Der Senatseinflufs schwand mehr und mehr und ward nur noch formell anerkannt. Der Gardepräfekt und der geheime Rat, welchen dieser Kaiser sich aus vortrefflichen Juristen bildete, übten, soweit der Kaiser nicht persönlich eingriff, einen weitgehenden Einflufs auf die Verwaltung. Die Zahl der Prokuratoren und der sonstigen kaiserlichen Verwaltungsbeamten von Ritterrang wurde stetig vermehrt.

Diese zunehmende Omnipotenz des kaiserlichen Einflusses zeigte sich verhängnisvoll namentlich auch inbezug auf die Selbstverwaltung der Städte und die Freiheit des Bauernstandes.



Caligula (Statue im Vatikan).

Italien war bisher in eine Reihe von kleinen, ziemlich selbständigen städtischen Territorien geteilt gewesen. Die Selbstverwaltung hatte wohl an manchen Stellen ihre Unzuträglichkeiten gehabt und es war daher erklärlich, dafs Hadrian durch Einsetzung von vier Oberverwaltungsbeamten (iuridici) Ordnung durchzuführen suchte. Politisch aber wurden dadurch die Städte der Senatsaufsicht entzogen und unter strengere Oberhoheit der Kaiser und ihrer Beamten gestellt. Es beginnt damit eine nicht unbedenkliche Entwickelung des Städtewesens. Die finanzielle Ausbeutung, die bureaukratische Oberleitung verleideten es bald den angesehenen Bewohnern der Städte städtische Ehrenämter anzunehmen und führten in der späteren Kaiserzeit sogar zu einer zwangsweisen Besetzung der Ratsherrnstellen, zu einem vollständigen Verfall der bürgerlichen Gemeinwesen.

Ein weiterer Krebsschaden der damaligen Gesellschaft war der, dafs die Zahl derjenigen, welche zum Mittelstand gehörten, dafs die Masse der freien Bauern und Unternehmer mehr und mehr zusammenschmolz. Die Senatoren und die Ritter, ja oft Leute sehr dunkler Herkunft, wie die Frei-

gelassenen, welche unter Claudius und Nero als Minister den Staat regierten, vereinigten oft schnell sehr grofse Vermögen in ihrer Hand. Einem solchen Reichtum weniger entspricht aber in der Regel Massenarmut auf der andern Seite. Das Grofskapital verschlingt das kleine, der Grofsgrundbesitzer verdrängt den Kleinbauern. Plinius, also in der besten Zeit des römischen



Vespasian. (Marmorbüste im Vatikan).

Kaisertums, klagt, dafs die Latifundien (Güterkomplexe) Rom zu Grunde gerichtet haben. Zu Neros Zeit soll die Hälfte der Provinz Africa 6 Eigentümern gehört haben. Die Landgüter glichen an Umfang Provinzen.

Vielleicht erreichte keins der Vermögen der Reichsten den Umfang der Rothschild'schen Schätze. Immerhin aber ist es doch für eine Zeit, die keine Kreditwirtschaft wie die unsrige kannte, bedenklich genug, wenn z. B.

der Freigelassene des Claudius Narcissus sich ein Vermögen von fast 100 Millionen zusammenscharren konnte.

Sehr verderblich wirkte der hohe Wucherzins, den auch sogenannte respektable Männer zu nehmen pflegten. Der Philosoph Seneca, dessen Mund von tugendsamen Worten überflofs, hatte mehrere Millionen Sesterzen in Britannien ausgeliehen, genierte sich aber nicht, dort eine finanzielle Panik unter den Händlern zu erregen, um noch höhere Zinsen zu erringen.

Manche andre Mifsstände werden bei einer speziellen Darstellung der kulturellen Verhältnisse jener Epoche berührt werden. Das Gesagte mag genügen, um den allerdings etwas übertriebenen Pessimismus eines Tacitus einigermafsen verständlich zu machen, zugleich aber auch einer Überschätzung der nachfolgenden „glücklicheren Zeiten" entgegenzutreten.

Aber nichts wäre einseitiger, als mit der Betrachtung dieser Kehrseite der Verhältnisse ein durchweg absprechendes Urteil über e i n e d e r kulturhistorisch bedeutsamsten Abschnitte der römischen Geschichte abzugeben. Vom Standpunkt einer idealistischen Weltanschauung ist zwar der Ausblick nicht sehr erfreulich. Aber Freiheit und Menschenwürde werden nur in seltenen Epochen der Weltgeschichte gebührend hochgehalten, und der Kulturhistoriker hat mit einer gewissen Anerkennung auch bei den Bestrebungen der Menschheit zu verweilen, welche selbst minder idealen Gütern gewidmet gewesen sind.

Vor allen Dingen erfreute sich das römische Reich während der beiden ersten Jahrhunderte n. Chr., abgesehen von kurzen Störungen, der Segnungen des Friedens, der Sicherheit nach aufsen wie im innern. Nur die Wirren nach Neros Tode (68—70) bilden eine wirkliche Ausnahme. Die siegreichen Feldzüge des Germanicus (14—16) oder die Unterwerfung Britanniens unter Domitian störten die friedliche Entwickelung des übrigen Reiches nur wenig, und bei den schwierigen Kämpfen Trajans und Marc Aurels gegen die Donauvölker überwog die Freude an den nationalen Erfolgen die Nachteile.

Was schon von Augustus' Verwaltung der Provinzen gesagt ist, gilt auch von der seiner Nachfolger. Die despotischen Charaktere wachten oft mit doppelter Strenge darüber, dafs die Statthalter ihre Distrikte gut verwalteten. Die Vortrefflichkeit der Provinzialverwaltung des Tiberius ist oft genug anerkannt worden. Tüchtige Statthalter beliefs er eine Reihe von Jahren in ihrer Stellung. Seine sorgfältige Kontrolle verhütete, dafs den Provinzen neue Lasten aufgelegt wurden. Wie streng er die finanzielle Ausbeutung der Provinzen bekämpfte, zeigt z. B. seine Verordnung, welche die Statthalter selbst für die von ihren Frauen angenommenen Schenkungen

verantwortlich machte. Über allen Beamten schwebte das Damoklesschwert strenger Rechenschaftsablegung, zahlreiche Repetundenprozesse (wegen Erpressungen) geben Zeugnis von dem Ernst des Kaisers. Überhaupt wurden die Provinzen durch die Vorgänge der Hauptstadt und in den Hofkreisen nur selten in Mitleidenschaft gezogen. Ein Philo, welcher als Gesandter an den Hof Caligulas kam (41), wird nicht viel von den knabenhaften Streichen dieses halbverrückten Bösewichts gemerkt haben. Claudius oder wenigstens seine Freigelassenen hielten musterhafte Ordnung in den Provinzen, und Neros Verwaltung war in ihnen überaus populär. Dafs die trefflichen Kaiser des 2. Jahrhunderts hierin nicht zurückstanden, ist selbstverständlich. Einige, wie Trajan, liefsen wohl in manchen Provinzen den Statthaltern etwas freiere Hand, zumal die kriegerischen Unternehmungen sie sehr in Anspruch nahmen. Hadrian, der „Reisekaiser", welcher zu Fufs einen grofsen Teil seines Reiches durchwanderte, überall selbst sah und selbst anordnete, hat aber in dieser Beziehung vielleicht den wirksamsten Einflufs ausgeübt. Zahlreiche Bauten wurden auf seine Veranlassung in den Provinzen errichtet. Und die Anregung der Kaiser wirkte ermunternd auf manche Privatleute. Das berühmteste Beispiel hierfür ist das des Herodes Atticus (aus Marathon). Dieser Mann, mit fürstlichem Vermögen, war zugleich ein trefflicher Kunstkenner und Philosoph, der Lehrer und Freund des K. Marcus Aurelius Philosophus. Bereits als Prokurator Asiens unter Hadrian (128) hatte er sich durch seine Liberalität bei Kunstbauten verdient gemacht. Seine berühmteste Stiftung aber ist das Odeion in Athen, ein mit verschwenderischer Pracht ausgestattetes Theater, mit 6000 Plätzen für die Zuschauer. Auch Korinth wurde von ihm mit einem Odeion beschenkt und die berühmten Heilquellen von Thermopylae liefs er in prächtige Bassins leiten.

Die strenge Beaufsichtigung der Provinzialverwaltung durch die meisten Kaiser und ihre Organe trug segensreiche Frucht. Kleinasien, welches durch die mithridatischen Kriege und die republikanischen Steuerpächter hart mitgenommen war und noch 21 v. Chr. eine schwere Handelskrisis durchzumachen gehabt hatte, war schon um die Mitte des 1. Jahrhunderts wieder sehr reich und in glücklichster Entwickelung. Zu Neros Zeit besafs es 500 blühende Städte. Das stets der besonderen kaiserlichen Verwaltung unterstellte Ägypten ward als Haupt-Kornkammer Roms genügend ausgebeutet und erfreute sich doch dabei eines gleichen Wohlstandes wie in der Ptolemäerzeit. Ähnlich Syrien und Phönizien. Die Glasfabrikation, die feinen Lederarbeiten und die Purpurstoffe waren die Grundlage der Blüte von Tyros. Die kunstvolle Zeugwirkerei in Palästina und Cypern war derjenigen von

Alexandria gleichwertig und verschaffte den Bewohnern dieser Gegend Gewinn und Wohlstand.

Es wird später, bei einer Betrachtung der romanisierten Westprovinzen des Reiches, gezeigt werden, wie auch diese Gegenden unter der verständigen Verwaltung der ersten Kaisergenerationen einen erfreulichen Aufschwung erlebten. Überall herrschte damals in den Provinzen des römischen Reiches, durch den Frieden und eine verständige Verwaltung geschützt, ein reges Verkehrsleben.

Nur in wenigen Epochen der Weltgeschichte war der Handel so entwickelt, wie in den glücklichen Zeiten der ersten beiden Jahrhunderte der Kaiserzeit.

Domitian (Paris, Louvre).

Karawanen brachten aus dem Innern Asiens, aus China und Indien, die verschiedensten Edelsteine, Indigo, indischen Stahl nach Sinope und den Häfen des Mittelmeeres. Reiche Schiffsladungen kamen von den Küsten Arabiens und Indiens und führten von dort alle Arten Gewürze, arabischen Purpur, Sklaven und Affen ein. Für diese Waren ward namentlich Alexandria der Hauptstapelplatz. Auch Karawanen aus dem Innern Libyens brachten dorthin sowie zu den blühenden Hafenstädten im Westen Nordafrikas die Produkte des Südens. Die wichtigsten Handelsobjekte waren hier die verschiedensten Sorten wilder Tiere, welche zu den Tierhetzen verwandt wurden. Fast keine bedeutendere Stadt des römischen Reiches entbehrte den Luxus eines Amphitheaters; zahlreicher waren sie in Italien und Gallien als im Osten, aber auch hier sind, wenn auch weniger regelmäfsig, oft genug Tierhetzen und Gladiatorenkämpfe abgehalten worden. Erwägt man, wie zahlreich dabei die Schlachtopfer waren, so wird man sich einen Begriff von der Ausdehnung des mit diesen Bestien getriebenen Handels machen können.

Auch der Norden des Reiches bot gesuchte Waren dar, wie Bernstein, Bettfedern, Zinn, Kupfer und Blei. In manchen Teilen des Reiches florierte der Bergbau. In den Bergwerken Spaniens waren 40000 Arbeiter mit der Silbergewinnung beschäftigt. Nicht viel geringer war die Zahl der Bergleute, welche in Dacien (in den Gebirgen des heutigen Siebenbürgens) Gold zu gewinnen suchten.

Der reiche und vielseitige Handelsverkehr läfst einen Schlufs zu auf den Luxus, auf die Behaglichkeit des äufsern Daseins und auf eine gewisse Freude am Leben, welche die damalige Menschheit beseelte. Dieselbe Gesinnung verrät ein Blick auf Pompeji, auf die zahlreichen Überreste von Bauten, welche aus dieser Epoche stammen, auf die Entwickelung der Skulptur und Malerei. Das wird weiterhin aus einer Betrachtung der Geschichte der bildenden Künste noch klarer hervorgehen. Vorläufig sei nur bemerkt, dafs zu keiner Zeit der Weltgeschichte eine so rege Bauthätigkeit geherrscht hat, wie damals. Mit den Kaisern wetteiferten die Kommunen in den Provinzen: sie schmückten ihre Städte mit Tempeln und Basiliken, mit prächtigen Amphitheatern und kostspieligen Wasserleitungen.



Nerva (Rom, Vatikan).

Die monumentalen Bauten gaben den Malern und Bildhauern reiche Anregung, auch ihren Kunstwerken Geltung zu verschaffen und nie, weder vorher noch nachher, haben beide Kunstarten eine so allseitige Verwendung gefunden wie in dieser Epoche. Die Aufstellung von Statuen verdienter Männer, eine Ehrung, die überaus oft von den staatlichen und städtischen Behörden erzeigt wurde, gab den Bildhauern reiche Gelegenheit ihre Kunst auszuüben. An der einen Marktseite von Pompeji (S. 293) sind allein 14 Porträtstatuen aufgefunden, und wenn Augustus selbst berichtet, dafs er 80 ihm in Rom aufgestellte silberne Statuen habe einschmelzen lassen, um den Tempel Apolls würdiger zu schmücken, so

zeigt dieses eine Ausübung der plastischen Kunst, für die uns fast die Vorstellung fehlt. Von Statuen Hadrians läfst sich allein in Athen die Existenz von einigen Dutzenden nachweisen.

Hinter der Ausschmückung und Verschönerung öffentlicher Gebäude blieb die Ausstattung der Privathäuser nicht zurück. Nicht nur zum äufseren Schein, sondern weil es einem allgemeinen Bildungsbedürfnis entsprach, legten die Gebildeten Wert darauf, ihre Wohnsitze mit dekorativen Malereien und prächtigen Skulpturen zu verzieren und auch sonst durch kunstvolle Gartenanlagen, Säulengänge, prunkvolles Hausgerät die Augen und Sinne der Beschauer zu fesseln.

Mit dieser Ausschmückung des Wohnhauses ging die bessere Ausstattung der Grabdenkmale Hand in Hand. Noch unter Cicero entbehrte Rom des Schmuckes der Grabsteine; erst nachher kamen dieselben auf, und noch später die Marmorsarkophage, die allerdings nur einer hohen Schicht der Gesellschaft angehörten und in der Darstellung charakteristischer Szenen der Wirklichkeit und der rein poetischen des griechischen Idealismus wechselten.[1]

Die Kulturverfeinerung äufserte sich nicht nur im Aufschwunge der Architektur und Malerei, sondern selbst in der Musik. Zwar ist dies jene Kunst, welche im Altertume keine Ausbildung erfahren hat, die mit derjenigen der neueren Zeit nur von ferne verglichen werden könnte. Hatte die Tonkunst im Altertume überhaupt keine höhere, rein selbständige Bedeutung, war sie vollends in Rom nur ein Nachhall der griechischen Kunst, so entwickelte sie sich doch in der Kaiserzeit zu einem Virtuosentume, wie nie zuvor. Die Virtuosen waren fast immer auf Reisen; ihre Honorare und Einnahmen waren glänzend, selbst der gewöhnliche Musikunterricht in vornehmen Häusern sehr einträglich, ein Gegenstand des Neides und Ärgers für die Männer der Wissenschaft und Litteratur. Die von Griechenland nach Rom verpflanzten Wettkämpfe nahmen bald die Formen von Monstrekonzerten an, welche die heutigen überboten. Im ganzen Altertume aber blieb das Wohlgefallen an Musik nicht viel mehr als sinnliche Lust, die zur Verweichlichung und Sittenverderbnis das ihrige beitrug. Nicht minder demoralisierend wirkten die gleichfalls aus Griechenland überkommenen theatralischen Vorstellungen. Es gab griechische Wandertruppen in Rom, und der Umgang mit diesen Bühnenkünstlern — nach allem, was wir vermuten können, ganz das leichtlebige, äufserlich wenigstens lebenslustige Völkchen, wie die allgemeine Meinung sie auch heute noch sein läfst — war damals von hoch und niedrig gesucht. Bis in die Kaiserzeit dauerten im ganzen Umfange des Reiches diese Wanderungen griechischer Techniten, über deren Inmoralität

[1]) Man vergleiche die Abbildungen S. 264 und 424.

schon Aristoteles Klage geführt hatte. Seither war unter ihnen eine Korruption eingetreten, welche dem gefeierten griechischen Drama seine hervorragende Stellung im öffentlichen Leben und seinen religiösen Charakter nicht mehr zu wahren vermochte.

Charakteristisch für den damaligen Standpunkt der römischen Kultur ist auch die Litteratur jener Epoche.

Nachdem unter den ersten Nachfolgern des Augustus eine merkliche litterarische Dürre, namentlich in der poetischen Produktion, eingetreten war, zeitigte das Zeitalter Neros und der Flavier (54—96) noch einige Blüten der Poesie, welche ebensosehr das Talent der Autoren, wie ihre Unfähigkeit, höhere poetische Ideen zu erfassen und zur Darstellung zu bringen, verraten. Ganz zweifellos war der Philosoph und Tragödiendichter Lucius Annaeus Seneca, der Lehrer Neros, ein reichbegabter Mann. Seine Tragödien, welche sich vielfach an Euripides anlehnten und in ihrer moralisierenden Tendenz wie in der formellen Glätte dem französischen und italienischen Drama als Vorbild gedient haben, enthalten manche poetische, fein durchgearbeitete Stellen. Aber sie wirken nur selten ergreifend. Sie sind für die Deklamation, nicht für die Bühne gearbeitet. Die Charaktere sind oft ohne rechte lebendige Individualität, nur allgemeine moralische Typen, und die moralisierenden Betrachtungen sind dem Dichter oft wichtiger als die Handlungen und die Darstellung der Leidenschaften. Diese Tragödien sind Treibhauspflanzen, welche dem Geiste und dem Witze ihres Verfassers alle Ehre machen, nicht aber von dichterischer Wahrheit und Empfindung getragen werden. Und nicht viel besser wird das Schlufsurteil über die philosophischen Schriften Senecas lauten. Sie enthalten viele treffliche, selbst tiefempfundene Aussprüche und eine echt religiöse Gesinnung. Aber seine Thaten und sein inneres Wesen entsprachen nicht den idealen Grundsätzen. Ein Mann, welcher den K. Claudius hündisch angeschmeichelt, und gleich nach dessen



Seneca (Marmorbüste, Berlin).

Tode ihn aufs boshafteste in einem beifsenden Spottgedicht verhöhnen konnte, hat es mit den moralischen Lehren nicht ernst genommen. Er war, wie Tacitus sagt, von einem anmutigen Talent, welches er der Gesinnung seiner Zeitgenossen anzupassen verstand, aber kein Charakter, kein von



Trajan. (Marmorbüste, London).

idealem Feuer erfüllter Dichter, wenn auch vielleicht Roms geistreichster Schriftsteller.

Weit hinter ihm zurück stehen die übrigen Poeten, welche in formvollendeten Versen und oft gezierten Redewendungen die Thaten der Vorzeit besangen, an denen ihr Herz keinen Anteil mehr hatte. Der Neffe Senecas, Marcus Annaeus Luccinus gab in seinen „Pharsalica“ eine rhetorische Umschreibung der Thaten des Pompejus, sang aber in einem andern Gedicht das Lob

Neros. Silius Italicus behandelte in gleich gespreizter Weise die Ereignisse des zweiten punischen Krieges und Valerius Flaccus sogar die Argonautensage. Lyrik und Drama lagen ganz darnieder. Nur in der Satire, im Epigramm und Spottgedicht wurde besseres geleistet. Hier rang sich, wenn auch oft genug mit Blasiertheit und Heuchelei gemischt, nicht selten das wahre Gefühl durch, während sonst auf die Litteratur dieser Epoche nur zu sehr Schillers berühmtes Wort pafst: „feil ist in der geschändeten Brust der Ge-



Antoninus Pius. (Marmorbüste, Neapel).

danke . . . kaum giebt wahres Gefühl noch durch Verstummen sich kund". Vornehmlich die römische Poesie dieser Epoche rechtfertigt bis zu einem gewissen Grade das pessimistische Urteil des Tacitus über sein ganzes Zeitalter. Von sittlichem oder freiheitlichem Idealismus weist sie keine Spur auf.

Besseres wurde in der Prosa geleistet. Die Geschichtswerke des Cremutius Cordus und Aufidius Bassus waren wegen ihres Freimuts bemerkenswert; das Werk des ersteren wurde vernichtet, das des anderen war

bald verpönt und vergessen. Auch andere von Tacitus benutzte Quellenwerke (so Fabius Rusticus und Cluvius Rufus) scheinen in der Darstellung achtungswertes geleistet zu haben. Als Nachschlagebuch ist des älteren Plinius naturgeschichtliche Encyclopädie erwähnenswert, und seine Geschichte scheint ein brauchbares Quellenwerk gewesen zu sein. Aber alle überragt Tacitus, der Geschichtschreiber der „hinsterbenden Freiheit". Er war eine durch und durch subjektive Natur, unfähig sein Urteil voll sittlichen Ernstes zurückzudrängen und eine ruhige Objektivität in der Darstellung zu bewahren. Wenn seine Schriften an Quellenwert verlieren, so gewinnen sie durch den Einblick, welchen sie uns in das Seelenleben eines der edelsten und bedeutendsten römischen Männer gewähren. Wie klein erscheinen gegen ihn gehalten die persönlich ehrenwerten und wohlunterrichteten Männer, welche die sogenannten Zierden der trajanischen Zeit bilden, der jüngere Plinius, der Verfasser von Reden und Briefen, und Sueton, der Kaiser-Biograph?

Auch in andern Zweigen der Wissenschaft wurde tüchtiges geleistet. Auf die Ausbildung einer gründlichen juristischen Litteratur wird später im Zusammenhang eingegangen werden. Die Resultate dieser Studien waren von grofsem Wert, während manche der sonst beliebten und von der Mode gefeierten Disziplinen, wie die Grammatik oder gar die Astrologie, wenig erfreuliches zu Tage gefördert haben.

Eine nicht blofs hochgehaltene und hochangesehene, sondern auch hochbewertete und hochbesoldete Wissenschaft war die Medizin. Plinius erzählt von dem Wunderarzte Alcon, der unter Kaiser Claudius aus Rom verbannt und mit der Konfiskation seines Vermögens bestraft wurde. Diese Konfiskation soll dem Fiskus „hundertmal hunderttausend Sesterzen", das ist nicht weniger als einundeinehalbe Million Mark eingetragen haben. Später wurde Alcon begnadigt und durfte nach Rom zurückkehren. In wenigen Jahren, versichert Plinius, hatte er sich mit seiner Kunst sein früheres Vermögen wiedererworben. Von einem anderen römischen Arzte, Charmis aus Marseille, der mit kaltem Wasser kurierte, wird berichtet, dafs er sich für eine Kur 200 Sesterzen, das ist 30000 Mark, in Gold zahlen liefs. Plinius führt diese Beispiele an, um zu zeigen, welche Reichtümer die Jünger Aeskulaps mit ihrer Kunst zu erwerben vermochten. Waren auch die Summen, welche Alcon und Charmis ihren Patienten abnahmen, nicht ein Honorar, wie es im alten Rom gang und gäbe war für ärztliche Hilfeleistung, so standen sie doch in einem gewissen Verhältnisse zu der allgemein üblichen Honorierung derselben. Die Ärzte im antiken Rom waren durchwegs sehr wohlhabende Männer. Die „kaiserlichen" Ärzte bezogen ein Jahresgehalt von 250 Sesterzen

oder 37 500 Mark. Von einem gewissen Quintus Tartinus erzählt Plinius, dafs er sich als ein besonderes Verdienst anrechnete, als kaiserlicher Arzt sich mit einem Jahresgehalte von blofs 500 Sesterzen oder 75 000 Mark zu begnügen. Mit seiner Privatpraxis erwarb er sich nebenbei jährlich 600 Sesterzen oder 90 000 Mark. Diese Ziffern geben eine Vorstellung von dem Ansehen und den Einkünften der Ärzte im alten Rom.

Während aber in denjenigen Zweigen des Wissens, welche, wie Medizin und Jurisprudenz, in enger Beziehung zur Praxis und zum Leben standen, auch noch in späteren Epochen bedeutendes geleistet worden ist, erlosch das wissenschaftliche Streben in den meisten anderen Disziplinen zusehends, oder beschränkte sich, wie bei den grammatischen Studien, auf allerlei Äufserlichkeiten. Die zweite Hälfte des 2. Jahrhunderts ist eine Zeit entsetzlicher Dürre für die römische Litteratur. Die elenden Compilatoren von Geschichtsbüchern aus jener Epoche verdienen hier nicht genannt zu werden und es befremdet zu sehen, dafs ein so hohler Kopf wie Fronto des Kaisers Marc Aurel vielbewunderter Freund sein konnte. Überall herrschte eine Freude an der Rhetorik und selbst die nichtigsten Produkte fanden Beifall — man denke an den Panegyricus des jüngeren Plinius, eine inhaltslose gekünstelte höfische Rede ohne rechten Ideengehalt, welche gleichwohl später als ein Prachtstück in ihrer Art gefeiert wurde. Es ist anzuerkennen, dafs Quintilian, der vortreffliche Lehrer der Rhetorik, auf die Entwickelung der Beredsamsamkeit günstig eingewirkt und auf das berühmte Vorbild Ciceros nachdrücklich hingewiesen hat. Aber stärkeren Einflufs auf die litterarische Entwickelung übte die griechische Rhetorik, welche im 2. Jahrhundert einen neuen Aufschwung nahm und bald den Geschmack beherrschte und — gründlich verdarb. Die Redekunst, welche bisher dem Staatsmanne auf dem Forum oder im Senat gedient hatte, wurde durch die namentlich von Athen aus gepflegte Kunst, schön zu reden und über alle möglichen philosophischen Fragen glänzende Deklamationen zu halten, verdrängt. Jene „modernen Sophisten“, welche bald über historische bald über litterarische Stoffe mit prunkvollen Phrasen zu reden wufsten, wurden die Männer des Tages. Bald als Professoren der Beredsamkeit an den Universitäten oder den Hauptstädten thätig, bald als reisende Virtuosen, erwarben sie sich mit ihren Vorträgen Reichtum und Ehre. Das Hauptziel ihres Strebens war eine Professur in Athen an dem von Hadrian gegründeten Athenäum oder eine der von Marc Aurel dotierten Stellen zu erlangen. Nur die Freude der Alten an der schönen Form und an wohlklingenden Worten erklärt es, wie diese Richtung die Gemüter bald so völlig beherrschen konnte, dafs alles wissenschaftliche und litterarische

Interesse dagegen zurücktrat. Die Regierung der Antonine förderte diese Richtung z. B. auch dadurch, dafs sie die geschicktesten Rhetoren und Improvisatoren, ebenso wie die allerdings nützlicheren Ärzte, von städtischen Abgaben befreite. Die Rhetoren drängten sich bald überall vor, am Hofe und in Regierungskreisen sind sie einflufsreich, ihre Wirksamkeit ist namentlich bemerkbar bei dem Wiedererwachen der philosophischen Studien im Neuplatonismus. Ihr Einflufs blieb grofs auch noch in christlicher Zeit. Die haarspaltenden dogmatischen Streitigkeiten wie die kirchliche Beredsamkeit des 4. Jahrhunderts stehen unter ihrem Einflufs, und erst diese christlichen Abarten der Rhetorik mit ihrem tieferen Gehalt lassen die heidnischen Deklamationen vergessen.



Hadrian. (Marmorbüste, Rom, Vatikan).

Die nächste Wirkung der griechischen Rhetorenschule war für die römische Litteratur verhängnisvoll. Seit der Mitte des 2. Jahrhunderts hörte Rom auf der Mittelpunkt der römischen Litteratur zu sein. Trotz der Begünstigung litterarischer Talente durch Hadrian und die Antonine versiegte die römische Litteratur in Italien ganz allmählich. Nur in den Provinzen fanden sich hier und da noch lateinisch schreibende Männer, wie der Romanschreiber Apulejus in Afrika. Die gebildeten Kreise wandten sich dem Griechischen zu, so Hadrian, der selbst Graeculus genannt wurde, und Marc Aurel, der griechische Philosoph auf dem römischen Throne. Römische Schriftsteller, wie Sueton und Fronto, gaben manche Schriften in griechischer Sprache heraus. Auch behauptete sich in der griechischen Reichshälfte ein erfreulicheres wissenschaftliches Streben neben den Rhetorenschulen. Vor allem

so in der Metropole des Ostens, in Alexandria. Hier wirkte in jener Zeit der berühmte Astronom und Geograph Claudius Ptolemaeus, hier blühten die naturwissenschaftlichen und medizinischen Studien, hier entfalteten sich die christlich-philosophischen Studien in der Katechetenschule unter ihrem berühmten Leiter, dem Kirchenvater Origenes.



Apotheose der Kaiserin Faustina.
(Marmorrelief, Rom, Capitol).

Die Entwickelung im weiteren Verlaufe des 2. Jahrhunderts n. Chr. erweckt nur selten das Gefühl wirklicher Befriedigung. Es fehlt nicht an gutem Willen zu bessern, an ernstem Streben auf geistigem Gebiete etwas tüchtiges zu leisten. Aber die Zeit war arm an originalen Naturen, an genialen Persönlichkeiten, und denjenigen, welche berufen waren, etwas zu leisten, fehlte der Mafsstab für den Wert ihres Könnens. Dazu kam die religiöse Unbefriedigtheit der Massen, das Überwuchern des Muckertums und des Aberglaubens, die weite Verbreitung des ägyptischen Isiskultes, des persischen Mithrasdienstes, die Wundersucht und die Orakelbeschwörung — Dinge, welche einen besonders widerwärtigen Eindruck machen inmitten der um sich greifenden allgemeinen Sittenlosigkeit.

Bereits treten auch die Vorboten des materiellen Verfalles hervor, trotz des äufseren Glanzes, welchen die Zeit der Antonine um sich zu verbreiten verstand. Die Ausgaben des Staates nahmen zu, z. T. infolge der regen Bauthätigkeit und der Höhe des Militärbudgets. Die Steuern wuchsen. Der Staat legte Beschlag auf manche Kommunalabgaben und wälzte gleich-

zeitig manche Lasten auf dieselben ab. Es war nicht ein Zeichen wirtschaftlicher Gesundheit, wenn der sparsame Antoninus Pius einen Schatz von 100 Millionen Mark hinterliefs. Die Handelsbilanz war andauernd ungünstig, dem vielseitigen Importhandel stand nur ein beschränkter Export gegenüber und dieses erzeugte einen stetigen Abflufs des baren Geldes nach dem Auslande, ohne dafs die Produktion an Edelmetallen Ersatz dafür geboten hätte. Daher übten selbst nur vorübergehende Kalamitäten eine verderbliche Wirkung auf die wirtschaftlichen Verhältnisse aus. Ein Trajan nahm während der vieljährigen auswärtigen Kriege seine Zuflucht zu einer Münzverschlechterung und Marc Aurel hatte eine Finanzkrisis zu bewältigen. So ist es erklärlich, dafs nach dem kurzen „goldenen" Zeitalter der Antonine, als Buben auf dem Throne das Staatsgut verschleuderten und in fortwährenden Thronstreitigkeiten die friedliche Entwickelung des Reiches lähmten, ein schneller Verfall unausbleiblich war.

Trotz aller dieser und anderer Schattenseiten aber mufs immer wieder betont werden, wie segensreich es war, dafs das Kaisertum überhaupt bestand und durch sein Bestehen den Ring der Mittelmeervölker zusammenhielt. Seine Eroberungen hatten Rom mit der ptolemäisch-griechischen Wissenschaft vertraut gemacht, dann aber dieselbe an die äufsersten Enden der bekannten Welt getragen. Was die Griechen nimmer vermocht, das vermochte Rom; sich an Griechen und Alexandrinern in Kunst und Wissenschaft anlehnend, befestigte es diese Herrschaft über einen Erdenraum, der nur von der seltsamerweise gleichzeitigen östlichen chinesischen Weltherrschaft unter der Dynastie der Tsin und der Han (30 v. Chr. — 116 n. Chr.), von der Weltherrschaft der Mongolen unter Dschingis-Chan und dem jetzigen Areale des russischen Kaiserstaates übertroffen wird, derart, dafs selbst die Stürme der Völkerwanderung sie nicht gänzlich hinwegzufegen vermochten. Dafs die sogenannte griechische Civilisation erhalten blieb, verdankt die Gegenwart der Eroberungssucht der römischen Republik, dann aber hauptsächlich dem Imperatorentume, welches die Völker lange genug aneinander schmiedete, um diese Kultur untilgbare Wurzel fassen zu lassen. Überdies, und das war am Ende vom gröfsten Vorteil für alle, folgte ein unumschränkter Handel, ein direkter Verkehr zwischen allen Teilen des Reiches. Die Mittelmeer-Nationen wurden einander näher gebracht und gemeinsame Erben des damaligen Gesamtwissens. Künste, Wissenschaften und Verbesserungen im Ackerbau wurden unter ihnen verbreitet, die fernsten Länder rühmten sich herrlicher Strafsen, Wasserleitungen, Brücken und grofser Werke der Ingenieurkunst. In barbarischen Orten erwiesen sich die als Besatzung dienenden Legionen als Brenn-

punkte der Civilisation. Neben dem Lager entstanden Dörfer, Märkte, Städte; Heiraten mit den eingebornen Frauen fanden statt; Künste, Sprache, Sitten der Hauptstadt kamen nach, denn den materiellen begleitet stets geistiger Verkehr. Diese Verbreitung des römischen Einflusses rings um das Mittelmeer rief allmählich eine Neigung zu gleichartigem, übereinstimmendem Denken hervor, und dies ist als die höchste Kulturwohlthat des Kaisertums zu erachten. So trat denn bald zu Tage, dafs die politische Einheit, über eine so grofse geographische Fläche hergestellt, die Vorläuferin der intellektuellen und daher religiösen Einheit war.

In solchem Zustande befand sich das römische Reich bis Ende des 2. Jahrhunderts n. Chr., und eine besonnene Betrachtung wird bisher kaum von tieferem Verfalle als im letzten Jahrhunderte der republikanischen Aera reden. In Wahrheit hielt die konservative Kraft des Cäsarentums den damals hereinbrechenden Verfall des Staates und des Volkes, wenigstens inbezug auf den ersteren, bis hierher auf und verhalf der geistigen Kultur sogar zu einem unerwarteten Aufschwunge.



Der Triumph des Tiberius. Sogen. Gemma Augustea. (Wien, Museum).

Leben und Sitten in der Stadt Rom während der ersten Kaiserzeit.

Wenn heutzutage von einem Kulturleben Roms und von seinem bleibenden Einflufs auf die Welt, besonders auf die Völker des Mittelalters bis in die Neuzeit gesprochen wird, so schwebt einem jeden wohl zunächst das Rom vor, wie es in der ersten Hälfte der Kaiserzeit dastand, als Mittelpunkt eines gut organisierten, überall in günstiger Kulturentwickelung begriffenen Reiches, als Sitz der Künste und einer regen gewerblichen Thätigkeit.

Es ist daher erwünscht, hier die Schilderung geschichtlicher Entwickelung zu unterbrechen und in Kürze ein Bild der damaligen Zustände der Hauptstadt des Römerreiches sowie des alltäglichen Lebens und Treibens in ihr zu geben. Neben den glänzenden Lichtpunkten werden sich bei Betrachtung der Einzelheiten manche Schatten zeigen; überall ist ja die glanzvolle Aufsenseite einer Kulturblüte auch mit manchen Mifsständen verknüpft. Reich und arm, Kunstsinn und Barbarismus, Religiosität und Materialismus existieren im Leben nebeneinander, und nur das Vorwiegen des einen oder des anderen Zustandes kann von der geschichtlichen Betrachtung besonders beachtet und hervorgehoben werden.

Nichts erhabeneres, singt ein später römischer Dichter, erblickte die Welt, als die Stadt Rom, kein Auge fafst ihre Weite, kein Geist ihre Schönheit, kein Mund ihr Lob. Nur wer Rom kennt, kann sagen, dafs er wahrhaft gelebt hat. Solche Worte aus dem Munde von Dichtern und Rednern begegnen uns oft. Sie sind keine blofse Phrase[1]). Keine Stadt der Welt hat ja so viele grofsartige Bauten und Werke der bildenden Kunst aufzuweisen gehabt. Neben den fast 50 000 Mietswohnungen, welche vielfältig reine Mietskasernen, (wegen der Abgeschlossenheit eines solchen Häuserkomplexes auch insulae, „Inseln" genannt) führt eine alte Stadtbeschreibung 1790 Paläste an. Fast 4000 öffentlich ausgestellte Bronzestatuen von Feldherrn und Kaisern zählte man im damaligen Rom. An vielen Stellen waren die Massen der Gebäude durch prächtige Gartenanlagen und Parks mit alten Bäumen getrennt. Daneben breiteten sich im Norden der Stadt, namentlich auf dem rechten Tiberufer weite Gärten aus, die z. T. den Kaisern gehörten. Die zahlreichen Brunnen, Wasseranlagen, Bäder waren ein Hauptschmuck der Stadt. Rom war ferner ein Hauptstapelplatz der Waren des Weltver-

[1]) Näheres bei Friedländer, Sittengeschichte Roms. 1,1 f.

kehrs. „In Rom", sagt der ältere Plinius, „kann man die Güter der ganzen Welt in der Nähe prüfen". Nach Rom, sagt ein Redner, kommt aus allen Ländern und aus allen Meeren, was die Jahreszeiten hervorbringen und was alle Zonen tragen, was Flüsse und Seen, und was die Arbeit der Hellenen und Barbaren erzeugt. Wer alles das zu schauen wünscht, der mufs entweder die ganze Welt durchreisen oder sich in dieser Stadt aufhalten. Die Menge



Reiterstandbild Marc Aurels (Rom, Capitol).

der Bazare und Läden, der Buden und Magazine bot des Sehenswürdigen über genug.

Trotz alledem war das innere Rom keine schöne Stadt, keine Stadt von der Regelmäfsigkeit und Eleganz wie z. B. Alexandria. Das republikanische Rom, welches seinen planlosen Ursprung nach der teilweisen Zerstörung durch die Gallier (390 v. Chr.) nicht verleugnen konnte, war in den Zeiten des Augustus zwar vielfach verschönt worden. Grofse Brände unter Tiberius (27 und 37), vor allem aber der neronische Brand, welcher vielfach unter

den Mietskasernen und alten Patrizierhäusern aufgeräumt hatte, ermöglichten es, dafs die Stadt bedeutend schöner, mit breiteren Strafsen und Plätzen, wieder aufgebaut wurde. Trotzdem war die Enge der Strafsen ein Hemmnis für die hindurchpassierenden Volksmassen. An- und Vorbauten wurden zeitweise sogar ein solches Hindernis für den Verkehr, dafs Domitian eine Verordnung gegen die Tabernen erliefs und spätere Kaiser die hölzernen Vorbauten der oberen Stockwerke untersagten. Mochte es schon bei dem alltäglichen grofsstädtischen Verkehr eine zweifelhafte Freude sein, sich durch die Barbierläden, Garküchen und Fleischbuden hindurchzudrängen, so wurde dies geradezu gefährlich, wenn grofse Schaustellungen, Spiele oder feierliche



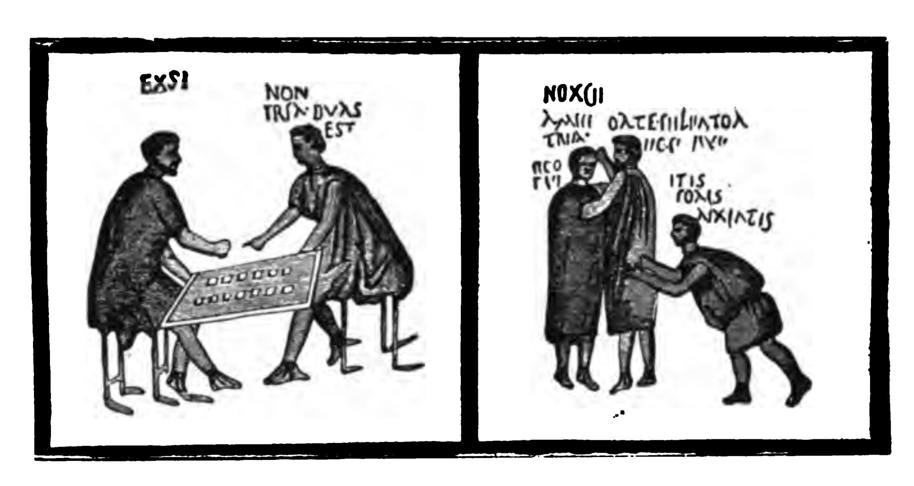
Kämpferszene. (Mosaik im Tusculum).

Festzüge die schaulustige Menge der Millionenstadt herbeilockten. Als Caligula vor der julischen Basilica Geld unter die Menge werfen liefs, kamen in dem Gedränge fast 300 Menschen, allein 250 Weiber um, und ähnliche Katastrophen werden auch sonst erwähnt. Namentlich bei den nicht seltenen Feuersbrünsten waren die schmalen Strafsen und die zahlreichen Holzbauten hinderlich.

Auf die damalige Bauart der Privathäuser darf man sich einen Rückschlufs von den Ausgrabungen in Pompeji erlauben. Das primitive römische Haus, welches aus einer länglichen Halle mit einigen umliegenden Zimmern bestand, war damals ein überwundener Standpunkt.

In der inneren Stadt herrschten jetzt die grofsen Mietshäuser vor mit

ihren 4 und mehr Stockwerken, mit ihren Läden im Parterre und den erkerartigen Vorsprüngen (pergulae). Weit mannigfaltiger und reicher entwickelte sich das Wohnhaus der römischen Grofsen. Der herrschaftliche Wohnraum war das Hinterhaus. Im Atrium empfing der Hausherr die Klienten und Gäste, hinter demselben lag das mit Säulen geschmückte Peristyl, nach welchem zu mehrere elegante Zimmer und der Speiseraum angelegt waren.[1]) An die herrschaftlichen Zimmer schlossen sich Terrassen, Säulengänge, Gartenanlagen. Die Vorderräume waren für die Dienerschaft bestimmt. Sie waren gewöhnlich durch das Familienarchiv vom Peristyl getrennt. Schon gegen Ende der Republik wurde ein grofser Luxus bei Einrichtung der Häuser getrieben; dieselben stiegen schnell im Preise. Selbst der nur mäfsig be-



Wirtshausszene. (Pompejanisches Wandbild).

güterte Cicero kaufte sich ein Haus auf dem Palatin für ca. 600 000 Mark, sein Gegner, der üppige Clodius, zahlte fast 3 Millionen Mark für sein hauptstädtisches Palais. In der Kaiserzeit wurde namentlich ein aufserordentlicher Aufwand in den Steinarten, welche beim Bauen verwandt wurden, getrieben. An 40 verschiedene Sorten bunten Marmors sind in einem Lager am Aventin gefunden[2]). Daneben wurden die Wände mit Freskomalereien, die Böden mit Mosaik geschmückt. Nicht minder wurden grofse Summen für das feine Hausgerät dieser hauptstädtischen Prachtbauten wie für die üppigen Landhäuser der Grofsen ausgegeben. Doch ist dabei weniger an kostbare Schränke und gröfsere Möbel zu denken; vorzugsweise legte man Wert auf kostbare

1) Friedländer, Sittengeschichte Roms 3,65 f.
2) Vgl. oben die Abbildungen S. 268—273.

Tischen, welche aus seltenen Holzarten in der kunstvollsten Weise geschnitzt, mit Elfenbein ausgelegt sein mufsten. Desgleichen wurden wohl auch der Sitz des Hausherrn wie die Ruhestätten feiner Damen auf das reichhaltigste ausgestattet. Gegen das kostbare Silbergerät und den hierin herrschenden übertriebenen Luxus wetterten schon die republikanischen Censoren.

Das Leben und Treiben in dieser Grofstadt, welche zu Plinius Zeit etwa 24 km Umfang und wohl an 2 Millionen Einwohner hatte, mufs ein überaus mannigfaltiges und anregendes gewesen sein. Aus allen Teilen der damals bekannten Welt fanden sich hier Vertreter, und zwar meist, wie die



Äussere Ansicht des Kolosseums zu Rom.

Einführung zahlreicher auswärtiger Kulte zeigt, in gröfserer Anzahl beieinander ein. Schon zu Catos Zeiten gab es Bummler und Tagediebe genug in der Hauptstadt. In der Kaiserzeit hatte sich in Rom mit seinen Hunderttausenden, welche Getreidespenden und Almosen nahmen, ein Proletariat und eine Gesellschaft von Nichtsthuern zusammengefunden, welche eine ernste Gefahr für die Sicherheit des Reiches gewesen wären, wenn nicht eben die Mittel dieses Reiches vor allem dazu verwandt worden wären, den hauptstädtischen Pöbel zu amüsieren. Jede Begierde, jeder noch so raffinierte Kitzel fand in dem Rom jener Tage seine Befriedigung, und wem das nötige Geld dazu fehlte, der wufste sich als Schmarotzer der Reichen schadlos zu halten. Auch konnte

er sich schon an den öffentlichen Belustigungen genug sein lassen. Die vorhin erwähnten Gartenanlagen, die 856 öffentlichen Badeanstalten[1]), welche im Altertum ganz anders als jetzt Erholungsstätten allgemeiner Art waren, die Circusspiele, die Tierhetzen und Gladiatorenspiele, die öffentlichen Gesangsvorträge, die üppigen Ballets und Pantomimen: dies alles bot Abwechslung genug, um auch den Blasierteren wonicht zu amüsieren, so doch zu unterhalten. Wer ernstere Beschäftigung liebte, konnte sich in den



Das Innere des Kolosseums.

Bibliotheken, in den Ateliers der Künstler unterrichten oder einer jener zahlreichen Deklamationen beiwohnen, in welchen die litterarischen Novitäten vorgetragen wurden.

Edlere Gemüter, welche geistige Erholung in ernsteren Studien und die stillen gemütlichen Freuden des Familien- und Landlebens liebten, mochten sich allerdings von dem Gewühl des hauptstädtischen Treibens abgestofsen fühlen. Nie ist man Herr seiner Zeit, klagt Martial, man wird in dem Meere

[1]) Diese Zahl kommt in einer Beschreibung des 4. Jahrhunderts vor.

der Stadt umhergeworfen und das Leben vergeht in vergeblichem Abmühen. Aber wie Horaz vergeblich seinen Mäcenas aufgefordert hat, dem Lärm und den Genüssen der Hauptstadt zu entsagen, so haben auch Moralisten wie Seneca und Juvenal wohl gegen das sündige Babel gepredigt und gescholten, haben aber doch nicht ohne die ewige Stadt leben können. Als Ovid aus Rom verbannt war, war ihm das Leben öde und trist geworden, ein Schattendasein, das nicht mehr von der Sonne der Freuden erhellt ward.

Das Leben der vielbeschäftigten Müfsiggänger, welche nur in der Hauptstadt glaubten leben zu können, war nach Gallens späterer Schilderung folgendes. Früh am Morgen wurden Besuche gemacht, namentlich bei Beamten und Gönnern; dann gings zu den lärmenden Gerichtsverhandlungen auf dem Forum, wo man allerlei Bekannte traf, oder weiter zu den Pantomimen und zum Wagenrennen. Manche brachten ihre Zeit mit Liebschaften, Würfelspiel, in Bädern oder Kneipen zu, bis die Zeit der Gastmähler herankam und nun diese mit ihren vielseitigen Zerstreuungen stundenlang, oft bis in den Morgen hinein Amüsement gewährten.[1])

Zu diesen geselligen Freuden, mit ihrem Luxus und ihren Ausschweifungen, drängte sich der vornehme Pöbel der Hauptstadt. Zu den Gelagen der Vornehmen geladen zu werden und wenn möglich auf ehrliche oder unehrliche Weise soviei Geld zusammenzuscharren, um selbst mitthun und eine Stellung in der Gesellschaft einnehmen zu können, das war das Ziel Tausender. Die Wünsche aller, klagt Plinius, seien auf dasselbe Ziel, den Besitz, gerichtet, und selbst vortreffliche Männer sehe man vielfach fremden Lastern gröfsere Ehre erweisen als den eigenen Tugenden.

Bei diesen Gastereien wurde natürlich ein grofser Aufwand in Speisen und Getränken getrieben. Die seltensten Gerichte, die feinsten Leckerbissen wurden den Gästen vorgesetzt, in der kunstvollsten Weise zubereitet und garniert. Aber das war doch nur Nebensache. Vor allem kam es darauf an, die geladenen Gäste gut zu unterhalten und dazu gab es ebensoviel löbliche wie anstöfsige Mittel oder vielmehr die Zahl der letzteren überwog. In der Kaiserzeit ward die gute Sitte, die noch Varro empfiehlt, dafs die Zahl der Eingeladenen die der 9 Musen nicht überschreiten sollte, damit ein gemeinschaftliches anregendes Gespräch unterhalten werden könne, meist vernachlässigt. Hunderte von Personen wurden oft eingeladen. Da mufste denn für Unterhaltung gesorgt werden. Am gewöhnlichsten waren noch musikalische Vorträge und manche Klagen werden laut über das ewige Geklimper auf der Flöte oder Leier, über die Art wie gesungen oder rezitiert wurde. Denn

[1]) Weitere Einzelheiten vgl. bei Friedländer, Sittengeschichte Roms 2,404.

ganz ohne musikalische oder litterarische Vorträge wurden auch frugale Mahlzeiten selten abgehalten. In feineren Häusern wurden den Gästen Komödien des Menander, dramatische Aufführungen homerischer Szenen oder auch Schwänke gewöhnlicher Art den Schaulustigen geboten. Plutarch (um 100) redet sogar von einer dramatischen Vorführung platonischer Dialoge, was jedenfalls nur für feinsinnige Zuhörer bestimmt gewesen sein kann. Oft wurden neue litterarische Erscheinungen vorgelesen oder — bei lyrischen Poesien — auch vorgesungen. Es war die Sehnsucht manches Schriftstellers, dafs seine Werke in solchen Versammlungen der feinen Gesellschaft beklatscht und besprochen wurden.

Vielfach wählten die Gastgeber übrigens gewöhnlichere Mittel, um ihre Gäste zu belustigen. Possenreifser mufsten mit derben Schwänken und Zoten Heiterkeit erregen, Tänzerinnen und Coupletsängerinnen traten auf und suchten durch ihre oft unzüchtigen Spiele und Lieder die blasierte und trunkene Gesellschaft anzureizen. Schon damals waren die üppigen andalusischen Tänzerinnen eine besondere Spezialität, um die Nachtischlaunen zu befriedigen.

Dabei wäre es übrigens Unrecht, die Bedeutung der Tischgespräche und Tischbelustigungen allzu gering anzuschlagen. Denn[1]) „Bildung, Belehrung und geistige Förderung wurde damals, wie überhaupt im Altertum, weit mehr im persönlichen Verkehr, in Mitteilung und Austausch von Gedanken und Resultaten im Gespräch erstrebt und erreicht als in neueren Zeiten, und dies Bestreben gab unter andern auch zu den so häufigen Gastmählern der Philosophen und Gelehrten Veranlassung, die in der That eine Art von wissenschaftlichen Sitzungen waren und sein sollten. Wenn angesehene Schriftsteller (z. B. auch wieder Plutarch) Schriften geschrieben haben über das Thema, wie ein geistig belebtes Gastmahl abgehalten, welche Gegenstände zur Anregung der Gäste behandelt werden müfsten, so spricht dies entschieden für eine bessere Qualität mancher Tafelrunden. Dazu bildeten derartige gesellige Vereinigungen den Mittelpunkt des Ideenaustauschs in einer Zeit, welche der Zeitungen und der Zeitschriften gröfstenteils[2]) entbehrte und unter dem harten Drucke einer ausgebreiteten Spionage lebte. Hier sprach man sich im kleineren Kreise oft rückhaltlos aus, hier teilte man sich den Stand der staatlichen Angelegenheiten mit und empfing durch die aus den verschiedensten Teilen des Erdkreises die Hauptstadt aufsuchenden Gäste Neuigkeiten litterarischer oder politischer Art.“

Übrigens beschränkte sich dieses gesellige Leben und Treiben im

[1]) Friedländer, Sittengeschichte Roms 1,418.

[2]) Die offiziellen acta diurna dürften wohl kaum als wirkliche Ausnahme gelten.

grofsen Styl keineswegs auf die Hauptstadt. Im Gegenteil suchten die römischen Grofsen, von den Reichsten an bis zu den in leidlichem Wohlstand lebenden Bürgern, wenn irgend möglich, sich den Luxus eines angenehmen Landaufenthaltes zu gestatten und dort verweilten sie dann gröfsere Teile des Jahres in behaglicher Ruhe mit Freunden und Bekannten und genossen so neben einer anregenden Geselligkeit die Ruhe des Landlebens. Der Sinn für Naturschönheit war bei den gebildeten Männern dieses Zeitalters lebhaft entwickelt, wenn auch in etwas anderer Weise, als heutzutage. Gebirgslandschaften oder gar die grofsartige Alpenwelt waren nicht nach dem Geschmack der Römer, wohl dagegen das Meer und die oberitalischen Seen, helle Bäche und schattige Haine. Heiter und anmutig liebten sie die Natur und wenn der blasierten Genüsse dieser Epoche gedacht ist, so verdient doch auch diese gemütvolle Seite der damaligen Gesellschaft beachtet zu werden.



Marc Aurel begnadigt besiegte Barbaren.
(Relief vom Bogen des Marc Aurel. Capitol)

In scharfem Kontrast zu diesen unschuldigen und erfreulichen Unterhaltungen des Landlebens stehen die Genüsse, welche die hauptstädtischen Spiele nicht blofs dem niederen Pöbel bereiteten, sondern auch den höheren Kreisen als ein Bedürfnis erscheinen liefsen. An keiner Stelle zeigt sich die sittliche Verkommenheit und die Verrohung in einem solchen Mafse und so weit in allen Kreisen verbreitet, wie bei diesen öffentlichen Schaustellungen, die, wie die grofse Zahl der auch in den Provinzialstädten gefundenen Überreste von Bühnen und Amphitheatern beweist, überall bis in die kleineren Städte der Provinzen verbreitet waren und damit das Gift der Entsittlichung verallgemeinert haben.

Das eigentliche Theater hatte in der Kaiserzeit beinahe seine ursprüngliche Aufgabe, eine Pflanzstätte der Kunst und der Humanität zu sein, verloren. Die Aufführung von Tragödien war nie in Rom besonders beliebt gewesen und konnte oft nur durch allerlei äufseres Beiwerk, durch gröfsere Prozessionen, kostbare Trachten und musikalische Einlagen bei dem Volke in Gunst gehalten werden. Bald ward das Interesse an diesen Äufserlichkeiten so sehr die Hauptsache, dafs man die Tragödien beiseite liefs und nur Gesangsdarstellungen oder Ballets mit viel äufserem Pompe bot, so wie es die schaulustige Menge liebte. Vor allem waren es die Pantomimen, welche geradezu die Tragödien ersetzten und in ganz anderer Weise als diese das Volk zu entzücken verstanden. Flötenspiel, Chöre, Mienen und Gesten ersetzten die Worte. Dazu kam, dafs die Gegenstände bekannte mythologische Stoffe enthielten und schon durch ihren schlüpfrigen und drastischen Inhalt sich ein Verständnis bei jedermann leicht errangen. Wenn z. B. ein herrlicher Jüngling als Paris mit dem Apfel auftrat und die drei Göttinnen in ausdrucksvollen Pantomimen sich ihm angenehm zu erweisen suchten, ja dabei ihre Gewänder sinken liefsen und mit ihren Reizen nicht geizten, so ward das allgemein verstanden. Der Beifall, welchen derartige Pantomimen mit obligaten Ballets fanden, ist bezeichnend für den Grad der Erniedrigung der damaligen Kunst und für die Versunkenheit der damaligen Moral.



Roma begrüsst Marc Aurel am Thore.
(Relief am Bogen des Marc Aurel. Capitol).

Nicht viel besser waren die Possen und der gleichfalls komische Stoffe behandelnde Mimus. Die in den volkstümlichen Atellanen eingelegten Couplets dienten oft dazu, um zeitgenössische Ereignisse herabzuziehen,

nahmen wohl selbst die Kaiser durch ihren Spott mit und insoweit ist es nicht nur begreiflich, sondern selbst erfreulich, wenn die oft unterdrückte freie Rede sich Bahn brach und selbst tyrannische Herrscher zwang, der öffentlichen Meinung Konzessionen zu machen. Im übrigen waren die meist grobkomischen und gemeinen Gegenstände der Darstellung nur geeignet, den Geschmack des Volkes noch mehr zu verderben. Oft dienten sie nur dazu, die Sinnenlust zu kitzeln. Je zügelloser die weiblichen Mimen sich gebärdeten, desto mehr wurden sie beklatscht, und christliche Schriftsteller hatten Recht, wenn sie eine solche Bühne eine Schule der Unzucht und des Ehebruchs nannten.

Nicht aber diese Art von Schaustellungen sind die verwerflichsten. Auch in manchen Grofsstädten der Jetztzeit ist die Zuschauermasse nicht



Circensische Spiele. (Relief in Foligno).

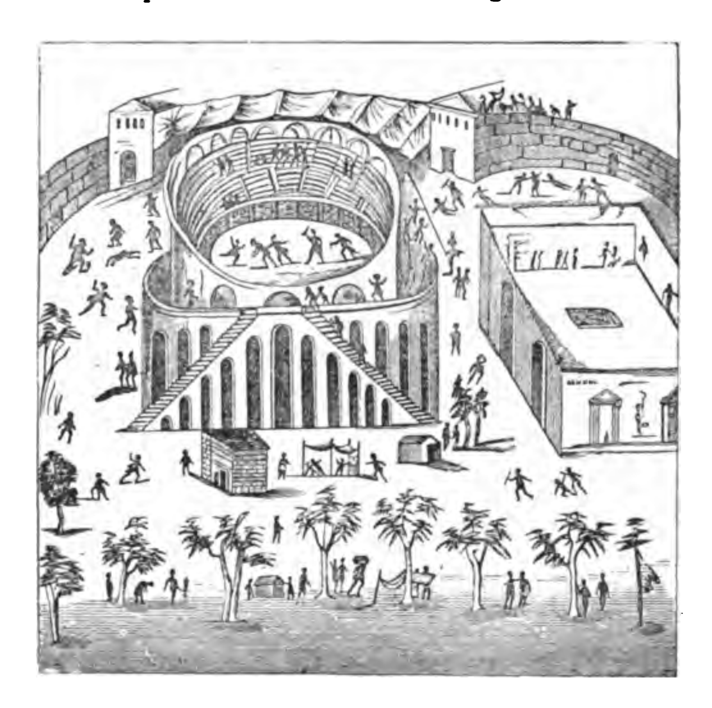
viel besser als die feine Römerwelt damaliger Zeit, und die Darstellungen sind, wenn auch etwas verhüllter, doch nicht minder lüstern und gemein.

Dagegen zeigt sich die sittliche Verkommenheit aller Stände des damaligen Rom am widerwärtigsten in den Cirkusspielen, in den Tierhetzen und Gladiatorenspielen des Amphitheaters.

Für die stetig zunehmende Beliebtheit der Cirkusspiele spricht nichts mehr, als die allmähliche Vergröfserung des gewaltigen „Circus maximus" zwischen Palatin und Aventin. Schon unter Augustus fafste er 150000 Zuschauer. Unter Nero wurde er so erweitert, dafs 250000 Personen Platz fanden, später konnten fast 400000 Platz finden. In und um diesen Cirkus entfaltete sich ein bewegtes Leben, welches allerdings keineswegs anständig und erfreulich war. Die um den ganzen Cirkus herumlaufenden Arkaden

waren von Läden, Kneipen, Garküchen, Bordellen eingenommen. Das ausgelassene Treiben, welches sich hier, namentlich bei dem Zusammenströmen mehrerer Hunderttausende von Menschen entwickelte, ist schwer zu beschreiben. Musikanten und Sänger aller Art, Sängerinnen und Tänzerinnen lockten die Menge an und suchten sie auf die verschiedenste Weise zu fesseln. Hier gab es Erfrischungen, Bazare mit den verschiedensten Waren, Obsthändler, Wahrsager: kurz alles, was die Masse selbst des niedersten Pöbels interessierte, zugleich aber auch das, was blasierte Burschen aus dem high-hife anzog.

Die Cirkusspiele waren sehr mannigfacher Art. Oft wurden



Schlägerei im Amphitheater zu Pompeji. (Wandmalerei).

prächtige Aufzüge dem Volke vorgefuhrt. Pferderennen waren beliebt, vor allem aber die Wagenkämpfe. Nichts hat während der Kaiserzeit in Rom so sehr das gesamte Volk, vom Bettler bis zum Kaiser, geistig erregt[1]) und dauernd beschäftigt, wie die Frage, welches Gespann im Cirkus den Sieg davontragen werde. Für gute Cirkuskutscher zahlte man hohe Preise und

[1]) Papst Leo der Grofse (442—460) klagte, dafs die schändlichen Cirkusspiele mehr Volk anlockten als die Stätten christlicher Martyrer. Die Christen wiesen zur Abwehr wohl auch darauf hin, dafs das Wagenfahren Gott nicht anstöfsig erscheinen könne, da doch selbst Elias im Wagen zum Himmel gefahren sei (Friedländer 2,311).

belohnte sie fürstlich. Am merkwürdigsten war aber die Leidenschaft, mit welcher die Zuschauer für die im Cirkus miteinander wettkämpfenden Faktionen eintraten. Noch im 9. Jahrhundert werden in Konstantinopel die vier Parteien der Rennbahn, die grüne, die weifse, die blaue und die rote erwähnt. Man wettete, man agitierte, hier für die eine, dort für die andere Partei. Den regierenden Kreisen war es offenbar ganz lieb, dafs so die Parteileidenschaft sich von politischen Dingen ablenkte und sich den scheinbar ungefährlichen Cirkusfaktionen zuwandte. Bald mufsten sie aber erleben, dafs hier mit nicht geringerer Wut gefochten wurde und schon einige der ersten Kaiser mischten sich offen in das Parteitreiben. Caligula, welcher der „grünen"



Wildprethändlerin. (Relief in der Villa Albani).

Faktion angehörte, liefs Pferde und Wagenlenker der feindlichen Farbe vergiften. Vitellius, einer der „Blauen", liefs Leute aus dem Volke töten, welche diese Partei beschimpft hatten. Mehrfach kam es zu förmlichen Kämpfen im Cirkus. Auch erlosch diese Passion nicht mit der Zeit. Längst nachdem die Germanen Italien besetzt hatten, dauerte dies Unwesen fort. Theodorich der Grofse erwarb sich die Gunst der Römer durch Gestattung der Cirkusspiele, konnte es aber nicht verhindern, dafs (509) geradezu ein Gefecht in der Rennbahn stattfand. Der gewaltige Nikaaufstand unter Justinian in Konstantinopel brachte den Staat in ernstliche Gefahr.

Womöglich noch demoralisierender wirkten die Gladiatorenkämpfe und Tierhetzen, von welchen schon oben die Rede war. Ganze Schlachten



Aurelianische Mauer, Aussenseite.

wurden in den Amphitheatern aufgeführt. Nach Trajans Siegen gegen die Daker traten 5000 Fechterpaare auf, und der nachmalige Kaiser Gordian hatte schon während seiner Ädilität 4000 Gladiatoren dem Volke vorgeführt. Um die stets rege Schaulust der Menge zu befriedigen, erhielten die Provinzialstatthalter Befehl, möglichst viele Verbrecher nach Rom transportieren zu lassen. Vasallenkönige folgten ihrem Beispiele. Kriegsgefangene und gekaufte Sklaven, ja zuweilen freiwillig sich anbietende Klopffechter ersetzten den Ausfall. Der Sport erregte so sehr die Leidenschaften, dafs zuweilen verlotterte Burschen aus den höheren Ständen sich in der Arena sehen liefsen.

Es ist hier nicht der Ort anzuführen, wie die bis ans Ende des römischen Staates herrschenden Kämpfe des Amphitheaters in immer neuer Form dem Volke dargeboten wurden. Die seltensten Bestien, Kämpfer aus allen Nationen, Landschlachten und Seeschlachten, Nachtkämpfe, Reitergefechte und Wagenkämpfe wechselten ab, um den blasierten und vertierten Herren der Welt Wohlgefallen abzugewinnen. Nichts versöhnt so sehr mit dem Untergang der antiken Kultur als der Gedanke, dafs zugleich mit ihr dieser schlimmste Barbarismus ein Ende nahm.



Weinwirt. (Cippus des Musée de Bourges).

Die bildende Kunst in Rom.

Bereits in den voraufgehenden Abschnitten ward verschiedentlich hervorgehoben, dafs die Begabung der alten Römer für die Kunst ursprünglich nur gering gewesen sei. In den meisten Gattungen der Poesie waren sie Nachahmer der Griechen, welchen sie nur in Äufserlichkeiten gleichzukommen verstanden. Auch in der bildenden Kunst waren sie nicht original und sie wufsten es selbst. Vergil läfst Anchises weissagend von dem Charakter der Römer also sprechen[1]):

„Andere mögen dem Erze Leben einhauchen, den Marmor beleben, und besser die Probleme des Himmels erforschen: du, o Römer, suche die Völker zu beherrschen."

„Die Kunst war bei ihnen nicht Herzenssache des Volkes, nicht Bedürfnis des nationalen Glaubens, nicht Ausflufs einer durch die Götterideale der Dichter erregten Phantasie, sondern ein Luxusartikel der Reichen und Mächtigen, eine Dienerin der Herrschaft, bestimmt und bereit, das Leben zu schmücken, die Macht zu verherrlichen, das Volk zu kirren."[2])

Trotzdem sind die Leistungen Roms auf dem Gebiete der bildenden Kunst epochemachend und von historischer Bedeutung gewesen. Ihre Werke stehen hier entschieden höher als in ihren dichterischen Produktionen. Zumteil beruht dieses darauf, dafs bei den bildenden Künsten schon durch die Entwickelung der Technik, durch glückliche Nachahmung grofser Vorbilder und durch die zweckmäfsige Kombination verschiedenartiger Elemente treffliches hervorgebracht werden kann. Bei ausgezeichneten Lehrmeistern kann, namentlich in der Baukunst, auch der gelehrige Schüler brauchbares leisten, und an trefflichen Vorbildern hat es den Römern nicht gefehlt.

Die Römer wufsten und sprachen es aus, dafs in der bildenden Kunst anfangs alles tuskisch, dann alles griechisch gewesen sei.

Durch Nachahmung und Fortbildung der Elemente beider Künste, und indem es später römischen Künstlern daneben gelang, auch ihren eigenartigen Ideen Ausdruck zu verleihen, hat die römische Kunst in der That ihre eigentümliche Bedeutung in der Kulturgeschichte erlangt. Als die griechische Nation und mit ihr selbst die Kunstblüte in Verfall geriet, als das ideale Streben ihrer Künstler abnahm, hat der praktische Sinn der

---

[1]) Aeneis 6,847 f.: v. 852: Tu regere imperio populos, Romane, memento.

[2]) So Lübke, Grundrifs der Kunstgeschichte 172.

Römer die Pflege der Kunst weitergeführt. „Die gröfste Bedeutung der Römer für die Geschichte der Kunst beruht eben auf ihrer Weltherrschaft. Indem sie allen Nationen ein gemeinsames Joch auflegten, brachten sie ihnen auch ihre Kunst, d. h. die von ihnen adoptierte, verallgemeinerte und zum Weltbürgertum vorbereitete griechische Kunst, losgerissen von den Schranken nationaler Anschauung."

Werfen wir von diesen letzten Zielen und Erfolgen der römischen Kunst einen Blick auf ihre Anfänge zurück.

Erst mit der Ausbreitung griechischer Bildung unter den Römern erwachte ein lebhafteres Interesse für die griechische Kunst. Dieses wurde dadurch genährt, dafs nach den Siegen Roms über die hellenistischen Staaten reiche Kunstschätze nach Italien und in die Hauptstadt kamen. Marcellus hat die Kunstwerke des eroberten Syrakus (212 v. Chr.), die Scipionen haben die reiche asiatische Beute nach dem Kriege mit Antiochus (190 v. Chr.) der Hauptstadt zugeführt. Bekannt ist die Anekdote, mit welchem Eifer und mit welchem Unverstand Mummius Korinth der Meisterwerke der Skulptur beraubt hat. Das Beispiel des Verres, welcher als Statthalter Siciliens eine wahre Razzia nach Kunstwerken und Raritäten anstellte, zeigt besser als alles andere, wie weit der Sinn für Kunst in Rom erwacht war, aber auch wie äufserlicher Art dieses Kunstverständnis war. Es gehörte zum guten Ton, die Häuser und Gärten mit griechischen Kunstwerken zu schmücken, aber die, welche mit barbarischer Roheit und gemeiner Habgier die Stätten der Kunst geplündert hatten, konnten sich nicht die Gabe verleihen, die Schönheit der Meisterwerke zu empfinden. „Der Kunstsinn der Römer war immer nur der eines reichen Mannes, der, was er besitzt, auch beurteilen zu können meint." Feinergebildete Männer gestanden dieses auch sich und andern ein. Cicero, welcher ein warmer Freund der griechischen Kunst war, auch ein besseres Verständnis für sie besafs als viele, legte doch gegen den Verdacht, ein Kunstkenner zu sein, feierlich Verwahrung ein. Erst die römische Kaiserzeit hat nicht nur in der Nachahmung griechischer Kunstwerke, sondern auch in der Schaffung von eigenartigem hervorragendes geleistet. Bauten wie die, welche die römischen Hauptplätze[1]) einschlossen, ein Pantheon, ein Colosseum hat die griechische Kunst nicht hervorgebracht.

Die Religion hat auch in Rom die erste Pflege der bildenden Kunst übernommen. Die Tempel waren ihre ersten bedeutsamen Werke.

Die älteren Tempel waren, soweit dieses aus den Urteilen der Schrift-

---

[1]) Das forum Romanum, das forum Trajani u. a. m.

steller gefolgert werden kann[1]), durchaus den tuskischen nachgebildet. Ja, der Plan der Tempel bleibt auch dem früheren Typus treu, als selbst in Einzelheiten der Einflufs griechischer Kunst bemerkbar wird. Während der entwickelte Tempelbau der Griechen die längliche Cella mit einem Säulenkranze zu umgeben pflegte, war der etruskisch-römische oder, wie man auch zu sagen pflegt, der altitalische, ein sogenannter „Antentempel"[2]), welcher noch der Säulenhalle entbehrte. Der Tempel erhob sich auf einem nach



Das Forum Trajanum mit der Trajanssäule.

drei Seiten hin abfallenden Unterbau, zu dem vorn eine breite Freitreppe führte. Die Seitenmauern sprangen über die Vordermauer hervor, vor welcher dann eine oder zwei Säulenreihen angebracht waren. Daneben waren

[1]) Plinius N. H. 35,154 sagt vom Cerestempel, welcher um 494 v. Chr. erbaut worden ist, Tuscanica omnia in aedibus fuisse. Ähnlich Vitruv 3,3,5 vom Jupitertempel (eingeweiht 509 v. Chr.); s. oben S. 189.

[2]) Anten sind die viereckigen Wandpfeiler, welche als Ausläufer der Seitenmauern über die Eingangsmauern hinausragen.



Antike Odysseelandschaft vom Esquil. Hügel. (Rom).

auch die kleinen Rundtempel mit korinthischen Säulen beliebt. Ein solcher findet sich zu Tivoli.

Einen Übergang vom altrömischen zum griechischen Tempel bildet z. B. der Tempel der Fortuna virilis, namentlich insoweit er auch als Schmuck der Seitenwände Säulen aufweist.

In späterer Zeit wurden dann alle Arten von griechischen Tempelbauten in Rom nachgeahmt. So wurde der jonische Stil beim Saturntempel verwandt. Am häufigsten begegnet man den korinthischen Säulenformen. In Augustus' Zeit wurden die korinthischen Säulen, ähnlich wie in der alexandrinisch-griechischen Epoche, angewandt. Später suchte man nach anderen, reicheren Kombinationen. So verband man oft Formen der jonischen mit den korinthischen Säulen, oder man brachte über den Akanthusblättern der korinthischen Säulen Adler oder Göttergestalten an.

Auch sonst finden sich im römischen Tempel viele Freiheiten und Abweichungen vom griechischen Stil. Die Stämme der griechischen Säulen hatten immer Kannelluren. Die Römer liefsen sie, namentlich bei hartem Gestein oder bei kostbarem Material, weg, oder behielten sie nur teilweise bei.

Die älteren römischen Tempel hatten mehrfach nach dem Vorbilde der etruskischen Tempel eine dreiteilige Cella, von denen jede einer besonderen Gottheit geweiht war. So enthält der kapitolinische Tempel eine Cella, in welcher die Bilder von Jupiter, Juno und Minerva aufgestellt waren. Der Cerestempel war nicht nur der Verehrung dieser Göttin, sondern auch dem Liber und der Libera geweiht. Als sich der römische Kultus mehr vom etruskischen Einflufs emanzipierte, wurde jeder Tempel nur je einer Gottheit geweiht. Selbst der unter Hadrian erbaute Tempel der Virtus und Roma bildete keine eigentliche Ausnahme. Es sind zwei völlig getrennte Tempel mit zwei verschiedenen Eingängen, welche durch einen Säulenkranz eingeschlossen werden.

Schon früh hatte sich, im Anschlufs an die Nutzbauten und unter tuskischem Einflufs, auch in Rom der Gewölbebau entwickelt. Derselbe war den Griechen nicht ganz fremd gewesen, hat aber in Rom seine Vollendung erhalten. Bei den unterirdischen Abzugskanälen (der sogen. cloaca maxima), bei Brückenbauten, Wasserleitungen u. a. wurde das Gewölbe, und zwar schon in älterer Zeit mit einer bewundernswerten Meisterschaft verwandt. Dieser für die römische und später für die romanische Kunst so bedeutsame Gewölbebau wäre übrigens unmöglich gewesen, wenn sich die Römer wie die Griechen bei ihren monumentalen Bauten nur des Hausteines bedient hätten. Sie verwandten hierbei die Ziegel und brachten es früh in deren Herstellung wie in der Bereitung des Mörtels zu bedeutender Vollkommenheit.

Die Bedürfnisse des praktischen Lebens haben die Römer zur häufigen Verwendung des Bogens, zum Gewölbebau gebracht. Doch fanden diese Formen bald auch bei den Kunstwerken Verwendung, welche idealeren Zwecken dienten. Die Bogenform erschien, abgesehen von selteneren Rundtempeln, bei den Nischen, welche die Götterbilder aufnahmen, beim Deckengewölbe der Tempel und der Basiliken. Sie bildeten die Zierde der Triumphbögen, der Bäder und Paläste, zugleich aber die Grundlage jener viele Stockwerke hohen Amphitheater, wie des Colosseums. Überall ist der römische Bogen mit griechischen Säulen kombiniert. Das mag hie und da den Tadel eines überklugen Ästhetikers verdienen: Thatsache ist, dafs durch diese Verbindung von Rundbogen und Säule jene Mannigfaltigkeit und Anmut erzielt ist, welche an den römischen und romanischen Bauten mit Recht so bewundert wird. Die griechische Baukunst hat tieferes und ergreifenderes auf dem religiösen Gebiete geschaffen, aber für die mannigfaltigen Zwecke des öffentlichen Lebens, an solider Pracht und anmutiger Vielseitigkeit ist ihre Schülerin ihr ebenbürtig.

Namentlich zu Beginn der Kaiserzeit entfaltete sich eine rege Kunstthätigkeit. „Einheimische italische und griechische Kunst wetteiferten, das Leben mit ihren Erzeugnissen zu schmücken und alle Volksschichten wurden in diese Bestrebungen mit hereingezogen." Die Bildwerke der Kunst schmückten damals nicht nur die Paläste der Reichen. Das Hausgerät der Armen, die Begräbnisstätten der Sklaven zeugen von der weiten Verbreitung des Sinnes für künstlerische Schönheit.

Mehr als irgend eine andre Kunst ist die Baukunst von einer äufserlich günstigen Lage der Staatsverhältnisse und der höheren Gesellschaftskreise abhängig. Die reichen Schätze, welche in den Friedenszeiten seit dem Beginn von Augustus Alleinherrschaft nach Italien geflossen waren, der Luxus, welcher Wert darauf legte, Prachtbauten zu errichten und dabei vortreffliches Material, die verschiedensten Sorten von Marmor aus Griechenland, Asien und Afrika zu verwenden, die Sucht der Kaiser und der Vornehmsten, die früheren Prachtbauten zu überbieten und so die eigene Popularität zu erhöhen — dies alles mufste zusammenwirken, damit auf diesem Gebiete grofses geleistet werden konnte. Doch wäre dieses nicht imstande gewesen, eine Blüte der bildenden Kunst hervorzurufen, wenn sich nicht unter den griechischen Künstlern eine treffliche Tradition erhalten und wenn nicht praktische Römer die Schönheiten griechischer Kunst verständnisvoll erfafst und weiterentwickelt hätten.

Zahlreich waren die Aufgaben, welche den römischen Baumeistern zu Beginn der Kaiserzeit gestellt waren.

Ein wesentliches Glied in der Kette von Mafsregeln, durch welche Augustus seine Herrschaft zu befestigen, die Gemüter zu bannen wufste, bildeten, wie gezeigt ward, seine Bemühungen um Kultus und Religion. So verdankt ihm der prächtige Apollotempel auf dem Palatin seine Entstehung, ferner der Tempel des Kriegsgottes Quirinus auf dem Quirinal, des „Donnergottes“ Jupiter tonans am Capitol, vor allem aber das grofsartige Pantheon. Augustus hatte den Agrippa, den Mann, dessen militärischen Gaben er seine gröfsten kriegerischen Erfolge verdankte, an die Spitze der städtischen Bauverwaltung gestellt und sich damit auch hierfür eine Kraft ersten Ranges



Mausoleum Hadrians. (Die sogen. Engelsburg).

gewonnen. Ihm und den von ihm angestellten Künstlern ist die Entstehung jenes noch jetzt erhaltenen schönsten Bauwerks im Kuppelstil zu verdanken. Dasselbe war nur ein Teil eines grofsartig angelegten Bauprojekts. An die von Julius Caesar begonnene Saepta Julia auf dem Marsfelde schlofs sich ein mit Gemälden, welche den Argonautenzug darstellten, geschmückter Säulengang des Neptun; daneben errichtete Agrippa das Pantheon und weihte es dem unter die Götter versetzten Caesar, dem Mars und der Venus. Weiterhin wurden herrliche Gartenanlagen und Thermen errichtet und letztere durch die grofsartig angelegte Wasserleitung, die drei deutsche Meilen lang,

gesundes Bergwasser in alle Brunnen der Stadt führte, gespeist. Der grandiose Kuppelbau des Pantheon, welcher sich auf einer kreisrunden starken Mauer erhebt, ist ebenso hoch wie breit, im Innern mit zwei Stockwerken von Säulen aus kostbarem Marmor geschmückt. Durch die Regelmäfsigkeit des Baues wird der Eindruck des Grofsartigen noch erhöht.

In mehreren andern Gattungen von Gebäuden folgten Augustus und Agrippa nur dem trefflichen Beispiele, welches Julius Caesar gegeben hatte. So besonders inbezug auf die Herstellung von Theatergebäuden. Im Jahre 55 v. Chr. hatte Pompejus das erste steinerne Theater errichtet, welches 40000 Menschen fafste; aber schon wenige Jahre hernach nahm Caesar ein gröfseres in Angriff; dasselbe wurde von Augustus vollendet und nach seinem früh verstorbenen Schwiegersohn „Theater des Marcellus" genannt[1]). Mit ihm waren die prachtvollen Säulengänge der Octavia verbunden, die dem Volke schattige Wege zum Lustwandeln darboten. Auch Caesar hatte schon ein grofses Amphitheater für die Aufführungen der Tierhetzen und Fechterspiele in Angriff genommen, dasselbe aber nur aus Holz hergerichtet. Unter Augustus wurde das erste steinerne Amphitheater in der Form eines riesigen Cirkus durch Statilius Taurus vollendet.



Antinous als Bacchus.
(Marmorstatue, Vatikan).

Mit Recht ist daher behauptet worden[2]), dafs mit Einführung der Monarchie für Rom und Italien eine Nachblüte der griechischen Kunst begonnen, welche für alle künftigen Zeiten segensreich wurde und dem heutigen Italien seine Bedeutung auf diesem Gebiete erworben und gesichert hat.

[1]) Überreste desselben sind in den Palazzo Orsini mithineingebaut.

[2]) Schiller, Geschichte der römischen Kaiserzeit 1,484.

Augustus' Regierung wird als das „goldene Zeitalter der Litteratur" gefeiert. Mit mehr Recht[1]) kann es ein goldenes Zeitalter der Baukunst genannt werden, und treffliche Nachfolger hat Augustus unter manchen Kaisern der beiden folgenden Jahrhunderte auf diesem Gebiet gefunden.

In der antiken Stadt damaliger Zeit boten die Marktplätze der Baukunst ein reiches Feld der Thätigkeit. Die alten Läden und Buden wurden teils durch prächtige Säulenhallen und Basiliken ersetzt, teils durch Tempel, Archive, Bäder und andre öffentliche Gebäude. Das zeigen die Trümmer des kleinen Pompeji, das die antiken Überreste des römischen Forums und der umliegenden Kaiserplätze. Diese lagen nordwestlich von dem alten Hauptmarkt und setzten mit ihren Prachtbauten denselben in Schatten. Auch hier hatte schon Julius Caesar den Anfang gemacht. Das von ihm begonnene forum Julium mit dem Tempel der „Allmutter Venus"[2]) vollendete Augustus und legte dann nordöstlich davon das gröfsere forum Augusti mit dem Marstempel („Mars Ultor") an. Im Halbkreis schlossen sich an diesen Tempel Säulenhallen, welche mit Statuen berühmter Feldherrn geschmückt waren. Daran reihte sich das von Domitian begonnene, von seinem Nachfolger eingeweihte forum Nervae, durch einen Tempel der Minerva und des Janus geschmückt. Wieder südöstlich davon hatte kurz vorher Vespasian nach Beendigung des Judenkrieges einen mit dem imposanten Tempel der Friedensgöttin geschmückten Marktplatz angelegt. Die grofsartigste Anlage dieser Art ist aber das forum Trajani. Durch einen Triumphbogen gelangte man vom forum Augusti zu dem Hauptplatze, auf welchem sich das Reiterstandbild Trajans befand. Von dort führten Marmortreppen zur Basilica Ulpia. Dicht dabei war die berühmte Trajanssäule errichtet, ein Denkmal seiner Siege gegen die Daker; den Schlufs bildet der zu Ehren seines Nachfolgers errichtete Hadrianstempel.

Diese kurzen Andeutungen zeigen zugleich, wie mannigfaltig die Aufgaben waren, welche allein der Schmuck der Marktplätze den bildenden Künstlern gestellt hat. An vielen Orten wurden ferner Triumphbögen und Siegessäulen aufgestellt, die Hallen mufsten mit Gemälden, Statuen oder Reliefdarstellungen geschmückt, die Basiliken und Hallen mit Gewölben, Treppen, Säulen ausgestattet werden. Von den von späteren Kaisern er-

[1]) An Formengewandheit übertraf es allerdings alle andren Epochen der Litteratur, keineswegs aber an Gehalt und selbständigem Wert. Die Dichter des „goldenen Zeitalters" waren vortreffliche Interpreten griechischer Poesie; aber in Ennius, Plautus und Lucilius Dichterwerken in den Reden und Geschichtswerken der Gracchenzeit war mehr wahres Römertum und innere Wahrheit der Gefühlsäufserungen enthalten. Siehe oben Abschnitt IV.

[2]) Von dieser Venus genitrix leitete Caesar die Herkunft des julischen Geschlechtes ab.

richteten Werken seien hier nur noch erwähnt: die Triumphbögen des Titus, des Severus, des Constantin, ferner die berühmte Reiterstatue Marc Aurels und die Siegessäule, welche seine Erfolge gegen die Donauvölker feiern sollte.

Eine Zierde der entlegeneren Stadtteile, zugleich eine Wohlthat für die ärmere Bevölkerung waren die grofsen Badeanlagen, welche mit allem Luxus versehen für Reich und Arm wahre Erholungsstätten waren. Allerdings fanden hier auch die, welche Befriedigung des raffiniertesten Genusses suchten, hinreichende Unterhaltung. Solche Thermen haben Titus und Trajan am Esquilin, Domitian beim Marsfelde angelegt. Aus späterer Zeit stammen die Thermen Diocletians am Quirinal und diejenigen Constantins nahe beim Forum Trajans. Die grofsartigste Anlage dieser Art waren die Thermen Caracallas (216) im Südosten der Stadt, bei der appischen Strafse. Über 3000 Menschen konnten in denselben zugleich baden. Die Pracht der Ausstattung wurde von den Zeitgenossen rühmend herzorgehoben. Noch jetzt zeigen die Überreste, die Säulen von kostbaren Steinsorten, die verschiedenen Marmorarten an den Wänden, die buntfarbigen Platten, die Mosaiken, wie verschwenderisch die Ausstattung war. Bewundernswerter war noch die geniale Art des Gewölbebaus, welche schon einige Generationen später als unnachahmlich gepriesen ward.

Rechnet man hierzu, dafs in der Kaiserzeit zahlreiche vornehme Leute durch ihre Paläste die Hauptstadt verschönten und dafs auch auf diesem Gebiete die Kaiser mehrfach den Privaten mit gutem Beispiel vorangingen, so wird man in der That die Bauthätigkeit und den Kunsteifer jener Zeiten bewundern müssen, auch wenn die Überreste dieser Bauten nicht so zahlreich und sie zufällig mehr der Zerstörung ausgesetzt gewesen wären.

Zwei grofsartige Anlagen der Kaiser seien hier noch besonders erwähnt: Neros „goldenes Haus" und Hadrians „tiburtinische Villa". Nach dem siebentägigen Brande Roms (64) hatte Nero, unterstützt durch treffliche Architekten wie Severus und Celer, Rom nach einem festen Plan wieder aufbauen lassen. Dabei nahm er den Raum vom Palatin bis zum Esquilin und Caelius für seine Prachtbauten in Anspruch. Sein Hauptpalais war mit einer Säulenhalle von $1^1/_2$ km Länge umgeben; das dazu verwandte Material übertraf an Kostbarkeit alles, was man in dem verwöhnten Rom kannte.

Eigenartiger waren noch die Bauten, welche Hadrian in Tibur errichten liefs. Dieser Kaiser hatte mit ungewöhnlicher Wifsbegierde fremde Länder kennen zu lernen gesucht. Er hatte in dem lobenswerten Bestreben, alle Gebiete der Verwaltung persönlich zu inspizieren, sein ganzes Reich,

oft zu Fufs, durchwandert und dabei mit tiefem Interesse auch die Erzeugnisse der bildenden Kunst der verschiedenen Völker in Augenschein genommen. Nicht nur förderte er überall in den Provinzen die Bauthätigkeit — so vollendete er in Athen das Olympieion — sondern er fafste auch den Entschlufs, die berühmtesten Bauwerke daheim nachahmen zu lassen. So entstanden seine tiburtinischen Bauten. Sie sollten ihm eine Erinnerung an die schönsten der gesehenen Kunstwerke sein. Griechische und ägyptische Bauwerke fanden hier ihre Nachbildung.



Der Titusbogen in Rom.

Welche Ausdehnung die Bauthätigkeit in den Provinzen genommen hat, ist schwer mit wenigen Worten zu sagen. Die römischen Kolonien bestrebten sich Abbilder der Hauptstadt zu sein. Die „Capitole“ zahlreicher Städte werden erwähnt. Wie Rom hatten auch die Kolonien ihre Tempel, ihre Säulenhallen, Thermen und Amphitheater. Das kleine Pompeji hatte mehrere mit öffentlichen Gebäuden und Hallen besetzte Fora, zwei Thermen, ein Amphitheater. Allein an kaiserlichen Triumphbögen sind noch 72 erhalten. Mit rednerischer Übertreibung, aber doch im wesentlichen auf Thatsachen gegründet, schildert der Rhetor Aristides (161) die Erfolge dieser Bestre-

bungen: „Alle Städte beherrscht nur der eine Wetteifer, die schönste und gefälligste zu erscheinen. Alles ist voll von Ringplätzen, Wasserleitungen, Propyläen, Tempeln, Werkstätten und Schulen. Die Städte strahlen in Glanz und Lieblichkeit, die ganze Erde ist wie ein Garten geschmückt."

Wäre auch von der Römerzeit jede andere Kunde verschollen, so würden die auf dem ganzen Boden der alten Welt in so grofser Zahl stehengebliebenen, z. T. gewaltigen Ruinen ihrer Bauten, sowie die Überbleibsel der bildenden Künste überhaupt, schon allein laut genug bezeugen, welch hohe und reiche Kultur mit dem römischen Weltreiche zugrunde gegangen ist[1]).



Relief vom Bogen des Titus zu Rom.

Nur noch mit wenigen Worten sei hier dessen gedacht, was die Römer in Skulptur und Malerei geleistet haben.

Es versteht sich von selbst, dafs beide Künste als Dienerinnen der Architektur, für dekorative Zwecke, in der römischen Kaiserzeit vortrefflich entwickelt waren. In beiden Künsten aber haben die Römer, soweit es sich um selbständige Leistungen handelt, von einer Ausnahme abgesehen, nichts originales geleistet. Trotzdem ist die vollendete Technik der Ausführung, die glückliche Nachbildung und die verständige Weiterbildung des von andern Völkern Ererbten bewundernswert.

In beiden Künsten waren wiederum zuerst die Etrusker, dann die Griechen ihre Lehrmeister.

---

[1]) Worte Friedländers, Sittengeschichte Roms, 3, 187.

Sieht man zunächst von den Porträtstatuen ab, so ist nur von wenigen der erhaltenen Skulpturen allgemeinerer Gegenstände sicher festzustellen, ob sie in römischer Zeit entstanden sind. Bei den berühmten Kolossalstatuen von Nil und Tiber ist allerdings augenscheinlich die letztere römische Arbeit; sollte aber, was durchaus wahrscheinlich ist, die erstere alexandrinischen Ursprungs sein, so ist es auch, bei der Ähnlichkeit beider, mit der Originalität der zweiten Darstellung nicht weit her. Die in Rom und Italien wirkenden einheimischen wie griechischen Künstler müssen eine vorzügliche Technik besessen haben, die Fähigkeit, auch die feineren Seiten griechischer Originale zu erfassen und nachzuahmen, aber neue eigenartige Ideen vermifst man bei ihren Werken.

Eine Ausnahme bildeten das Porträt und — damit verwandt — die Reliefs auf Säulen und Triumphbögen, bei welchen das Persönliche und Individuelle besonders hervortrat.

Früh waren die angesehenen Römer, schon durch die Sitte der Etrusker angeleitet, darauf bedacht gewesen, von den Verstorbenen Wachsmasken anzufertigen und zu bewahren. Bei der feierlichen Leichenbestattung wurden diese Masken im Zuge mit einhergetragen. Diese Sitte bildete den Übergang zur Errichtung von Statuen berühmter Männer in Erz und Stein. Schon zur Zeit des Decemvirats wurden solche Statuen auf dem Forum aufgestellt, zuerst wohl von etruskischen, dann von griechischen Künstlern verfertigt. Hierbei war Ähnlichkeit die Hauptsache, eine Idealisierung, wie sie griechische Statuen boten, wurde nicht nur in älterer Zeit vermieden und ist selten geblieben[1]). Der Historiker wird in den unzähligen Kaiserbildern ein sehr wertvolles Material erkennen, welches auf viele Einzelheiten und persönliche Verhältnisse ein erhöhtes Licht wirft. Aber der künstlerische Genufs, welchen der Beschauer empfängt, ist meist nicht grofs. „Das poetische Element scheint aus ihnen gewichen", und die treue Nachahmung der Natur hat oft etwas starres, in andern Fällen etwas conventionelles und gesuchtes[2]).

Nichtsdestoweniger hat in dieser Ausbildung der Porträtstatuen das eigentlich römische Wesen, in seinem Sinn für das Reale und Charakteristische, einen vortrefflichen Ausdruck erhalten, und bewundernswert ist die Fähigkeit der Künstler zu nennen, alle individuellen Einzelheiten charakteristisch wiederzugeben.

---

[1]) Eine solche findet sich bei der Statue des Antinous und bei der Büste des Commodus, welche letzteren dem Herkules ähnlich darstellt.

[2]) Man denke z. B. an die modisch gekräuselten Haare oder an den offiziellen Faltenwurf.

Weniger bedeutendes, aber immerhin beachtenswertes ist von römischen Künstlern in Reliefdarstellungen geleistet worden. Auch hier, auf den Darstellungen der Ehrensäulen und Triumphbögen, handelte es sich um eine möglichst getreue Wiedergabe der Thaten hervorragender Männer und ihrer Heere. Das historische und politische Interesse überwog das künstlerische. Ihr Hauptwert ist ein kulturhistorischer, für die Kunstgeschichte haben sie nur insofern Bedeutung, als sie mehr als andere Bildwerke sich von griechischem Einflufs fern gehalten, offenbar von nationalrömischen Künstlern herrühren. So z. B. in einer der besseren Reliefdarstellungen aus guter Zeit, auf dem Titusbogen. Die Gestalten sind oft — ohne dafs ein Grund existiert — nach vorn gewendet, ein unruhiges Gedränge der Massen wird in naturalistischer Weise dargestellt. „Lebendig und verständig", „charakteristisch und klar", das ist das Wesen dieser Reliefs, „von griechischer Idealität ist jede Spur verschwunden".

Auch die römischen Maler haben hervorragendes vorzugsweise im Porträt geleistet[1]). Hierfür bot sich bei dem Interesse der angeseheneren Kreise für Ahnenbilder und für die Thaten ihrer Geschlechtsgenossen Anregung genug. Allerdings verleiteten gerade diese Bestrebungen dazu, die Kunst der Malerei zu nur momentanen Zielen dienenden Darstellungen zu verwenden und sie gewerbsmäfsig auszubeuten. Bei Triumphen und festlichen Aufzügen war es beliebt, kolossale Gemälde vorzuführen, welche die Thaten eindringlich schilderten. Galba suchte seine Soldaten zum Abfall zu reizen, indem er ihnen die Bilder der von Nero Gemordeten vorzeigte. Derartige Nebenzwecke waren der Malerei als Kunst ungünstig. Auch hatten die Alten für die Bedeutung perspektivischer Verhältnisse keinen Sinn. Aber was in Wand- und Dekorationsmalereien jener Epoche der Kunst geleistet worden ist, ist ein bleibendes Zeugnis für die allgemeine Ausbreitung des Kunstbedürfnisses und der ihm entsprechenden künstlerischen Thätigkeit.

Die beiden ersten Jahrhunderte der Kaiserzeit zeitigten eine Blüte der bildenden Kunst, welche, namentlich auch dadurch, dafs sie alle Klassen der Bevölkerung durchdrang, zu einer der erfreulichsten Seiten der alten Kultur gehört. Die gewaltigen Erschütterungen des 3. Jahrhunderts haben auch hier viele edle Keime zertreten. Bewundernswert ist dagegen die Bauthätigkeit der Wiederhersteller des Reiches: Diocletian (284—305) und

[1]) Die vorzüglichen pompejanischen Wandgemälde sind fast ausschliefslich griechische Nachbildungen. Sie geben allerdings eine sehr hohe Vorstellung von dem technischen Geschicke der Malerei, zumal sie mehr handwerksmäfsig mit grofser Schnelligkeit ausgeführt sein müssen. Aber in den besseren liegen doch nur Copien bedeutender griechischer Meister vor.

Constantin (307—330) haben zahlreiche Spuren ihres Interesses für die bildenden Künste hinterlassen. Aber die Thatsache, dafs man damals schon nicht mehr imstande zu sein glaubte, die Wölbungen von Caracallas Thermen nachzuahmen, ja dafs man Denkmäler Trajans plünderte, um damit den Constantinsbogen zu verzieren, zeigt den Verfall der Kunstfertigkeit wie des Kunstsinns.

Einer eigenartigen Entwickelung der christlichen Kunst wird noch später gedacht werden.

Die römische Rechtswissenschaft.

Vielleicht den bleibendsten Einflufs auf die Entwickelung der Menschheit, auf die Gestaltung ihres gesellschaftlichen und bürgerlichen Lebens hat die Römerwelt durch ihr Recht, durch die Wissenschaft des römischen Rechts ausgeübt.

Woher stammt die Bedeutung dieses Rechts, welches sich die Welt erobert hat?

Wie hat sich das Recht einer Stadt zum Reichsrecht und späteren Weltrecht entwickeln und siegreich alle andern Rechtsbildungen wo nicht beseitigen, so doch beherrschen können?

Ein Jahrtausend, nachdem das weströmische Reich zu existieren aufgehört hatte, und damit die Bedeutung des römischen Staatsrechts wenigstens für die Länder des Westreiches erloschen war, hat der Humanismus des 15. und 16. Jahrhundert in seiner Begeisterung für antike Literatur und Wissenschaft, die Quellen des römischen Privatrechts zur Norm und Grundlage der damaligen Rechtsverhältnisse erhoben, und, nach hartnäckigem Kampf mit den bestehenden Rechtsordnungen, auch wirklich jene an ihre Stelle gesetzt.

Bekanntlich war es die Gesetzsammlung des Corpus iuris civilis, welche Kaiser Justinian um das Jahr 533 herstellen und veröffentlichen liefs (später ergänzt durch die Novellen), welche den Inbegriff des der Zeit des Humanismus recipierten römischen Privatrechts ausmachten.

Diese Sammlung enthält neben einem in die Grundbegriffe der Jurisprudenz einführenden Lehrbuche (Institutionen), eine Zusammenstellung der seit Hadrians Zeiten noch in Geltung stehenden kaiserlichen Verordnungen

(den Codex Iustinianeus) und als eigentlichen Hauptteil die Pandekten in 50 Büchern, d. h. eine Kodifikation des Juristenrechts.

Wahrlich, merkwürdig genug, dafs eine solche für praktische Zwecke zu Justinians Zeit angelegte Gesetzessammlung die dauernde Grundlage des Rechtes überhaupt geworden ist!

Wie ein geheimer Zauber scheint das Recht selbst an jene materiell längst antiquierten Bestimmungen gebunden zu sein und mit Grund kann ge-



Reiterstatue des Balbus. (Aus Herculaneum, Neapel).

fragt werden: Wie ist ein solches Verhältnis mit dem Begriff des Rechtes in Übereinstimmung zu bringen?

Das Recht will, auf Grund des in einem bestimmten Kreise sich regenden Gefühls für Billigkeit und Gerechtigkeit, die Machtverhältnisse der einzelnen Personen, sowie der verschiedenen Klassen einer gröfseren Gemeinschaft begrenzen.

Es geschieht dies, teils indem unbewufst in den Überzeugungen der Nationen bestimmte Normen sich Geltung verschaffen, teils indem die

Staatsgewalt, formell willkürlich, Satzungen aufstellt, die aber inhaltlich sich nicht zu weit von dem Rechtsbewufstsein des Volkes entfernen dürfen.

Gerade bei einer solchen Definition des Rechtsbegriffs erscheint die Anomalie, dafs ein seit einem Jahrtausend antiquiertes Gesetzrecht hat erneut und den germanischen Völkern aufgezwängt werden können[1]), doppelt grofs.

Vor allem ist hier zu beachten, dafs das justinianische Gesetzbuch nicht mehr das Recht des republikanischen Roms darstellt, nicht also aus den Zeiten stammt, da Rom als Hauptstadt von Latium oder der italischen Eidgenossenschaft erst eine engbegrenzte Rechtsentwickelung durchgemacht hatte. Selbst in jener Epoche aber, da der römische Stadtprätor streng über die Eigenartigkeit des alten Römerrechts, des „ius Quiritium" der XII Tafeln, wachte, hatte Rom bereits in seiner „Fremdenprätur", der die Entscheidung über bürgerliche Streitfälle zwischen Bürgern und Nichtbürgern oblag, ein Organ, welches manche fremde Satzungen und Rechtsordnungen in Rom aufnahm. Desto weniger blieb das römische Recht ein einseitig nationales.

Während der Republik blieben die Prätoren, welche in ihrem alljährlich neuformulierten „Edikt" die Stetigkeit der Rechtsordnungen wahren und zugleich die Weiterentwickelung des Rechtes nach neuen und freieren Grundsätzen ermöglichten, die Hauptträger der Rechtsbildung. Mit Beginn der Kaiserzeit trat der bisherigen hauptstädtischen Rechtsprechung und Rechtsbildung die „aufserordentliche" Judication des Kaisers und der neuernannten kaiserlichen Beamten erst ergänzend, dann vorherrschend zur Seite, und es war nur erklärlich, dafs eine solche die Anforderungen des ganzen Reiches berücksichtigte, einen weiteren Gesichtskreis umfafste.

Nicht aber nur in dem Umstand, dafs der Kaiser und seine Organe eine eigene Art der Rechtsprechung ausübten, sondern in der Art derselben, in der überaus günstigen Mitwirkung, welche der juristischen Wissenschaft wie der juristischen Praxis zugestanden ward, liegt die Bedeutung dieser Neuerung.

Schon in der ältesten Epoche des römischen Rechtslebens hatte gegenüber der strikten Geltung des „ius", vor allem des Zwölftafelgesetzes, der Einflufs der gelehrten Rechtskenner, welche das Recht interpretierten, lindernd und fördernd auf seine Entwickelung eingewirkt. Vor allem konzentrierte sich diese Thätigkeit in dem Pontifikalkollegium. Der Oberpontifex wird von Cicero der höchste Wächter über alles göttliche und menschliche Recht gegenannt. Sowohl in der treuen Bewahrung und scharfen Formulierung des

[1]) Der formell wichtigste Akt der Reception des römischen Rechts in Deutschland war die Gesetzgebung Kaiser Maximilians auf dem Wormser Reichstag 1495.

geltenden Rechtes wie auch in der freieren Auslegung und Weiterentwickelung des bestehenden Rechtes hat dieses Priesterkollegium den bedeutendsten Einflufs ausgeübt. Von ihm gingen die ältesten Rechts-Publikationen aus, so das Flavische Recht, (auf Veranlassung des berühmten Censors Appius Claudius um 287 v. Chr. ediert) so das Papirische, das Aelianische Recht. Das Pontifikalkollegium ist die Rechtsschule gewesen, durch welche später zahlreiche gelehrte Juristen gebildet worden sind.

Doch bei der Weiterentwickelung des Stadtrechts zum Reichsrecht blieb die Thätigkeit der Rechtskundigen nicht an dieses Kollegium gebunden. Auch angesehene Privatleute, welche sich durch Rechtskunde auszeichneten, pflegten in der späteren republikanischen Zeit den Parteien vor Gericht über Rechtsfragen Entscheidungen zu geben. So trat die fachmäfsige Kenntnis vom Recht mehr und mehr aus den Reihen der pontifices heraus und ward Bestandteil der nationalen Bildung.

Mit der Ausbreitung eines öffentlichen Rechtsunterrichts waren aber auch die Anfänge einer juristischen Litteratur gegeben, und diese konnte bereits gegen Ende des ersten Jahrhunderts v. Chr. das grofse Werk des jüngeren Q. Mucius Scaevola über „das bürgerliche Recht“ in achtzehn Büchern aufweisen.

Der faktische Einflufs der Rechtsgutachten gelehrter Praktiker und die wissenschaftliche Bearbeitung des römischen Rechtes: das sind die beiden Faktoren gewesen, welche, in steter Verbindung mit einander bleibend, dem römischen Recht seine Weltstellung erobert haben. Die Wissenschaft der römischen Jurisprudenz beruhte keineswegs auf allgemeinen Abstraktionen und Theorien, ja sie that dies sowenig, dafs Cicero wiederholt klagen konnte, dafs noch bis auf seine Zeit eine wahre Rechtswissenschaft bei den Römern nicht existiere.

Die Jurisprudenz schlofs sich eng an die Entscheidung besonderer Rechtsfälle durch gelehrte Juristen an. Indem sie dies that, verlor sie nie die Fühlung mit der Praxis und andererseits legten gerade hervorragende juristische Schriftsteller in ihren Gutachten (responsa) die Resultate ihrer theoretischen Studien nieder und brachten sie dadurch in der Praxis zur Geltung. Um die Autorität solcher Gutachten zu erhöhen, ordnete Augustus an, dafs sie fortan mit kaiserlicher Autorität gegeben werden sollten. Daraus ergab sich dann weiter, dafs dieselben für den Richter verbindlich waren. War das Gutachten in der vorgeschriebenen Form, schriftlich und versiegelt, gegeben, so mufste der Richter danach erkennen, falls nicht von einem anderen, gleichfalls privilegierten Juristen ein entgegengesetztes Gutachten vorlag. Solche

Entscheidungen wurden natürlich wichtige Rechtsquellen und für die juristische Litteratur von gröfster Bedeutung.

Gewifs aber hätte die Wissenschaft des römischen Rechts nicht eine solche Vertiefung und theoretische Vollkommenheit erhalten, wenn nicht ihre berufensten Vertreter zugleich auch durch griechische Philosophie und Dialektik herangebildet worden wären.

So vor allem die bedeutenden Juristen aus der ersten Kaiserzeit, Marcus Antistius Labeo, Gaius Ateius Capito, Masurius Sabinus, Proculus.



Vitellius Aulus. (Florenz, Ufficien).

Bald bildeten sich, unter ihrem Einflufs und nach ihrem Vorgang, nach Art der griechischen Philosophenschulen, korporative Genossenschaften zur Pflege des Rechtsstudiums unter der Leitung eines berühmten Rechtslehrers. Wir unterscheiden noch jetzt verschiedene Schulmeinungen, verschiedene Systeme, und, wie auch sonst, blühte bei solchen geistigen Gegensätzen das Streben, die wissenschaftliche Erkenntnis zu vertiefen, mächtig auf.

Das zweite Jahrhundert v. Chr. ist das Zeitalter der klassischen Jurisprudenz. Es wurden die gesamte Rechtskunde zusammenfassende Werke von meisterhafter Hand angelegt. Gerade in jener Zeit, als die lateinische

Litteratur[1]), die römische Geschichtsschreibung zu versiegen schien, leisteten zahlreiche Gelehrte in diesem Wissenszweige mustergültiges. Derselbe Salvius Julianus, welcher auf Hadrians Befehl die früheren Rechtsvorschriften der Prätoren (das edictum perpetuum) geordnet und gesammelt hat, gab in seinem grofsen Sammelwerke von 90 Büchern eine Besprechung aller wichtigeren Rechtsfälle heraus. Ein ähnliches Werk schrieb Publius Juventius Celsus, nur wenig jünger war Gaius, berühmt durch sein klassisches (in diesem Jahrhundert wiederaufgefundenes) Institutionenwerk.

Bezeichnend für die allmähliche Annäherung der einzelnen Teile des



Titus. (Büste zu Neapel).

grofsen Weltreiches ist, dafs gegen Ende des 2. Jahrhunderts auch griechische Gelehrte mitteilnahmen an der geistigen Arbeit der römischen Jurisprudenz. „Die geistigen Kräfte auch des griechisch redenden Orients zogen herbei, um an dem grőfseren Werk teilzunehmen und dem Reich, welches sich bereits als eine grofse innerliche Einheit fühlte, nunmehr endgültig seine Reichsjurisprudenz zu schaffen.“ Der gröfste römische Jurist Papinianus (+ 212) stammte aus dem Orient, nicht minder die ihm nahestehenden ausgezeichneten Juristen Septimius Severus (Kaiser 193—211) und Ulpian.

[1]) Die griechische Litteratur weist gerade seit Hadrian manches treffliche Werk auf.

Gerade hier zeigt sich, wie thöricht es ist, von einem Greisenalter der Nationen zu sprechen und bei vorübergehender Dürftigkeit der geistigen Produktion in Poesie und bildender Kunst mit schulmeisterlicher Allwissenheit über ein ganzes Zeitalter den Stab zu brechen. Die Geschichte der römischen Jurisprudenz straft solche Theorien Lügen, und kaum irgend etwas zeugt so sehr von der jugendlichen Kraft des römischen Geistes, wie die grofsartige Ausbildung des römischen Rechts.

Die romanisierten Provinzen.

Eine Geschichte der römischen Kultur hat schon seit dem 3. punischen Krieg, seit den siegreichen Feldzügen der Römer in Afrika, Griechenland und Spanien, nicht nur die Zustände Italiens, sondern daneben auch die der drei südeuropäischen Halbinseln, bald auch die Entwickelung aller Mittelmeerländer zu berücksichtigen. Römische Beamte und Steuerpächter, römische Händler und Lieferanten thaten das ihre, zuerst um die Provinzen in den Bereich römischen Einflusses zu bringen, dann um römische Kultur daselbst zu verbreiten.

Verschiedene Umstände trugen dazu bei, diesen Romanisierungsprozefs im Anfang der Kaiserzeit zu beschleunigen.

Vor allen Dingen begann seit jener Zeit erst eine konsequent durchgeführte Politik den Provinzen gegenüber. Planmäfsig wurde nicht nur in den Ländern der Osthälfte des Römerreiches jede Romanisierung beiseite gelassen und nur die Hellenisierung in Sprache und Verwaltung erstrebt, sondern es wurde auch von da ab erst eine Romanisierung des Westens nach bestimmten Gesichtspunkten unternommen. Dabei wurden mit klarer Einsicht in den Charakter der untergebenen Völkerschaften verschiedene Abstufungen gemacht. Nur dort, wo bereits durch längeren Verkehr mit der italischen Bevölkerung die lateinische Sprache und feinere Kultur Wurzeln geschlagen hatte, so in Spanien und im äufsersten Süden von Gallien, wurde das Gebiet mit latinischem Recht ausgestattet und ein engerer Anschlufs an die römische Nationalität geplant. Anders in Nordafrika und Gallien.

In ersterem Lande war noch im 1. Jahrhundert v. Chr. das Phönicische die Landessprache, soweit nicht die Dialekte der Berbern daneben gesprochen wurden. Aber nicht das wenigstens in den Küstenorten ver-

breitetere Griechisch, sondern das Lateinische wurde später hier Landessprache. Das verdankt es dem bewufsten Bestreben der ersten Kaiser, welche dem Diktator Caesar folgend zahlreiche Kolonisten, namentlich Veteranen, teils in die Provinz Afrika (Tunis) und Numidien (Ostalgier), teils in die Städte Mauretaniens entsendet haben. Aber es konnte nicht die Absicht der regierenden Kreise sein, hier sogleich oder im Verlaufe weniger Menschenalter die Nationalität der Afrikaner umzugestalten oder gar gewaltsam zu unterdrücken. Deshalb beliefs man den afrikanischen Städten ihre alte punische Städteordnung. Das von Caesar wiederhergestellte Karthago behielt seine alten Suffeten und eine einheimische Bevölkerung, auch den früheren Astartedienst.

Diese kluge Schonung der nationalen Eigentümlichkeiten und Vorurteile erleichterte den Übergang in die römische Herrschaft bei Nordafrika sehr[1]). Nicht minder auch in Gallien; nur dafs man hier noch einen Schritt weiter ging und auf alle künstlichen Mittel, die Nationalität umzugestalten, verzichtete. In ganz Gallien findet sich aufser dem Hauptsitz der Römerherrschaft zu Lugdunum (Lyon) keine römische Kolonie. Der Gegensatz, in welchem hierzu die alte Narbonensische Provinz (längs der Mittelmeerküste) stand, ist augenscheinlich. Diese letztere war mit römischen und latinischen Kolonien durch Caesar und Augustus reich bedacht. Schon am Schlufs der Augusteischen Zeit war die Landschaft an der unteren Rhone in Sprache und Sitte völlig romanisiert, und durch die Gemeindeorganisation auch die alte Gauverfassung beseitigt. In dem übrigen Gallien dagegen, welches in Aquitania, Gallia Lugdunensis und Belgica zerfiel, beliefsen die Römer die alte Gauordnung; jeder Gau hatte in Rechtspflege, Besteuerung, Aushebung eine ziemliche Selbständigkeit. Vor allem aber wurde für diese drei gallischen Provinzen ein gemeinsamer Landtag konstituiert, welcher weitergehende Befugnisse als andere Provinzialstände hatte. Die Landesvertretung trat alljährlich zusammen, um einen „Priester der drei Gallien", zu ernennen. Sie hatte nicht blofs eigene Vermögensverwaltung, sondern auch Anteil an manchen allgemeinen Landesangelegenheiten.

Am äufserlichsten blieb die Römerherrschaft da, wo sie wie in Britannien sich allein auf die militärischen Niederlassungen, auf die Ansiedelungen einiger römischen Kaufleute und Händler stützte.[2]) Es will nicht viel

[1]) Seit Trajan und Hadrian nimmt dann die Zahl der Gemeinden römischen Rechtes zu, die Romanisierung wird in schnellerem Tempo durchgeführt; das zeigt auch die grofse Zunahme römischer Inschriften seit jener Zeit.

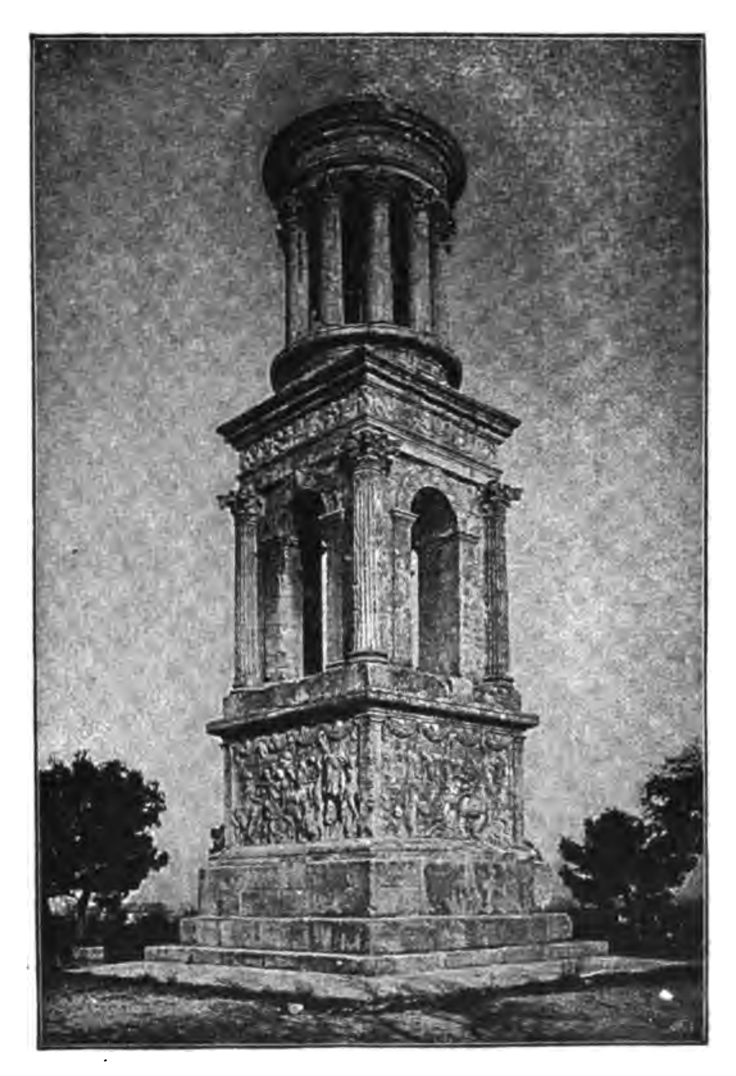
[2]) Erst Claudius hat 43, also beinahe 100 Jahre nach Caesars erstem Feldzuge gegen Britannien, die Occupation dieser Insel wieder in Angriff genommen, welche dann von Frontinus unter Vespasian und von Agricola unter Domitian gesichert wurde.



Bogen des Trajan zu Ancona.

sagen, wenn dort selbst einige Veteranenkolonien gegründet worden sind. Mehr zur Annäherung an das römische Reich trug vielleicht der lebhafte Handel mit Gallien und Germanien bei; letzteres wurde namentlich mit Getreide versorgt. Doch wenn auch die Römerherrschaft bei den Einfällen der Angelsachsen zurückersehnt ward und viele britische Soldaten wacker für Rom gestritten haben: zu einer wirklichen römischen Kultur ist es in dieser

Provinz nicht gekommen. Keine Überreste römischer Säulenhallen und Wasserleitungen schmücken Britannien, kein Schriftsteller britischer Abkunft ist unter den Meistern lateinischer Dichtkunst und Beredsamkeit. Die Zahl



Denkmal der Julier zu St. Remy.

der Inschriften ist überaus gering, selbst die römische Colonie Glevum (Gloucester) kann keine einzige aufweisen.

Im schärfsten Gegensatz hierzu stehen die Erfolge der Romanisierung in den beiden zuerst genannten Provinzen, namentlich in Spanien. Schon

unter Augustus zählte man in Spanien 50 römische Kolonien und fast ebensoviel latinischen Rechts. Bei den übrigen Gemeinden hat dann Vespasian (74) ein gleiches Recht eingeführt. Die römische Sprache wie die römische Tracht waren auch bei den Einheimischen weit verbreitet.

Bald nach Augustus fangen die Spanier an aktiven Anteil an der Entwickelung der römischen Litteratur zu nehmen. Marcus Porcius Latro aus Corduba war der Lehrer Ovids. Sein Jugendfreund war der Rhetor Seneca, dessen Sohn der bekannte Philosoph und Tragödien-Dichter war. Sein Enkel war der Dichter Lucan, welcher, in Corduba geboren, allerdings seine Erziehung ganz in Rom erhielt. Der bekannte Epigrammendichter Martial (40—102) war in der Nähe von Saragossa geboren. Der berühmteste Spanier aber ist Quintilian, dessen Rhetorik eine der vorzüglichsten prosaischen Schriften der Römer ist. Alle diese Schriftsteller waren ihrer geistigen Bildung nach so gute Römer, wie die Schriftsteller des goldenen Zeitalters. Keinem merkt man den Nichtrömer an.[1]) Die ersten Kaiser, welche den Provinzen entstammten, Trajan und Hadrian, waren Spanier, und wahrlich nicht zum Unsegen des Reiches.

Bei der vorher erwähnten gröfseren Schwierigkeit, das phönikisch sprechende Nordafrika zu romanisieren, ist es selbstverständlich, dafs die nordafrikanischen Provinzen erst später als Spanien in den unmittelbaren Bereich der römischen Kulturentwickelung getreten sind. Durch den Reichtum seiner Produkte, durch die Trefflichkeit seiner Plantagen, durch den in seinen Städten, vor allem in Karthago herrschenden Luxus gelockt, werden allerdings schneller als in andern Provinzen römische Elemente herbeigezogen sein. An Koloniegründungen fehlte es auch nicht. Doch war damit hier erst später als in Spanien eine Einlebung in römische Kunst und Wissenschaft verbunden. Wenn griechische und römische Künstler Prachtbauten in den reichen Städten der Küste errichteten, oder einige Schulmeister und Sprachkünstler, wie Fronto, (unter Marc Aurel) aus Afrika entstammten, so ist das noch gerade kein genügendes Anzeichen dafür, dafs Nordafrika romanisiert war. Aber der Erfolg blieb später auch hier nicht aus. Seit Beginn des 3. Jahrhunderts ist der Sieg des Römertums entschieden. Der zu Karthago gebürtige Tertullian, welcher seine früheren Schriften griechisch geschrieben hatte, gab nach einem längeren Aufenthalte in Rom seit 200 seine bedeutendsten Schriften in lateinischer Sprache heraus und ward der eigentliche Begründer der lateinischen Kirchensprache († 220). Ebenfalls aus Karthago stammte Cyprian († 258), aus Cirta Minucius

[1]) Vgl. Mommsen, Römische Geschichte 5,68.

Felix und Arnobius. Unter letzterem machte seine Studien in Afrika der wegen seines eleganten Lateins als der christliche Cicero gepriesenen Lactantius. „In der Entwickelung des Christentums“ sagt Mommsen (Röm. Gesch. 5, 657), „spielt Afrika geradezu die erste Rolle; wenn dasselbe in Syrien entstanden ist, so ist es in und durch Afrika Weltreligion geworden. Wie die Übertragung der heiligen Bücher aus der hebräischen Sprache in die griechische, und zwar in die Volkssprache der ansehnlichsten Judengemeinde aufserhalb Judäa, dem Judentum seine Weltstellung gegeben hat, so ist in ähnlicher Weise für das Christentum aus dem dienenden Osten in den herrschenden Westen die Übertragung seiner Bekenntnisschriften in dessen Sprache von entscheidender Bedeutung geworden. An dieser waren aber vor allem Afrikaner beteiligt. Die gesamte christliche Schriftstellerei der ersten drei Jahrhunderte ist, soweit sie lateinisch ist, afrikanisch.“

Auch auf andern Gebieten römischer Kultur leisteten übrigens Männer dieser Provinzen hervorragendes. Der Kaiser Septimius Severus (193—211) war aus Afrika gebürtig, verdankt aber seine Erhebung ebensosehr seinen tüchtigen juristischen Kenntnissen, wie seinen militärischen Fähigkeiten. Noch später ist das eigentliche Gallien ein wichtiger Faktor in der römischen Kulturentwickelung geworden, hat dann aber, etwa seit Konstantin, eine Zeit der Blüte gesehen, welche selbst bei den Einfällen der Germanen fortdauerte. Zwar war schon in den Tagen des Augustus der römische Schulmeister in Gallien thätig, und gallische Rhetoren und Advokaten hatten unter Hadrian ihren Ruf. Im übrigen aber ist hier das nationale Element viel mehr zur Geltung gekommen, sowohl in der eigenartigen Entwickelung der Baukunst, wie in wissenschaftlicher Hinsicht. Es ist daher geboten, etwas ausführlicher auch auf die früheren Zustände dieses Volksstammes, welcher von Wien bis Bordeaux, von den Pyrenäen bis zu den schottischen Hochlanden sich erstreckte, einzugehen.

Als Gallien von Caesar seiner militärischen Verwaltung unterworfen worden war, achtete er die alten Erinnerungen der von ihm unterworfenen Völkerschaften. Es mag sich darum wohl, wenigstens im Norden, ein heimisches Recht neben den neueingeführten Satzungen der Römer noch eine Zeit lang behauptet haben. Aber in einem eroberten Lande überwiegt naturgemäfs der Sieger; es mufste daher das gallische Element überall nach und nach umgewandelt werden. So gewann zwischen den verschiedenen nationalen Gewohnheitsrechten, welche für die Eingeborenen giltig geblieben, das hauptsächlich durch die Edikte der Provinzialvorsteher vermittelte Recht der Eroberer immer mehr an Boden.

Eine nicht geringere Umwandlung erfolgte auf dem Boden des Kultus. Der römische Polytheismus, der sich sonst, wenn man von den ältesten Zeiten absieht, fast überall in der Fremde tolerant zeigte, und überdies mit dem gallischen gar viele Berührungspunkte hatte, konnte zwar an dem ursprünglichen und ältesten Glaubenssysteme der Gallier, an ihrer Naturreligion wohl keinen Anstofs nehmen. Anders steht es jedoch mit seinem Verhältnis zum Druidismus, insofern namentlich schon das blofse Existieren einer selbständigen, von dem Willen der weltlichen Herrscher



Alexander Severus (Rom, Vatikan).

unabhängigen und auf das Gewissen und die Gesinnung der Völker einen zwar äufserlich beschränkten, aber dennoch tiefgehenden inneren Einflufs ausübenden Hierarchie der Druiden genügte, den Argwohn der römischen Imperatoren aus vorwiegend politischen Gründen zu erregen. Wenn nämlich die übrigens bereits früher geschwächte politische Gewalt der Druiden unter der Römerherrschaft allmählich ganz aufhörte, so behielten sie doch noch immer einen nicht unbedeutenden sozialen Einflufs, denn ihre Verfassung scheinen sie jedenfalls behauptet zu haben, und sie verrichteten nach wie vor die ihnen bisher obliegenden wissenschaftlichen Funktionen. So fand

man sie als Ärzte wie als Lehrer in der Philosophie, worunter sie Physik, Ethik und Theologie verstanden, im öffentlichen wie im Privatdienste vielfach beschäftigt. Durch die Magie und namentlich durch ihren vorzüglichsten Zweig, die Astrologie, gewannen sie auch in Rom Eingang. Selbst von ihren Glaubenslehren mag sich da manches sogar unter den römischen Bürgern verbreitet haben. Ja, ihre Rolle war in der ewigen Stadt selbst noch lange nicht ausgespielt. Wir finden sie unter Vespasian dort thätig und noch weit spätere Zeiten erfuhren den Einflufs ihres Wirkens. Es



Lucius Verus (Rom, Vatikan).

scheint sogar, dafs ihr Ansehen namentlich bei den letzten Imperatoren wuchs und nach und nach höher stieg, denn selbst von manchem Kaiser wurden sie über die Zukunft befragt. Im Besitze ihrer Wissenschaften behaupteten sie sich lange als öffentliche Lehrer derselben.

Wie das Druidentum verschwand? Beinahe ohne dafs die Geschichte davon Notiz nahm. Durch die römische Eroberung wurden die Druiden zweifelsohne um ihre politische Bedeutung, wie um die Schätze ihrer Tempel gebracht, sie genossen nicht mehr die Befreiung von den öffentlichen Ämtern und hatten aufgehört, als Richter zu fungieren. Ebenso natürlich ist es,

dafs die Druiden so gut wie jede Priesterkaste, die ihre Privilegien und Güter verloren hat, die ihren Einflufs schwinden, die Zahl ihrer Gläubigen sich fortwährend verringern sieht, das Aufhören des alten Regimes bedauerten und die Hoffnung auf dessen Rückkehr nicht sogleich aufgaben. Daher sehen wir sie auch, anläfslich des gallischen Aufstandes unter Civilis, die Aufrührer durch ihre Umtriebe und Weissagungen ermutigen. Dies mufste die Römer dazu führen, ihren Einflufs noch weiter zurückzudrängen. „Aber es giebt keinen Beweis", sagt Fustel de Coulanges, „dafs der Druidismus förmlich aufgehoben worden wäre; wahrscheinlich ist es dagegen, dafs, durch die Festsetzung der römischen Autorität in Gallien seiner politischen und richterlichen Gewalt entkleidet, ferner durch die Untersagung der Ceremonien seines Kultus, endlich infolge des Abfalls der höheren Stände, er sich zur beschämenden Rolle einer blofs mehr für die untersten und unwissenden Volksschichten berechneten Religion verurteilt sah; allmählich sank er dann auf das Niveau eines bedeutungslosen Aberglaubens herab."

Auch im Alpengebiete breitete sich unter den Kelten römisches Wesen aus. Dort bauten die helvetischen Kelten ihre niedergebrannten Städte und Dörfer wieder auf, römischer Einflufs und römische Sitten gewannen aber die Herrschaft. Über Alpen und Jura stellten die sorgsamen Römer Verkehrswege her, und in zweihundertjährigem Frieden stieg Helvetien, in den Niederungen von der Natur begünstigt, von fleifsigen und kräftigen Volksstämmen angebaut, in stetem Verkehre mit römischer und gallischer Kultur, zu nicht geringer Bildung und Wohlfahrt empor. Die meist wohl vorrömischen Städte, wie z. B. Lausonium, Solodurum, Vindonissa u. a. wurden im Stile römischer Architektur umgebaut und vergröfsert, mit Tempeln, Thermen, Arenen und Theatern geziert. Die blühende Hanptstadt Aventicum (Üchten), an Gröfse die schweizerischen Städte überragend, besafs eine höhere Schule und ein Kollegium der Arzneikunde. Ihre Vorliebe für Bäder veranlafste die Römer, immer wo sie warme Quellen fanden, Bäder oder Thermen anzulegen, so zu Aix in Savoyen und Aix in Provence, zu Dax, Bagnères de Bigorre und Bagnères de Luchon in den Pyrenäen, zu Alhama und Caldas in Spanien, zu Wiesbaden und in dem englischen Bath oder Aquae Solis, zu Baden bei Wien, zu Altofen und in den Herkulesbädern zu Mehadia, so auch zu Baden (bei Olten) in der Schweiz. Die letztgenannten Heilquellen bei einer Landstadt, Aquae, einem festen Schlosse Castellum Thermarum und einem Tempel der Isis wurden von Einheimischen und Fremden schon frühzeitig besucht.

Die östlichen Grenznachbarn der Schweizer-Kelten waren die Rhätier,

ein Volk von unaufgeklärter Herkunft[1]). Schneller, vollständiger als die übrigen Keltenländer ward Rhätien romanisiert, teils weil sein Stamm an sich schon dem Römertume näher verwandt sein mochte und leichter in dasselbe überging als der keltische, teils weil die Männer an der Eisack und Wisp nur nach blutigen Vernichtungskämpfen sich römischer Botmäfsigkeit fügten, ein grofser Teil der waffenfähigen Jugend den rhätischen Bergen entführt wurde und schon der erste römische Kaiser eine Heerstrasse über den Brenner bahnte, daher in dem lockenden Etschthale weit herauf bald Niederlassungen römischer Ansiedler mit aller Ausstattung ihres Luxus und ihrer Bequemlichkeit entstanden. Die Sommerfrischen von Bozen und Meran hatten nach Jahrhunderten noch Reste von Namen römischer Villen aufzuweisen. Zur Provinz Rhätien ward später das nördlich gelegene Vindelicien, ein Teil von Süddeutschland, geschlagen; im Osten lagen die Provinzen Noricum und Pannonia, wieder fast ausschliefslich von Kelten bewohnt.

Auch diese östlichen Kelten gingen in der Bodenkultur, Obstzucht und Rebenpflege bereits über die ersten Anfänge hinaus, obgleich sie lieber von Heerden oder Jagd sich nähren mochten. Auch sie stiegen ferner in den Schofs der Erde, befreundeten sich mit allerlei Gewerben, tauschten für die Produkte ihrer Viehzucht, für seltene Alpenkräuter oder die Stämme der Urwälder, für die Schätze des Mineralreichs oder kräftige Sklaven manches von den Genüssen und dem Luxus des Südens ein. Von dem alten Handel dieser Völker zeugt zunächst Aquileias frühzeitige Blüte und der Fund griechisch-ägyptischer Königsmünzen im südlichen Steiermark.

Erst 50 Jahre nach der Unterwerfung begannen die Römer ihr Grenzbefestigungssystem mit Lagern, Kastellen, Heerstrafsen an die Mitteldonau vorzuschieben, doch berührte die Romanisierung kaum die obersten Schichten des Volkes. Die unteren Stände blieben vorwiegend keltisch, obgleich auch sie im Gehorsame gegen strenge verpflichtende Einrichtungen allmählich der wilden Ungebundenheit sich entwöhnten und den Einflufs des immer lebhafteren Verkehrs mit den weiten Ländern rings ums Mittelmeer zunächst in allen Zweigen der materiellen Kultur empfanden. Ein Jahrhundert später rifs die Vervollständigung des Strafsennetzes, die Ansiedlung römischer Krieger, die allmähliche Ausdehnung des römischen Bürgerrechtes auf alle Provinzialen, die Einführung römischer Gesetzgebung und Sitte — selbst der Kultus einer so fremdartigen Gottheit wie der persische Mithras hat seine Monumente in Noricum hinterlassen — endlich die Ein-

[1]) Trotz des über diese Frage aufgewirbelten Staubes ist dieselbe nicht entschieden. Vgl. darüber hauptsächlich die Schriften von Ludwig Steub.

wirkung römischer Geistesthätigkeit nach und nach jede Scheidewand zwischen Römertum und Keltentum nieder und gab der Verschmelzung den vorwiegenden Charakter des ersteren. Inbezug auf die Erzeugnisse der Kunst und des Handwerks stellte sich oft dieses Mischverhältnis in dem Ineinandergreifen der heidnisch angestammten und der römischen Weise heraus, indem sich die Einwohner dieselbe aneigneten, wahrend umgekehrt rein römische Arbeiten einen provinziellen Charakter erhielten. Von der Ausdehnung der römischen Kultur in Noricum und Pannonien reden die zahlreichen Reste dortiger Prachtbauten, die Mosaikböden, Heizvorrichtungen, Wasserleitungen, Heerstrafsen, Reliefbilder, Inschriftsteine, massenhaft ausgegrabene Münzen, Kunstgeräte von Glas, dessen Fabrikation bei den Römern der Kaiserzeit auf hoher Stufe stand, Lampen aus Thon, Kandelaber aus Bronze, Spiegel, Scheiben aus einer silberhaltigen Metallkomposition, Kämme aus Bein, Schlüssel von Bronze und Eisen.



Maison carrée zu Nimes.

Der römische Staat und das Christentum.

Die allmähliche Ausbreitung des Christentums über das römische Reich zu verfolgen, ist eine der interessantesten Aufgaben kulturgeschichtlicher Forschung. Leider ist aber durch die Dürftigkeit der Berichte nur über einige Gegenden Licht verbreitet.

Die Gemeindegründungen, welche dem Apostel Paulus ihre Entstehung verdanken, so in Syrien, Macedonien, Griechenland, haben weiterexistiert und geblüht. Nur die von ihm gegründeten kleinasiatischen Gemeinden sind, abgesehen von den Galatergemeinden, infolge von innern Streitigkeiten und äufsern ungünstigen Einflüssen wieder in Verfall geraten. Gerade dort aber setzte die Mission des Apostels Johannes ein. Von Ephesus aus breitete sich das Christentum über die wichtigsten Städte Kleinasiens aus (Offenb. Joh. 2.). Aus Italien sind uns aus der Apostelzeit die Christengemeinden von Puteoli (Apostelg. 28,13) und Rom bekannt. Daneben drang das Christentum auch nach Alexandria. Sicherlich aber ist es von den grofsen Verkehrscentren vielfach auch in die kleineren benachbarten Orte gelangt. So erzählt Plinius der jüngere um 112, dafs in manchen kleineren bithynischen Städten bei der Zunahme der Christenbevölkerung bereits die Tempel verödet da ständen und die Götterfeste und Opfer in Verfall geraten seien.

Vorzugsweise fand das Christentum in der Bevölkerung syrischer und griechischer Zunge Aufnahme, wie das die Abfassung der älteren christlichen Litteratur in griechischer Sprache bezeugt. Doch war die Mitgliederzahl der römischen Gemeinde selbst nicht klein[1]). Die Kreise, in welchen sich das Christentum ausbreitete, gehören meistens den niederen Ständen an, Handwerker und Sklaven sind in grofser Zahl darunter. Aber schon die Beispiele der Pomponia Graecina unter K. Claudius und der Flavia Domitilla, der Nichte Vespasians, zeigen, dafs gegen Ende des 1. Jahrhunderts auch manche hochgestellte Persönlichkeiten Christen waren.

Im 2. Jahrhundert sind es längere Zeit hindurch auch wieder die orientalischen und hellenischen Völkerschaften, bei welchen das Christentum Fortschritte machte. Von Antiochien drang es nach Edessa und in die Tigrisländer, ja bis nach Medien und Baktrien vor. Andrerseits finden sich jetzt auch in dem nördlichen Teil von Kleinasien zahlreiche Christengemeinden.

[1]) Zu Anfang des 3. Jahrhunderts wird sie auf 50000 angesetzt, etwa auf 1/20 der Gesamtbevölkerung.

Um 170 werden Bischöfe in Thracien, am schwarzen Meer, in Macedonien, in Athen und Sparta und in Kreta erwähnt. In Ägypten mufs es damals bis nach Theben vorgedrungen sein. Weniger bedeutende Erfolge erzielte es im Westen. Bei weitem die wichtigste Gemeinde blieb immer Rom selbst. Von dort gelangte es in der 1. Hälfte des 2. Jahrhunderts nach Afrika und fand hier bald auch in kleineren Gemeinden Aufnahme. Um dieselbe Zeit entstanden auch Christengemeinden in Südgallien, vor allem in den Hauptorten Vienna und Lugdunum (Lyon).[1])

Für die Nationalität der Mitglieder auch dieser Christengemeinden ist der Umstand bezeichnend, dafs der ganze Gottesdienst, der briefliche Verkehr, ja die Polemik gegen die Heiden in griechischer Sprache erfolgte. Erst um die Wende dieses Jahrhunderts scheint auch die lateinisch sprechende Bevölkerung der Westhälfte des Römerreiches in gröfserer Zahl der neuen Lehre beigetreten zu sein.

Zu Anfang des 3. Jahrhunderts ist die Verbreitung des Christentums selbst in den entlegeneren Teilen des römischen Reiches gesichert. Cyprian, Bischof von Karthago (stirbt 258), spricht von Bischöfen in Spanien; die grofse Mehrzahl der punischen Städte Nordafrikas hatten im 3. Jahrhundert Bischöfe. Doch nimmt auch im Osten des Reiches, welches ja früher die eigentliche Heimat des christlichen Gemeindelebens gewesen war, das Christentum stetig zu und breitete sich einerseits nach Persien, andrerseits nach Arabien und Südägypten aus.

Doch nicht nur räumlich nimmt, namentlich seit 150 n. Chr., das Christentum zu, sondern auch qualitativ. Überall trifft man auf feste Organisationen. Der Gottesdienst hat als Mittelpunkt das Mahl des Herrn. Die von jedem mitgebrachten Speisen werden unter Gebet und Danksagung ausgeteilt, der Kelch umhergereicht. Daneben wird nach Art des Synagogendienstes ein Stück der heiligen Schrift verlesen, Dankgebete und Lobsagung folgten. Die grofsartige Einfachheit und den tiefen Ernst dieser gottesdienstlichen Feiern zeigt uns die sogenannte „Lehre der 12 Apostel" (um 135 n. Chr.), in welcher uns eine genau ausgearbeitete Liturgie vorliegt.

Aus der Zahl der „Ältesten" und „Diakonen" tritt das Amt der „Gemeindeaufseher" d. i. der Bischöfe hervor. Sie üben mit der Gemeinde die Kirchenzucht aus, die in der älteren Zeit meist unerbittlich jedes schwerere sittliche Vergehen mit Ausschlufs aus der Gemeinde bestrafte. Allerdings widersprach die bald dadurch bedingte scharfe Scheidung von groben Sünden und kleineren Vergehen der strengen Lehre von Christus

[1]) s. auch Karl Müller, Kirchengeschichte 1,56 f.

und Paulus, die Ausübung einer strengen Sittenzucht ist aber trotz alledem für den sittlichen Zustand der Gemeinde von wohlthuendem Einflufs gewesen, und gerade die eifrigsten und edelsten Kirchenväter, wie Tertullian (um 200), kämpften mit grofsem Eifer gegen eine laxere Handhabung derselben.

Bereits hatte das Gefühl, dafs alle Gläubigen und alle Gemeinden zusammengehörten und sich gegenseitig zu unterstützen bereit sein müfsten, überall Wurzel geschlagen. Es spricht sich aus in der Bezeichnung der „allgemeinen katholischen Kirche", und dieses Band der Gemeinsamkeit, welches allerdings etwas dadurch wieder gelockert wurde, dafs zahlreiche Hauptorte die kleineren Gemeinden ihrer Umgebung in Abhängigkeit von sich zu halten suchten, erwies sich stark genug, um innere Krisen der Kirche zu bewältigen.

Nachdem die Gegensätze des apostolischen Zeitalters zwischen Judenchristen und Heidenchristen wesentlich im Sinne der letzteren ihren Ausgleich gefunden hatten, brachen innerhalb der Kirche neue Kämpfe aus, vorzugsweise über das Verhältnis der Kirche zu den aus der griechischen Philosophie entnommenen Ideen. Der einfache Christenglaube nahm sowohl Anstofs an der Lehre, dafs Christus „das von Gott ausgehende Wort", der vermittelnde „Logos" zwischen dem Schöpfer und der Kreatur sei, wie an der „modalistischen" Auffassung, dafs Christus nur eine Erscheinungsform des Vaters sei. Er wandte sich gleicherweise gegen das Eindringen der „Gnosis" und der weiter um sich greifenden Bestrebungen der Katechetenschulen, griechische Philosophie und christliche Lehren miteinander zu verschmelzen, wie es ein Irenäus, vor allem aber ein Origenes erstrebte. Denn in der That, das führte zu einer dem älteren Christentum fremden Unterscheidung einer Religion der Masse und einer Religion der Höhergebildeten.

Bedenklicher noch waren die Spaltungen, welche von volkstümlichen mystischen Auffassungen und Hoffnungen ausgingen. So die Richtungen, welche auf die Wiederkunft Christi warteten, oder welche, wie Marcion, das Evangelium Pauli umzudeuten suchten, vor allem aber (seit ca. 150) die Lehre des Montanus, welcher durch neue prophetische Weissagungen, die ihm der heilige Geist zugewandt haben sollte, ein Vollender der Offenbarung Christi und ein Zeuge seiner baldigen Wiederkehr zu sein versprach. Da der Montanismus durch strenge Askese, durch Ekstase und Weissagungen nicht nur grofse Massen der religiös erregten und erweckten, sondern auch tiefinnerliche religiöse Naturen wie Tertullian zu beeinflussen verstand, so war die Gefahr für eine einheitliche Entwickelung der Kirche grofs, zumal

diese Bewegung sich schnell von Phrygien nach Westen, ja selbst nach Rom und Nordafrika hin ausbreitete.

Hier zeigte die Kirche ihre Lebensfähigkeit und die Festigkeit ihrer Organisationen. Das Zusammenwirken der Bischöfe, die Einwirkung zahlreicher Synoden, die persönliche Rücksprache und Unterhandlungen zwischen kleinasiatischen und römischen Bischöfen, alles dieses war stark genug, um die bedenkliche Spaltung zu bewältigen.

Noch gewaltiger zeigte die Kirche ihre Lebenskraft in den Kämpfen mit der Staatsgewalt, in den Zeiten der Christenverfolgungen und der gewaltsamen Unterdrückung ihrer einzelnen Gemeinschaften.

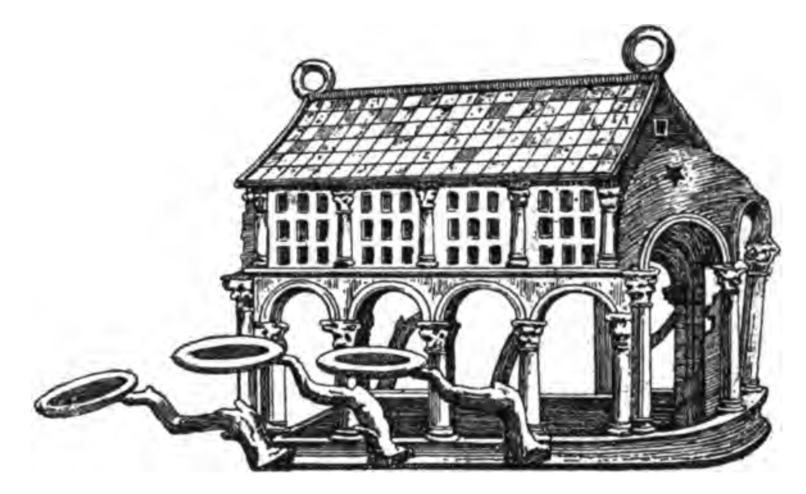
Hier war sie manchen Wechselfällen ausgesetzt, welche zu betrachten belehrend ist.

Die Christengemeinden wurden längere Zeit hindurch nur als eine Abart der jüdischen Gemeinden, aus denen sie entstanden waren, angesehen und genossen so den Schutz, der dieser Sekte zugestanden war. Die Streitigkeiten des Paulus mit den Juden galten den römischen Prokuratoren nur als „Gezänk über das jüdische Gesetz" (Apostelgeschichte 23, 29; 18, 12 f.) Beide verehrten den Gott Mosis und der Propheten. Die Christen sahen ihre besonderen Glaubensannahmen nur als eine Erfüllung der den Juden gegebenen Verheifsungen an. Sehr bald aber mufste sich ihre Stellung verschlechtern. Der Hafs, welcher weite Volksmassen gegen die Juden erfüllte, wandte sich auch gegen sie, und vornehmlich auf diesem volkstümlichen Widerwillen gegen die Israeliten basierte die Christenverfolgung Neros, welcher dadurch mit seiner Beschuldigung der Christen als Brandstifter Roms nur zu leicht Glauben fand. Noch mehr wuchs der Hafs gegen die Juden durch den verzweifelten Aufstand, welcher mit der Eroberung von Jerusalem endigte (70), sowie infolge der Empörung der Juden 133.

Wenn allerdings auch der Gegensatz zwischen beiden Konfessionen nicht unbekannt bleiben konnte, je mehr die Christen Proselyten aus dem Heidentum gewannen und je weniger sie an den jüdischen Gesetzessatzungen festhielten, so gingen sie doch dafür der den Juden schon durch Julius Caesar gewährleisteten besonderen Rechtsstellung und Duldung verlustig, deren sich in früherer Zeit selbst jüdische Proselyten erfreut hatten. Es konnten jetzt die allgemeinen Reichsgesetze über fremde Kulte, gegen geheime Vereinigungen und aufrührerische Reden Anwendung finden, und sie mufsten es, wenn der Volksfanatismus die Beamten zwang einzuschreiten.

Es war hierbei weniger das Gesetz, von dem schon Livius spricht, gegen das Bekennen einer ausländischen Religion. Dieses z. B. gegen den

Dienst des Bacchus, der Isis und des Serapis häufig angewandte, ebenso oft aber auch wieder vernachlässigte Gesetz wurde z. B. von Tiberius auch gegen das Judentum angewandt, sehr bald aber wieder fallen gelassen. Selbst die ausschweifendsten orientalischen Kulte wurden später bis zum Überdrufs geduldet und von obenher in Schutz genommen, und es ist irrig, wenn angenommen wird, dafs das Christentum wesentlich durch dieses Gesetz gelitten hat. Nur vereinzelt auch wurden darauf die Gesetze gegen Zauberei angewandt, ein Verbrechen, welches die Zwölftafelgesetzgebung mit dem Tode bestrafte. In erster Linie war es immer das Gesetz über Majestätsverbrechen, welches mit seinen mannigfachen Paragraphen den Behörden bedenkliche Mittel in die Hand gab, gegen die christlichen Vereinigungen und gegen die einzelnen



Bronzener Lampenträger, eine altchristliche Basilika darstellend.

Christen vorzugehen. Unter den Begriff des Majestätsverbrechens fielen Aufruhr, Hafs und Verachtung erregende Reden, geheime Zusammenrottungen, nicht minder die auch als Sakrileg aufgefafste Weigerung, der Gottheit der Kaiser Ehrerbietung und Opfer darzubringen.

Es ist klar, dafs bei der Dehnbarkeit dieser hier aufgezählten Arten von Verbrechen und Vergehen gegen die Majestät sehr viel von der Auslegung und von der Gesinnung der Beamten abhing. Die Christen konnten bei ihrem zurückgezogenen und frommen Wandel meistens sich so benehmen, dafs sie, soweit nicht böswillige Denunziation stattfand, den Bestimmungen dieses Gesetzes auswichen, namentlich solange ein solches Gesetz nicht von dem Kaiser oder einflufsreichen Männern als Mittel benutzt wurde, um politische Gegner zu beseitigen. Nur die Verletzung der Forderung, dem Kaiser

Opfer darzubringen und die Götter in schuldiger Weise anzubeten, konnte schwerer verborgen bleiben, und wegen Verstofses gegen diese Gesetzesforderung sind auch die ersten bekannten Verurteilungen unter Domitian (81—96 n. Chr.) in den Provinzen erfolgt. Hingegen haben die Hinrichtungen, welche Domitian gegen einige hervorragende Persönlichkeiten Roms, sogar gegen einige seiner Verwandtschaft dekretierte, das Christentum mehr als Vorwand gebraucht. Der Konsul Flavius Clemens, Domitians Neffe, und Domitilla, seine Nichte, wurden angeblich wegen ihres „Atheismus" und wegen ihrer „jüdischen" Gebräuche verurteilt, höchstwahrscheinlich aber aus politischen Motiven.

Das berühmte Reskript, welches Kaiser Trajan an den jüngeren Plinius während seiner Statthalterschaft in Bithynien (um 112) erliefs, schuf endlich eine festere Grundlage für das Verfahren gegen die Christen, hatte aber natürlich, wie das bei derartigen gesetzlichen Feststellungen zu sein pflegt, ein schärferes Vorgehen zur Folge. An sich war es milde genug, trotzdem die humane Absicht oft genug verkannt ist. „Nicht aufzuspüren seien die Christen," bestimmt der Kaiser, nur wenn sie angeklagt und geständig wären und sich dann noch weigerten, den Göttern zu opfern, seien sie zu bestrafen. Da obenein Hadrian (117—138), in seinem Denken der modernste der römischen Kaiser, in einem Schreiben an den Prokonsul von Asien einschärfte, dafs die Christen nur noch wegen nichtreligiöser Verbrechen zu verurteilen, Denuncianten aber zu bestrafen seien, ward die Lage der Christen eine relativ gesicherte. Nicht als ob nicht auch in der nächsten Zeit manche Christen als Opfer ihres Glaubens den Märtyertod erlitten hätten! Der Hafs der heidnischen Bevölkerung, welcher sich oft gegen angesehene Leute richtete, die an manchen Stellen feindliche Gesinnung der Statthalter, die Rückkehr zu den schrofferen Weisungen Trajans haben selbst unter milden Kaisern wie Antoninus Pius und Antoninus Philosophus (dem bekannten Marc Aurel) manche zu Märtyrern gemacht. Unter ersterem erlitt der greise Polykarp, Bischof von Smyrna, den Märtyrertod, unter letzterem Justin. Namentlich gegen Ende der Regierung Marc Aurels, seit dem Erlafs eines Edikts gegen die Einführung neuer Religionen, welche zur Erregung des Volkes dienen könnten (177), nahm die Zahl der Opfer des Glaubens zu. Doch hat selbst damals noch nicht eine systematische und allgemeine Proskribierung stattgefunden. Nur in einzelnen Gegenden, so namentlich in Lyon, wurde unerbittliche Strenge geübt. Sonst wirkte das mildere trajanische Edikt nach. Diejenigen, welche Reue zeigten und entweder opferten (die sacrificati) oder Weihrauch darbrachten (thurificati) oder

sich auch nur den Opferschein erkauft hatten (libellatici) — und ihre Zahl war sehr grofs — gingen frei von Strafe aus. Bald kehrten für die Christen bessere Tage zurück. Marcia, die Maitresse des Commodus (180—192), war selbst Christin und erwirkte die Begnadigung zahlreicher Glaubensgenossen. Schlimmere Verfolgungen jedoch erlitten sie unter Kaiser Septimius Severus, der anfangs den Christen wohlgesinnt gewesen war, aber bei der wachsenden Ausbreitung der neuen Lehre eine schärfere Verordnung gegen den Übertritt zum Christentum erliefs. An vielen Stellen des römischen Reichs, vor allen Dingen aber in ganz Nordafrika, in Alexandria wie Karthago, war die Zahl der Glaubensopfer grofs (202—206). Zum Glück brach sich in dem Menschenalter nach Septimius Severus eine völlig andere Praxis Bahn. Mehr und mehr strebte man in gebildeten Heidenkreisen nach einem Synkretismus d. h. nach einer Vereinigung der sich bekämpfenden Kulte. Kaiser Alexander Severus hatte die Statue Christi mit unter seine Hausgötter aufgenommen, und die Frauen des kaiserlichen Hofes standen in enger Beziehung zu hervorragenden christlichen Schriftstellern. Die Mutter des Kaisers, Julia Mammaea, liefs sich vom Kirchenvater Origenes Vorträge halten, und die Christen durften ungestört ihren Gottesdiensten obliegen.

Solche Zwischenzeiten waren der Weiterentwickelung des Christentums überaus günstig. Sie liefsen die Kirche so erstarken, dafs sie selbst die furchtbaren allgemeinen Verfolgungszeiten unter Kaiser Decius (250) und Kaiser Diocletian (303), die letzten grofsen Entscheidungskämpfe zwischen Heidentum und Christentum, überstehen konnten.

Noch mufs ein Wort gesagt werden über die bei unserm modernen Fühlen so sehr Anstofs erregenden Strafen, welche über die Christen verhängt sein sollen. Selbstverständlich sind die in Heiligenlegenden erzählten Martern ebensowenig wie die dort erzählten Wunder historisch beglaubigt. Auch fehlt es an jeder Möglichkeit, den historischen Nachweis zu führen[1]), ob bestimmte Märtyrer gerade den Tieren im Colosseum vorgeworfen worden sind. Aber dafs die Christen zahlreich auch diese schrecklichen Strafen erduldet haben, ist kein Märchen und folgt schon aus dem Wortlaute der Gesetze, welche das Christentum untersagten. Die Strafen, welche das Majestätsgesetz verhängte, waren bei Vornehmeren Enthauptung, bei den untern Klassen Verbrennung oder der Tod bei Tierhetzen. Dazu vernichtete die Anklage wegen derartiger Verbrechen, wie Sacrileg oder Empörung, die Privilegien der Freien. Die sonst den Sklaven vorbehaltene Tortur, die gleichfalls für sie reservierte Strafe des Kreuzestodes wurden auch auf die

[1]) Siehe Fabio Gori, le memorie storiche del Colosseo (Rom 1875).

Christen ausgedehnt. Gegenüber solchen Martern ist die Freudigkeit, mit welcher tausende von Christen den Tod nicht nur erduldet, sondern oft in einer leidenschaftlichen Aufwallung ihres gläubigen Gemütes geradezu ersehnt haben, staunenswert, und nirgends hat sich die Wahrheit des Satzes, dafs das Martyrium das sicherste Unterpfand des Sieges sei, so grofsartig bekundet, wie bei den Christenverfolgungen. „Könige und Herrscher", sagt Clemens von Alexandria, „hindern seit ihrer ersten Verkündigung unsern Glauben, indem sie mit allen ihren Söldnern und einer gewaltigen Menschenmenge gegen uns

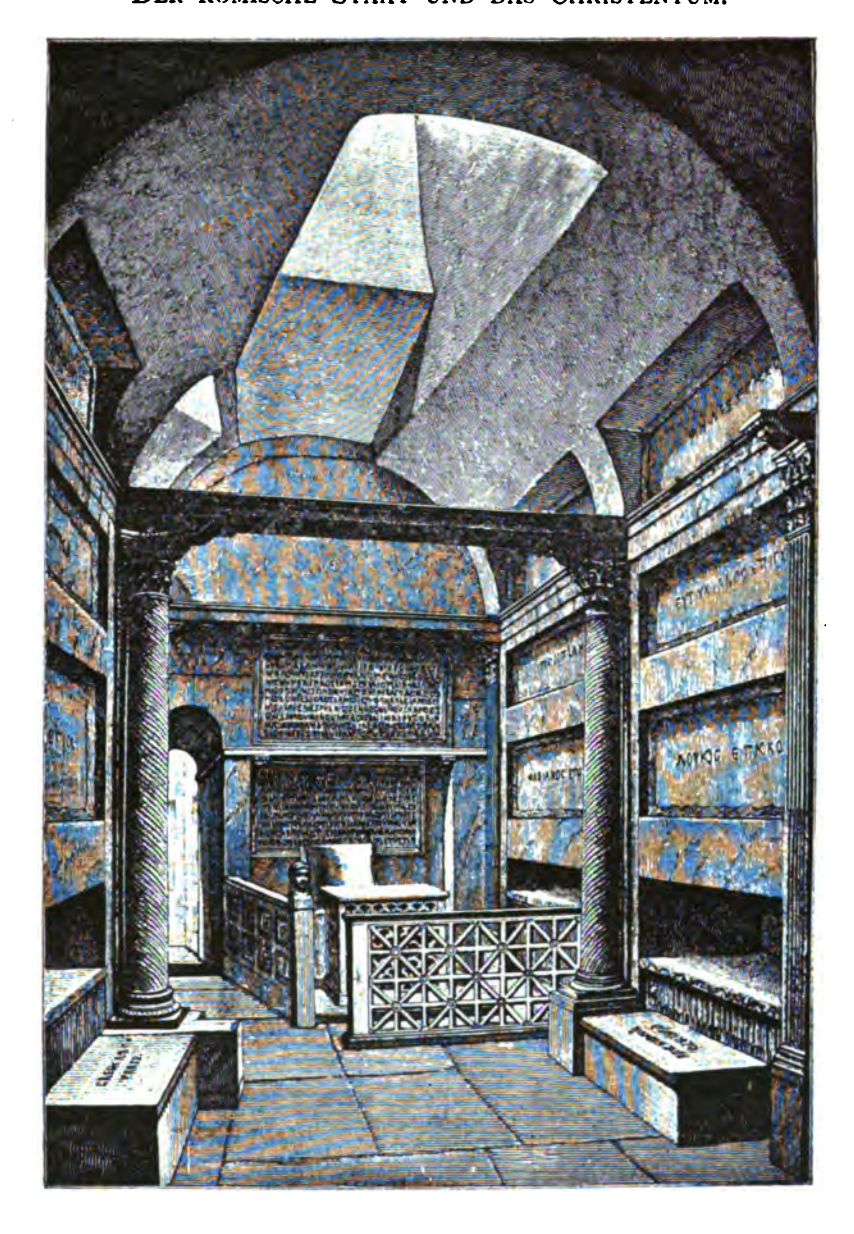


Altchristliche Lampe. (Rom, Vatikan).

kämpfen und möglichst viele von den unsrigen zu vernichten suchen, und doch erblüht er um so schöner. Unsre Lehre stirbt nicht wie eine menschliche Lehre und welkt nicht wie eine schwache Gabe; denn keine Gabe Gottes ist gering."

Zehn blut'ge Leichen schleift man aus den Thoren,
Doch zwanzig derer, die sie sterben sahn,
Sie haben morgen schon zum Kreuz geschworen,
Aus Blut wird Christi Kirche neu geboren,
Und jeder Sturm facht frische Flammen an. (Gerok)

Aber es sind neben diesem Bilde, welches uns die schriftstellerischen Berichte über die bedrängte Lage der damaligen Christenheit aufzwingen, auch



Die Papstkrypta. Katakomben von S. Callisto. Restauriert. (De Rossi).

freundlichere Einblicke in die Zustände der alten Christengemeinden gestattet. Diese bieten die Katakomben, am besten jene unterirdischen Totenstätten vor den Thoren der Stadt Rom selbst. Diese sind uns durch die unvergleichlichen Forschungen der beiden berühmten Archäologen Giovanni und Michaele de Rossi erschlossen worden, und sie lassen doch auch an-

sprechendere Bilder der Duldung an unseren Augen vorüberziehen, jene christlichen Gräberstädte, welche in zahllosen Gängen und mehreren Stockwerken unter der Erde aneinandergelegt eine Ausdehnung von fast 1000 km haben, die grofsartigsten Denkmäler alter Kultur und Kunst.

Die Römer pflegten bekanntlich ihre Toten zu verbrennen, doch galt diese ziemlich kostspielige Bestattungsart wohl nur für die wohlhabenden Klassen; Bettler und Arme wurden einfach in gemeinsame Leichenschachte, puticuli, versenkt, wie deren vor kurzer Zeit in der alten Nekropole am Esquilinischen Hügel zu Rom aufgefunden wurden. Reichere, z. B. die Scipionen, liefsen sich wohl auch in Sarkophagen beerdigen, und diese Sitte nahm unter dem Kaiserreiche immer mehr zu; ja seit den Antoninen geriet die Leichenverbrennung, welche ohnehin nicht den ältesten italischen Völkerschaften eigen war, förmlich in Vergessenheit. Die Etrusker setzten ihre Toten in besonderen Leichenkammern bei, und die Juden, welche seit dem Jahre 63 v. Chr. im ganzen römischen Reiche zerstreut lebten, huldigten, wie die meisten Orientalen, dem Gebrauche der Beerdigung; sie besafsen daher auch in der Umgegend von Rom eigene Friedhöfe, deren mehrere entdeckt worden sind. Da höchstwahrscheinlich das Christentum zuerst unter den Juden Roms Wurzel fafste, so ist es sehr natürlich, dafs die erste Christengemeinde die jüdische Sitte der Totenbestattung beibehielt.

Den ersten Judenchristen galt nun die Beerdigung als ein religiöser Akt, und frühzeitig brachten sie ihre Toten an einem gemeinsamen Orte, jeden aber in einer besonderen Grabstätte, zusammen. Nach orientalischer Sitte waren die Toten darin, wie die 1873 zu Porto Gruaro, dem römischen Julia Concordia, im Venetianischen aufgedeckte christliche Nekropole beweist, mit dem Antlitz nach Sonnenaufgang begraben. Das einfache Untereinanderwerfen der Leichen, wie es in den römischen puticuli stattfand, hätten sie nicht gelitten. So entstand der Friedhof, der Ort des Schlummers, κοιμητήριον, ein Wort, welches, wie alle Ausdrücke der christlichen Epigraphik, den Glauben an die Auferstehung ausspricht.

Mit der vielverbreiteten Ansicht, dafs die Katakomben den alten Steinbrüchen, aus denen die Heiden das Material zum Baue der ewigen Stadt gewannen, ihr Entstehen verdanken, haben de Rossis Forschungen gründlich aufgeräumt; wir wissen nunmehr, dafs die Kirche völlig im Rechte ist zu behaupten, die Katakomben, d. h. die unterirdischen Friedhöfe, seien eine rein christliche Anlage, von vornherein zur Aufnahme der christlichen Leichen und zu keinem andern Zwecke bestimmt. Solcher unterirdischer Friedhöfe gab es eine grofse Menge, und es steht fest, dafs sie lediglich das Werk der Christen sind. Aus den emsigen Forschungen über die Kata-

kombengeschichte geht die ziemlich überraschende Thatsache hervor, dafs die christlichen Cömeterien in Rom in völlig gesetzlicher Weise rings um die Grabstätten angelegt werden konnten, welche Privatpersonen gehörten. Diese ersten Cömeterien der christlichen Gemeinde entstanden unter dem Schutze der römischen Gesetze öffentlich auf den „areae" reicher und mächtiger Grundbesitzer, wie der Pudens, Caecilii, der Flavia Domitilla, der Commodilla, des Prätextatus. Diese Katakomben besitzen noch keinen geheimen oder verborgenen Eingang. Die Treppen, welche in die Tiefe führen, sind weit und geräumig, allen Blicken sichtbar. Kein heidnisches Grabmal der Via Appia oder Via Latina scheint mehr der Öffentlichkeit preisgegeben, keines zeugt von gröfserer Sicherheit seitens seines Besitzers. Damit widerlegt sich auch die verbreitete Annahme von den dunklen, im stillen wachsenden Ursprüngen des Christentums in Rom. Ganz im Gegenteile trat es vielmehr sogleich offen zu Tage, und es mufs ihm augenscheinlich, wie die ältesten Katakomben beweisen, gelungen sein, schon sehr früh mächtige und einflufsreiche Gönner in der kaiserlichen Hauptstadt zu gewinnen. Haben doch die Ausgrabungen 1874 und im Frühjahr 1875 mit der Blofslegung der Basilika der Jungfrau Aurelia Petronilla in den Katakomben der heiligen Domitilla zugleich die Gewifsheit zu Tage gefördert, dafs hier ein christlicher Zweig der flavischen Familie, welche Rom den trefflichsten Kaiser gab, seine Ruhestätte hatte.

Es finden sich sogar Inschriften aus dem 1. Jahrhundert, welche die Gräber ganz deutlich den Glaubensgenossen der Christen reservieren[1]). Ist schon hiernach die Annahme, als seien die ältesten Christengemeinden nur im geheimen waltende, lichtscheue Konsortien gewesen, zurückzuweisen, so noch mehr nach alledem, was uns überhaupt über die rechtliche Stellung römischer Begräbnisstätten und Privatmausoleen bekannt ist. Heilig galt das Grab bei fast allen alten Völkern. In Rom aber war der für Gräber bestimmte Boden durch besondere Gesetze geschützt. Als „loca religiosa" waren die Gräber von dem sonst allgemein geltenden Besitz- und Übertragungsrecht ausgenommen. Sie blieben ausschliefsliches und unveräufserliches Eigentum der in ihnen beigesetzten Familie. Die blofse thatsächliche Bestattung ihrer Toten sicherte also den Gräbern der Christen den Schutz des römischen Gesetzes, und wenn die Anhänger Jesu auch selbst geächtet waren, ihre Gräber blieben doch unangetastet[2]), sie standen unter Aufsicht

[1]) So bestimmt ein M. Antonius Restitutus, dafs die Grabkammer für ihn und seine „Mitgläubigen in dem Herrn" dienen solle.

[2]) Vgl. hierzu, wie zu dem folgenden, F. X. Kraus „Roma sotterranea".

und Fürsorge des höchsten römischen Priesterkollegs, der Pontifices. Sehr liberal war auch die Gesetzgebung hinsichtlich der Bestattung von Verbrechern; wer ihren Leichnam verlangte, durfte ihn ungehindert bestatten, und gerade die ältesten Katakomben verdanken ihre Entstehung dem Umstande, dafs irgend ein wohlhabender Christ die Gebeine der Märtyrer auf eigenem Boden besitzen wollte. Die Gräber waren es übrigens nicht allein, welche den Schutz des Gesetzes genossen, sondern ebensogut die dazu gehörigen, oft ausgedehnten Gebäude und Grundstücke. So war die sehr alte Krypta der heiligen Lucina auf einem Grundstücke errichtet, welches mit seinen Grabstätten zusammen eine Ausdehnung von 100 Fufs in der Front und 180 Fufs in der Tiefe besafs.

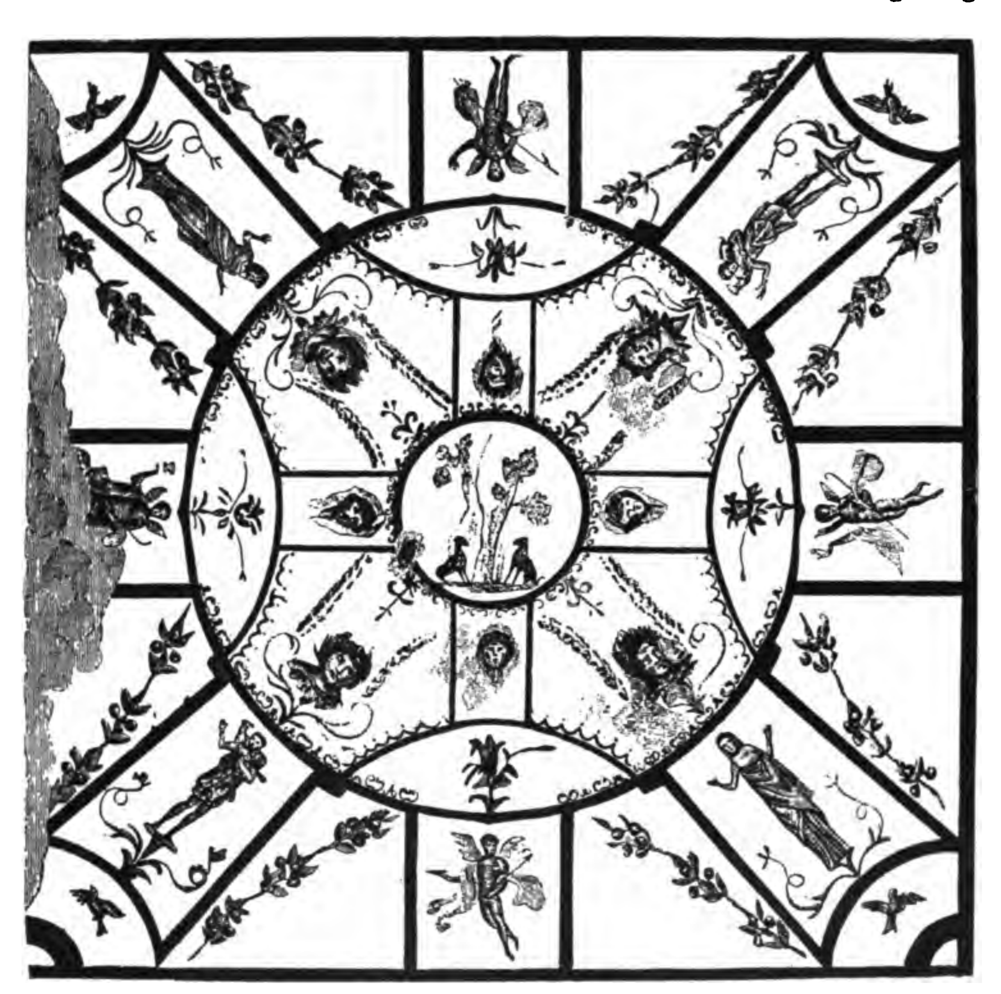
Die römische Gesetzgebung bot aber den Christen noch mehr als die blofsen Stätten für Gräber. Es galt als heilige Pflicht, den verwandten und befreundeten Toten das Geleit zu geben, der Leichenfeier und den später dargebrachten Opfern beizuwohnen, vor allem aber bei der Wiederkehr des Todestages das Totenfest mitzubegehen. Die Erben waren sogar zu einer solchen Feier verpflichtet, durch welche dem Toten ein dauerndes Andenken gesichert und seine Verbindung mit den lebenden Familienmitgliedern erhalten wurde.

Hiermit war den Christen die Möglichkeit gegeben, sich beliebig oft an den Stätten, wo die Gebeine der Märtyrer, ihrer Patrone und Verwandten ruhten, zu kirchlichen Gedächtnisfeiern zu vereinigen. Um aber die Gegenwart möglichst vieler Gläubigen zu ermöglichen, wurden oft mehrere Grabkammern mit einander verbunden. Sie erhielten dann gemeinschaftlich Luft und Licht durch „Luminare“ oder Schachte, welche ihre Öffnungen an der Oberfläche der Erde hatten.

Noch andere gesetzliche Ordnungen lassen den Schlufs zu, dafs die Stellung der Christenvereinigungen auch sonst rechtlich gut begründet gewesen ist.

Das ältere römische Recht erkannte die Freiheit der Vereinsbildung an. Die kaiserliche Gesetzgebung hatte hier allerdings (gleich von dem Julischen Gesetze an) Beschränkungen eintreten lassen und nur bestimmte Vereine als collegia licita anerkannt. Zu diesen gehörten aber vor allem die Begräbnisvereine und von der Existenz solcher zeugen zahlreiche Inschriften. Es gab solche in allen Ständen und Gewerken, auch von Sklaven selbst, manche mit einem bestimmten religiösen Zweck. Selbst Trajan, welcher durch ein Gesetz gegen unerlaubte Verbindungen (hetaeriae) einschritt, und die gewöhnliehen religiösen Vereinigungen der Christen unter-

sagte, mufste eine Ausnahme zugunsten der collegia tenuiorum, der Armencollegien, machen. Das Recht dieser Vereine wurde durch Septimius Severus (193—211) auf alle Teile des Reiches ausgedehnt, aber es hat z. B. nach einer Inschrift aus Lanuvium (133) auch schon früher aufserhalb Roms bestanden. Und wenn auch hie und da die Gesetzgebung



Deckengemälde aus den Katakomben von S. Lucina.

späterer Kaiser, namentlich in den Zeiten religiöser Erregung und der Christenverfolgungen, das Vereinsrecht einzuschränken suchte, es gänzlich zu vernichten vermochte sie nicht.

So war es den Armen gesetzlich gestattet, sich einmal monatlich zu versammeln und die Geldbeiträge zusammenzulegen, womit sie sich gegen-

seitig im Falle des Ablebens eine anständige Bestattung zusicherten. Ein solcher wahrer „Leichenverein", wie wir sie auch heute besitzen, konnte sehr wohl die gesetzliche Form für die christliche Genossenschaft abgeben, und diese machte nur von einem gesetzmäfsigen Rechte Gebrauch, indem sie sich versammelte und gemeinsame Begräbnisplätze erwarb. Auf diese Weise konnten die Friedhöfe aus einem Privatbesitz sich in einen öffentlichen, vom Gesetze ausdrücklich anerkannten Besitz verwandeln. Die Genossenschaften für wechselseitige Unterstützung und die Leichenvereine, die sich in der zweiten Hälfte des 2. Jahrhunderts namhaft vermehrten, waren, dies hat de Rossi klar bewiesen, der gesetzliche Titel, unter dem die christliche Gemeinde ihre Cömeterien besafs; die Vorschriften des heidnischen Gesetzes konnten von ihr vollkommen erfüllt und angenommen werden. So verwandelte sich allmählich das Privatrecht des christlichen Eigentümers in ein Kollektivrecht, welches von der christlichen Gemeindegenossenschaft ausgeübt wurde.

Zu Ende des 3. und zu Beginn des 4. Jahrhunderts gab es schon so viele Friedhöfe um Rom, dafs Fabianus deren Verwaltung unter sieben Diakone verteilte; nur die Callixt-Katakomben blieben unter der unmittelbaren Autorität der Päpste. Hier wurden nun neue Räume gegraben, deren Architektur beweist, dafs sie ursprünglich nicht als Grabstätten erbaut wurden, sondern den Versammlungen dienen sollten, welche Alexander Severus den Christen gestattet hatte. Diese Kammern waren also wahre Kirchen und die Einteilung der Säle entsprach der Anordnung in den Basiliken. Die Kaiser Valerian und Gallienus aber verboten wieder im Jahre 257 und 258 gegen alles Recht den Christen, sich in den Katakomben zu versammeln. Die Christen dachten daher daran, zwischen sich und ihre Peiniger unüberschreitbare Hindernisse zu stellen; sie brachen die breiten, in die Katakomben hinabführenden Treppen ab, brachten geheime Eingänge an und dehnten die unterirdischen Gallerien über die gesetzliche Area hinaus zu einem wahren Labyrinthe aus. In den Callixt-Katakomben bemerkt man noch eine sehr enge Stiege, die in ihrer halben Höhe plötzlich abbricht; von da an mufste man mittelst einer beweglichen Leiter in die Gallerien hinabsteigen.

Wenn hier ausschliefslich von den Katakomben bei der Stadt Rom die Rede ist, so ist dieses geschehen, weil diese alle andern an Bedeutung weit überragen und weil sie, aufs beste durchforscht, uns ein Bild von der grofsartigen Lebensthätigkeit der ältesten Christen gerade in der Hauptstadt des Reiches bieten können. Aber die Bedeutung derartiger Begräbnisstätten

für die Entwickelung der christlichen Kirche im ganzen römischen Reiche kann nur derjenige erfassen, welcher erwägt, dafs ähnliche Anlagen an zahlreichen Stellen[1]), im Osten wie im Westen, sich finden. So vor allem in Neapel, Palermo, Nola, Syrakus, Trier, Alexandrien.

Die Existenz der Katakomben und der an sie geknüpften rechtlichen Ordnungen mahnt, die Berichte über Christenverfolgungen und Martyrien der ältesten Christen auf das rechte Mafs zu beschränken. Ein gewisser Gegensatz zwischen Recht und zwischen Praxis ist nicht hinwegzuleugnen, noch weniger der Widerspruch der Gesetze selbst, welche auf der einen Seite die Christen brandmarkten, auf der andern ihre Gräber und Kultstätten respektierten, welche die Christen über der Erde verfolgten, und ihnen in den Räumen der Katakomben freie Religionsübung gestatteten. Aber die Geschichte der Katakomben zeigt auch, wie die starre Rechtsordnung und die Achtung vor der Heiligkeit der Gräber von gröfserem Einflufs gewesen sind, um der Humanität und Duldung zum Siege zu verhelfen, als alle Regungen des Gemüts. In den Zeiten der Hugenottenverfolgung warf man die Gläubigen nicht mehr wilden Tieren vor, aber man wufste mit ganz anderer Raffiniertheit die Schuldigen aufzuspüren und zu vernichten. Der christliche König Ludwig XIV. hat ganz anders unter den Evangelischen aufgeräumt, wie die römischen Caesaren unter den Christen.

Die römischen Katakomben sind nicht nur ein rührendes Denkmal christlichen Glaubensmutes, sondern sie bieten auch ein Zeugnis dar für die neben allen Verfolgungen hergehende humane Denkungsweise der antiken Welt.

Nach beiden Seiten hin wird das Bild, welches wir aus ihnen gewinnen, durch eine Betrachtung der ältesten Apologeten und Kirchenväter ergänzt.

Die Lehre Christi hatte sich, anfänglich ungehindert, durch die Apostel und Evangelisten d. i. die von Gemeinde zu Gemeinde ziehenden Kenner des Evangeliums, sowie durch eine reiche Brieflitteratur[2]) ausgebreitet. Trotzdem aber seit Trajans Zeiten die Bedrängung und Verfolgung der Christen durch die heidnischen Volksmassen wie durch die Regierung zunahm, liefsen hervorragende christliche Männer sich nicht abschrecken, auch öffentlich in

[1]) Kraus zählt in seiner Roma sotterranea 71 solcher Cömeterien auf.

[2]) Obenan stehen natürlich die meisterhaften echten Briefe des Apostels Paulus an die Thessalonicher, Römer, Korinther, Galater, Philipper und an Philemon; die weiteren Briefe des neuen Testaments sind ein Zeugnis des noch nach Paulus herrschenden regen brieflichen Verkehrs, welcher zwischen den geistigen Führern der Bewegung und den Gemeinden bestand. Eben dafür sprechen der erste Brief des Clemens (um 95), die Briefe des Jgnatius (soweit sie echt sind vor 117) und die Aufzeichnung zahlreicher evangelischer Berichte (von denen z. B. Lucas 1,1 spricht).

weitverbreiteten Schriften Zeugnis für ihre Überzeugung abzulegen und das Christentum gegen die heidnischen Angriffe zu verteidigen. So wandte sich Justin der Märtyrer mit seiner berühmten Apologie an Kaiser Antoninus Pius. Er forderte ihn furchtlos auf, nachdem er ihm einen Einblick in das Leben und die Lehre verschafft hatte, „unbeirrt durch vorgefafste Meinung oder durch Rücksicht auf abergläubische Menschen, ohne Leidenschaft und Vorurteile das Urteil zu sprechen.“ „Ihr könnt wohl das Leben nehmen,“ ruft er dem Kaiser zu, „aber schaden könnt ihr uns nicht!“ „Sind wir doch überzeugt, dafs uns von niemand etwas übles zugefügt werden kann, es sei denn, dafs wir uns auf einer Übelthat betreffen lassen.“ Schon vor Justin hatten sich Schriften zweier anderer Apologeten (der beiden Athener Quadratus und Aristides) direkt an den Kaiser Hadrian gewandt. Der christliche Philosoph Athenagoras (177) suchte in überzeugender Weise die gegen die Christen erhobenen Anklagen, dafs sie Verächter der Götter seien, an geheimen unzüchtigen Conventikeln sich beteiligten und Menschenfleisch verzehrten, zu widerlegen und widmete diese Schrift dem Kaiser Marc Aurel.

Um dieselbe Zeit fällt der Beginn einer eigentlichen wissenschaftlichen Litteratur der christlichen Väter. Es schien bald weniger notwendig, die Christen gegen die albernen Verleumdungen der Heiden in Schutz zu nehmen, als vielmehr mit den Waffen der Wissenschaft die gegnerischen Anschauungen zu bekämpfen, mochten sie nun, wie in der Schrift des Philosophen Celsus oder in denen des Philosophenkaisers Marc Aurel, als Rettungen des Heidentums auftreten, oder mochten sie von häretischen Sekten innerhalb der Kirche ausgehen, welche die Lauterkeit der christlichen Lehre durch philosophische oder dogmatische Umdeutung zu trüben suchten.

Das war die Aufgabe der Kirchenväter von Irenäus (178 Bischof von Lyon) ab bis auf die Zeiten des Sieges des Christentums unter Konstantin. Ein Studium derselben zeigt, wie sich die christliche Kirche ein Bürgerrecht in den wissenschaftlich denkenden Kreisen erworben hat. Und wenn auch, wie das in der Geschichte zu geschehen pflegt, im Kampfe gegen geistige Ideen oft doppelt brutale Mittel angewandt worden sind, so beweist doch die ungemeine Verbreitung dieser Litteratur und das Interesse, das ihr entgegengebracht wurde, wie grofsen Einflufs die christlichen Ideen in den Geistern ihrer Gegner gewonnen hatten.

Gleichzeitig mit der Entstehung einer wissenschaftlichen Litteratur in der Christenheit nahmen auch die oft widerwärtigen und gehässigen Streitigkeiten über die Formulierung einzelner Dogmen ihren Anfang und führten zu einer Verketzerung Andersgläubiger und einer höchst uner-

freulichen Sektiererei. Wie weit der Sohn Gottes dem Logos entspreche, wie sein Wesen zu dem des Vaters sich verhalte, über die übernatürliche Geburt Christi oder über die Frage, ob nicht Christus sein eigener Sohn sein könne (so die Noetianer), wurden schon in jener Zeit viele unnütze Reden geführt und heftige Streitschriften gewechselt. Auch die Litteratur der Apokryphen kam auf, d. h. die von der Kirche nicht anerkannten, oft von einem sektiererischen Standpunkt aus geschriebenen Evangelien, Apostel- und Märtyrergeschichten, welche bald mehr die naive Legendenbildung in den niederen Schichten frommer Christen wiederspiegeln, häufiger noch Gebilde litterarischer Falschmünzer sind und nur als Gradmesser für die Ausdehnung mancher ungesunder Richtungen des christlichen Gemeindelebens dienen können.

Altchristliche Kunst.

Sowohl bei manchen Kunsthistorikern wie selbst bei den Theologen hat sich seit mehr als drei Jahrhunderten die Ansicht vom Kunsthasse der alten Christen eingebürgert, und doch ist diese Lehre eine reine Erfindung. Die Überlieferungen der alten Schriftsteller bestätigen sie nicht, und wie ein Nebel vergeht sie vor dem Lichte, welches die Ausgrabungen und Entdeckungen der neuesten Zeit über das christliche Altertum verbreitet haben.

Das genaue Studium des in den Katakomben aufgespeicherten epigraphischen und künstlerischen Materials[1]) lehrt uns erkennen, dafs die Produkte der Christen mit jenen der Heiden völlig gleichen Schritt hielten. In den Inschriften bemerken wir anfänglich lakonische Kürze, häufige Anwendung der griechischen Sprache, dann aber allmähliches Seltenerwerden der letzteren, das Aufkommen zahlreicher Abkürzungen, volkstümlicher Verderbnisse, wogegen die Vielseitigkeit des Inhaltes zunimmt; endlich wird der Stil der Inschriften schwulstig und metrische Epitaphe kommen auf. Die christlichen Inschriften folgen eben dem Beispiele der heidnischen. Genau denselben Gang erblicken wir in den Kunstprodukten, besonders an den Malereien, deren älteste, wie in den Domitilla-Katakomben, von klassischem Stile sind und den pompejanischen Fresken sowie jenen in den ele-

[1]) Vgl. Kraus, Roma sotteranea, S. 216 f.

gantesten Kolumbarien der augustinischen Epoche nicht nachstehen. Später werden Malereien, bisher lediglich allegorisch, wahrheitsgetreuer, aber der Stil ist weniger klassisch und offenbar im Verfall. Zum Schlusse nimmt die Reinheit des Stiles in den Malereien noch mehr ab, kurz die christliche Kunst bewegte sich vollkommen in den Geleisen der heidnischen Schule, blühte und sank mit dieser; sehr natürlich, denn, ob Heiden oder Christen, die Künstler gehörten doch dem nämlichen Volkskreise an. Der Fingerzeig, den uns hiermit die Katakombenforschung erteilt, ist nicht ohne Wichtigkeit: er lehrt, dafs der Sieg des Christentums, weit entfernt einen allgemeinen Umsturz zu bedeuten, vieles beim alten liefs. Die neue Religion bemächtigte sich ganz allgemach der Geister, aber ohne Aufsehen zu erregen. Die heidnischen Monumente blieben stehen, keines litt unter der neuen Lehre, und volle Freiheit blieb dem einzelnen gewährt, so dafs noch zwischen 382 und 391 in Rom ein dem Mithrasdienst geweihter Tempel auf Kosten einiger Privatpersonen erbaut werden konnte. Es ist erwiesen, dafs die Christen der damasianischen Zeit (Papst Damasus 366—384) die heidnischen Tempel als öffentliche Gebäude achteten und schonten, und dafs die Zerstörung der antiken Kunst- und Baudenkmale einer späteren barbarischen Zeit zugeschrieben werden müsse.

Schon was an Kunstleistungen in den Katakomben vorhanden ist, genügt also völlig, um das verbreitete Vorurteil zu zerstören, dafs die ersten Christen von einem Hasse gegen die bildende Kunst erfüllt gewesen seien, und dafs die Malerei nur langsam, insgeheim, in Opposition zu der ersten Übung der Kirche Eingang gefunden habe. Die Juden, aus denen das Christentum in Rom hervorging, verabscheuten blofs die Simulakra des heidnischen Kultus, und heute steht es fest, dafs es christliche Maler in den ersten Jahrhunderten gab. Gerade die ältesten Denkmäler dieser Gattung, jene des 1. und 2. Jahrhunderts, zeigen die höchste stilistische Vollendung, was uns nicht Wunder nehmen kann, da ja eben um diese Zeit das Kunstleben der Römer sich zur höchsten Blüte entfaltete. Denn nicht genug kann man im Auge behalten, dafs die ersten Christen sehr bald über das kleine Häuflein der ursprünglichen Judenchristen hinaus angeschwollen, der überwiegenden Mehrzahl nach also Römer waren.

Unter den altchristlichen Bildern sind zwei grofse Klassen zu unterscheiden, die symbolischen und die historischen. Unter den letzteren sind jene des neuen Testaments, schon wegen ihres meist symbolischen Charakters, selten. So haben wir nicht blofs aus der ältesten Zeit keine Darstellung der Dreifaltigkeit, sondern auch keine porträtähnliche Abbildung des Heilandes oder Bil-

der von seinem Kreuzigungstode. Die ältesten Brustbilder Christi stammen erst aus dem 5. und 6. Jahrhundert und zwar wäre nach de Rossi ein Elfenbein des vatikanischen Museums zu Rom die älteste unter diesen Darstellungen. Früher als den Bildern des Erlösers begegnet man den Marienbildern, deren es längst vor dem Konzil zu Ephesus (431) gab; unter diesen dürfte wohl das 1851 in S. Priscilla entdeckte, welches, nach demselben de Rossi, aus dem Anfange des 2., wenn nicht gar aus dem Ende des 1. Jahrhunderts unserer Zeitrechnung stammt, das höchste Alter für sich in Anspruch nehmen können.

Die am meisten hieratischen Typen der altchristlichen symbolischen Malerei stammen aus dem Ende des 2. und Anfang des 3. Jahrhunderts und befinden sich in den sogenannten Sakramentenkammern der Calixt-Katakomben, unweit vom Grabe der h. Cäcilia und der Päpste. Die Grabkapelle der letzteren zeigt deutlich die Einrichtung der ursprünglichen Kirche mit ihrem isolierten Altar, an dem der Priester, das Antlitz gegen die Gläubigen gewandt, die heiligen Mysterien feierte. Hinter dem Altar war der Platz für den Stuhl, welchen der Bischof einnahm. In der Malerei ist die Darstellung biblischer oder evangelischer Handlungen mehr allegorisch als geschichtlich treu, die Skulptur auf den Sarkophagen ist ausschliefslich dekorativ.

Die Skulptur macht sich hauptsächlich an den Sarkophagen geltend, die wir als eine orientalische Beisetzungsart kennen lernten; sie wurde herrschend in Rom zur Zeit der Antonine, später aber durch das billigere Sepulcrum a mensa ersetzt, eine Art in den Felsen gehauener Sarkophage. Das Arcosolium, später so allgemein gebräuchlich, ist gleichfalls nichts weiter, als ein in den Felsen gehauener und überwölbter Sarkophag. Wahrscheinlich kauften auch die ersten Christen ihren Bedarf an Sarkophagen bei heidnischen Steinmetzen und wählten darunter solche aus, deren bildhauerischer Schmuck gleichgiltige oder ihrem Glauben nicht widersprechende Themata darstellte. Wo eine solche Wahl nicht möglich war und man doch zu Sarkophagen mit entschieden heidnischen Szenen greifen mufste, half man sich dadurch, dafs man die betreffende Seite des Sarkophages in das Innere des Grabmals stellte. Es ist sehr begreiflich, dafs wir die Epoche des kirchlichen Friedens abwarten müssen, um ausschliefslich christlichen Darstellungen auf den Sarkophagen zu begegnen, denn in der vorangehenden Periode der Verfolgung wäre die Arbeit des Bildhauers, der sein Werk beim helllichten Tage verrichten mufste, nicht ohne Gefahr für diesen gewesen. Deshalb äufsert sich die christliche Kunst zuerst in der Malerei, die im Dunkel der Katakomben geübt werden konnte.

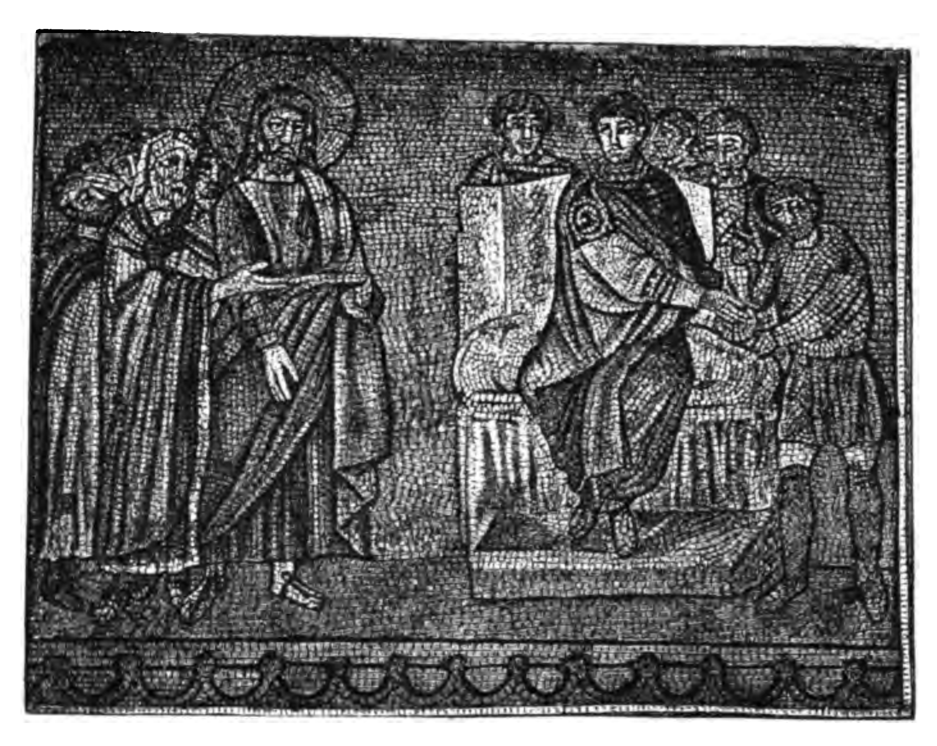
Die Mosaiken sind selten in der vorkonstantinischen Zeit; erst im 4. Jahrhunderte kamen sie in den Basiliken in Gebrauch. Manchmal werden sie von Inschriften begleitet, die nur in einigen wenigen Fällen auf der Rückseite heidnischer Inschriftsteine angebracht wurden. Die Datierung, immer sehr selten, besonders in den ersten drei Jahrhunderten, erscheint etwas häufiger im vierten; als chronologische Anhaltspunkte dienen die Konsulate, nur wenige Inschriften sind bekannt, welche nach dem Pontifikate eines Papstes, und keine, die nach unserer christlichen Aera datiert sind.

Melchiades war der letzte Papst, der in den Katakomben sein Grab



Mosaik aus S. Cosma und Damiano, Rom.

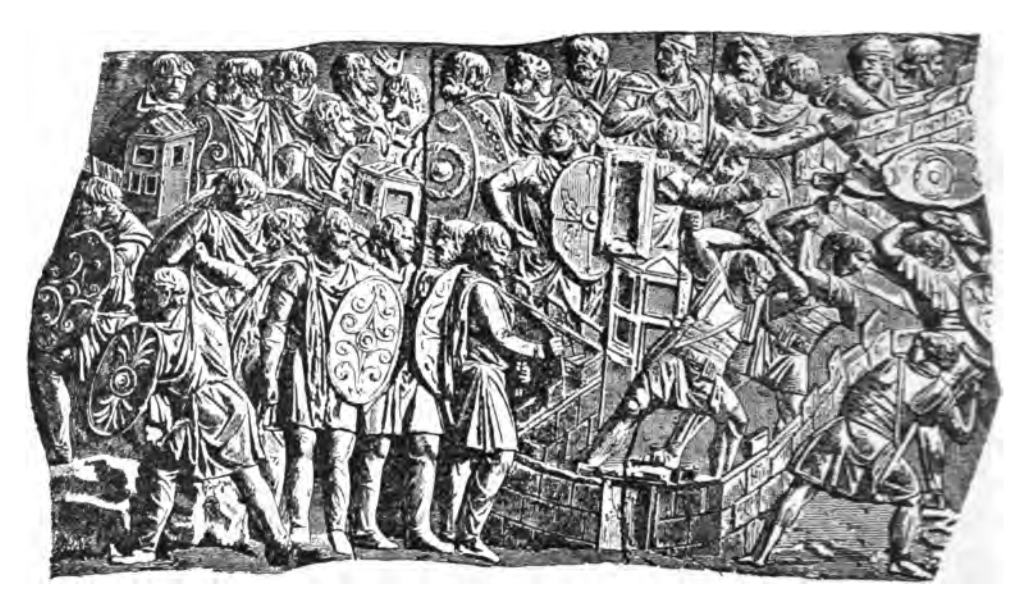
erhielt, denn schon hatte Konstantin den Kaiserthron bestiegen; seine Nachfolger wurden in Basiliken beigesetzt, die man unter freiem Himmel über den Gräbern der Märtyrer selbst erbaute. So entstanden die Basiliken von St. Peter, St. Laurentius, St. Agnes u. s. w. Auch im Weichbilde der Stadt Rom, an der Stelle der Häuser, worin sich die ersten Christen versammelt haben, errichtete man solche Basiliken, und die christlichen Grabmäler, vor Konstantin sehr selten in Rom, vermehrten sich zusehends. Um diese Zeit hörten die Katakomben auf, unter der Obhut der Priester zu stehen und wurden eine Unternehmung der fossores, die dem Geldgewinne



Christus vor Pilatus. (Mosaik aus S. Apollinare nuovo in Ravenna).

zuliebe neue loculi gruben. Doch auch der fossores geschieht im Jahre 426 zum letztenmale Erwähnung und es ist entschieden irrig, zu behaupten, dafs man bis Anfang des 7. Jahrhunderts in den Katakomben begrub, denn von 400 bis 409 werden die Beerdigungen dort sehr selten und die Inschriften erwähnen keiner mehr seit 410. Die späteren Verwüstungen der Campagna durch die Gothen und Longobarden veranlafsten den Papst Paul, mehrere der berühmtesten Heiligengräber zu vermauern, die Leichen anderer in die römischen Kirchen übertragen zu lassen. Mit dieser in grofsem Mafsstabe auch unter den Päpsten Sergius II. und Leo IV. fortgesetzten Übertragung der Märtyrergebeine schliefst die eigentliche Katakombengeschichte.





Römische Soldaten, eine Stadtmauer zerstörend. (Relief der Trajansäule).

Die allmähliche Auflösung des römischen Reiches.

Die Soldatenkaiser.

Am Ende des 2. Jahrhunderts, nach den Siegen des Kaisers Marc Aurel, hatte es den Anschein, als ob das römische Staatswesen einer glücklichen Epoche entgegenginge, im Innern wohl organisiert, nach aufsen unbezwinglich. Die seit drei Menschenaltern bestehende treffliche Verwaltung der Provinzen schien die Verhältnisse daselbst dauernd konsolidiert zu haben, die Disziplin und der Geist der in den Provinzen stehenden Legionen schien vortrefflich zu sein.

Und dennoch! Schon damals waren untrügliche Anzeichen eines allgemeinen Rückgangs hervorgetreten und machten es offenbar, dafs auch ohne einen Ansturm von aufsen ein Verfall römischer Kultur im Anzuge war!

Welche Ursachen hatte derselbe? Bei der Besprechung der voraufgehenden Periode konnte (vgl. S. 442) ein gewisser Rückgang in finanzieller,

kommerzieller und moralischer Beziehung konstatiert werden. Die Steuern waren zwar in den Zeiten des Friedens erschwinglich, mufsten aber in längeren Kriegszeiten oder gar bei einem dauernden Bürgerkriege, welcher Handel und Verkehr störte, durch ihre Höhe verderblich wirken. Und wie rasch das für das römische Reich so kostbare Gut einer wohldisziplinierten kriegstüchtigen Armee verschleudert, vernichtet werden konnte, das hat die Geschichte der nächsten Jahrzehnte gezeigt.

Vor allem waren schuld an dem plötzlichen Rückgang des Reiches die erbärmlichen Despoten, welche seit Marc Aurel auf dem Throne safsen, und die zahlreichen Bürgerkriege, in denen sie ihre Macht gewannen oder behaupteten. Gleich der unwürdige Sohn Marc Aurels, Commodus, hat die kaiserliche Autorität aufs schlimmste kompromittiert. Dafs er einen schimpflichen Frieden mit den Markomannen abschlofs, mochte noch hingehen. Aber unverzeihlich war es, wie dieser launische Despot die Disziplin ruinierte und den meuternden Truppen seine erprobten Freunde (so den Gardepräfekten Perennis) aufopferte, bis die Männer, welche er selbst bereits dem Tode geweiht hatte, ihm zuvorkamen und ihn ermordeten (1. Januar 193). Ein thörichter Verschwender, hinterliefs er seinem Nachfolger zerrüttete Finanzen. Und dabei hatte er sogar während der letzten 9 Jahre seiner Regierung die Gelder der Alimentarstiftung, welche zur Erziehung armer oder verwaister Knaben bestimmt war, nicht mehr ausgezahlt. Nach seinem Sturz wiederholte sich das Schauspiel vom Jahre 68 nach Neros Tod. Das eine Jahr sah drei Kaiser. Die ersten beiden waren von der Garde erwählt worden. Hiernach entstanden jahrelange Kämpfe zwischen den verschiedenen Prätendenten, welche die Provinzialgarnisonen ernannt hatten. Die demoralisierte Garde, welche schuld an der Erhebung wie an dem Sturz der Kaiser gewesen war, wurde zwar von dem energischen Kaiser Septimius Severus reorganisiert[1]), aber trotzdem dauerten noch nach dem Tode Severs († 211) das Prätendententum und die Militärrevolten fort; fast jeder Kaiser der nächsten 50 Jahre kam gewaltsam ums Leben, meist bei einer Empörung unzufriedener Soldaten, manchmal einfach auf Beschlufs einer Offiziersfaktion.

Dazu kam, dafs schon seit Alexander Severus (222—235) die Grenzen des Reiches durch kriegslustige Völkerschaften schwer bedroht waren, und das Reich zu einer andauernden kriegerischen Abwehr gezwungen wurde. 226 wurde das neupersische Reich unter der Dynastie der Sassaniden begründet, und es erstand damit dem römischen Reiche ein viel gefährlicherer Feind, als es die Parther gewesen waren. Die neuen „Grofskönige“ erhoben

[1]) Näheres darüber am Schlufs dieses Abschnittes.

den Anspruch auf alle Länder des alten Achäridenreiches und der religiöse Fanatismus ihres Volkes, welcher alle andren Religionen vernichtet zu sehen wünschte, unterstützte sie in dieser Eroberungspolitik. Alexander Severus trat ihnen mit Energie entgegen (232) und konnte wenigstens ihr weiteres Vordringen hemmen. Aber das war nur möglich gewesen durch Heranziehung zahlreicher Legionen vom Rhein und von der Donau. Dieses aber war das Signal zum Vordringen der Germanen und damit — der Anfang vom Ende.

Über die Gefahr, welche dem römischen Reiche von den Germanen drohte, wird unten im Zusammenhang die Rede sein. Hier sei nur erwähnt, dafs die Kämpfe mit ihnen seit Kaiser Valerian (251 bis 260) einen solchen Umfang annahmen, dafs die Sicherheit und Einheit des Reiches ernstlich bedroht war. Es war die Zeit der sogenannten dreifsig Tyrannen, da die Teile des Reiches sich selbständig unter Provinzialkaisern konstituierten und, von der Reichsverwaltung im Stiche gelassen, auf eigene Hand sich der auswärtigen Feinde zu erwehren suchten. Da erstand im Westen ein gallisches Reich unter Postumus und Tetricus, welches die Germanen am Rhein zurückdrängte, im Osten das Königreich Palmyra, welches selbst über Ägypten Einflufs gewann und die Perser mit Glück bekämpfte. Aber was wollten einige derartige Siege heifsen gegenüber dem Zustande der allgemeinen Auflösung, in welchen das ganze Reich geraten war! Dazu kam, dafs eine furchtbar verheerende Pest fast 30 Jahre das römische Reich durchwütete und entvölkerte. Schlimme innere Wirren vollendeten das Unheil. So brach z. B. ums Jahr 262 in Ägypten ein gefährlicher Aufstand der leicht empfindlichen Ägypter und Griechen Alexandrias gegen das römische Militär aus, und im selben Jahr konnte ein Soldatenaufstand in Byzanz nur mit Mühe unterdrückt werden.



Caracalla. (Marmorbüste. Neapel).

Rechnet man hinzu, dafs die abergläubische Furcht vor dem Zorne der Götter, welchen alles dieses Unheil zugeschrieben ward, zu einer Hetze gegen das Christentum und zu der schlimmsten Epoche der Christenverfolgung (250—260) unter Decius und Valerian führte, da selbst die Grabstätten den Christen genommen wurden, so wird man einigermafsen ermessen können, wie zerrüttet die Lage des Reiches damals war.

Die fortwährenden Kriege erforderten natürlich einen grofsen Aufwand für militärische Zwecke. Die schon im voraufgehenden Jahrhundert oft drückende Steuerlast wurde jetzt unerträglich. Wie sehr ohnedies seit



Inneres der Thermen des Caracalla.

langem der fiskalische Gesichtspunkt bei der Steuererhebung überwogen hatte, das zeigt die erschreckliche Höhe der Steuerreste, welche selbst in den besseren Tagen der Antonine von Zeit zu Zeit erlassen werden mufsten. Hadrian liefs Schuldverschreibungen an den Fiskus im Werte von ungefähr 200 Millionen Mark verbrennen, ein Beweis, wie sehr schon die Steuerkraft des Reiches in ungesunder Weise angespannt worden war.

Die Prachtbauten der Severe, vor allen Dingen die Thermen des Caracalla, verschlangen unermefsliche Summen. Selbst in den traurigsten Zeiten der Not wurden erhebliche Summen für derartige Zwecke verwendet, so z. B.

noch von Gallienus (260—268), als bereits die Germanen die Grenzprovinzen überschwemmt hatten.

Nicht als ein Zeichen besonderen Liberalismus darf es gelten, dafs Caracalla allen freien Einwohnern des ganzen römischen Reiches das volle Bürgerrecht zuteil werden liefs (212). Der grofse Gedanke, alle Bewohner der damaligen zivilisierten Welt zu einer politischen Einheit zusammenzufassen, lag diesem Kaiser fern. Er führte diese Neuerung hauptsächlich deshalb ein, um die durch seine Verschwendung, durch die Geschenke an die Soldaten und die Bauten geleerten Kassen zu füllen. Die Neubürger mufsten die Wohlthat des Bürgerrechts teuer genug erkaufen, indem sie neben den alten Provinzialsteuern auch die Reichssteuern bezahlen mufsten, ja infolge der schlechten Finanzwirtschaft in doppelter Höhe. Das ohnehin unter Septimius Severus (193—211) hohe Militärbudget wurde unter seinem Sohne noch um 60 Millionen Mark erhöht.

So näherte sich denn schon unter Caracalla (211—217) das römische Reich dem Staatsbankerott. Vorübergehend hatten schon frühere Kaiser die Gold- und Silbermünzen unter dem Wert ausgegeben. Trajan prägte die Silbermünzen um 20% geringer aus, trotzdem unter ihm manche Steuern gemindert oder abgeschafft wurden, allein um ein für die Staatskasse einträgliches Geschäft zu machen. Schon eher war es bei der Not der Zeit entschuldbar, dafs Marc Aurel eine Münzverschlechterung vornahm. Die grofsen Schenkungen an die Gardetruppen (jeder Prätorianer erhielt bei seiner Thronbesteigung ein Geschenk von ca. 4000 Mark), die Errichtung neuer Legionen und die Vorbereitungen für die fortwährenden Kriege gegen Parther und Germanen machen es erklärlich, dafs am Ende seiner Regierung die Goldprägung stockte, das Silber eingezogen und minderwertig wieder ausgegeben wurde. Die unter Severus zunehmende Münzverschlechterung brachte seinen Sohn Caracalla dazu, nicht nur das Silbergeld mit 50—60% Kupfer zu legieren, sondern auch das Goldstück bedeutend unter dem Werte (= 1/50 Mark) auszuprägen. Auf diesem verhängnisvollen Wege folgte ihm Elagabal (218—222) und verlangte obendrein die Bezahlung der Abgaben in gutem Golde, während die fiskalischen Ausgaben in der verschlechterten Münze geleistet wurden. Das schlechte Geld erhielt Zwangskurs, aber nichts konnte den Kaufmann hindern, das kaiserliche Geld nachzuwiegen und seine Preise je nach dem Silbergehalt der Münze zu erhöhen. Dabei mufste die Falschmünzerei ein einträgliches Gewerbe werden. Entsprechend dem volkswirtschaftlichen Grundsatz, dafs das schlechtere Metall das bessere aus dem Lande verdrängt, geschah es auch damals, dafs die wertvolleren Gold- und Silbermünzen ins Ausland wanderten.

Es bedurfte nur noch einer allgemeiner Kalamität und — der Staatsbankerott war nicht zu umgehen. Derselbe erfolgte denn auch in dem folgenden Menschenalter. Unter Gordian III. enthielt[1]) die Silbermünze etwa $33^1/_3$% feinen Silbers, sank aber unter Gallienus (260—268) allmählich von 20 auf 5%, unterschied sich zuletzt also nur sehr wenig von der Kupfermünze. Die Folge war, dafs bald die Münzbeamten selbst den Staat betrogen, vor allem aber, dafs die Beamten und alles, was seine Einkünfte in dem wertlosen Gelde empfing, auf Betrug und Erpressung angewiesen war. Wie die Beamten, so das Militär. Die Zuchtlosigkeit und Raubgier der Soldaten ward überaus lästig. Bei einem solchen Währungssystem waren die schlimmsten Preisschwankungen unausbleiblich, alle Sicherheit des Verkehrs schwand, jede gesunde Entwickelung des Handels ward unmöglich. Was



Erstürmung der dacischen Hauptstadt. (Relief der Trajansäule).

Aurelian zur Besserung dieser Münzkrisis gethan hat, ist ohne bleibende Wirkung gewesen. Seine Edikte, welche den Umlaufswert der Münzen zu bestimmen suchten, erregten u. a. in Rom einen gefährlichen Aufstand. Erst unter Diokletian ist eine wirkliche Besserung eingetreten.

Wo der Handel, wie nach dem damaligen Indien hin, auf Goldzahlung beruhte, mufs derselbe infolge der Münzkrisen völlig gestört gewesen sein[2]). Desgleichen überhaupt in den Grenzprovinzen, welche durch die kriegerischen Einfälle der Parther und Germanen zu leiden hatten. Schlimmer war es, dafs auch die Lebensader der alten Welt, das Mittelmeer, unterbunden war, nicht mehr ungehindert befahren werden konnte. Den Osten machten seit

[1]) Vgl. die Angaben bei Hertzberg, Geschichte des römischen Kaiserreiches 582.
[2]) Vgl. H. Schiller, Geschichte der römischen Kaiserzeit 1,891.

der Mitte des 3. Jahrhunderts die Goten unsicher. Oft suchten sie hier die blühenden Handelsstädte heim und auch im Westen kann die Sicherheit der Schiffahrt und des Seeverkehrs nur gering gewesen sein. Das zeigt jene merkwürdige Heerfahrt, welche am Bosporus angesiedelte Frankenscharen unter Probus quer durch das Mittelmeer hindurch bis zur Rheinmündung unternommen haben. Unterwegs hat diese Piratenflotte nicht nur hie und da einige Plünderungseinfälle unternommen, sondern grofse Städte, wie Syrakus und Karthago wurden von ihr erobert. Das war nur möglich, wenn die römische Marine in einem völlig verwahrlosten Zustande war.

Endlich litt auch bei derartigen zerfahrenen Zuständen die Rechtssicherheit. Caracalla hatte zwar in dem Bestreben, zu zentralisieren und — hierin offenbar unter dem Einflufs der gleichzeitig lebenden grofsen Juristen Papinian, Ulpian u. a. — die Rechtspflege einheitlicher zu gestalten, die Selbständigkeit der Kommunalobrigkeiten zu beseitigen gesucht. Aber als in den fortwährenden Revolutionskämpfen die Kraft der Centralgewalt erlosch, da war häufige Klage über die gewissenlosen Statthalter, welche in den Provinzen, ohne Kontrolle und ohne Sinn für Recht, schalteten und walteten.

Es ist klar, dafs bei solchen unruhigen Zuständen auch die Bildungsverhältnisse darniederliegen mufsten. Nur die praktischen Disziplinen, Jurisprudenz und Beredsamkeit, welche nötig waren, um tüchtige Beamte heranzuziehen, wurden noch eifrig gepflegt. Namentlich in den inneren Provinzen des Westens, in Gallien, Spanien und Afrika blühte das Studium der Grammatik und Rhetorik und zeigten die höheren Stände ein lebhaftes Streben in diesen Wissenschaften tüchtiges zu leisten. In Gallien waren damals noch Bordeaux und Aachen Studiensitze ersten Ranges.

Auch manche künstlerische Interessen daselbst sind von den politischen Wirren weniger betroffen und in diesen Provinzen damals gepflegt worden.

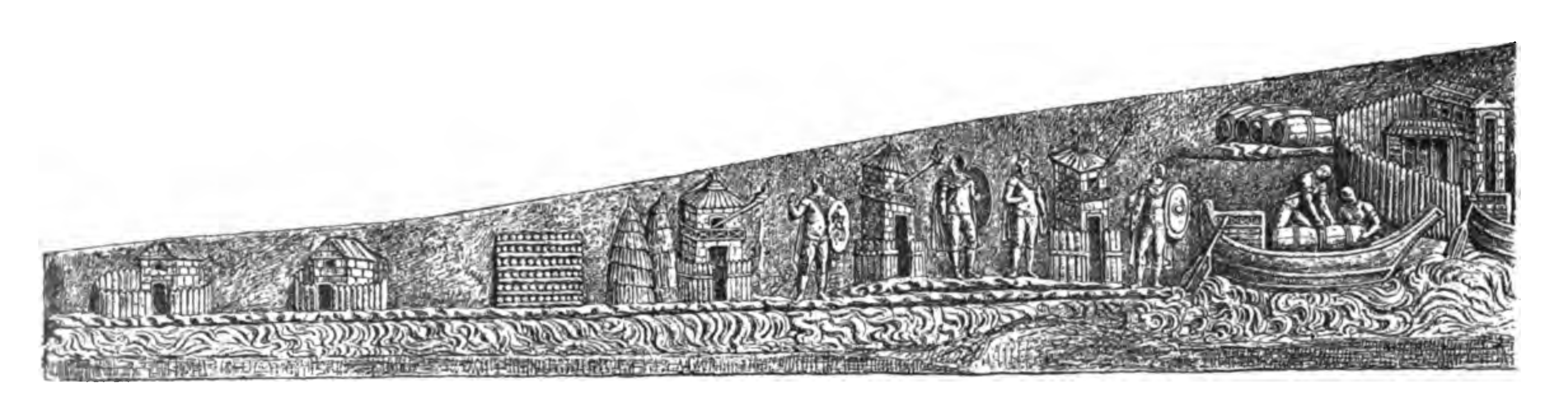
Kläglich scheiterten die veralteten Versuche des machtlosen Senats, sein Regiment an die Stelle des Imperatorentums zu stellen. Seine Throncandidaten wie Pertina (193), Pupienus, Balbinus, die Gordiane (238),[1] Tacitus (275) sind fast sämtlich im Jahre ihrer Erhebung wieder gestürzt, meist ermordet worden.

Noch sonderbarer ist die Herrschaft, welche einige Weiber auf die Regierung ausgeübt haben. Weniger nimmt dieses vielleicht Wunder bei dem asiatischen Sonderreich zu Palmyra, welches sich unter der reizenden Zenobia in den Zeiten der 30 Tyrannen (260—68) von dem römischen Reiche

[1]) Innerhalb weniger Monate dieses Jahres haben 6 Kaiser ihren Tod gefunden.



Auszug des römischen Heeres. (Von der Trajanssäule in Rom).



Römische Wachtposten und Magazine. (Von der Trajanssäule in Rom).

abtrennte. Eigentümlicher ist die Herrschaft der Weiber des severischen Hauses, der Julia Mammaea und der Julia Soaemias mit ihren sittenlosen Töchtern. Diese haben das römische Reich fast 20 Jahre unter Elagabal und Alexander Severus (217—235) geleitet. Der ersteren Sohn, der halbverrückte Elagabal, ernannte nicht nur seine Mutter und Grofsmutter zu Mitgliedern des Geheimrates, sondern verfiel auch auf die Idee, einen Frauensenat zu berufen, eine Tollheit, welche seine Garden rechtzeitig verhinderten.

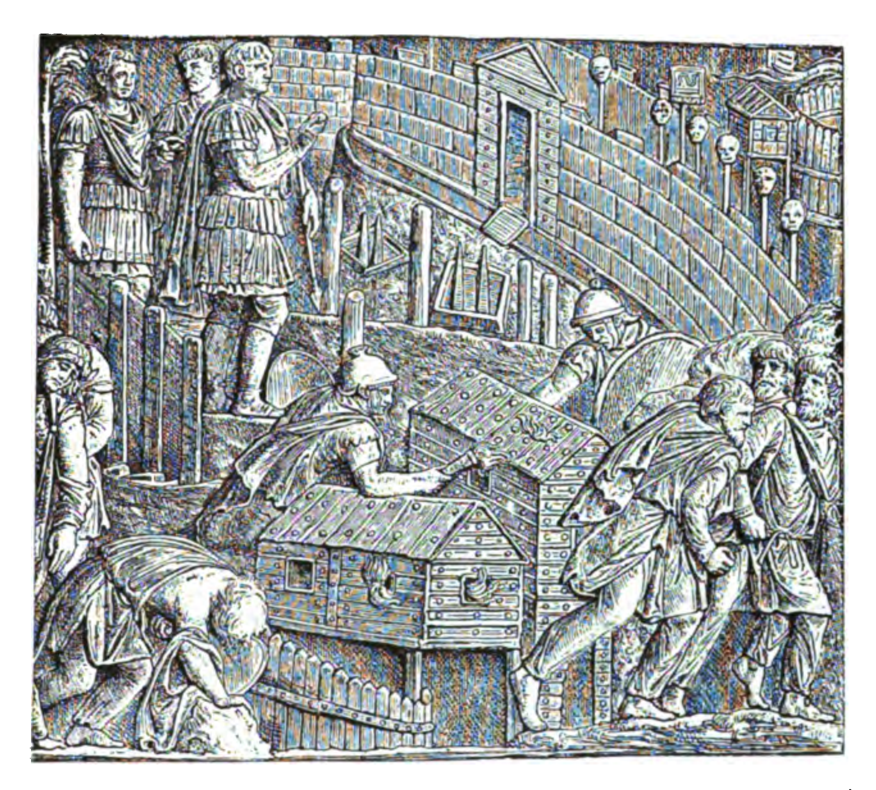
Schliefslich sei hier noch besonders auf einen scheinbaren Nebenumstand hingewiesen, welcher jedoch für die weitere Entwickelung der Reichsverhältnisse in dieser, wie in der folgenden Epoche von entscheidender Bedeutung geworden ist. Gemeint ist die Zusammensetzung der römischen Garde.

Die Praetorianer der beiden ersten Jahrhunderte waren fast ausschliefslich Italiker.[1]) Diese alte Kaisergarde war im Jahre 193 von Septimius Severus aufgelöst worden, nachdem sie allerdings ja durch die Ermordung ihrer Präfekten, der Kaiser Commodus und Pertinax, sowie durch die schmähliche Verauktionierung des Römerreiches unter Didius Julianus das Mafs ihrer Schuld vollgemacht hatte.

Ihre Auflösung war eine politische Notwendigkeit geworden und ist auch meistens als eine Wohlthat für Rom aufgefafst worden. Gleichwohl haben manche Schriftsteller des 3. Jahrhunderts anders geurteilt. Während die Legionen des 2. Jahrhunderts bereits völlig barbarisiert waren, repräsentierte die Kaisergarde das nationalrömische Element. Die Illusion, dafs Italiens Wehrkraft noch nicht gebrochen sei, ward hierdurch gestützt, schwand aber mit Severus' Neuordnung. Jetzt wurde die Garde aus den Legionen ergänzt, aber, wie die Inschriften lehren, wurden dabei bald einige Provinzen bevorzugt. Sehr gering ist die Zahl, welche aus den westlichen Provinzen stammt, bald schwindet auch die Zahl der aus Afrika und Asien stammenden. Vorherrschend vertreten sind Illyrier und Thraker. In den Donauprovinzen standen seit Marc Aurel 12 Legionen, und da die Truppen seit Hadrian sich aus ihren Garnisonsbezirken ergänzten, überwog seitdem auch in der Garde durchaus das militärische Element dieser Provinzen. Aus ihnen stammen denn auch zahlreiche Kaiser. Das illyrisch-thrakische Offiziercorps hat lange Zeit einen dominierenden Einflufs ausgeübt, Kaiser ein- und abgesetzt, bis es in

[1]) Eine besonders umfangreiche Inschrift (Corpus Inscriptionum latin. VI, 2379) giebt Namen und Heimat von 260 Leuten an, welche in den Jahren 143 und 144 eingetreten, im Jahre 160 zur Entlassung kamen. Von diesen sind nur 12 Nichtitaliker. Vgl. Oskar Bohn, Über die Heimat der Prätorianer. (Berlin 1883.)

seinem einflufsreichsten Vertreter Diokletian dem römischen Reiche eine völlig neue Organisation gab. Was Severus an die Stelle der alten Einrichtungen setzte, hat schliefslich noch verderblicher gewirkt, als das beseitigte System. Die Begehrlichkeit der Provinzial-Truppen war jetzt entfesselt. Ihre Unterordnung unter das militärisch-nationale Element Italiens hatte aufgehört. „Die entsetzlichen Vorgänge des 3. Jahrhunderts, die Thatsache, dafs in den 83 Jahren vom Tode des Severus bis zum Regierungsantritt Diokletians



Zerstörung einer feindlichen Stadt. (Relief der Trajanssäule).

jeder allgemein anerkannte Kaiser im Durchschnitt nur 4 Jahre regiert hat, um dann durch die Truppen ermordet zu werden, geht doch in letzter Ursache auf die Vernichtung der autoritativen Stellung Italiens durch Severus zurück." Mit dieser Neuorganisation hielten die barbarischen Elemente in Rom und in Italien ihren Einzug. Rohheit und Ungebildetheit nahmen zu, und indem dieses Element in die höheren Chargen Eingang fand, wirkte es auch auf das niedere Volk verrohend. Der Rückgang der Kultur, zunächst in Italien, ist also mit auf diese Umgestaltung der Gardetruppen zurückzuführen.

Die Germanen.



Germane.
(Marmorkopf. London, British Museum).

Gleich zu Beginn der römischen Kaiserzeit tritt ein Volk in den Vordergrund, welches dereinst das römische Reich vernichten und die Erbschaft desselben antreten sollte: die Germanen. Diese in zahlreiche Stämme und Völkerschaften zerteilte Nation hatte, soweit geschichtliche Zeugnisse zurückreichen, ihre Wohnsitze in Deutschland zwischen Weichsel und Rhein, jedoch nur etwa bis zum Main südlich. Im Norden bewohnten die Germanen Dänemark und die skandinavische Halbinsel. Diese letzteren, einschliefslich der Goten auch Ostgermanen genannt, bilden sprachlich eine besondere Gruppe für sich, während die übrigen Völkerschaften als Westgermanen nähere Verwandtschaft unter sich zeigen. Bei ihnen schieden sich wieder die oberdeutschen von den niederdeutschen Stämmen. Die Bewohner dieser Gegenden sind in Sprache und Religionsauffassung nahe verwandt und sie sprachen dieses auch in ihren Sagen aus. Trotzdem scheinen sie kein Bedürfnis gefühlt zu haben, sich einen gemeinsamen Namen zu geben. Germanen wurden sie von ihren Nachbarn genannt.[1])

Die wichtigsten Völkerschaften Germaniens waren folgende: An der Nordsee wohnten die Bataver (bei der Rheinmündung), östlich davon Friesen

und Chauken, denen sich an der Unterelbe die Longobarden anschlossen. Den Rhein aufwärts finden wir Usipeter, Tencterer, Sigambrer (an der Sieg), Mattiaker (in Nassau), und östlich von letzteren die Chatten (in Hessen). In Westphalen und der Wesergegend wohnten die Brukterer, die Ampsivarier, dann östlich von ihnen die Cherusker. In Thüringen finden sich Hermunduren, südlich und östlich von ihnen die Markomannen und Quaden (bis Mähren hin). Zwischen Elbe und Oder wohnten die Ahnherren der späteren alemannischen Völkerschaften, die Semnonen, in Schlesien Vandalen, endlich in Preufsen Goten und Burgunder.



Germanin. (Marmorkopf. St. Petersburg).

Die ersten Berührungen der Römer mit den Germanen reichen bis zum Einfalle der Teutonen und der gleichfalls zweifellos germanischen Cimbern zurück (113 v. Chr.), welche eine gewaltige Sturmflut der Ost- und Nordsee zum Auszuge veranlafst hatte. Ihr kriegerisches Ungestüm mufste schliefslich der überlegenen Kriegskunst der Römer weichen, blieb aber den Römern noch lange in lebhafter Erinnerung. Nach den vorübergehenden Kämpfen Caesars gegen Ariovist (58 v. Chr). und die Germanen am Niederrhein (55—53 v. Chr.) fand der erste ernstliche Zusammenstofs zwischen der Germanenwelt und dem römischen Reiche in der zweiten Hälfte von Augustus' Regierung statt (16. v. Chr. bis 16 n. Chr.)

Als der Kampf am Rhein durch einen Vorstofs der Sigambrer ausbrach, liefs Augustus zunächst die Donauprovinzen besetzen und damit die Nordgrenze Italiens sichern. Dann unternahm Drusus seine äufserlich erfolgreichen Züge nach den friesischen Inseln, nach Ems und Weser und drang 9 v. Chr., die Chatten und Cherusker vor sich hertreibend, bis zur Elbe

vor. Nach seinem Tode stockte die kriegerische Aktion. Augustus' auswärtige Politik suchte zwar überall die Grenzen zu sichern und durch kleinere Offensivstöfse dem römischen Namen Achtung zu verschaffen, war aber wesentlich defensiver Natur. Erst 4 n. Chr. scheint Tiberius die militärischen Operationen mit gröfserem Nachdruck wieder aufgenommen zu haben. Er drang bis ins Gebiet der Longobarden an der Elbe vor. Darauf schickte er sich an, das damals bedeutendste Königreich der Germanen, das Markomannenreich unter König Marbod zu bezwingen. Als er aber von Pressburg aus in Mähren eindrang, erhoben sich die kriegerischen Bewohner von Ungarn und Kroatien. Noch hatte er diese kaum bewältigt, als die Kunde von der schrecklichen Niederlage des Varus Rom in einen „cimbrischen Schrecken" versetzte (9 n. Chr.). Jetzt galt es, die Rheingrenze zu sichern und die Defensive gewissenhaft zu beobachten. Selbst die „Revanchefeldzüge" des Germanicus (14—16) waren keine eigentliche Ausnahme; als Germanicus sich in zu gefährliche Kämpfe in Feindesland[1]) einliefs, wurde er abberufen. Kaiser Claudius zog nach vorübergehenden Kämpfen mit Friesen und Chauken die Besatzungen am Unterrhein hinter diesen Flufs zurück. Nur vorübergehend wurde durch den Bataveraufstand des Civilis, welcher allerdings die verschiedensten Völkerschaften rechts und links vom Rhein mit ergriff, die ruhige Entwickelung der beiden linksrheinischen Provinzen Ober- und Untergermanien gestört (um 70).

Statt dessen hat Rom durch ein friedliches Werk seine Grenzen gegen Osten erweitert. Kaiser Domitian suchte bei einem kurzen Germanenkriege, welchen er lediglich aus Ruhmbegierde unternommen hatte, das vorläufig besetzte Land östlich vom Mittelrhein durch einen Grenzwall zu sichern. Diese von ihm in Angriff genommene, von Trajan vollendete grofsartige Grenzbefestigung des Limes[2]) bildete beinahe bis zu Beginn der Völkerwanderung die Scheide zwischen der Römerherrschaft und dem freien Germanien und hat bis in die Mitte des 3. Jahrhunderts auch die römischen Grenzlande hinlänglich geschützt. Sein nächster Zweck war allerdings nicht eigentlich militärischer Art. Dazu war die Befestigung zu unbedeutend. Er sollte vorzugsweise die nicht kontrollierte Überschreitung der Grenze hindern. Doch diente er mit seinen Kastellen und Wachttürmen auch militärischen Zwecken. Er war eine Signal- und Alarmlinie, welche die Thätigkeit der dahinter in Standlagern und Kastellen liegenden Truppen wesentlich erleichterte.

[1]) An derselben Stelle im Teutoburger Walde, wo Varus die Niederlage erlitten hatte, (9 n. Chr.), lieferte er den Cheruskern eine siegreiche Schlacht.

[2]) Vgl. Mommsen, Röm. Geschichte 5, 136—143. Kaufmann, Deutsche Geschichte bis auf Karl den Grofsen, 1, 72 f.

In den nächsten 150 Jahren wurde einigemale an der Donau mit den dort vordringenden Völkern ernstlich gerungen. Trajans Siege gegen die Daker in der Wallachei und Marc Aurels Feldzüge gegen die Markomannen (166—180) lehren, welche Gefahr dem Reiche von jener Seite drohte, und erklären es, weshalb im 3. Jahrhundert die Besatzungen der Donauprovinzen so sehr verstärkt wurden. Am Rhein herrschte dagegen während jener Epoche gröfstenteils Ruhe. Die Garnisonen wurden sogar vermindert und die beiden germanischen Provinzen wurden allmählich romanisiert. Um die Mitte des 3. Jahrhunderts ward dies anders [1]). An fast allen Stellen des Grenzwalls, von Coblenz bis Regensburg, brachen germanische Stämme in's Römerreich hinein. Neue Völkerstämme treten auf, welche bisher kaum dem Namen nach bekannt gewesen waren: Alemannen, Franken, Burgunder, Goten.

Allerdings ist diese erste Wanderung noch recht verschieden von der allgemeinen Völkerwanderung, deren Beginn um 375 angesetzt wird. Bis dahin wurde zwar das römische Reich oft genug von kühnen und gefährlichen Beutezügen heimgesucht. Erst seit 375 aber suchten die ganzen Germanenstämme auf römischem Boden dauernde Niederlassungen zu gewinnen und es gelang ihnen seitdem auch bald genug, die meisten Provinzen des weströmischen Reiches zu besetzen.

Gleich beim ersten Ansturm übrigens war das Römerreich dem Untergang nahe genug. 253 überschwemmten die Goten und Markomannen die Balkanhalbinsel und bedrohten die Grenzen Italiens. Bald erschienen sie als kühne Seefahrer an den Küsten des schwarzen Meeres. Trapezunt fiel. 256 rückten dann aus rechtsrheinischen Völkerschaften gebildete Frankenscharen über den Rhein vor. Manche Teile des linken Ufers wurden von ihnen besetzt. Ein grofses Heer derselben überschritt die Pyrenäen, ein Teil ging sogar nach Nordafrika weiter. Gleichzeitig brachen die Alemannen nach Süden auf. 259 drangen sie über die Alpen in Norditalien ein, ebenso wieder 270. Inzwischen bedrängten sie Gallien.

Das Römerreich drohte schon damals zu zerfallen. Die Jahre 258 bis 268 sind die Zeit der „Pronunciamentos". Fast in jeder militärisch besetzten Provinz nahm der Statthalter den Purpur an. Diese Zeit der „30 Tyrannen" mufste für die Germanen geradezu eine Aufforderung sein, in das römische Reich einzufallen, und mit den Germanen wetteiferten damals die Perser. Gleichwohl haben nicht sie, sondern die Germanen,

[1]) Vereinzelt hören wir auch schon früher von Kämpfen; so ist, abgesehen von einigen Grenzkriegen gegen die Chatten, vor allem des ersten Feldzuges gegen die Alemannen zu gedenken, welchen Kaiser Caracalla (213) unternahm.

unterstützt durch die fünfzehn Jahre hindurch wütende Pest und die Zwietracht der mit einander um die Krone streitenden Statthalter, die letzte Kraft des Reiches aufgezehrt.

In der That, wäre es nicht (268) gelungen, die Einheit des Reiches wiederherzustellen und hätten nicht drei so ausgezeichnete Feldherren, wie Claudius (268—270), Aurelianus (270—275) und Probus (276—282) die Heere siegreich gegen alle Germanenvölker geführt, so wäre schon damals das römische Reich zerfallen. Diese drei waren Illyrier; sie gehörten jenem ausgezeichneten Generalstabe an, welcher seit Decius' Zeit die illyrischen Legionen zu einer Elitetruppe der Armee gemacht hatte.

Germanin, sog. Thusnelda. (Florenz, Uffizien).

Der gewaltige Aurelian, welcher vom leibeigenen Colonen sich zum Kaiser emporgearbeitet hatte, kämpfte bald an der untern Donau gegen Goten und Juthungen, bald gegen die Alemannen, welche die Alpen überstiegen und Oberitalien verwüstet hatten. Darauf brachte er die im Osten selbständig gewordene palmyrenische Herrschaft, die sich sogar schon bis Alexandria ausgedehnt hatte, wieder zum Reiche zurück. Die Stadt Rom selbst wurde damals durch die 18 km lange, über 15 m hohe aurelianische Mauer stark befestigt. Durch die Unterwerfung des Tetricus, welcher sich in Gallien und Spanien eine besondere Herrschaft gegründet hatte, wurde die Reichseinheit wiederhergestellt. In seinem Sinne

wirkte der vortreffliche Probus weiter. Eine gewaltige Energie bewährte er im Kriege gegen die Alemannen! 70 Städte, welche sie in Gallien erobert hatten, nahm er ihnen wieder; 400000 Alemannen rühmte er sich erschlagen zu haben.

Über den römischen Grenzwall hat er sie jedenfalls zurückgetrieben, aber nicht überall half Gewalt. Er mufste sich bequemen, 100000 Sarmaten in Bulgarien anzusiedeln und er konnte es nicht hindern, dafs 280 die Franken ihren berüchtigten Plünderungszug quer durchs Mittelmeer unternahmen.

Das geschah zu den Zeiten eines Probus, der im übrigen die Grenzen mit starker Hand geschützt hat. Von diesen Schreckenszeiten innerer Zerrüttung und äufserer Bedrohung hat sich das römische Reich nie wieder völlig erholt. Aber auch die Germanen hatten grofse Verluste erlitten, welche es ihnen rätlich erscheinen liefsen, einen allgemeinen Eroberungszug gegen das Römerreich zunächt noch zu vertagen.

Letzte Reaktionsversuche.

Es ist der Fluch einer jeden Revolutionszeit, dafs sie gerade in den Kreisen der besseren und besonneneren Elemente die Sehnsucht nach einer Reaktion wach ruft.

Gar bald schwindet infolge der äufseren Wirren und Kämpfe der Sinn für die früher verfochtenen Ideale und Reformen. An ihre Stelle tritt das Bestreben, mit Hülfe der konservativen Mächte in Staat und Kirche die alten, meist sogar durchaus veralteten Ordnungen wiederherzustellen. Es ist erklärlich, wenn dabei wirkliche Erfolge vermifst werden. Denn künstliche, den wahren Bedürfnissen der Gesellschaft widersprechende Mafsregeln rufen in der Regel nur neue Katastrophen hervor.

Die Richtigkeit dieses Satzes zeigt sich klar bei einem Blick auf die Reaktionsversuche, welche das römische Caesarentum nach den traurigen inneren Zerwürfnissen 235—268 und nach dem gewaltigen Ringen gegen die vordringenden Germanen 251—284 gemacht hat. Wie bemerkenswert auch manches an ihnen ist, die gehoffte Wirkung mufste gröfstenteils ausbleiben.

Als Diokletian durch die Offiziere zum Kaiser ernannt worden war, zeigte es sich bald, dafs diese die beste Wahl getroffen hatten. Mit klarem

Scharfblick erkannte er, dafs das grofse Reich bei der fortwährenden Anwesenheit der Kaiser im Feldlager, an den äufsersten Grenzen des Reiches, nicht mehr von einem Centralpunkte aus regiert werden könne. Er nahm also eine Reichsteilung vor, welche doch nicht die Reichseinheit völlig aufheben sollte. Das ganze Reich ward in 4 Teile geteilt, unter die Regierung von zwei Augusti und zwei Caesares gestellt. „Es sollten in Zukunft immer zwei Gröfsere im Staate sein, als Herrscher, und zwei Geringere, als Helfer."

Er selbst ernannte seine Nachfolger und Mitregenten und hoffte so der Usurpation der Kaiserwürde, sowie den steten Soldatenaufständen genügend entgegengewirkt zu haben. Auch gelang ihm dies, so lange er regierte (284—305), oft unter recht schwierigen Verhältnissen. Diokletian residierte in Nicomedeia, um von da bald gegen die Perser, bald gegen die Goten helfend eingreifen zu können. Kaum aber hatte er die Zügel aus der Hand gegeben, als auch seine Mitcaesaren gegen einander zu Felde zogen und 20 Jahre hindurch eine schwere Krisis über das Römerreich herbeiführten.[1])

Gröfsere Dauer hatte Diokletians neue Verwaltungsorganisation.

Schon im 2. Jahrhundert hatte sich das Kaisertum von der gemäfsigten Form des augustischen Prinzipats, welches wenigstens manche republikanische Formen beibehalten, und dem Senat einen gewissen Anteil an der Verwaltung gewährt hatte, allmählich bis zur absoluten Monarchie weiter entwickelt. Unter den trefflichen Antoninen war doch die Selbstverwaltung der Städte und Provinzen beschränkt, die Centralgewalt vergröfsert worden. Auf diesem Wege that die diokletianische Reform einen wichtigen Schritt weiter. Vor allem wurde die Zahl der Provinzen und die Menge der Instanzen bedeutend vermehrt. Die Zahl der Provinzen wurde auf 101 erhöht, manche landschaftlich vereinte Gebiete durch die Verwaltung getrennt; diese Provinzen waren aber unter 12 Diözesen verteilt, über welchen wieder die vier erwähnten Präfekturen standen. Bisher hatte die Provinz die Verwaltungseinheit gebildet, jetzt wurde es die Diözese. Die unterste Instanz in Verwaltung und Justiz bildeten die Provinzialstatthalter. An ihrer Kompetenz ist in doppelter Weise eine einschneidende Veränderung vorgenommen worden. Bisher war die Theorie festgehalten, dafs beim Civilprozefs der Beamte die Oberleitung, ein Geschworener (iudex privatus) die Entscheidung habe. Von jetzt ab lag dem kaiserlichen Beamten allein die Rechtsprechung ob. Wichtiger noch war die andre Veränderung.

Bis zum 4. Jahrhundert galt der Grundsatz, dafs der Staats- oder Reichsbeamte an der Spitze einer Provinz vollständige und freie Obergewalt über

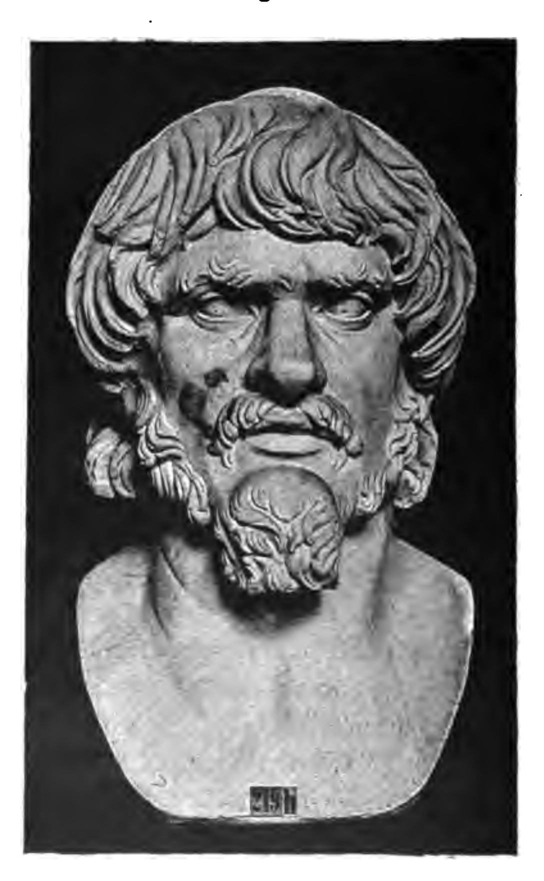
[1]) Seeck, Geschichte des Untergangs der antiken Welt 1,1 f.

alle in dem betreffenden Distrikt befindlichen Staatsmittel hatte, dafs er sowohl Civil- als Militärgouverneur war. Erst die diokletianisch-konstantinische Verfassung trennte diese Machtvollkommenheiten in Civil- und Militärgewalt. Der Grund dazu war einfach genug: — ein Akt der Not. Durch die vereinigte Handhabung nämlich von Civil- und Militärgewalt ward es dem Provinzalstatthalter jederzeit leicht, sich zu empören und mit Hilfe seiner eigenen Truppen sich zum Kaiser auszurufen. Dem mufste, zur Herstellung geordneter Verhältnisse, vorgebeugt werden; daher die Trennung von Civil- und Militärverwaltung. So lag nun die Summe der provinzialen Gewalt in wenigstens zwei Händen, deren gegenseitiges Rivalisieren um die Gunst des Kaisers eine Vereinigung und die daraus drohende Gefahr mit wenigen Ausnahmen vereitelte. Auf diese Weise schufen Not und praktische Klugheit das Beamtentum, an sich weder ein Übel noch ein Rückschritt, vielmehr entwickelte es sich dem Gesetze von der Teilung der Arbeit gemäfs in allen gebildeten Staaten zu einem anerkannten System, welches nur selten und in aufserordentlichen Fällen durchbrochen wird. Selbstverständlich ist dieses, wie jede Einrichtung, dem Mifsbrauche ausgesetzt und weist als Bureaukratie in der That genugsame Schattenseiten auf; indes sind Staaten ohne eigentliche Bureaukratie, z. B. die Vereinigten Staaten Nordamerikas, in der Civilisation auch nicht weiter vorwärts gekommen.

Die Zügellosigkeiten der letzten Epoche zogen die Einschränkung nach sich; das bisher demokratische Cäsarentum ward auf einen höheren, der Masse des Volkes und der Soldaten ferngerückteren Posten erhoben, den anzutasten für ein Sakrileg galt und zu dem die Blicke wie zu einem bevorrechtigten, an das Göttliche streifenden Ort gerichtet wurden. Daher umgaben sich Diokletian und Konstantin fortan mit orientalischem Pomp und lebten in orientalischer Abgeschiedenheit von ihren Unterthanen; darum wurde alles, was den Kaiser anging, mit einer höheren Weihe versehen. Sein Palast hiefs der heilige Palast, sein Befehl ein heiliger Befehl, auf alle Handlungen und Gegenstände seines Lebens dehnte sich dies aus, und so entstand die Majestät des Herrschers. Die noch heute gebrauchten Titulaturen: Majestät, Hoheit, Durchlaucht, Excellenz u. s. w. haben alle ihren Ursprung in der konstantinischen Zeit; der moderne Hofstaat mit den Hofchargen lehnt sich an dieselbe an; so gab es schon damals Oberceremonienmeister, Haus- und Hofmarschälle, Kammerherren, Hof- und Kammerräte, Kommandeure der Leibgarde zu Pferd und zu Fufs; auch gab es Chargen ähnlich den heutigen Ministern, Minister der Finanzen, der Justiz und des Innern; sie waren im vollen Sinne Vertrauensmänner des Kaisers und als seine Beamten auch

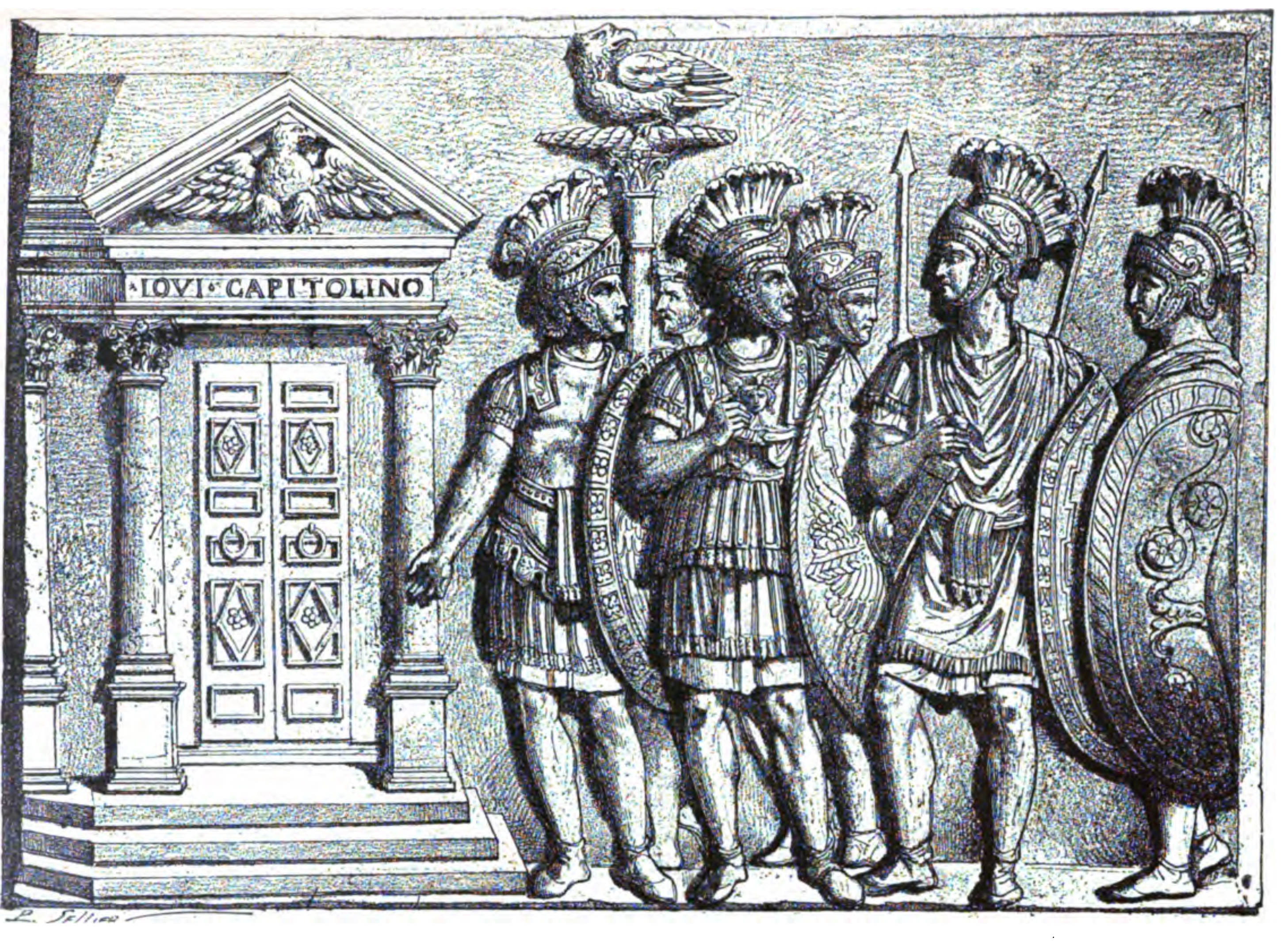
Reichsbeamten. Nicht als ob früher nicht auch Beamte dieser Art und ein Hofstaat den Kaiser umgeben hätte, allein die bestimmte, an typische Formen gebundene Gestaltung dieser Verhältnisse, aus der die modernen geflossen sind, ist das Produkt der konstantinischen Zeit.

Jetzt erst begann das kaiserliche Alleinherschertum, wesentlich verschieden vom bisherigen Cäsarismus, der selbst in den ärgsten Ausschreitungen seinen demokratischen Ursprung nicht ganz verleugnen konnte. Das konstantinische Kaisertum beseitigte auch die letzten Spuren der republikanischen Einrichtungen, es schuf die absolute Herrschergewalt nicht aus Volkes, sondern aus Gottes Gnaden. Solches Beginnen mufste begreiflich seine vornehmste Stütze in der Religion suchen, welche die Geister beherrscht, und in deren Dienern, den Priestern, welche durch die Religion die Massen beherrschen. Klüger als Diokletian sah Konstantin sofort ein, dafs die christliche Lehre allein die dazu erforderliche Fähigkeit besitze.



Dacier. (Rom, Vatikan).

Ein besonderes Gepräge erhält die diokletianische Reichsordnung durch den festorganisierten Stand der überaus zahlreichen Subalternbeamten. Während früher oft Sklaven und Freigelassene als „officiales" der oberen Beamten thätig waren, wurden diese unteren Beamtenstellen jetzt dem Bürgerstande eröffnet. Aber diese Klasse von Angestellten erhielt auch höhere Pflichten. Das überall eingeführte Akten- und Schreibwesen brachte es mit sich, dafs die sachkundigen Schreiber oft einen gröfseren Einflufs auf den Geschäftsgang erhielten, als die häufig wechselnden höheren Chargen. Die Strafandrohungen wegen Gesetzübertretung richten sich vorwiegend gegen die Unterbeamten.



Prätorianer. (Flachrelief im Museum des Louvre zu Paris).

Ein solches Heer von Beamten war gewifs für die ordnungsgemäfse Erledigung der Verwaltungsangelegenheiten, des Rechen- und Steuerwesens, von Nutzen. Andererseits aber kostete es den Staat direkt und indirekt sehr viel und ward namentlich in Zeiten, da schon die Finanzen des Reichs wie die Steuerkraft der Einwohner stark in Anspruch genommen waren, als eine Plage empfunden. Die natürliche Folge einer so centralisierten und büreaukratisch geordneten Verwaltung war die, dafs im Bürgerstand nicht nur die Fähigkeit zur Selbstverwaltung, sondern auch das Interesse an den öffentlichen Angelegenheiten abnahm.

Bedenklicher als alle andern Neuerungen war aber der Umstand, dafs die Pflichten und Lasten der Beamten wie der Bürger in stetem Zunehmen waren und ihre Rechte bei weitem überwogen. Wie erwähnt, hatte schon Caracalla, indem er sämtlichen freien Einwohnern des römischen Staates das Bürgerrecht schenkte, vorzugsweise ein fiskalisches Interesse im Auge gehabt. Die Provinzialen sollten neben den bisherigen auch noch die Steuern der römischen Bürger bezahlen. In der diokletianisch-konstantinischen Verfassung ist dieser Gesichtspunkt der allein mafsgebende geworden. Die höheren Reichsbeamten (Konsulat, Prätur, Quästur), deren Ämter zu blofsen Ehrentiteln ohne eine wichtige Kompetenz herabgesunken waren, hatten die Verpflichtung, kostbare Spiele zu geben. Die Männer senatorischen Ranges hatten eine aufserordentliche Grundsteuer (follis) und gelegentlich besondere Spenden (aurum oblaticium) an den Kaiser zu entrichten.

Noch drückender waren oft die Lasten, welche die städtischen Beamten, Ratsherrn und Unterbeamten zu tragen hatten.[1]) Die aus der früheren Kaiserzeit überkommene Stadtverfassung bestand auch nach der Zeit Diokletians und Konstantins fort, aber unter dem Druck des Despotismus erstarb das Kommunalleben. „Die Kommunen wurden zu Werkzeugen des absoluten Regiments verbildet.“ Namentlich dadurch, dafs durch Konstantin und seine Söhne eine ausgedehnte Einziehung städtischer Güter zur Dotierung der christlichen Kirchen dekretiert war, erlitt das Vermögen der Städte eine empfindliche Einbufse.

Aber schon früher war infolge der Höhe der Lasten, welche den Kommunen auferlegt waren, ihre Steuerkraft erschöpft worden. Indem aber einerseits die Rechte der städtischen Beamten und Ratsherrn verringert wurden, wurde andererseits ihre Verantwortlichkeit für das richtige Einkommen der Steuern erhöht. So wurden die Erhebung der Steuern, die Übernahme von Gesandtschaften, die Beaufsichtigung staatlicher Bauten, die Heizung

[1]) Näheres bietet Karlowa, Römische Rechtsgeschichte 1,894.

öffentlicher Bäder und zahlreiche andere Verwaltungsgeschäfte den Ratsherrn (den Dekurionen) aufgebürdet. Diese Lasten waren aber schon zu Anfang des 3. Jahrhunderts so bedeutend, dafs gesetzlich eingeschärft werden mufste, dafs diejenigen zur Annahme von Ratsherrnstellen gezwungen sein sollten, welche eine höhere Stellung in Stadt und Staat erreichen wollten. Später erklärte man den Dekurionenstand für erblich. Der durch seine Geburt der Kurie Angehörige sollte mit Beginn des 18. Jahres zur Übernahme von städtischen Lasten designiert werden. Doch auch dieses genügte nicht: schliefslich wurden alte Unteroffiziere und Veteranen zwangsweise in städtische Ämter eingesetzt, welche dann allerdings besser befähigt waren, mit Gewalt und Drohungen die Steuern einzutreiben.

Auf diesen fiskalischen Zweck weist auch die weitere Organisation des Bürgertums hin. Alle Bürger wurden nach ihrem Stande und ihrer Herkunft in Gruppen, Zünfte und Vereine geordnet, welche dann zu bestimmten Leistungen für das Gemeinwesen verpflichtet waren.

Bei einer derartigen Organisation aller Staatsangehörigen schien es leicht, die Gesamtheit zu den Staatslasten heranzuziehen. Und dennoch versagte endlich die Maschine den Dienst. Trotzdem harte Strafen, wie Konfiskation des Vermögens, denjenigen Ratsherrn traf, welcher sein Gut zu veräufsern, auszuwandern und sich so seinen städtischen Verpflichtungen zu entziehen versuchte, kamen Übertretungsfälle vor. Der Dekurionenstand mufste verarmen und leistungsunfähig werden, wenn z. B. unsinnigerweise bestimmt wurde, dafs die Stadt, d. h. wieder der Rat, auch für die Steuern des umliegenden städtischen Bezirks, sogar für die Steuern der von ihren Besitzern verlassenen Hufen, verantwortlich sein sollte.

Noch verdient etwas näher beleuchtet zu werden, wie die soeben berührte Organisation aller Berufszweige zu einer kastenartigen Abschliefsung aller Bevölkerungsklassen gegen einander führte.

Die diokletianische Staats- und Steuerordnung beruhte auf dem Prinzip, Leistungen, welche früher nach Vertrag oder freiwillig erfolgt waren, zwangsweise und unentgeltlich von den betreffenden Berufszweigen in Anspruch zu nehmen. Das mufste dazu führen, dafs Personen wie Vermögen korporativ gegliedert und vorzugsweise durch die gemeinsame Dienstverpflichtung gegenüber dem Staat zusammengehalten wurden. So bildeten z. B. die Schiffer einer Gemeinde eine Gilde, die mit ihren Personen und ihrem Vermögen für gewisse Leistungen, wie z. B. Getreidezufuhren haftbar waren. Die Kinder gehörten dem Verein des Vaters an. Selbst der einer andern Korporation angehörige Erbe mufste die auf dem Vermögen lastenden

Pflichten mit übernehmen, oder das Ererbte herausgeben. Der kastenartige Abschlufs ward überall vollständig erreicht, allen Versuchen, in einen andern Lebenskreis einzutreten, ward streng entgegengetreten. Aber zugleich ward „jede freie Lebensbewegung, jede Kraftentfaltung gehemmt und erstickt, alles verkümmerte und erstarrte unter dem Druck solches Despotismus."





Agrippina, die Mutter Neros. (Paris, Louvre).

Domitia, die Gemahlin Domitians. (Florenz, Ufficien).

Als Beispiele der Haartracht römischer Frauen zur Kaiserzeit.

So sah es in den einst blühenden städtischen Gemeinwesen des römischen Staates aus. Nicht erfreulicher war die Lage der ländlichen Bevölkerung.

Die Zahl der freien Bauern war sehr zusammengeschmolzen. Es gab allerdings noch Dörfer mit freien Eigentümern. Aber sie scheinen sich nur schwer haben halten zu können.[1]) Vielfach begaben sie sich in den Schutz und die Abhängigkeit von einem Grofsgrundbesitzer, oder sie verliefsen ihre Grundstücke und überliefsen sie jenen zum Eigentum.

---

[1]) Karlowa, Römische Rechtsgeschichte 918.

Andererseits aber hatte manches darauf hingewirkt, die Lage der Sklaven zu mildern und ihre Zahl zu verringern. Hieraufhin hatten sowohl die weitsichtigen Anschauungen und Entscheidungen der klassischen Juristen hingewirkt, als auch die humanen Lehren des Christentums. Auch waren jene Quellen nach und nach versiegt, welche früher den Sklavenbestand des



Kaiserin Faustina. (Museum, Neapel).
Als Beispiel des Kopfputzes römischer Frauen zur Kaiserzeit.

Römerreiches ergänzt hatten. Die Grenzvölker führten umgekehrt jetzt tausende von Bewohnern in die Sklaverei.[1])

Diese Umstände führten zur Stiftung des Kolonats, d. h. eines zwar rechtlich freien, aber faktisch unfreien Bauernstandes. Die Kolonen waren leibeigene Bauern, denen ein Stück Landes zur Bebauung übergeben

[1]) Ulfilas, der berühmte Apostel der Goten, stammte aus einer Familie, welche aus Kappadocien geraubt war.

war, an welches sie und ihre Nachkommen rechtlich gebunden waren. Kein Privileg, keine Würde sollte imstande sein, den Kolonen von seiner Scholle zu trennen.

Die Entstehung dieses merkwürdigen Rechtsverhältnisses hängt wahrscheinlich mit der Verteilung von Grundbesitz an besiegte Ausländer zusammen. Doch hat darauf noch vieles andere hingewirkt. Namentlich steht diese Rechtsstellung der früher freien Bauernschaft auch im Zusammenhang mit der vorhin erwähnten zwangsweisen Organisation des Handwerks, der Stadträte, der Subalternbeamten. Wie bei diesen sollten auch die Leistungen der Bauernschaft staatlich geregelt sein. Auf den kaiserlichen Domänen, in den zahlreichen Latifundien, welche den Kleingrundbesitz aufsogen, hat sich offenbar zuerst diese neue Einrichtung wesentlich befestigt.

Die diokletianische Reaktion, deren bedenkliche Seiten soeben hervorgehoben worden sind, war übrigens nicht auf die Verwaltungsorganisation beschränkt. Daneben war der Kaiser eifrig bemüht, durch verständige Reskripte und Gesetze die früheren gesunden Zustände in Staat und Gesellschaft wiederherzustellen. Sein Bestreben war, darauf hinzuwirken, dafs im Familienleben die alte römische Tradition hochgehalten würde. Er schärfte die bestehenden Ehehindernisse ein, er suchte das Prozessieren zwischen Verwandten einzuschränken: Brüder sollten sich z. B. nicht verklagen. Verordnungen richteten sich gegen falsche oder chikanöse Rechtsprechung, suchten die Sicherheit des Eigentums zu befestigen und doch dabei die Verhältnisse der Schuldner thunlichst zu schonen.

Ganz besonders segensreich für das Reich war, dafs es Diokletian gelang, eine Münzreform durchzuführen und wenigstens den gröfsten Übelständen auf diesem Gebiete einen Damm entgegenzusetzen. Zu Aurelians Zeit (270 – 275) war Silber völlig, Gold gröfstenteils aus dem Verkehr geschwunden. Statt Silbers kursierten wertlose Bleiplättchen, nur Kupfer war noch in gröfserer Menge vorhanden. Ohne eine Wage konnten gröfsere Zahlungen nicht gemacht werden. Diese wurde zwar, bei dem wechselnden Gewichte der unter Diokletian und Konstantin wieder geprägten Goldmünzen, nicht sogleich überflüssig, aber es erschien doch wenigstens unter diesen Herrschern Gold wieder reichlicher im Verkehr. Silber wurde jedoch auch damals nur ausnahmsweise und in kleineren Massen geprägt.[1] Die fortbestehende wirtschaftliche Krise zeigt sich auch dadurch, dafs unter Diokletian die Steuererhebung nicht in Geld, sondern in Naturalien

[1] Es stand unter Diokletian zu Gold im Werte wie 1 : 13,83. Doch hat eine gesetzliche Doppelwährung damals nicht bestanden.

erfolgte. Die Geldsteuer war zwar nicht völlig verschwunden, und die Grundsteuer blieb stets auf Geld gestellt, aber die römische Münze war und blieb auch unter Diokletian noch so in Verfall[1]), dafs man darauf eine allgemein gleichmäfsige Besteuerung nicht gründen konnte. Als Äquivalent dafür wurde eine Anzahl von annonae (Getreideportionen) und capita (Futterrationen) angesetzt. Die Beamtengehälter und der Soldatensold wurden nach capita und annonae bemessen. Erst Konstantin der Grofse kehrte allmählich zur Geldwirtschaft zurück.

Gleichzeitig hat das Reich unter Diokletians umsichtiger und energischer Leitung einen guten Fortschritt auch in wirtschaftlicher Beziehung gemacht. Das zeigt namentlich die rege Bauthätigkeit, welche unter seiner Regierung in den Provinzen entfaltet wurde, das auch der Ausbau des Strafsennetzes. Vor allem verdient betont zu werden, dafs die allgemeine Besserung der Lage doch auch wesentlich mit der Sicherung der Reichsgrenzen zusammenhängt. Mit einer gewaltigen Energie und ebenso grofsem Erfolge gelang es Diokletian, alle ins Reich eingedrungenen Barbaren über die Grenze zurückzudrängen. Diokletian konnte sich mit Recht rühmen (Edikt von 301), dafs er allein sechs Siege über die Germanen, seine Mitkaiser zusammen deren sieben erfochten hätten. Dazu kamen zahlreiche Siege über Sarmaten, Perser, Briten, Armenier und andre Grenzvölker.

In zwei Beziehungen hat indessen sein Bestreben, alles neu zu reorganisieren und seine höchst eigenartige Regierungsmaxime, die Gesamtheit der Unterthanen zu bevormunden und zu gängeln, völlig Fiasko gemacht.

Die Idee, die Preise der wichtigsten Waren, namentlich der Lebensmittel, in dem ganzen grofsen Reiche zu bestimmen, indem durch ein Edikt (301) die Maximalpreise festgestellt und harte Strafen, selbst die Todesstrafe für die Zuwiderhandelnden festgesetzt wurden, verfehlte vollständig die beabsichtigte Wirkung. Die billigeren Artikel wurden teurer und die teureren wurden zurückgehalten: das Edikt kam sehr bald in Vergessenheit.

Noch weniger gelang der Versuch, eine Reaktion auf religiösem Gebiete durchzuführen, wie das unten gezeigt werden soll. Der gegen das Christentum geplante Schlag traf vielmehr den Urheber und seine Reichsordnung selbst.

Bei aller Anerkennung der hohen Pläne des Gesetzgebers und der Energie, mit welcher er ihre Durchführung betrieb, wird das Urteil über diese letzten Reaktionsversuche nicht günstig lauten können.

---

[1]) Schiller, Geschichte der römischen Kaiserzeit 2,147 f.

In ruhigen Zeiten leistete die neugeschaffene Maschinerie der Verwaltung der Regierung gute Dienste, sie erkaufte aber diese Vorteile nur durch Knechtung der Bevölkerung und durch ihre finanzielle Ausbeutung. Sobald der Sturm der Völkerwanderung heranbrauste, zerfiel der stolze Bau, und dort, wo das Volk seine Ketten zerbrach, zeigte sich Ratlosigkeit und Verrohung.

Der Reaktion folgte die Barbarei, und diese vernichtete daneben auch manche brauchbare Elemente der durch das Christentum geschaffenen edleren Kultur.



Kaiser Probus. (Marmorbüste. Neapel, Museum).

Der äussere Sieg des Christentums.



Konstantin der Grosse (Paris, Louvre).

Die ruhigen Zeiten, deren sich das Christentum seit Kaiser Septimius Severus' Tod während eines Menschenalters zu erfreuen hatte, haben, wie bemerkt, seinen Bestand nach allen Seiten hin erweitert, und darin ist auch nach den Verfolgungszeiten des Decius und Valerian (250—260) kein Stillstand eingetreten. An Zahl wuchsen seine Gemeinden und seine Bekenner; sein Einflufs in den höheren Kreisen, selbst in der Armee und im Beamtenstand, war bedeutend, und so ward es immer offenkundiger, dafs die christliche Religion den Anspruch erheben werde, dereinst die herrschende Stelle im römischen Staate einzunehmen.

Sehr begünstigt wurde diese Entwickelung dadurch, dafs zahlreiche Orientalen den Kaiserthron inne hatten, Männer, welche entweder wie Alexander Severus (232—235) und Philippus Arabs (244—249) dem Christentum geneigt oder wenigstens nicht einseitige Verehrer der römischen Götter waren, vielmehr einem gewissen Synkretismus huldigten, d. h. in abergläubischer Furcht die Götter der verschiedensten Konfessionen neben einander verehrten. Diese Gesinnung war durch die gottesfürchtige Philosophie des 2. Jahrhunderts grofs gezogen worden. Sie hatte den Glauben an eine aufserordentliche Fürsorge der Götter für die Menschheit, an ein wunderbares Eingreifen höherer Mächte in das menschliche Leben gelehrt, und damit war dann überall der Glaube an Weissagungen und Wunder üppig emporgewuchert. Die Angst vor der Zukunft, vor dem, was nach diesem Leben eintreten könnte, nahm zu, und zu allen Zeiten ist diese Angst des bösen Gewissens der Ausbreitung des Aberglaubens förderlich

gewesen. Selbst der philosophisch feingebildete Julian (um 360), der aber von einer unruhigen Hast nach einer Befriedigung durch die heidnischen Kulte erfüllt war, forschte in den Eingeweiden der Opfertiere und in dem Fluge der Vögel, um den Willen der Götter zu erfahren.

Bei den grauenvollen Katastrophen, welche fast jedes Jahr des 3. Jahrhunderts bezeichnet haben, ergriff alle Stände eine Sehnsucht nach einer Erlösung, nach einer Sühnung für die eigene Schuld und für die Schuld der Zeiten. Daher jene Taufen im Mithrasdienste nicht nur mit, sondern in dem Blute des Opferstieres, daher auch hier die Sühngebräuche, welche an die Abendmahlsfeier erinnerten [1]). Diese Sehnsucht stärkte auch den Unsterblichkeitsglauben, und heiliges Heimweh nach der himmlischen Heimat beseelte sowohl den Mithrasjünger wie den Christen. Beide Religionen wufsten auch in ihren Bekennern das Streben nach dem Martyrium zu entfachen. Auf Grund mancher Ähnlichkeit zwischen ihnen hat sogar der Perser Mani (um 242) den Versuch gemacht, eine Vereinigung persischer und christlicher Lehren herzustellen. Die Anziehungskraft des Manichäismus lag wie beim Christentum in den Theorien von Offenbarung und Erlösung, in dem gemeinsamen Glauben an ein ewiges Leben.

Es läfst sich nicht leugnen, dafs diese Anpassung und Annäherung anderer Konfessionen an das Christentum viel dazu beigetragen hat, seine isolierte und dem offiziellen römischen Kultus feindliche Stellung in einem anderen Lichte erscheinen zu lassen.

Bedeutsamer aber war, dafs in diesem Jahrhundert die Christengemeinden sich mehr und mehr aus dem Dunkel der Katakomben herauswagten und in politischer wie in literarischer Beziehung hervortraten.

Schon der Kampf mit dem Montanismus (nach 150), welcher in Kleinasien mit seiner Forderung strenger Askese und seiner phantastischen Lehre von der Wiederkunft Christi viele Christen mit fortgerissen, sogar einen klaren Kopf wie den Kirchenvater Tertullian begeisterte, hatte die Aufmerksamkeit weiterer Kreise auf sich gezogen. Dafs der greise Polykarp, Bischof von Smyrna, noch nach Rom kam, um die Intervention des römischen Bischofs gegen die Montanisten anzurufen, dafs andererseits die Christen von Lyon im Jahre 177 den römischen Bischof um Duldung dieser Sekte angingen, zeigt besser als alles andere, wie die Fragen innerhalb des

---

[1]) Schon Justin (um 150) klagt, „die bösen Dämonen haben auch den Christenbrauch im Abendmahl nachgeahmt und Anleitung gegeben, dafs er auch bei dem Geheimdienst des Mithras eingeführt wurde". „Auch dort wird bei der feierlichen Einweihung eines neuen Jüngers unter gleichzeitigem Vorsagen gewisser Sprüche Brot und ein Becher Wassers vorgesetzt".

Christentums die Öffentlichkeit bewegten, wie die Verbindung der christlichen Gemeinden untereinander und die Gemeinsamkeit ihrer Interessen bereits anfing, von Gewicht für das römische Reich zu werden.

Nichts kennzeichnet mehr die veränderte Stellung, welche das Christentum sich bereits zu Beginn des 3. Jahrhunderts erworben hatte, als die freie und grofsartige Entfaltung einer christlichen Wissenschaft und Schriftstellerei. Der berühmte Irenäus hatte noch (um 190) in griechischer Sprache die innerhalb der christlichen Kirche bedeutsamen Irrlehren der Gnostiker bekämpft. Tertullian († 220) beginnt, wie oben hervorgehoben ward, die Reihe der lateinisch schreibenden Apologeten, welche mit einer wahren Leidenschaftlichkeit der heidnischen Wissenschaft den Krieg erklärten. Er gilt für den eigentlichen Schöpfer der lateinischen Kirchensprache, der, zugleich ein vortrefflicher Jurist wie ein gutgeschulter Philosoph, im Besitze der Bildung eines gelehrten Römers, doch mit dem ganzen Feuer seiner afrikanischen Natur für die strenge Sittlichkeit und Weltflucht des Christentums eintrat, überall den Nachweis zu erbringen suchte, dafs das Christentum allein den religiösen Bedürfnissen des menschlichen Geistes entspreche. Für die Organisation der Kirche, für die Zusammengehörigkeit der einzelnen Gemeinden und für die Befestigung der bischöflichen Gewalt nach dem Vorbilde des heidnischen Priestertums wirkte Cyprian, 248—258 Bischof von Karthago. Seine Theorien von einer monarchischen Gewalt der Bischöfe, einer absoluten Abhängigkeit des Heiles von der Zugehörigkeit zur Kirche und von dem Wert der guten Werke haben zwar zur Veräufserlichung der katholischen Kirche beigetragen, legen aber ebensosehr Zeugnis davon ab, wie erstarkt damals bereits die christliche Kirchengemeinschaft war.

Noch gröfseren Einflufs gewann das Christentum auf die gebildeten Kreise des Römerreiches durch die bedeutenden Versuche der alexandrinischen Katechetenschule, das Christentum in engere Beziehung zur griechischen Philosophie zu bringen, es nicht nur durch die Beweise der griechischen Philosophie zu stützen, sondern das Christentum als die eigentliche Blüte der philosophischen Spekulation hinzustellen. Die bedeutendste Persönlichkeit dieser Schule ist Origenes (185—254). Er galt seinen Zeitgenossen als ein Wunder der Gelehrsamkeit und war mit den 6000 ihm zugeschriebenen Schriften jedenfalls einer der fruchtbarsten theologischen Schriftsteller. Was er für die Textkritik und Erklärung gethan hat, kann hier nicht gewürdigt werden. Seine exegetischen Grundsätze aber verdienen besonders hervorgehoben zu werden; diese mufsten ihn mit Notwendigkeit zu einer Kombination christlicher und philosophischer Theorien

hinführen. Bei jeder Stelle der Bibel unterschied er neben dem wirklichen einen zweifachen höheren Sinn, einen moralischen und einen mystischen. Vor allem kam es ihm darauf an, diesen mystischen Sinn herauszufinden. Alle Geschichte in der Bibel ist ihm nur ein Abbild von Vorgängen in einer höheren Welt. Auf diesen Prinzipien der Textauslegung baut er sein dogmatisches System auf. „Er will die Geheimnisse, die die christliche Volksreligion auf dem Wege der Autorität bietet, den Ideengehalt durch allegorische Deutung erschliefsen und so das Christentum in eine Form bringen, in der es auch der geistigen Aristokratie Gegenstand freier, auf Überzeugung begründeter Aneignung werden kann".

Es ist zuzugestehen, dafs das Christentum in der von Origenes ausgebreiteten Form vom Urchristentum weit abwich. Aber das Christentum hat damit auch einen mächtigen Schritt vorwärts gethan, um sich mit der hellenisch-philosophischen Weltanschauung zu verschmelzen. Dieser Richtung der alexandrinischen Katechetenschule kam die damalige heidnische Philosophie im Neuplatonismus entgegen. So ward das Christentum in die leitenden Kreise der Wissenschaft und Intelligenz eingeführt, es hat sich damit seine Stellung in der Wissenschaft erkämpft.

Es ist augenscheinlich, wie sehr eine solche Stellung der angesehensten Vertreter des Christentums dazu beitragen mufste, eine gröfsere Toleranz gegen die Christen zu erwirken. Das Christentum, begünstigt durch die Duldung während eines Menschenalters, trat aus dem Versteck der Krypten und Katakomben heraus und trat ein in die Hörsäle der Gelehrten, in die Häuser der Gebildeten.

Bei einer so offenkundigen Stellung, bei der durch die dauernde Nichtanwendung der Strafgesetze fast geduldeten Lage des Christentums, kann es fast Wunder nehmen, dafs im Jahre 250 eine der hartnäckigsten Christenverfolgungen ausbrach. Es war die erste allgemeine systematische Verfolgung, welche gegen das Christentum als solches gerichtet war. Kaiser Decius (249—251), ein Mann edler römischer Abkunft, ein warmer Anhänger altrömischer Tugend und Religiosität, von Pflichtgefühl und dem edlen Bestreben erfüllt, die frühere Zucht und den alten Glauben wiederherzustellen, erkannte klar, dafs er dabei nicht auf die Mitwirkung der Christen rechnen dürfe, ja dafs dieser Staat im Staate mehr und mehr der Einheit der Reichsverwaltung und der Disziplin in Armee und Beamtenstand gefährlich werden könne. Kaum hatte er bei Verona (Oktober 249) seinen Gegner besiegt, als er Mafsregeln ergriff, um planmäfsig einen vernichtenden Stofs gegen das Christentum zu führen. In schlau berech-

nender Weise gab er Befehle, zunächst gegen die Bischöfe und angesehenen Geistlichen vorzugehen, die übrige Masse der Christen wurde so führerlos und wurde dann durch gradweis strengere Strafen, durch Gefängnis, Verbannung und Marter gepeinigt und geängstigt, bis wenigstens äufserlich eine Anbetung der Götterbilder, „das Weihrauchstreuen vor den Kaiserstatuen“ erreicht worden war. Natürlich war dort, wo der aufgehetzte Pöbel sich an der Verfolgung mitbeteiligte, die Wirkung besonders grofs. So in Alexandria, in manchen Städten Kleinasiens. Namentlich leitete sie Decius mit Strenge in Rom selbst, wo der Papst den Märtyrertod erlitt. An anderen Stellen, so in Nordafrika, wurden, wie das Beispiel des Cyprian, welcher diese



Der Triumphbogen des Konstantin.

Schreckenszeit überlebte, zeigt, mildere Mafsregeln angewandt. Nicht unterschätzt werden darf, dafs mit der Zahl der Bekenner ihre Glaubenstreue und ihre Opferwilligkeit nicht zugenommen hatte. Die Menge der „Opfernden“ und „Christum Verleugnenden“ war grofs. Zum Glück dauerte auch die Verfolgung an manchen Stellen nicht lange. Schon im folgenden Jahre starb Decius, und nur vorübergehend hatten unter seinen nächsten Nachfolgern, namentlich unter Kaiser Valerian, die Christen härtere Verfolgungen, welchen z. B. die Bischöfe von Rom (Sixtus II.) und Karthago (Cyprian) erlagen, zu erdulden. Kaiser Gallienus hob die scharfen Edikte seines Vaters auf (260), und seit der Zeit hat das Christentum wiederum

eine mehr als 40jährige Zeit der Ruhe erlebt. Gallienus' Edikte liefsen den Christen sogar rechtliche Duldung zuteil werden, und diese nutzten sie aus. Sehr zahlreich waren die Anhänger der christlichen Lehre unter den höheren Beamten und in der Armee. Am Hofe Diokletians lebten Christen, diese durften ungestört ihren gottesdienstlichen Übungen nachgehen. Erst gegen Ende seiner Regierung wurde dieses anders. Wer allerdings, wie sein Mitkaiser Maximian, den Diokletian genauer kannte, mufste wissen, dafs dieser selbst ein eifriger Heide, ein Verehrer der nationalen Götter, voll abergläubischer Furcht vor Orakeln sei. Aber diese Gesinnung hatte der Kaiser längere Zeit zurückgedrängt, bis er nach glücklichen äufseren Kriegen der politischen Schwierigkeiten Herr geworden war. Dann erst beschlofs er, aufgereizt namentlich durch neuplatonische Philosophen seiner Umgebung, im allgemeinen aber einem Zuge zur Wiederbelebung heidnischer Gottesdienste folgend, gegen das Christentum energisch einzuschreiten. Vielleicht gaben Meutereien im Heere den ersten Anlafs hierzu: bereits im Jahre 297 wurden die christlichen Mitglieder des Heeres ausgestofsen. Die eigentliche Verfolgung aber begann erst 303. In planmäfsiger und fast raffinierter Weise wurde der Schlag gegen die Christenheit ausgeführt. Am 24. Februar 303 erliefs Diokletian ein Edikt, welches die Zerstörung sämtlicher christlicher Versammlungshäuser, die Verbrennung aller ihrer heiligen Schriften verordnete, die gottesdienstlichen Versammlungen selbst untersagte. Dann folgten Edikte, welche das Opfern vor den Götterbildern einschärften. Wie vorübergehend unter Valerian, wurden auch jetzt den Christen die Begräbnisstätten genommen. Mit Vorsicht suchte man die Todesstrafen zu umgehen, um nicht das Martyrium grofs zu ziehen. Vielfach liefs man sich mit äufserer Unterwerfung genügen. Aber mit ganz anderer Kraft trat auch das Christentum auf den Plan. Ein Fanatismus beseelte Tausende von Christen, und nicht nur die untersten Klassen. Ein angesehener Christ rifs eigenhändig mit scharfen Worten das kaiserliche Edikt ab. Er wurde hingerichtet wegen Majestätsbeleidigung. Als mehrmals im Kaiserpalaste Feuer ausbrach, wahrscheinlich auf Anstiften der erregten Christen, erlitten viele den Märtyrertod.

Aber Diokletians Reichsordnung war selbst das gröfste Hindernis zu einer nachdrücklichen Verfolgung. Das ganze Reich war unter vier Herrscher geteilt, und von diesen stand Konstantius in Gallien dem Christentum mit Wohlwollen gegenüber. Christen blieben an seinem Hofe und in seinen Heeren. Auch der zweite Augustus, Maximian, hat in den ihm unterstellten Provinzen, Spanien, Italien, Afrika, die Christenverfolgung nicht mit

der Schärfe durchgesetzt, wie es ihr Urheber wünschte. Dafür wütete sie allerdings um so schlimmer im Orient.

Als Diokletian 305 von der Regierung zurücktrat (er lebte noch bis 313), mufste er sich gestehen, dafs ihm zwar viele andere Aufgaben gelungen seien, nicht aber diese letzte und bedeutsamste, die altrömische Religion wiederherzustellen und das Christentum auszurotten. Und dazu kam, dafs die von ihm geplante Reichsteilung sich sehr bald als nutzlos, ja als verderblich herausstellte. Bei den nach seinem Rücktritt hervortretenden Kämpfen zwischen den Beherrschern der vier Reichsteile lief nicht nur die Reichseinheit Gefahr, sondern es mufste auch jedes Bestreben, einheitliche Mafsregeln gegen die Christen zu ergreifen, vereitelt werden, da gerade die bedeutsamsten Vertreter der Cäsarengewalt, Konstantius († 306) und sein Sohn Konstantin (306 –337), sich auf die unterdrückten Christen stützten. Dafür fand das Heidentum allerdings um so leidenschaftlichere Vorkämpfer in den Kaisern Galerius († 311), welcher Griechenland besafs, und Maximinus Daia († 313) in Asien. Auch Licinius, welcher nach dem Tode der übrigen Cäsaren allein noch Konstantin dem Grofsen die Herrschaft streitig machen konnte, suchte in diesem Entscheidungskampfe längere Zeit die Hilfe des Heidentums, sah sich schliefslich aber aus politischen Gründen gezwungen, die Duldung auszusprechen, und das Anfang 313 durch Konstantin erlassene Mailänder Duldungsdekret auch seinerseits zu verkünden. Bald gewann Konstantin die Oberhand (314) und verdrängte seinen Gegner fast ganz vom Boden Europas.

So war der schliefsliche Sieg des Christentums über das Heidentum durch politische Rücksichten und durch die Gewalt der Waffen entschieden. Auch entspricht diese Erscheinung dem, was wir von der Christlichkeit eines Konstantin wissen. Er glaubte wohl, dem Zuge seiner Zeit folgend, an eine höchste Gottheit; ob dieselbe aber Apollo, oder der Sonnengott Mithras, oder der dreieinige Gott sei, das war ihm ebensowenig klar, wie es ihm am Herzen lag. Ungern gab er auch den Kaiserkultus auf. Noch nach dem Siege über Licinius (324) liefs er es zu, dafs ihm und seinen Söhnen ein Tempel geweiht wurde. Als Konstantinopel Hauptstadt wurde, wurde dort ein Tempel der Fortuna (Tyche) gegründet. Er selbst wollte in religiöser Beziehung über den Parteien stehen. Wenn er auf der einen Seite der christlichen Kirche völlige Gleichberechtigung zugestand, so gebot er andererseits auch, tolerant gegen das Heidentum zu sein. Er selbst blieb der Oberpriester der heidnischen Götter und gründete so gut heidnische Tempel wie christliche Kirchen. Sinn für das christliche Gemütsleben befafs

der Mann, welcher seine Gemahlin (Fausta) und seinen Sohn (Crispus, † 326) ermorden liefs, nicht.[1]) Aber nicht zu leugnen ist, dafs Konstantin, namentlich in den letzten Jahren seines Lebens, entschiedener zum Christentum hinneigte und an den höheren Ursprung desselben geglaubt hat. Dafür spricht auch, dafs er seine Söhne im Christentum erziehen liefs, und dafs gegen Schlufs seiner Regierung lebhafter darauf hingewirkt wurde, dafs in Heer und Beamtenschaft der christliche Glaube herrsche. Höher aber, als alle Konfessionen, stand ihm die Idee der Reichseinheit, die Staatsomnipotenz,



Grabmal der Konstantia (S. Kostanza) bei Rom. (Innenansicht).

welcher die einzelnen Kirchen dienstbar gemacht werden sollten. Das zeigte sich namentlich auch in Konstantins Stellung den kirchlichen Parteien gegenüber und auf den Synoden. Aus einem Personenstreit bei der Bischofswahl von Karthago war eine heftige Spaltung in der afrikanischen Kirche entstanden. Die Partei der Donatisten hatte nicht von den von ihnen ge-

[1]) Seeck's Versuch (Geschichte des Untergangs der antiken Welt), Konstantin zu einem naivgläubigen Christen zu stempeln, schiefst über's Ziel hinaus. (Vgl. Bouché-Leclercq, Revue Historique 60, 2, 411 f.)

wählten Bischöfen ablassen wollen. Hier nun versuchte der Kaiser durch seine Machtsprüche der Staatsautorität Gehör zu verschaffen. Aber er mufste es erleben, dafs der kirchliche Fanatismus stärker war, als alle kaiserlichen Dekrete. Im Jahre 321 mufste er alle gegen die Donatisten erlassenen Verordnungen zurücknehmen und die Verbannten zurückrufen. Kaum viel besser gelang es ihm mit den Arianern. Sobald Konstantin 324 auch Herr der Osthälfte des Reiches geworden war, sah er sich genötigt, den vorzugsweise dort tobenden Streit über die Person Christi zum Austrag zu bringen. Auf dem ersten ökumenischen Konzil zu Nicäa 325 wurde die Mehrzahl der Bischöfe, welche dem Arius geneigt war, zur Unterwerfung gezwungen. Der kaiserliche Wille beugte fast das ganze Konzil. Aber nur zu bald mufste Konstantin erkennen, dafs er nicht einfach die Mehrzahl der Bischöfe vergewaltigen könne. Schon 328 berief er den Arius zurück. Er verbannte später den Athanasius, den übrigens sein Sohn Konstantin II. der jubelnden Gemeinde zurückgab.

Nichts zeugt mehr für die schnell zunehmende Veräufserlichung und Entartung der christlichen Kirche wie der einzelnen Christen, als die mit dem wütendsten Hafs durchgekämpften Streitigkeiten über die Person Christi. Schon die menschliche Persönlichkeit an sich bietet für jeden tieferen Forscher, welcher sich nicht mit der trivialen Wahrheit abspeisen läfst, dafs überall in der Natur vom niedrigsten bis zum höchsten Organismus Übergänge bestehen, unlösbare Rätsel dar, welche sich schwer begrifflich begrenzen lassen. Wie viel mehr die Frage nach der Beziehung und Beeinflussung einer grofsen Persönlichkeit durch eine höhere überirdische Macht! Und nun sollte gar eine absolute Formel für die Bestimmung des göttlichen Wesens und der Person Christi gefunden werden, welche alle Rätsel der Präexistenz und der Kombination göttlicher und menschlicher Eigenschaften kurzer Hand löste! Trotzdem wurde dieser Streit mit einer Gehässigkeit und Verfolgungssucht geführt, welche zeigen, wie sehr der Geist christlicher Liebe und geistiger Vertiefung jenem Zeitalter fremd geworden war. Schlimmer aber als dieses war die schroffe Einmischung der Staatsgewalt und die Beseitigung der charaktervollsten Bischöfe, wenn sie der gerade am Hofe herrschenden Stimmung widersprachen. Kaiser Konstantius (337—361), persönlich achtbar und gewissenhaft, wurde zum Despoten, wenn es galt, die seiner Überzeugung — und Überzeugungen hatte er wenigstens — Widerstrebenden zu beseitigen. Bald sprach sich unter seinem Drucke eine Synode gegen Arius, bald gegen Athanasius aus. Noch auf dem letzten Konzil zu Mailand 355 wollte er sogar die dissentierenden Bischöfe zur Unter-

schrift gegen das Athanasianische Glaubensbekenntnis zwingen, was natürlich bei der Weigerung zahlreicher Bischöfe zu ihrer Entsetzung führte.

Es war eben ein Zeitalter der Rhetoren, Rhetoren aufserhalb wie innerhalb der Kirche. Mit einer Spitzfindigkeit sondergleichen wurde alles, was Geltung haben oder geglaubt werden sollte, definiert, ja sogar in gleicher Weise das, was nicht geglaubt werden sollte. Die Synode von Ancyra (358) hat allein 18 verschiedene Ansichten über das Verhältnis von Gott Vater zu Gott Sohn verflucht. Und welcher Art war die Polemik! Es gab keinen Schmutz, mit dem man den Gegner zu bewerfen sich scheute. Selbst die hervorragendsten Kirchenväter und Bischöfe beteiligten sich an dieser Art, den Gegner zu bekämpfen. Nicht nur durch Worte, sondern durch falsche Zeugen suchte man den angesehenen Gegner zu stürzen. Um den Athanasius zu vernichten, wurde von seinen Gegnern einer der ihrigen veranlafst, sich zu verbergen, dann die Anklage wegen Mordes gegen Athanasius erhoben. Die Sache kam heraus, trotzdem fing zwei Jahre darauf das Spiel von vorne wieder an: eine Kommission der Synode von Tyrus ging nach Ägypten, um falsche Zeugen gegen ihn zu dingen. Dem frommen Euphratas, dem Abgesandten der Synode von Sardica, wurde in Antiochia von dem dortigen Bischof ein Weib ins Zimmer geschickt, damit hernach Verleumdungen über seinen Lebenswandel ausgestreut werden könnten. Auch hier kam die Wahrheit an den Tag, und der Bischof von Antiochia wurde abgesetzt. In wie vielen Fällen aber blieb die Wahrheit verborgen, wie oft der Frevel ungerächt!

So wogte ein ganzes Jahrhundert der religiöse Parteikampf fort. Bis 361 war der Arianismus gröfstenteils offiziell begünstigt und besafs die bedeutendsten Stellen. Zu dem Streit über die Person Christi kam der andere über die Natur des heiligen Geistes, über Maria als Gottes- oder Christusgebärerin, und auch hier gewannen lange Zeit die „ketzerischen" Lehrmeinungen die Oberhand. Erst etwa seit der Synode von Konstantinopel 381 gelang es der orthodoxen Partei, die Oberhand zu gewinnen; nicht aber durch die Kraft des Geistes, oder auch nur durch die Kräfte der Lungen oder der Federn, sondern allein durch die Gewalt der Waffen. Noch im Jahre 380 safsen im Orient, in Gallien und Spanien einflufsreiche Arianer auf den meisten Bischofssitzen. Da entschieden die Kaiser Theodosius und Gratian, durch die Autorität des h. Ambrosius von Mailand bestimmt, zugunsten der Gegenpartei, die Kirchen sollten der Partei des h. Ambrosius gehören, alle abweichenden Lehren als Ketzerei verdammt

sein.[1]) Als Kaiser Theodosius darauf in Konstantinopel einzog, den arianischen Bischof entsetzte und Gregor von Nazianz als orthodoxen Bischof einsetzte, war die ganze Bevölkerung arianisch. Militär besetzte die Kirche, beschützte den Bischof, drohende Volksmassen umringten sie, und es kam wohl nur deshalb nicht zum Strafsenkampf, weil des Theodosius unerbittliche Härte bekannt war; denn als sich nach Jahren einmal das Gerücht verbreitete, Theodosius sei erschlagen, da entstand sogleich ein gewaltiger Aufstand der Arianer.

Die Geschichte dieser Religionskämpfe zeigt leider unwiderleglich, dafs ganze Generationen in der Selbsttäuschung begriffen sein können, dafs das Gewissen ihnen gebiete, die gewöhnlichen Regungen des Gewissens da unbeachtet zu lassen, wo eine vermeintliche religiöse Wahrheit mit in Frage kommt. Im Namen des Gewissens sind Tausende von Ketzern verbrannt, um Christi willen haben die herzlosesten Verfolgungen stattgefunden.

Bei einer solchen Unduldsamkeit kann es übrigens nicht Wunder nehmen, wenn zu den Zeiten des Theodosius auch die Ausrottung des Heidentums energisch in die Hand genommen wurde. Nachdem die Opfer vor Götterbildern verboten worden waren, wurde 382 das Tempelgut vom Staat eingezogen. Die Tempel wurden geschlossen und alle Staatsleistungen für heidnische Kulte aufgehoben. Nachdem dann sogar das Opferdarbringen als eine Majestätsbeleidigung hingestellt worden war, nahmen die Heidenverfolgungen ihren Anfang. Der Staat, Bischöfe und Mönche gaben hierzu das Zeichen, und überall fand sich der Pöbel bereit, das Zerstörungswerk zu vollenden. Die herrlichsten Tempel, die wertvollsten Kunstschätze wurden so vernichtet. In Konstantinopel, Alexandria, Antiochia stand bald kein Tempel mehr[2]). Im Jahre 386 schwur selbst der römische Adel sein Heidentum ab, das Heidentum ward „Paganismus", d. h. eine Art Aberglaube der Landleute. Mit welcher Roheit jetzt gegen das Heidentum vorgegangen ward, zeigt das Beispiel der edlen Hypatia. Die vornehme Welt Alexandrias strömte zu ihren Vorträgen über Philosophie, zu ihren Darstellungen der Lehren von Plato und Aristoteles. Der sonst hochgeachtete Bischof Cyrill erkannte sehr bald, dafs ihr Auftreten dem Christentum gefährlich werden könne. Er liefs sie daher kurzer Hand von einer Schar von Mönchen anfallen, ihre Kleider abreifsen, in eine Kirche schleppen und dort

[1]) Vgl. Georg Kaufmanns treffliche Schilderung in „Deutsche Geschichte bis auf Karl den Grofsen". S. 283 f.

[2]) Vgl. Richter, Das weströmische Reich besonders unter dem Kaiser Gratian. — H. Schiller, Geschichte der römischen Kaiserzeit, S. 2, 429 f.

erschlagen. Eine schauderhafte That des Fanatismus, welche nie eine Ahndung erfahren hat! Das Christentum hatte gesiegt, war Staatsreligion geworden, aber um welchen Preis?

Dafs seine Bischöfe Diener der Monarchen, dafs sein Glaube durch die Willkür von Despoten bestimmt ward — schlimm genug! Aber schlimmer, dafs es selbst in allen seinen Institutionen von heidnischen Vorstellungen und Einrichtungen durchsetzt war. Das brutal bekämpfte Heidentum suchte seine



Grabkapelle der Placidia.

Zuflucht in der Kirche, ein volkstümlicher Polytheismus wufste sich auch unter den Formen des Christentums zu erhalten. Wie es sonst auch beim Übergang von einer Naturreligion zu einer andern zu geschehen pflegt: die bisherigen Götter wurden noch weiter, aber als Dämonen verehrt. Das Christentum mit seinem Märtyrerkult, seiner Heiligenverehrung, mit seiner Verehrung der Engel und der Jungfrau Maria, gab Anlafs genug, ein Zwischenreich niederer Gottheiten zwischen Gott und den Menschen anzusetzen. Ja, als

Stimmen laut wurden, welche vor dieser neuen Art von Götzendienst warnten, wurden sie von dem heiligen Hieronymus niedergedonnert. Erklärlich genug! Kirche und volkstümliche Bestrebungen reichen sich meist die Hand, um den Bruch zwischen früherem Glauben und neuer Lehre zu verhindern. Die Heiligtümer und Gotteshäuser wurden teils direkt, teils nach Umbau und mit Veränderungen übernommen. Die Götterbilder wurden oft als Heiligen- oder Engeldarstellungen weiter verehrt. Die Jungfrau Maria trat an die Stelle



Wandgemälde in der Grabkapelle der Placidia.

andrer jungfräulicher Gottheiten. Hatten die alten Götter, und nicht zum wenigsten in den letzten wundersüchtigen Zeiten, durch Wunder ihre gläubigen Anhänger geweckt und sich treu erhalten, so mufsten jetzt ähnliche Dinge von den Heiligen aufgeführt werden können. Daher die Mönchs- und Heiligengeschichten, welche von diesen ähnliches zu berichten wissen. Die alten Prozessionen blieben, nur wenig umgestaltet, in Geltung. Die früheren Feste wurden, zumteil sogar mit den ihnen eigentümlichen Gebräuchen, beibehalten. Der Aberglaube an Amulette, an wunderbare Einwirkungen von Beschwö-

rungen blieb weiter herrschend, nur knüpfte er an christliche Heiligtümer und Symbole an. Kurz, das siegreiche Christentum zeigte überall recht bedenkliche Spuren des überwundenen Heidentums. Innerlich wurde es selbst mehr umgestaltet, als die neugewonnenen Gläubigen, und seine schönsten und tiefsten Seiten schienen mehr und mehr erstorben zu sein.

Doch das ist gerade eines der trostreichsten Ergebnisse kulturgeschichtlicher Betrachtung, dafs sie zeigt, wie nicht selten auch dann, wenn in den leitenden Kreisen allgemeiner Rückgang und Verfall eintritt, in den niederen Volksschichten das Gefühl für das Edle erhalten bleibt, ja grade bei dem äufseren Drucke sich oft um so lebenskräftiger entfaltet. So ist denn auch in den fanatischen Kämpfen um einzelne Glaubensdifferenzen, bei der Veräufserlichung des kirchlichen Lebens, bei der Fanatasierung der Geistlichkeit und bei dem gewaltigen Elend des an allen Seiten durch Barbarenhorden überfluteten Reiches der Sinn für die christliche Liebesthätigkeit im Volke nicht erloschen. Ein kurzer Hinweis auf das, was in dieser Beziehung die christliche Gemeinde auch in trüberen Zeiten geschaffen hat, gestattet uns, diese Schilderung einer wenig erfreulichen Epoche mit einigen lichteren Betrachtungen abzuschliefsen.

Es ist aus der Apostelgeschichte (4,32) bekannt, wie in der ältesten Christengemeinde ein lebhafter Gemeinsinn herrschte, wie der Reichere brüderlich dem Unbemittelten von seiner Habe mitteilte und in den gemeinschaftlichen Mahlen, die anfangs täglich, später (z. B. zu Justins Zeit um 150) sonntäglich gehalten wurden, die Armen mitgespeist, den Kranken Nahrung zugewiesen wurde. An eine kommunistische Güterteilung ist dabei nie ernstlich gedacht. Wohl aber führte die in den ersten Christengemeinden lebende Begeisterung und Hingabe an die durch Christus verkündete Liebe zu einer werkthätigen Armenpflege, wie sie das Heidentum nicht gekannt hatte. Es herrschte allgemein die Pflicht des Almosengebens. Zuweilen artete dieses Bestreben aus, so in einzelnen Sekten, wo Eigentum und Besitz gering geachtet wurden. „Ihr Christen wohnt hier in einer fremden Stadt“, sagt Hermas, „wird jemand, der in einer fremden Stadt wohnt, sich Äcker und kostbare Einrichtungen anschaffen?“ Aber im allgemeinen herrschten gesunde Vorstellungen von dem Werte des Eigentums, von der Erlaubtheit des Genusses, sowie daneben von der Pflicht, der Notleidenden zu gedenken. Dieser Geist brüderlichen Gemeinsinns führte früh zu einer geordneten Gemeindearmenpflege. Es werden schon im Neuen Testament Diakonen und Episkopen genannt. Namentlich die letzteren haben die eigentliche Vermögensverwaltung in der Hand, und nur, wo sie verhindert sind, treten die Diakonen

ein.[1]) Die Zahlungen hierfür waren geregelt, wie bei den zahlreichen anderen Vereinen im römischen Staat (den collegia tenuiorum). Daneben kommen freiwillige Gemeindebeiträge und namentlich Opfer und Geldgaben vor, welche im Anschlufs an den Gottesdienst, an die Abendmahlsfeier gegeben wurden. Die Verbindung dieser letzteren mit Spenden hat ja zur Umwandlung des Herrenmahles in das Mefsopfer geführt.[2]) Von der Ausdehnung der Opferwilligkeit mögen einige Zahlen sprechen. Cyprian sammelte allein in seiner Gemeinde Karthago für die notleidenden Christen Numidiens eine Summe von ca. 17000 Mark. In Rom wurden zu Eusebius' Zeit ungefähr 1500 Witwen von Gemeindewegen unterstützt. Diakonissen und Witwen gingen bei der Armenpflege den Vorstehern und Diakonen hilfreich an die Hand. Namentlich zeigte sich die christliche Liebesthätigkeit höchst segensreich bei den zahlreichen Kalamitäten, welche die Gemeinden durchzumachen hatten. So vor allem bei den Verfolgungen. Da galt es für die Hinterbliebenen zu sorgen, den in der Verbannung oder den in den Bergwerken schmachtenden Linderung zu verschaffen. Wohl am schönsten aber zeigte sich die Macht brüderlicher Liebe, welche in den Christengemeinden herrschte, als das römische Reich jahrzehntelang (250—268) von der Pest heimgesucht, von Germanenhorden bedrängt ward und der allgemeine Zerfall des Reiches drohte.[3]) „Die meisten unserer Brüder", sagt der Papst Dionysius über die Leiden der Pest unter Kaiser Gallienus, „schonten ihrer selbst nicht in der Fülle der Bruderliebe. Viele starben, nachdem sie andere durch ihre Fürsorge von der Krankheit hergestellt hatten. Die besten unter den Brüdern bei uns, manche Presbyter, Diakonen und ausgezeichnete Laien, endeten ihr Leben auf solche Weise, so dafs ihr Tod, der die Frucht grofser Frömmigkeit und starken Glaubens war, einem Märtyrertode nicht nachzustehen scheint . . . . Bei den Heiden war alles anders. Die, welche krank zu werden anfingen, verstiefsen sie, sie flohen von dem Teuersten hinweg." „Den Kranken", klagt Cyprian über die Heiden, „wird von euch keine Barmherzigkeit gethan, über die Verstorbenen öffnet nur die Hab- und Rachsucht ihren Rachen." Ganz anders die Christen! „Sie hätten viel mehr selbst den Sturm gebrochen, als dafs sie von ihm gebrochen wären."

Es ist klar, dafs einer solchen Gesinnung auch andre Werke der Barmherzigkeit folgen mufsten und humane Ideen sich ausbreiteten. Das

[1]) Z. B. als Bischof Cyprian bei der decianischen Christenverfolgung (250) aus Karthago flüchten mufste, übergab er das Gemeindevermögen den Diakonen.

[2]) A. Harnack, Dogmengeschichte 1,383 f.

[3]) Vgl. nähere Einzelheiten bei Uhlhorn, die christliche Liebesthätigkeit.

zeigt sich z. B. bei dem Loskauf von Schuldgefangenen oder von Kriegsgefangenen, vor allem aber in der menschlicheren Behandlung der Sklaven. Das Christentum hat ebensowenig die Unterschiede der Stände, wie die des Vermögens aufheben wollen, aber es hat durch den Geist der Liebe, welcher unter den Gemeindegliedern herrschte, ihre Härten zu lindern gesucht.

Schliefslich sei hier nur noch erwähnt, dafs der Geist christlicher Askese bereits im 3. und 4. Jahrhundert weit verbreitet war. Ein der Welt abgewandtes Leben, häufiges Fasten, Ehelosigkeit, ein längeres Verharren in Gebetsübungen und frommen Meditationen, dies alles wurde schon damals für einen Grad höherer Heiligkeit gehalten. Diese Anschauungen ebneten dem Mönchtum den Weg. Schon gegen Ende des 4. Jahrhunderts finden sich nicht nur im Orient, sondern auch im Abendland zahlreiche Klöster.

Die altchristliche Litteratur.

Die ersten zwei Jahrhunderte des Christentums, gerade die Zeit als der Glaube noch am lebendigsten war, haben geringe Überreste einer poetischen Literatur aufzuweisen. Diese treten erst seit Konstantin zahlreicher auf, als im siegenden Christentum die Tugenden der ersten Periode zu sinken begannen; sie mehrten sich inmitten des Elends des absterbenden Kaiserreiches und trieben endlich in St. Ephraem, St. Gregor und Prudentius ihre edelsten Blüten, als die nordischen Barbaren schon die Grenzen des Reiches überschritten hatten, so zu sagen am Vorabende des Unterganges Roms. Wenn aber die ersten christlichen Epochen keine bekannten Dichter hinterliefsen, so ist damit nicht gesagt, dafs sie mit poetischer Unfruchtbarkeit geschlagen waren[1]). Im Gegenteile, die christliche Phantasie ist vielleicht niemals thätiger, reger gewesen; sie war im Schaffen der Stoffe begriffen; es war die Zeit der Typen-, Mythen-, Sagen- und Legendenbildung. Nur wenige dieser letzten Produkte sind, meist in arg verstümmelter Form, erhalten geblieben und keines derselben trägt den Namen seines wahren Verfassers. Stets werden sie irgend einer berühmten Persönlichkeit der längstvergangenen Zeit zugeschrieben, ein unschuldiger Betrug, den jegliche Philosophie, alle Religionen stets angewendet haben, um in solchen Fällen

[1]) Erwähnt seien hier die Dichtungen des Bardesanes, des trefflichen syrischen Philosophen und Dichters aus dem Ende des 2. Jahrhunderts.

den neuen Werken von vornherein ein gewisses Ansehen zu verleihen. Die Christen hatten diesen Vorgang den Juden abgelauscht, ihrerseits vielleicht wieder nur Nachahmer älterer Philosophen. Unter den gedachten Werken nehmen die apokryphen Evangelien die erste Stelle ein. Die Gestalt des Heilandes erscheint darin oft bis ins Unkenntliche verzerrt und unter seiner in Wundern aller Art sich offenbarenden Allmacht verschwindet seine Herzensgüte.

Daneben finden wir auch eine Fülle hochpoetischer Legenden, welche die Popularität der Apokryphen zur Genüge erklären. Sie sind die Quelle jener anmutsvollen Sagen, welche das Mittelalter über die heilige Jungfrau wiederholt und zu verschönern niemals aufgehört hat. Auch dem heiligen Joseph ist ein ganzes Evangelium gewidmet, das wir zwar nur in arabischer Sprache besitzen, das augenscheinlich aber aus dem Koptischen übertragen ist.



Potiphars Frau verklagt Joseph. (Handschrift der Genesis. Wiener Hofbibliothek).

In den Apokryphen liegt ferner der Ursprung zu vielen der rührenden Legenden über die Geburt Christi, welche später in naiver Reproduktion in den liturgischen Dramen des Mittelalters erschienen und so viel zur Wiedererweckung der dramatischen Kunst im Occidente beitrugen, im Epos ihre Stelle behaupteten und mehrere Jahrhunderte hindurch Maler, Bildhauer und Dichter begeisterten. Keines unter diesen Evangelien ist schöner als jenes des Nikodemus, welches in seinem zweiten Teile das Absteigen Christi in die Hölle schildert und sich deshalb im ganzen Mittelalter einer verdienten Beliebtheit erfreute.

Alle bisher erwähnten Schriften sind in Prosa abgefafst; doch giebt es auch poetische Versuche, freilich noch roh und rauh, — die sibyllinischen Gesänge. Die Christen waren wiederum nicht die ersten, welche sich derselben bedienten; die Juden gingen mit dem Beispiele voran. Bekanntlich war der Hellenismus auch nach Judäa gedrungen und Juden lasen die

Werke Homers und Platos. Ihr Hellenismus war aber meistenteils ein durchaus oberflächlicher; im Grunde blieben sie Juden, welche den Götzendienst verabscheuten und trotz der Spöttereien der Griechen und der Erniedrigung, die sie von ihnen zu erleiden hatten, sich für das auserwählte Volk hielten. Da die Sibyllen im alten Hellas und Italien sehr populär waren, legten die Juden denselben von ihnen erdichtete Weissagungen in den Mund, welche der heidnischen Welt den Hereinbruch eines göttlichen Strafgerichtes und einer neuen Zeit verkündeten. Der älteste dieser Orakelsprüche stammt aus der Makkabäerperiode und zeigt die Träume der Juden zwei Jahrhunderte vor Christus. Die Form, sie in die Welt zu stofsen, war nunmehr gefunden und diente volle fünf Jahrhunderte, von Ptolemäus Philometor bis auf Konstantin, zu gleichem Zwecke. Die sibyllinischen Gesänge enthalten aber nicht nur moralische und religiöse Voraussagungen, sondern auch heftige Proteste gegen die römische Herrschaft, sie sind die einzige Erinnerung, die uns von dem Hasse geblieben, welchen das römische Weltreich an manchen Orten erweckte. Der Hafs der sibyllinischen Dichter hatte seine Hauptursache in der Religion; sie verzeihen Rom eher noch, ihnen die Unabhängigkeit geraubt, als sich an ihrem Gotte vergriffen zu haben. Judaismus und Christentum waren die beiden orientalischen Kulte, gegen welche das sonst so tolerante Rom oft genug mit Härte eingeschritten war. Deshalb fuhren die sibyllinischen Sänger fort, unverdrossen unter Trajan, Marc Aurel, unter den Antoninen, jener Epoche, die uns so schön und glücklich deucht, unter Commodus und Severus, das grofse Ereignis zu weissagen, dessen Eintritt sie mit aller Kraft der Seele herbeisehnten. Unter diesen Feinden Roms die Christen zu finden, ist einigermafsen überraschend, denn wir wissen, dafs die Cäsaren trotz aller Verfolgungen keine ergebeneren Unterthanen besafsen als sie, wie denn auch die bischöflichen Oberhirten niemals müde wurden, den Gehorsam vor der weltlichen Macht zu predigen. Obwohl Christen, hingen die Adepten des neuen Glaubens doch fest am Römertume, und die Unzufriedenen, welche in den sibyllinischen Sprüchen ihren Hafs gegen dasselbe niederlegten, gehörten alle den asiatischen Provinzen an, wo das Römertum keine Wurzeln gefafst hatte. Man begegnet bei ihnen demokratischen Anwandlungen und einer düsteren Lebensanschauung; es sind dies fast immer Juden oder Judenchristen, die so sprachen; ihr Gott ist immer noch der finstere Jahveh mit Donner und Blitz, der nur spricht, um zu drohen. Die Lehren dieser Judenchristen sind aus der Kirche verschwunden, nicht aber der finstere Zug der Phantasie. Die Ausmalungen der Hölle, des jüngsten Gerichtes und die Schrecken eines künftigen Lebens nahmen bald

einen hohen Rang in der christlichen Poesie ein, namentlich in den Gedichten eines der begabtesten syrischen Dichters, des heiligen Ephraem.

Der älteste christliche Dichter war Bischof Commodianus, aus Gaza in Palästina gebürtig; obwohl an sich unbedeutend, hat ein Zufall gerade die Werke dieses unberühmten Mannes erhalten. Wichtig sind sie aber deshalb, weil sie, obwohl voll Fehler und schlechter Verse, nicht allein die Spuren einer untergehenden, sondern auch jene einer neu erstehenden Kunst an sich tragen. Bekanntlich legte der antike Vers das Hauptgewicht ausschliefslich auf das Metrum, der moderne hingegen auf den Accent, auf die Betonung. Die Umwälzung, die in der Poesie eines dieser Prinzipe an die Stelle des anderen setzte, gelangte erst mit Beginn des Mittelalters zum Abschlusse, aber schon früher lagen die beiden Prinzipe miteinander in Streit. Während die lateinischen Klassiker korrekte, tadellos metrische Verse dichteten, schmiedete das Volk holprige Verse, in denen der Accent über das Metrum siegte; je weiter man von Rom in die Provinzen drang, desto mehr nahm diese freiere Art der Dichtkunst überhand. Commodianus nun ist ein Vertreter dieser Versifikation, die schon einige der später zur allgemeinen Anwendung gelangten Eigentümlichkeiten enthält; sogar der Reim tritt mitunter auf. Commodian ist hierin ein Vorläufer des Mittelalters. Da aber seine Zeitgenossen im 3. Jahrhunderte noch warme Verehrer edler Kunst und Litteratur waren, so konnten seine Schriften kaum auf Beifall rechnen.

Der Geschmack an geistigen Unterhaltungen, wie er die damalige Gesellschaft beherrschte, war aus seiner griechischen Heimat über die ganze Ausdehnung des römischen Reiches verbreitet und hatte eine gewisse Gleichmäfsigkeit in der Litteratur herbeigeführt, welche die klassischen Typen sich sorgfältig zum Muster nahm. Diese Strömung konnte das Christentum nicht vernichten, selbst wenn es gewollt hätte. Die Schriften der Christen mufsten sich demnach den allgemeinen Anforderungen der Zeit anbequemen, und in der ersten Epistel des heiligen Clemens macht sich schon deutlich der Einflufs der griechischen Rhetorik fühlbar. Und noch heute zehren wir von den zwei Vermächtnissen der Vergangenheit: dem Christentume und der klassischen Litteratur. Imlaufe der Geschichte trug abwechselnd die eine über die andere den Sieg davon, und den Kampf der beiden Strömungen gewahren wir selbst in zwei der ältesten christlichen Schriftsteller des Westens, in Minucius Felix und Tertullian. Während der erstere, obwohl begeisterter Christ, sich in seinem Octavius mit dem Heidentume auseinanderzusetzen suchte, verschmähte Tertullian alle Kompromisse und offenbarte einen entschieden kunstfeindlichen Sinn.

Von diesen beiden widerstreitenden Richtungen ist die erstere in der Kirche die stärkere gewesen. Anfangs freilich wandte sich das Christentum nur an die Armen und Unwissenden; schon im 2. Jahrhunderte aber drang es in die höheren und gebildeten Kreise. Um diese zu gewinnen, durfte es keinesfalls Verachtung der Kunst und Litteratur an den Tag legen. Es bemühte sich daher, wie bei den Vertretern der alexandrinischen Katechetenschule gezeigt ward, auch in den Werken der heidnischen Philosophen die verwandten Ideen aufzusuchen, diese als seine Vorläufer, und sich selbst so



Alte Basilika (Ravenna).

zu sagen als eine Fortsetzung und Vollendung der antiken Philosophie darzustellen. Die sibyllinischen Gesänge fanden daher niemals die Billigung der Bischöfe, welche meist die Stützen der staatlichen Autorität waren und sogar den heidnischen Kaisern schon direkten Einflufs auf die kirchlichen Angelegenheiten einräumten. Aus dieser entgegenkommenden, wohlwollenden Stimmung entsprang das Bündnis der neuen Lehre mit der antiken Kunst. Dafs auch die christliche Litteratur diesem Einflusse gehorchte, ersehen wir aus den Schriften des heiligen Cyprian. Noch weiter gehen seine Nachfolger Arnobius und Lactantius, welchen man die ehemaligen Professoren der

Rhetorik sofort anmerkt, eine Epistel römischer Kleriker an Cyprian glänzt schon durch hohe Formvollendung. Der Phönix des Lactantius läfst nur in einigen Stellen erraten, dafs sein Verfasser ein Christ ist. Dem Jahrhunderte des Theodosius war es vorbehalten, in dem grofsen Prudentius die höchste Blüte des vereinten Christen- und Klassikertums zu treiben.

Überhaupt würde die Bedeutung der Entwickelung des Christentums nur nach der klassischen Durchbildung seiner Vertreter bemessen, nach ihrer



Inneres der alten Basilika in Ravenna.

Fähigkeit es mit den scharfsinnigsten Rhetoren aufnehmen zu können und über alles höchste und tiefste mit einigen tönenden Redewendungen Auskunft zu geben, so wären das 4. und 5. Jahrhundert die Zeit der höchsten geistigen Blüte der Kirche. Aber selten hat es gemüt- und herzlosere Zeiten gegeben, da man um kleiner dogmatischer Abweichungen willen, die trefflichsten Männer verketzerte und in die Verbannung trieb, da die Rhetoren innerhalb wie aufserhalb der Kirche die Losung angaben. „Mit allem spielte die kecke Zunge oder die allmächtige Hand, mochte sie nun geleitet sein von ehrlicher

Überzeugung oder von Launen und Leidenschaft." Das zeigte sich in allen litterarischen Werken, in der Schreibweise wie in der Predigt. Wo es galt den politischen oder den konfessionellen Gegner zu vernichten, da kennen selbst die Grofsen der Kirche kein Mitleid. „Kein Wort war zu schmutzig, das nicht die Häretiker den Orthodoxen, die Orthodoxen den Häretikern entgegenwarfen." Der grofse Kirchenvater Gregor von Nazianz brachte von der Kanzel herab wissentlich verläumderische Angriffe gegen den heidnischen Kaiser Julian vor. Er sowohl wie Basilius der Grofse und dessen jüngerer Bruder Gregor von Nyssa gehören gleichwohl zu den geistreichsten und charaktervollsten Schriftstellern des 4. Jahrhunderts, und alle drei haben wahrlich Zeugnis von der Macht ihres Glaubens abgelegt, von der Fähigkeit auf alles äufsere Glück zu verzichten, soweit ihre religiöse Überzeugung in Frage kam. Es war ihr Verhängnis, wie das mancher andrer grofser Geister jener Epoche, so eines Cyrill von Alexandria, eines Apollinarios von Laodicea, eines Ambrosius von Mailand, dafs sie in jene die ganze Christenheit zerteilenden und zersetzenden Dogmenstreitigkeiten mit hineingezogen wurden.

Der tiefste und zugleich vielseitigste unter den Kirchenvätern ist Augustinus (354—430). Er hatte merkwürdige Wandlungen durchgemacht. Erst ein Weltkind, dann zehn Jahre lang Manichäer, wandte er sich, auch hier unbefriedigt, philosophischen und rhetorischen Studien zu, bis er durch die Predigten des heiligen Ambrosius zu innerer Einkehr kam und der feurigste Verteidiger des Christentums wurde. Er hat in seinen „Confessionen" diesen Wandel selbst beschrieben und mit Recht ist gesagt worden, dafs ein derartiges, erst von wildem Taumel, dann von flammender Begeisterung trunkenes Buch seines gleichen im ganzen übrigen Altertum nicht habe. Seine zahlreichen Schriften, bald der Apologetik und der Sittenstrenge gewidmet, bald über Schriftauslegung, seien hier nur erwähnt. Durch seine überaus strenge Auffassung von der Sündhaftigkeit des Menschengeschlechts, von der freien Gnadenwahl, der Prädestination, gab er Anlafs zu dem Pelagianischen Streit. Sein Einflufs aber auf die Entwickelung des Christentums im Occident blieb, trotz aller Anfeindungen, ein gewaltiger.

Namentlich seine Schriften bieten neben manchen andren Werken der Kirchenväter zeitgenössischen einen erfreulichen Lichtblick dar in jenen Zeiten des Verfalls. Sie zeigen, wie die Kirche die Führung bei der Lösung der Kulturaufgaben übernommen hatte, welche das allmählich sich auflösende heidnische Staatswesen weder zu leiten noch zu leisten fähig war.

Der Untergang des weströmischen Reiches.

Man begegnet oft der Auffassung, dafs der Zusammenbruch des römischen Reiches mit einer gewissen Naturnotwendigkeit eingetreten sei. „Wie sein Entstehen und Wachsen", heifst es, „war auch die Auflösung des Römerreiches ein Naturprozefs." Diese Behauptung ist irrig. Eigentlich sollte man überhaupt nicht von einer Jugend, einem Mannes- oder Greisenalter einer Nation sprechen. Die Kräfte der durch zahlreiche fremde Elemente verstärkten römischen Nation waren keineswegs so verbraucht und so abgestorben, dafs eine Zersetzung und Zerstörung mit Notwendigkeit hätte eintreten müssen. Das zeigt am besten der Umstand, dafs die Osthälfte des römischen Reiches noch ein Jahrtausend länger eine geordnete staatliche Existenz gehabt hat, ja ohne das Dazwischentreten des Muhamedanismus auch eine ganz andere Kulturaufgabe erfüllt haben würde, als losgetrennt von den asiatischen und afrikanischen Provinzen. Auch ist das weströmische Reich selbst nicht so völlig oder gar plötzlich aus der Geschichte verschwunden. Rechtlich und nach den Anschauungen der damals herrschenden Kreise bestand ein römisches Reich fort, auch wenn eine Provinz nach der andern einen Germanenstamm bei sich aufnahm. Nicht die Sucht zu verwüsten und zu zerstören trieb die deutschen Scharen ins römische Reich hinein. Dort wo sie römische Provinzen dauernd besetzten, suchten sie meist die bestehenden Ordnungen zu schonen und zu erhalten, die Werke der Geschicklichkeit und Arbeit zu achten, vor allem die gesetzlichen Ordnungen und Verwaltungseinrichtungen fortzuführen, die Bevölkerung in Vertretung des Kaisers zu beherrschen. Von ihm verliehene Titel waren die höchsten Ehren, die sie kannten und zugleich die einzigen Mittel, eine Art von legitimem Anspruch auf den Gehorsam der Unterthanen zu erlangen und die patriarchalische oder militärische Anführerschaft in die Gewalt eines erblichen Monarchen umzuwandeln. So ging die Ablösung einzelner Provinzen formell oft nicht gegen, sondern durch das Reich vor sich. Alarich wurde Oberfeldherr der illyrischen Heere; Chlodovech erfreute sich des Konsulats; sein Nachkomme empfing die Provence, die Eroberung seiner eigenen Streitaxt, als ein Geschenk Justinians; ja selbst Odovakar schreckte davor zurück, das Scepter der Cäsaren in seine eigene Barbarenhand zu nehmen. Nach der Verzichtleistung des Romulus Augustulus, des letzten unter Roms eingebornen Cäsaren, ging eine Deputation des römischen Senats an den oströmischen

Hof, um die Hoheitszeichen dem Kaiser Zeno zu Füfsen zu legen. Der Westen, erklärten sie, bedürfe fernerhin keines eigenen Kaisers. Ein Herrscher genüge für die Welt. Odovaker, vom Kaiser mit dem Patriziertitel ausgestattet, führte das Amt eines Konsuls fort, beobachtete die bürgerlichen und kirchlichen Einrichtungen seiner Unterthanen und regierte vierzehn Jahre als nomineller Stellvertreter des oströmischen Kaisers. Dergestalt gab es gesetzlich durchaus keine Auflösung des Westreiches, sondern nur eine Wiedervereinigung von Ost und West. Der Schwerpunkt der römischen Herrschaft wurde nach Konstantinopel verlegt, während Italien und das alte Rom unter germanische Regierung kamen, auf welche die bis-



Justinian und Gefolge. (Mosaik aus S. Vitale zu Ravenna).

herigen Traditionen und Namen übergingen und die hartnäckigste Herrschaft ausübten.

Wenn also die Auflösung des weströmischen Reiches weder ein notwendiger Naturprozefs war, noch überhaupt eine plötzliche radikale Umänderung in der damaligen Lage des Römerreiches hervorgerufen hat, so kann wohl mit Recht gefragt werden, warum trotzdem mit dem Jahre 476 die Geschichte des Altertums abgeschlossen wird und namentlich die Kulturgeschichte des Altertums gerade da abbricht.

Als Antwort darauf diene folgendes. Nicht im Jahre 476, wohl aber im Verlauf des ganzen fünften Jahrhunderts (395—493) ist die Gestalt des weströmischen Reiches völlig verändert worden. Es wurde in

allen seinen Provinzen von Germanenscharen besetzt. Es beginnt damit das Zeitalter des Romanismus: römisches und germanisches Wesen traten in die engste Verbindung und erzeugten die Anfänge jener Kultur, welche wir als die mittelalterliche zu bezeichnen pflegen.

Dieser Umgestaltungsprozefs ist kein plötzlicher, er ist auch nicht plötzlich beendigt. Er dauerte Jahrhunderte lang und fand nur im 5. Jahrhundert mit der Besetzung aller Provinzen des weströmischen Reiches einen vorläufigen Abschlufs.

Die ersten Anfänge dieses Prozesses reichen weit zurück. Schon in



Sarkophag des heiligen Reginald zu Ravenna.

den Zeiten von Caesar und Augustus war es üblich gewesen, Germanen in römische Dienste zu nehmen. „Germanische Reiter" bildeten seit jener Zeit eine Elitetruppe, vornehme Germanen wurden nach Rom gezogen und durch Gunstbezeugungen gewonnen. Die Bataverkohorten haben manche Schlachten der Römer mitgewinnen helfen, und schon zu den Zeiten Vespasians kämpften grofse Germanenmassen im römischen Heere selbst gegen die freien Germanen.

Spröder hatte man sich den Germanen gegenüber in den nächsten Jahrhunderten verhalten. Der unter Trajan vollendete „Limes", welcher von Andernach an den Neckar und von da nach Regensburg reichte, bildete eine

schärfere Grenze zwischen Römern und Germanen, als ehedem der Rhein. Seit 250 konnte er jedoch den Andrang der Germanen nicht mehr zurückhalten.

Sogleich aber begannen die Römer wieder in ausgedehnter Weise Germanen gegen Germanen zu gebrauchen. Kaiser Probus siedelte 100000 Germanen in Thracien an und gewann an ihnen zuverlässige Bauern und Soldaten. Diokletian bildete sich aus Germanen, welche von den Goten gedrängt über die Donau vorgedrungen waren, eine Leibwache. Unter Konstantin wurden hunderttausende von Fremden, namentlich viele Sarmaten, auf römischem Gebiete, allerdings in kleineren Abteilungen, angesiedelt, ferner Vandalenscharen in Ungarn. Schon Diokletian hatte kurz vorher mehrfach Verträge mit den Germanen abgeschlossen. Gegen „jährliche Geschenke" veranlafste er die Goten, Hülfstruppen zu stellen, welche ihm ermöglichten glänzende Siege über die Perser zu gewinnen. Goten unterstützten Konstantin gegen Licinius und halfen ihm in dem letzten Entscheidungskampf um die Weltherrschaft den Sieg erringen. Am Rhein suchten die Römer mehr als einmal Franken und Burgunder gegen die unabhängigen Germanen aufzureizen. Zahlreiche Germanen gelangten so im Römerreich zu Ansehen und Ehren. Keinen gefährlicheren Feind hatten die Germanen zu Beginn der grofsen Völkerwanderung als den Vandalen Stilicho.

Kaum war es daher etwas neues und aufserordentliches, als 375 die Westgoten Wohnsitze in Mösien (Bulgarien) verlangten und erhielten. Auch hier gelang es wieder bald, einen Teil der Goten in die römische Gefolgschaft zu ziehen und gegen die andern aufzuhetzen, und zwei tapfere Frankenführer, Bauto und Arbogast waren es, welche dem Theodosius (378—395) halfen, der Goten Herr zu werden. Der Franke Arbogast hat den Usurpator Maximus überwältigt, ja die eigenen Stammesgenossen wieder über den Rhein zurück gejagt. Noch einmal hat so Theodosius mit Hülfe der Germanen die Grenzen des Reiches gegen die Germanen wiederhergestellt. Schon unter seinen Söhnen war sie zu halten unmöglich.

Die Teilung des Reiches (395) unter die Söhne des Theodosius, nicht einmal als eine definitive Trennung angesehen, wurde das Verderben des Reiches. Mehrfach war eine solche vorübergehende Trennung zweckmäfsig gewesen. Die Herrscher über ein beschränktes Gebiet waren besser imstande gewesen die Grenzen zu schützen. Jetzt ward sie verhängnisvoll, da bald die grimmigste Feindschaft beide Reichshälften entzweite. Rufinus, der Statthalter des Ostreichs, reizte in beispielloser Verblendung den jungen kühnen Westgotenkönig Alarich und veranlafste ihn sich an die Spitze des freien

Westgotenvolkes zu stellen; er hat damit die Katastrophe herbeigeführt, die Griechenland den Barbaren auslieferte.

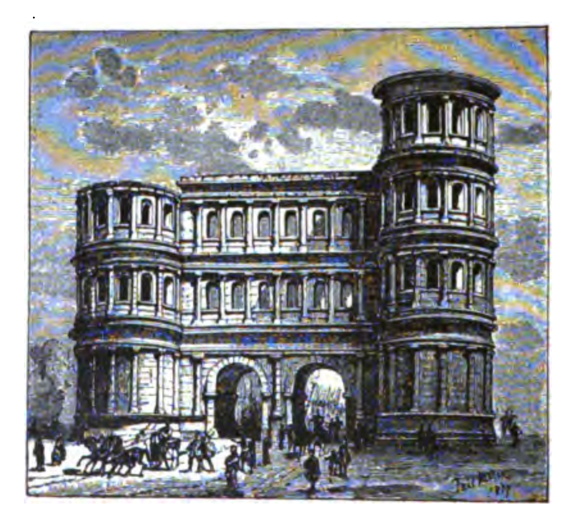
Bald wandte sich Alarich auch siegreich gegen das Westreich. Damals mufste Stilicho zu dem verzweifelten Auskunftsmittel greifen, alle Truppen vom Rhein und aus Britannien fortzuziehen. Selbst Gallien blieb nur ungenügend besetzt und wurde bald ein Raub der Bauernaufstände der Bagauden. Die in Britannien und Gallien sich erhebenden Ursurpatoren (Konstantinus, Konstans, Maximus, Jovinus), welche Germanenscharen zu Hilfe riefen, konnten nur mit Hilfe anderer Germanen bewältigt werden. Das führte aber zur Abtretung eines gröfseren Teils von Gallien an Franken, Burgunder und Westgoten. Im Jahre 405 war es dem wackern Stilicho noch einmal gelungen, in der Schlacht bei Faesulae Italien vor der Invasion des Rhadagais zu retten. Aber weder er, noch die von ihm gewonnenen Frankenscharen konnten die Wucht der jetzt nordwestwärts stürmenden Vandalen, Sueven, Alanen aufhalten, welche sich (406) über Südgallien und Spanien ergossen und diese Provinzen dauernd dem Reiche entrissen. Wenige Jahre darauf zog Alarich dreimal vor Rom. Seine Nachfolger führten die Westgoten nach Gallien und Spanien.

Nur zu bald folgten neue Verluste. Der Vandalenkönig Geiserich, vom römischen Statthalter Bonifacius gerufen, unterwarf die ganze Nordküste Afrikas und rückte bis vor die Thore Karthagos (429—434). Dieses selbst fiel 439 und damit die Römerherrschaft in Afrika überhaupt. „Die üppige Kornkammer Roms, das Gebiet, wo der römische Adel seine grofsartigsten Güter besafs, war gröfstenteils verloren.“ Darauf plünderte eine vandalische Flotte die Küsten Siciliens und Unteritaliens, und 442 bestätigte ein schimpflicher Vertrag die frechen Eroberungen Geiserichs.

Kurz darauf brach der Hunnensturm nach Westen vor. Er zeigte noch einmal, was der Glanz des römischen Namens und die Überlegenheit der römischen Politik vermochten, solange ein Mann an der Spitze stand. Aëtius war unermüdlich thätig, um ein Bündnis zwischen allen Westgermannen, mit welchen die Römer bisher Beziehungen angeknüpft hatten, zustande zu bringen. Gallier, Burgunder, Franken, Westgoten und Alanen scharten sich um ihn, um die Hunnen und die von ihnen abhängigen Ostgermanen, vor allem die Ostgoten und Gepiden abzuwehren. Die grofse Völkerschlacht auf den catalaunischen Feldern (451) krönte die Bemühungen des Aëtius mit wohlverdientem Erfolg. Nicht minder grofs zeigte sich dieser Mann auch im folgenden Jahr, als er Attila zum Rückzug aus Italien zwang, allerdings durch den Heranzug des wackeren oströmischen Kaisers Marcian wesentlich

unterstützt.[1]) 453 starb Attila, und sogleich zerfiel sein Weltreich in seine Atome. Aber auch der Retter des Reiches kam bald darauf ums Leben. Seinen vielen Neidern lieh der knabenhafte Valentinian III. sein Ohr, und feile Mörder waren damals leicht zu haben, wenn es galt eine politische Gröfse zu stürzen und der ehrlosen Mittelmäfsigkeit den Weg zu ebnen.

Die Strafe folgte dieser Schandthat auf dem Fufse. Das seines Retters und Leiters beraubte Italien wurde schon im nächsten Jahr 455 von den Vandalen heimgesucht, nachdem Valentinian III. selbst kurz vorher durch Meuchelmörder beseitigt worden war. Roms Plünderung genügte vor der Hand dem Vandalenkönig; es dauernd zu behalten, lag nicht in seiner Absicht. Um so mehr schickte er sich an, den letzten Überrest römischer Herrschaft in Afrika, Sizilien und Sardinien zu beseitigen. Vergeblich suchte der treffliche Kaiser Maiorian mit einer grofsen Flotte einen Hauptschlag gegen das Reich des Geiserich zu führen. Verrat hinderte ihn zu siegen und der „Königsmacher" Ricimer, welcher das germanische Element im Reiche repräsentirte und eine Stellung wie Stilicho einzunehmen gedachte, beseitigte den trefflichen Kaiser (461), welcher auch in Gallien durch den Grafen Aegidius, Vater des Syagrius[2]), und mit Hülfe der Franken die übrigen Germanen im Zaum zu halten wufste.



Porta Nigra zu Trier.

Noch eine Reihe von Kaisern setzte Ricimer ein und ab, kurz vor seinem Tode 472 plünderte er sogar die Stadt Rom selbst, als er den Kaiser Anthemius stürzte. Aber zu allem Unglück kam, dafs jetzt ein enger Bund zwischen Westgoten und Vandalen zustande kam. Der letzte Rest

[1]) Legende und bildende Kunst (man erinnere sich an das Meisterwerk Raphaels) haben das Verdienst, Attila zum Abzuge gebracht zu haben, dem Papste Leo dem Grofsen beigelegt.

[2]) Dieser hielt sich noch 10 Jahre länger als das weströmische Reich, bis er 486 in der Schlacht bei Soissons dem Frankenkönig Chlodowech erlag.

der Römerherrschaft in Südgallien wurde damals vernichtet, und von den Vandalen gar das Ostreich schwer bedrängt. Als endlich die gröfstenteils germanischen Truppen des italischen Oberfeldherrn Orestes (des Vaters des letzten Kaisers Romulus Augustulus) sich empörten, stellte sich der kühne Odovakar an ihre Spitze, besiegte und tötete den Orest und stiefs den letzten römischen Kaiser vom Thron. Als König von Italien regierte Odovakar an der Spitze der weiter eindringenden Germanen, der Heruler, Rugier, Sciren, ja er suchte und erlangte auch eine äufsere Anerkennung seitens des byzantinischen Kaisers Zeno.

Nur wenig länger als ein Jahrzehnt dauerte seine Herrschaft unbestritten, da rückte der in Sage wie Geschichte berühmteste Germanenfürst Theoderich der Grofse mit seinen Ostgoten in Italien ein, um hier ein mächtiges Germanenreich zu gründen (493). Nach zwei Menschenaltern erlag auch dieses wieder dem neu erstarkten Kaisertum Justinians. Seine Erbschaft traten endlich die Longobarden an (568).

Im Laufe des 5. Jahrhunderts sind sämtliche Provinzen des weströmischen Reiches in die Hand der Germanen ge-



Das Denkmal der Secundiner
(die sogen. Igeler Säule unweit Trier)

fallen.[1]) Sechs gröfsere Germanenreiche waren an ihre Stelle getreten: die Herrschaft der Vandalen, der Westgoten, der Sueven, der Franken, der Odovakar'schen Scharen und der Ostgoten. Die unaufhörlichen Eroberungszüge der Germanen führten zu einer Umgestaltung der Bevölkerung, des Volkstums, der Gesellschaft und ihrer Kultur.

Manches andre trug allerdings dazu bei, den Zersetzungsprozefs im weströmischen Reich zu beschleunigen.

Die fortwährenden Kämpfe um die Kaiserwürde, die schnell auf einander folgenden Heeresrevolutionen, welche z. T. durch germanische Einfälle gestützt wurden, hatten dazu beigetragen, den morschen Bau des Reiches von Grund aus zu erschüttern. Nicht überall, aber doch häufig genug hatten wilde Volksaufstände der verzweifelten Stimmung des unterdrückten Volkes Luft gemacht. Jahrzehntelang wurden die früher so blühenden gallischen Provinzen durch die Bauern- und Sklavenaufstände der „Bagauden" schwer heimgesucht. Seit Konstantin wurde Afrika durch die Kämpfe mit den Donatisten, welche den staatlich anerkannten Bischöfen eigene Bischöfe gegenüberstellten, in Verwirrung gebracht. Als Konstans (337—350) die den Donatisten gewährte Duldung wieder aufhob, brach aufs neue ein wilder Sturm des Aufruhrs über Afrika aus. Scharen von Asketen und alle unzufriedenen sozialen Elemente schlossen sich an: Haufen von flüchtigen Sklaven und verarmten Bauern, zugleich alle nationalen Elemente, welche die damalige Römerherrschaft als Druck empfanden. Mit nationaler Antipathie verband sich ein religiöser Fanatismus, dem ja schon ein Konstantin der Grofse hatte Konzessionen machen müssen. „Der Rassenkampf und die soziale Revolution der Schwarmgeister brach über Afrika herein, und als sie endlich niedergeschlagen waren, blieb doch der Donatismus, gestützt vor allem auf die eingeborenen Elemente, in alter Kraft bestehen."

Spanien litt durch die Erhebungen des Gerontius und die nachfolgenden Raubfahrten der Sueven, Vandalen und Alanen, welche in dieser bisher verschont gebliebenen Provinz Jahrzehnte lang schrecklich gehaust haben. Britannien war eine Beute der wilden Völker des Nordens geworden.

Es war unausbleiblich, dafs die Wirkungen solcher Katastrophen nach und nach die Kräfte des Reiches verzehrten und die Widerstandsfähigkeit bei erneuten Einfällen der Barbaren geringer wurde.

Dazu kamen die endlosen Zerwürfnisse zwischen Athanasianern und Arianern, die Kämpfe gegen die Nestorianer, welche zwei getrennte Naturen

[1]) Auch Britannien ist bekanntlich seit 449 von zahlreichen Einwanderern aus angelsächsischem Geschlecht besiedelt worden.

in Christus annahmen, gegen die Monophysiten und Monotheleten. Diese fortwährenden Streitigkeiten zogen dem Christentum den Vorwurf zu, dafs es die zunehmende Schwäche und den bevorstehenden Untergang des Römerreichs verursacht habe, ein Tadel, gegen den der hl. Augustinus sein Hauptwerk „über das Reich Gottes“ schrieb. In Wahrheit war viel eher das Gegenteil der Fall. Die orthodoxe katholische Kirche, mit ihrem für das Abendland schon damals bedeutsamen Mittelpunkt des römischen Bistums, ist die Macht gewesen, die mehr als alles andre die verschiedenen Provinzen des Römerreiches wie mit einem einigenden Bande zusammengehalten und den allgemeinen Zerfall aufgehalten hat, so lange es noch möglich war.

Indem dieses Band durch den Arianismus der Germanen zerstört ward, sank auch die letzte Stütze der Reichseinheit dahin. Die römische Kultur, welche bisher die meisten Länder des Mittelmeers mit ihrer einigenden Kraft umfafst hatte, war ohnehin nicht mehr imstande gewesen, jenem merkwürdigen Prozefs der Auflösung des Römerreichs in seine einzelnen Landschaften und Nationen wirksam vorzubeugen. Rom und Italien hatten thatsächlich schon einige Zeit aufgehört, der Mittelpunkt der Kultur der Provinzen zu sein. Eine neue eigenartige Epoche beginnt: die Zeit des Romanentums. Die volkstümlichen Elemente, welche längere Zeit durch die höhere Kultur Roms zurückgedrängt worden waren, gingen einen Bund ein mit der neu eindringenden germanischen Nationalität. Eine Verrohung, ein teilweises Zurücksinken in Barbarei war unausbleiblich. Aber die gesunde Kraft der jugendfrischen Völker war auch manchen Einflüssen der auf sie einwirkenden höheren Kultur zugänglich. Die Elemente der römischen Bildung wirkten noch lange belebend und befruchtend auf die romanische Welt ein, bis Roms Kultur in der Zeit des Humanismus wieder die allverehrte Beherrscherin der Welt geworden ist.

Die römische Kultur und die Gegenwart.

Für den Wert einer Sache ist nicht nur ihre Zeitdauer mafsgebend. Immerhin aber ist das, was in der Geschichte der Völker Jahrtausende überdauert und sich als brauchbar erwiesen hat, bedeutsam genug, dafs es die Aufmerksamkeit und die Wertschätzung des Kulturhistorikers beanspruchen

darf. So die römische Kultur. Wie gewaltig und lebendig ist ihr Einflufs geblieben, lange noch nachdem das römische Reich zerfallen, nachdem Jahrhunderte hindurch die eigenartige Entwickelung der germanischen Völker sie verdrängt hatte.

Die römische Sprache war, mit fremdartigen Elementen untermischt, das ganze Mittelalter hindurch die Sprache der Höhergebildeten. Selbst für die unmittelbare Gefühlsäufserung des Briefes blieb sie bis ins 14. Jahrhundert hinein die herrschende Sprache. Gerade damals aber, als sich die Volksbildung in allen einzelnen Reichen zu heben begann, als man anfing, die heimischen Dialekte auch zum Range einer Schriftsprache zu erheben, erwachte die Begeisterung für die alte klassische Litteratur in einer bisher ungeahnten Weise. Bald ward es Kennzeichen einer höheren Bildung, ciceronisches Latein schreiben, in Versen mit Ovid wetteifern zu können. In den 3 Jahrhunderten nach der Reformation blieben römische Sprache und Litteratur die Grundlage der höheren Bildung.

Gerade die Zeit des Humanismus liefs auch das römische Recht zu neuer Bildung kommen. In fast allen Staaten bildete es lange Zeit die Hauptnorm für alle Rechtsverhältnisse: alle modernen Rechtsbücher sind bei ihm in die Schule gegangen.

Von den Elementen der römischen Kunst ist die mittelalterliche Kunst überall abhängig. Die Renaissance kehrte zu den originalen Vorbildern zurück, und die heutige Kunst sieht und sucht in beiden ihre unerreichten Vorbilder.

In allen Zweigen des gewöhnlichen Lebens stofsen wir auf Reste römischer Kultur. Unser Kalender ist der römische, beim Wege- und Brückenbau sind die römischen Architekten unsre Meister. Unsre Schriftzeichen sind römischer Abkunft, unsre Ausdrucksweise lehnt sich, vielmehr als unsre Puristen träumen, an römische Redewendungen an, unsre Dichter bedienen sich der Bilder und Tropen der antiken Dichter. Mafs und Gewicht basiert auf römischer Grundlage.

Die Stadt Rom aber ist noch jetzt in zweifacher Beziehung Mittelpunkt und Hauptstadt der Welt. Als Sitz des Papsttums sehen mehr als 100 Millionen Menschen in dieser Stadt das Haupt, von welchem sie ihre Weisungen, ob Segen oder Fluch, zu erwarten haben. Rom zu schauen ist das Sehnen aller frommen katholischen Herzen.

Aber auch eine andere Gemeinde versammelt sich in Rom und sieht in dieser Stadt das Ideal ihrer Wünsche verkörpert. Die Jünger der Kunst ziehen in Scharen dorthin, und wer Sinn und Verständnis für die Bedeutung

der römischen Kultur besitzt, pilgert hierher, um sich an den denkwürdigen Überresten der antiken Welt zu erbauen und die Stätte mit eigenem Auge zu sehen, wo so grofses entstanden ist.

Roms Kultur, längst erstorben und doch ewig jung und lebenskräftig! So lange sie in den kommenden Geschlechtern die Herzen zu begeistern und die Geister zu erwecken versteht, wird die Barbarei, der sie einmal zu erliegen drohte, nicht wiederkehren.

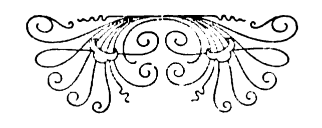


Die Göttin Roma.

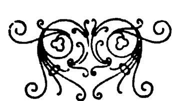


Sachregister.

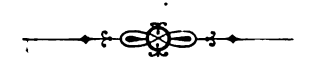
Bearbeiter: Dr. Otto Henne am Rhyn.



Verzeichnis der Tafeln und Karten.



Verzeichnis der im Texte aufgenommenen Abbildungen.



Inhaltsverzeichnis.

Berichtigungen.

Seite	195	Zeile	17	lies:	diese verschiedene Volksstämme.
„	199	„	33	„	dem menschlichen.
„	249	„	15	„	erzählt ward.
„	255	„	23	„	welche.
„	259	„	11	„	vadimonischen.
„	269	„	19	„	vielfältig.
„	292	„	5	„	bedeutendste.
„	301	„	31	„	machen
„	369	„	1	„	Konstantius.
„	379	„	29	„	enthalten.
„	436	„	10	„	Lucanus.
„	448	„	1	„	Tische.
„	472	„	1	„	306—337.
„	472	„	28	„	in der Zeit.
„	476	streiche Aulus nach Vitellius			
„	512	Zeile	1	lies:	Achämenidenreiches.
„	514	„	30	„	$1^1/_2$ Mark.
„	516	„	30	„	Pertinax.
„	520	„	31	tilge	[1])
„	558	„	34	lies:	zeitgenössischen Kirchenväter.



Druck v. Friesenhahn & Planken, Bendorf a. Rh.

